

Carlos Alberto Haas

Das Private im Ghetto

Jüdisches Leben im
deutsch besetzten Polen
1939 bis 1944



Wallstein

Carlos Alberto Haas
Das Private im Ghetto

Das Private im Nationalsozialismus

Herausgegeben von Johannes Hürter und Andreas Wirsching,
im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte München–Berlin

Band 3



Carlos Alberto Haas

Das Private im Ghetto

Jüdisches Leben im deutsch besetzten Polen
1939 bis 1944

WALLSTEIN VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2020
www.wallstein-verlag.de

Zugleich Dissertation an der Ludwig-Maximilians Universität München (2018).

Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond und der Frutiger

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf, unter Verwendung einer Fotografie aus dem Yad Vashem-Archiv: Lodz. Juden verabschieden sich von ihren Verwandten vor ihrer Deportation [Datum unbekannt]. © Yad Vashem Archives, 4062/70.

ISBN (Print) 978-3-8353-3843-2

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4572-0

INHALT

Editorial 7

Einleitung 11

 1. Auswahl der Ghettos 15

 2. Zum Quellenkorpus 23

 3. Forschungsstand 33

 4. Methodische Grundlagen. 42

I. Kontinuitätslinien jüdischen Lebens 49

 1. Die jüdische Bevölkerung Polens in der Zwischenkriegszeit . . . 49

 2. Neue Grundlagen – Kriegsausbruch und Kampfhandlungen . . . 77

II. Rahmenbedingungen des Privaten
 im Ghetto 101

 1. Private Zeit 101

 2. Privater Raum 141

III. Individuum und sozialer Nahbereich 207

 1. Alleinsein im Ghetto 207

 2. Nähe und Distanz 252

IV. Religion und Glaube 303

 1. Jüdische Religion als Deutungsressource 307

 2. Individuelle Identitätskonstruktion. 320

Transformationen des Privaten 323

Dank	335
Anhang	337
Abkürzungen	337
Quellen- und Literaturverzeichnis	338
Personenregister	368

EDITORIAL

»Nein, in Deutschland gibt es keine Privatsache mehr!« Diese Formulierung von Robert Ley, dem Leiter der Deutschen Arbeitsfront, spiegelt den unbegrenzten Machtanspruch der nationalsozialistischen Diktatur wider. Doch entsprach sie der sozialen Realität zwischen 1933 und 1945? Inwieweit wurden die Grenzen des Privaten tatsächlich eingerissen? Das NS-Regime ging mit den tradierten, im Kern bürgerlich-liberalen Vorstellungen von Privatheit erstaunlich flexibel um. Je nach ideologischer Kategorisierung und politischem Kalkül wurden private Bereiche in Frage gestellt, eingeschränkt und zerstört, aber durchaus auch gewährt, begünstigt und propagiert. Die privaten Wünsche und Sehnsüchte der Deutschen konnten mit der nationalsozialistischen Herrschaft in Konflikt geraten, sich mit ihr arrangieren oder sogar zu gegenseitigem Vorteil sich eng mit ihr verbinden. Privatheit verschwand nicht, musste jedoch den Bedingungen der Diktatur angepasst werden.

Die soziale Praxis des Aufeinandertreffens von »privat« und »öffentlich« war für die Geschichte des Nationalsozialismus von fundamentaler Bedeutung, blieb aber bisher weitgehend unerforscht. Hier setzt das von uns geleitete Forschungsprojekt des Instituts für Zeitgeschichte München–Berlin an, das der Frage nachgeht, wie sich das Verhältnis zwischen privaten Lebensentwürfen und öffentlichen Gewaltansprüchen gestaltete. Das Projekt wurde von Juli 2013 bis Juni 2017 von der Leibniz-Gemeinschaft gefördert und stand in enger Kooperation mit der University of Nottingham (Prof. Dr. Elizabeth Harvey) und dem Deutschen Historischen Institut in Warschau. Es zielt darauf, mit dem Privaten ein zentrales Thema der nationalsozialistischen Gesellschaftsgeschichte konzeptionell und analytisch neu zu erschließen. Das Projekt dient darüber hinaus der Internationalisierung der NS-Forschung, indem es deutsche, angelsächsische und polnische Zeithistoriker/innen in der Diskussion eines innovativen Forschungsvorhabens zusammenführt.

Unser Projekt, dessen wichtigste Erträge in der vorliegenden Reihe publiziert werden, kommt im Wesentlichen zu drei Ergebnissen. Erstens bestätigt sich, dass Privatheit im »Dritten Reich« immer prekär war, etwas, das stets angefochten werden konnte und immer wieder neu ausgehandelt werden musste. Das galt besonders für politisch oder rassistisch Verfolgte und für die Bevölkerung der besetzten Gebiete; das galt aber auch für die »arische« Mehrheitsgesellschaft. Niemand konnte sich sicher sein, ob, wann und inwieweit etwa die Reaktion auf nonkonformes Verhalten, eine rassenideologisch geprägte Gerichtsverhand-

lung oder eine Denunziation das zunichtemachten, was zuvor als Privatheit zugestanden worden war.

Zweitens wird ein »normales privates Leben« als ein Versprechen identifiziert, mit dem das Regime seine Herrschaft legitimieren, Massenanhang gewinnen und sich von den wirtschaftlichen Krisen, politischen Konflikten und als negativ empfundenen sozio-kulturellen Liberalisierungen der Weimarer Republik abheben wollte. Die Gewährung »privaten Glücks« wurde als Ressource zur Stärkung der »Volksgemeinschaft« eingesetzt. Die Verheißung und Förderung von privaten Interessen, Familienleben und Konsum bildeten keinen Gegensatz, sondern einen komplementären Ausgleich zur nationalsozialistischen Politik des »Gemeinnutzes« und der Massenmobilisierung.

Drittens fügten viele »Volksgenossen« von sich aus ihre eigenen privaten Entwürfe, Wünsche und Lebensweisen in das politische System des Nationalsozialismus ein und stützten es dadurch. Vor die Entscheidung gestellt, sich zum Nationalsozialismus zu verhalten und auch ihr privates Selbst »für oder gegen« zu positionieren, nutzten sie, ob aus Überzeugung oder aus Opportunismus, aktiv die Möglichkeiten, ihre persönlichen Interessen innerhalb des von den Machthabern gesetzten Rahmens zu verfolgen – häufig zulasten der Opfer des NS-Regimes. Auch hier zeigte sich die Politisierung des Privaten.

In unserem Projekt entsteht ein breites Panorama, was Privatheit in der NS-Diktatur bedeutete. Ob den »Volksgenossen« vor Gericht oder den Wehrmachtsoldaten und ihren Angehörigen im Heimaturlaub eine Privatsphäre zugestanden wurde oder nicht, ob ein regimekonformes Ehepaar sein Familienleben und die Erziehung der Kinder den nationalsozialistischen Vorstellungen anpasste, ob jüdische Ghettobewohner in Polen sich mit bestimmten Praktiken einen Rest an Privatheit bewahrten: Das Private im Nationalsozialismus erwies sich durchgehend als vielschichtiger Erfahrungs- und Handlungsraum, in dem Privatheit sowohl eine systemstabilisierende Ressource als auch eine individuelle Strategie war. In diesem Raum vermengten sich die Interessen von Regime und Individuen viel häufiger und ließen sich viel besser vereinbaren, als das die Forschung zuvor angenommen hatte.

Die Ausgangshypothese des Projekts war, dass Privatheit im NS-Staat keineswegs nur dichotomisch vom Gegensatz einer privaten Sphäre, die verteidigt werden musste, und einer öffentlichen Ordnung, die das Private kontrollieren und gewaltsam verändern wollte, geprägt worden sei. Vielmehr wurden eine Verflüssigung der Grenzen sowie ein unterschiedlich ausdifferenziertes Wechselspiel staatlicher Konzessionen und Repressionen mit persönlichen Anpassungen und Aneignungen vermutet. Diese Vorannahme wird durch die Projektergebnisse bestätigt. Das dadurch geschaffene neue Verständnis für die Komplexität des Privaten in der NS-Diktatur belegt seine hohe Relevanz für die

Geschichte des Nationalsozialismus und den heuristischen Wert des Privatheitbegriffs als Analysekategorie. Hieran werden, so hoffen wir, künftige Forschungen mit Erkenntnisgewinn anknüpfen können.

Johannes Hürter
Andreas Wirsching

EINLEITUNG

Im Sommer 1942 deportierten die deutschen Besatzer die meisten Bewohner des Warschauer Ghettos in Vernichtungslager und brachten sie dort um.¹ Eugenia Szajn-Lewin, zu diesem Zeitpunkt 33 Jahre alt, konnte sich auf der sogenannten »arischen« Seite der Stadt verstecken und entging so den Massen-deportationen. Doch auch sie überlebte den Holocaust nicht. 1944 machten die Deutschen sie ausfindig, verhafteten sie und ermordeten sie schließlich in Treblinka. In ihrem Tagebuch, das für die Zeit von 1942 bis 1944 überliefert ist, hielt sie nicht nur ihre eigenen Erlebnisse fest, sondern beschrieb auch immer wieder die allgemeine Stimmung im Ghetto. Besonders eindrücklich schilderte sie im August 1942, wie die verbliebenen Ghettobewohner versuchten, miteinander in Kontakt zu treten:

»Man hat die Wände auf den Böden, die die Nachbarhäuser miteinander verbinden, herausgenommen. Über die Dachböden gelangt man von einer Fabrik zur andern. Auf die Art besuchen die Leute nach der Arbeit ihre Verwandten und Freunde. In Nalewki hat man die Kellermauern durchbrochen, so dass man sogar aus den abriegelten Fabriken außerhalb des Ghettos ins zentrale Ghetto kommt. Es ist gefährlich, auf Gendarmen oder SS zu stoßen, aber das Bedürfnis, seine Angehörigen zu sehen, ist stärker als die Angst.«²

Bereits diese wenigen Zeilen verdeutlichen sehr eindringlich, welche Risiken die Menschen im Ghetto auf sich nahmen, um ihren Familien und Freunden nahe zu sein – trotz der permanenten existenziellen Bedrohung. Klar zu greifen ist auch die Kreativität, mit der sie auf die massiven Einschränkungen ihres Lebens reagierten, um ihre Ziele zu erreichen. Da der öffentliche Raum der Straße nicht mehr zur Verfügung stand, rissen die Ghettobewohner die Wände ihrer Keller und Dachböden ein und verschoben so die herkömmlichen Grenzen zwischen privater und öffentlicher Sphäre. Auf diese Weise gewannen sie die verlorene Bewegungsfreiheit ein Stück weit zurück – eine Grundvoraussetzung, um ihren Wunsch nach Nähe erfüllen zu können.

1 In der vorliegenden Arbeit wird im Sinne des besseren Leseflusses die Schreibweise »Ghetto« verwendet. Die alternative Schreibweise »Getto«, die sich in Quellen aus dem Betrachtungszeitraum ebenfalls findet, wird nur in wörtlichen Zitaten beibehalten, dort aber nicht jedes Mal als original gekennzeichnet.

2 Szajn-Lewin, Aufzeichnungen, S. 66.

Dieser Wunsch steht scheinbar im Widerspruch zu den Erfahrungen von fehlendem Abstand und Enge, die zuvor das Leben in den hoffnungslos überfüllten Ghettos geprägt hatten. Doch Nähe und Distanz verhalten sich komplementär zueinander. Nur aufeinander bezogen eignen sie sich, um die vielfältigen Formen menschlichen Miteinanders analytisch zu fassen, die sich während der deutschen Besatzung in den jüdischen Zwangsgemeinschaften herausgebildet hatten. Noch zwei weitere Charakteristika des Gegensatzpaares deuten sich im obigen Beispiel an: Zum einen mussten Nähe und Distanz unter den prekären Bedingungen der Ghettos durch situativ bedingtes Handeln immer wieder neu konstituiert werden. Zum anderen weisen beide Pole über das rein Individuelle hinaus und lassen übergeordnete Strukturen wie das Private hervortreten.

Ausgehend von diesen ersten Beobachtungen, schlägt dieses Buch das Private als neue analytische Perspektive der Ghetto-Forschung vor. Es versteht das Private als Set sozialer Praktiken, mit deren Hilfe Ghettabewohner Nähe oder Distanz bewahren oder neu schaffen konnten, und untersucht, wie sich diese Praktiken im Laufe der Zeit veränderten. Was lässt sich Neues über die individuelle Erfahrungsebene jüdischer Opfer herausfinden, wenn man diese Perspektive einnimmt? Wie beschrieben die Ghettabewohner selbst in Tagebüchern und Briefen die radikalen Eingriffe in ihre Umwelt und deren Auswirkungen auf private Praktiken? Inwiefern erschloss sich ihnen hieraus ein tieferes Verständnis der Gegenwart?

Diese Studie geht diesen Fragen am Beispiel der beiden Großghettos in Warschau und Litzmannstadt (Łódź) sowie der zwei kleineren Ghettos in Tomaszów (Tomaszów Mazowiecki) und Petrikau (Piotrków Trybunalski) nach und gliedert sich in vier Kapitel. Am Anfang steht ein kurzer Überblick über wichtige soziale, kulturelle und politische Tendenzen innerhalb der jüdischen Bevölkerung Polens (Kapitel I). Nur wenn man die große Bandbreite des polnischen Judentums der 1920er und 1930er Jahre berücksichtigt, deren Wurzeln bis weit ins 19. Jahrhundert zurückreichen, lassen sich die Transformationsprozesse in den Ghettos verstehen. Die Zeit vor Kriegsausbruch war ein Bezugspunkt, der im Laufe des Krieges nie ganz verschwand, und auch die verschiedenen Erfahrungsräume und Wissenssysteme, die sich in den sehr unterschiedlichen Lebenswelten herausgebildet hatten, blieben in den Ghettos prägend. Ähnliches gilt hinsichtlich der Kampfhandlungen im September 1939. Flucht und Tod, Ausbombungen und Umsiedlungen, Annexion und Terror hatten tiefgreifende Folgen für das Leben der polnischen Gesamtbevölkerung und insbesondere der Juden. Somit traten innerhalb sehr kurzer Zeit neben die gewachsenen Strukturen der Vorkriegsjahre neue Grundlagen, die sich während der Kriegszeit ebenfalls auf private Praktiken auswirkten.

Generell waren zeitliche und räumliche Strukturen unter deutscher Besatzungsherrschaft in hohem Maße instabil und veränderten sich ständig (Kapitel II). Inwiefern konnten die Ghattobewohner den permanenten Wandel wahrnehmen? Wie gelang es ihnen, sich immer wieder neu an die fragilen Rahmenbedingungen des Privaten anzupassen? Sei es mit Blick auf die Routinen des Alltags oder auf die Deutung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, sei es an neuralgischen Punkten wie der Abriegelung der Ghettos oder hinsichtlich der Erfahrung räumlicher Enge: Stets mussten die Insassen der Ghettos ihre sozialen Praktiken situativ anpassen und zum Teil grundlegend revidieren. Das Kapitel fragt, welchen verallgemeinerbaren Transformationsmechanismen die Praxisfelder Nähe und Distanz hierbei unterlagen.

Wie gestaltete sich unter diesen Bedingungen das Verhältnis des Individuums zu seinem sozialen Nahbereich (Kapitel III)? Wie konnten sich die Menschen im Ghetto Momente des Alleinseins schaffen, wie Unabhängigkeit und Selbstbestimmung aufrechterhalten? Im Schreiben und stillen Lesen ließen sich beide Bedürfnisse miteinander verbinden. So verrät die Analyse dieser beiden Praktiken zunächst einiges über die Strategien, äußerlich Distanz zu den Mitmenschen aufzubauen. Darüber hinaus lässt sich der Reflexions- und Verständnisprozess greifen, der auf den Seiten von Tagebüchern und Briefen oder beim Lesen von Büchern zum Tragen kam und Residuen menschlicher Autonomie ermöglichte. Schließlich erlaubt der Blick auf die direkten Entstehungskontexte von Ego-Dokumenten, die Genealogie eines großen Teils der in diesem Buch verwendeten Quellen in die Fragestellung zu integrieren.

Im zweiten Teil des dritten Kapitels weitet sich die Perspektive vom Individuum auf zwischenmenschliche Beziehungen. Bestimmte Voraussetzungen für Liebe und Sexualität, für Freundschaft und Familie, die vor dem Krieg als selbstverständlich galten und nicht hinterfragt werden mussten, gab es unter den Bedingungen der Ghettos nicht mehr oder nur in stark veränderter Form. Wie gingen die Ghattobewohner damit um? Wie schafften sie es, Nähe und Distanz neu auszuhandeln, kreativ zu rekonstruieren oder radikal umzudeuten? Welche Folgen hatte das für das normative Gefüge der Ghattogesellschaften?

Wahrnehmung und Deutung der Gegenwart kamen nicht ohne Rückgriff auf herkömmliche Referenzrahmen aus. Das letzte, etwas kürzere Kapitel untersucht mit Religion und Glaube eines dieser Bezugssysteme, das sich unter den Bedingungen der Ghettos für viele Menschen als wirkmächtige Deutungsressource und praktikables Mittel der Identitätskonstruktion erwies (Kapitel IV). Die Religion bot pragmatisch-konkrete Orientierung für den Alltag, hielt aber auch mögliche Antworten auf Fragen nach Natur und Sinnhaftigkeit der aktuellen Erfahrungen und Ereignisse bereit. Deshalb scheinen viele der grundsätzlichen Überlegungen, die die Juden im Zusammenhang mit dem Privaten

im Ghetto anstellten, in diesem Kontext noch einmal verdichtet auf: Welche Tragweite würden die fundamentalen Umwälzungen unter deutscher Besatzung haben, die sich alltäglich beobachten ließen? Weshalb waren ausgerechnet die Juden den katastrophalen Bedingungen der Ghettos ausgesetzt? Was war die tiefere Ursache für rassistische Fremdzuschreibung, Verfolgung und Vernichtung – und was ließ sich dem entgegensetzen?

Im Zentrum der Betrachtung steht das Individuum, der einzelne Ghettobewohner. Aus gutem Grund hat ein wichtiger Zweig der Holocaust- bzw. insbesondere der Ghetto-Forschung in jüngerer Zeit aus anthropologischer Perspektive argumentiert und betont, die Ghettobewohner hätten nicht als Juden, sondern vor allem als Menschen behandelt.³ Auf dieser Einsicht beruhen alle Ansätze, die die gesamte Bandbreite menschlichen Verhaltens in den Ghettos darstellen wollen und deshalb positive und negative Phänomene gleichermaßen berücksichtigen. Ein wichtiger Beweggrund hierfür war die Angst davor, Kategorien der Täter fortzuschreiben. Nun ist es richtig, dass es sich bei den Bewohnern der Ghettos um eine sehr heterogene Gruppe handelte, die zunächst nur aufgrund der Zuschreibung der nationalsozialistischen Rassengesetze als Juden definiert worden waren. Als solche wurden sie verfolgt, in den Ghettos interniert und schließlich dem weiteren Vernichtungsprozess ausgesetzt. Es gilt, die rassistische NS-Kategorisierung zu dekonstruieren, gleichzeitig aber ihre existenzielle Wirkmächtigkeit angemessen abzubilden. Auf diese Weise lässt es sich vermeiden, Täterkategorien implizit zu reproduzieren.

Darüber hinaus versteht die vorliegende Studie die kulturellen Prägungen der Ghettobewohner als Faktor, der bestimmte Verhaltensweisen zumindest bis zu einem gewissen Grad nachvollziehbar macht. Das Jüdisch-Sein in seinen vielgestaltigen Ausformungen spielte in diesen Prägungen eine bedeutende Rolle. Dies hat mit der normativen Kraft der von den Tätern im Zweiten Weltkrieg geschaffenen Fakten nicht direkt etwas zu tun. Vielmehr hatte sich das Judentum in der Zweiten Polnischen Republik als eigenständige Kultur fortentwickelt bzw. fortentwickeln müssen, und die Auseinandersetzung mit der eigenen Identität war ein integraler Bestandteil dieses Prozesses. Angesichts der Einstellung der polnischen nichtjüdischen Mehrheitsbevölkerung war es kaum möglich, das eigene Jüdisch-Sein abzulegen. Auch getauften oder völlig assimilierten Juden gelang es in den wenigsten Fällen, als »echte« Polen wahrgenommen zu werden. So begründet sich die Berücksichtigung der spezifisch jüdischen Prägung der meisten Ghettobewohner aus der historischen Konstellation der (polnischen) Vorkriegszeit und ist keine bloße Fortschreibung der biologistisch-rassistischen NS-Kategorie.

3 Diner, Perspektive, S. 25.

1. Auswahl der Ghettos

Die deutschen Besatzer errichteten in Osteuropa ab September 1939 ungefähr 1.200 Ghettos. Spätestens die Veröffentlichungen der beiden Enzyklopädien, die am United States Holocaust Memorial Museum (USHMM) in Washington, D.C. bzw. an der Holocaustgedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem entstanden sind, haben die Vielgestaltigkeit des Phänomens Ghetto eindrücklich vor Augen geführt.⁴ Die Definition eines Ghettos, die Martin Dean in seinem Einleitungstext zur USHMM-Enzyklopädie liefert, ist bewusst sehr allgemein gehalten, um dieser Komplexität Rechnung zu tragen. Ghettos waren demzufolge Räume, in denen Juden während des Zweiten Weltkrieges von Deutschen zusammengezogen wurden.⁵ Gängige Bilder, die mit dem Begriff landläufig assoziiert werden, erweisen sich angesichts dessen schnell als zu einseitig. Die Ghettos divergierten in ihrer jeweiligen Form stark, wobei sich drei hauptsächliche Unterscheidungsmerkmale feststellen lassen. Erstens unterschieden sie sich durch ihre topografische Ausdehnung und die Zahl ihrer Einwohner. Zweitens schwankte die Bestandsdauer eines Ghettos zwischen wenigen Wochen und mehreren Jahren. Drittens schließlich wiesen die einzelnen Ghettos unterschiedliche Grade der Abriegelung auf. Einige weitere Unterschiede ergaben sich in Abhängigkeit von diesen drei Hauptfaktoren, beispielsweise der Institutionalisierungsgrad der ghettointernen Selbstverwaltung oder die Entwicklung standortspezifischer Strategien im Umgang mit den Besatzern.

In Anbetracht der großen Zahl an Ghettos sind die genannten Unterscheidungsmerkmale zur Orientierung unerlässlich. Allerdings sollten von ihnen ausgehend nicht vorschnell Idealtypen konstruiert werden. Denn auch wenn Detailstudien über die große Masse der Ghettos nach wie vor fehlen, zeigen bereits die beiden Enzyklopädien, wie ausgeprägt die Unterschiede zwischen Ghettos sein konnten, die in den genannten Hauptmerkmalen übereinstimmen. Sie sind daher weniger Bausteine einer Typologie der Ghettos, als vielmehr Indikatoren, die auf mögliche unterschiedliche Erfahrungs- und Deutungshorizonte der jeweiligen Ghettobewohner hinweisen. Dies gilt es zu bedenken, will man die berechnete Forderung der jüngsten Forschung sinnvoll umsetzen, auch die Geschichte der kleineren und mittelgroßen Ghettos zu berücksichtigen.⁶ Ebenso wichtig wie die genannten Faktoren ist freilich die jeweilige Quellenlage, die gerade bei den kleineren Ghettos problematisch ist.

4 Miron/Shulhani (Hrsg.), *Yad Vashem Encyclopedia*; dies. (Hrsg.), *Yad Vashem Enzyklopädie*; Megargee (Hrsg.), *Encyclopedia*, Bd. 2.

5 Dean, *Introduction*, in: Megargee (Hrsg.), *Encyclopedia*, Bd. 2, S. XLIII.

6 Vgl. Lehnstaedt, *Kleine Ghettos*.

a) Die Größe der Ghettos

Im Zentrum dieser Untersuchung stehen, wie bereits erwähnt, die Ghettos in Warschau, Litzmannstadt, Petrikau und Tomaszow. Der augenfälligste Unterschied zwischen den vier Standorten liegt in der Größe der jeweiligen Ghettos, die sich hinsichtlich der Einwohnerzahl ebenso voneinander abhoben wie mit Blick auf die räumliche Ausdehnung. Den beiden Großghettos in Warschau und Litzmannstadt stehen die beiden kleineren Ghettos in Petrikau und Tomaszow gegenüber. In der Zwischenkriegszeit waren Petrikau und Tomaszow (bzw. Piotrków Trybunalski und Tomaszów Mazowiecki) Kleinstädte mit einem hohen jüdischen Bevölkerungsanteil, wie aus einer Volkszählung vom Dezember 1931 hervorgeht.⁷ Demnach zählte Piotrków insgesamt 51.349 Einwohner, von denen sich 11.400 selbst als »mosaischen Glaubens« bezeichneten, was einem Anteil von 22,2 Prozent entspricht. In Tomaszów lebten 38.020 Menschen, 11.310 von ihnen nach eigenen Angaben Juden, also 29,8 Prozent. Warschau und Łódź hingegen beherbergten die größten jüdischen Gemeinden Polens, in Warschau gab es mit 352.650 Juden gar die größte jüdische Gemeinde Europas (rund 30 Prozent der Gesamtbevölkerung). 1931 lebten in der Stadt Łódź 202.497 Juden (33,5 Prozent der Gesamtbevölkerung). Auch wenn sich die Bevölkerungszahlen bis 1939 noch geringfügig veränderten, so war das zahlenmäßige Verhältnis zwischen den genannten jüdischen Gemeinden und der nichtjüdischen Mehrheitsbevölkerung zu Beginn des Krieges grundsätzlich sehr ähnlich. In den ersten Kriegsmonaten allerdings siedelten die deutschen Besatzer in allen vier Städten Juden aus umliegenden Ortschaften an, gleichzeitig kam es zu zahlreichen Fluchten vor allem der männlichen Bevölkerung in östlichere Gebiete. Aus diesem Grund unterschieden sich die Bevölkerungszahlen bei der Abriegelung der Ghettos in Warschau und Litzmannstadt von denen, die der Zensus im Jahr 1931 ergeben hatte. Das Ghetto in Litzmannstadt erstreckte sich im Mai 1940 über eine Fläche von 4,13 Quadratkilometer und zählte etwa 160.000 Bewohner, was einer durchschnittlichen Bevölkerungsdichte von 40.000 Menschen pro Quadratkilometer entspricht.⁸ Die tatsächliche Dichte lag eher bei 60.000 Menschen pro Quadratkilometer, da nicht das gesamte Ghettogebiet bebaut war. Noch größere Enge prägte die Wohnsituation im Warschauer Ghetto, wo im Januar 1941 auf etwas über drei Quadratkilometern bebauter Fläche um die 400.000 Menschen lebten.⁹ Dies kam einer Bevölkerungsdichte von über 130.000 Menschen pro Quadratkilometer gleich. Verschiedene zeitgenössische Quellen geben an, dass Mitte 1940 in Petrikau

7 Die folgenden Zahlen bei Kosmala, Juden, S. 81-91.

8 Löw, Juden, S. 93.

9 Sakowska, Menschen, S. 56.

14.000 bis 20.000 Juden in 182 Wohngebäuden mit 4.178 Zimmern lebten (die Zahlenangaben schwanken hier stark).¹⁰ Durchschnittlich wohnten also etwa fünf Personen in einem Zimmer, das heißt 77 bis 110 Personen in einem Haus. In Tomaszów verteilten sich etwa 16.000 Juden auf insgesamt 250 Wohnhäuser, also im Durchschnitt 64 Menschen pro Haus.¹¹

Die genannten Durchschnittswerte zeigen, auf wie engem Raum die Ghettabewohner zusammenleben mussten. Besonders in Warschau und Litzmannstadt war die Bevölkerung aber nicht gleichmäßig über das Ghetto verteilt. Gebiete mit einigermaßen erträglicher Verteilung standen Bereichen gegenüber, in denen besondere Enge herrschte.¹² Für die Frage nach Nähe und Distanz ist zunächst die Bevölkerungsdichte von Bedeutung. Auch wenn diese in den Großghettos höher war, so kann doch auch für die kleineren Ghettos nur von unerträglichen Zuständen gesprochen werden.

Generell liegt die Vermutung nahe, dass Größe und Bevölkerungszahl des jeweiligen Ghettos, innerhalb derer sich das Individuum bewegte, Einfluss auf die Transformationen des Privaten hatten. Für die Ghettabewohner war es ein Unterschied, ob sie gemeinsam mit mehreren Hunderttausend Menschen in einem rundum durch mehrere Meter hohe Mauern und Stacheldrahtkonstruktionen abgeriegelten Gebiet oder in einer um das Zehn- bis Zwanzigfache kleineren Zwangsgemeinschaft in einer Kleinstadt leben mussten. Darüber hinaus ist gerade mit Blick auf Erfahrungen mit antisemitischen Maßnahmen und Verhaltensweisen in der Vorkriegszeit die Annahme gerechtfertigt, dass die Ghettoisierung als Teil deutscher antijüdischer Verfolgungspolitik in den kleineren Orten insgesamt anders wahrgenommen wurde als in den beiden polnischen Großstädten.¹³ Außerdem wirkten die gesellschaftlichen Strukturen, die sich in Tomaszów und Petrikau bereits vor 1939 anders entwickelt hatten als in den Metropolen, in den Ghettos fort.

Ein erheblicher Prozentsatz aller Ghettabewohner im Warthegau und im Generalgouvernement lebte (zumindest zeitweise) in kleinen oder mittelgroßen Ghettos. Laut Stephan Lehnstaedt trifft dies in den fünf Distrikten des Gene-

10 Kermish, *Destruction*, in: Giladi (Hrsg.), *Tale*, S. 323-353, hier S. 344 f. Die Faktenlage ist hier unklar. Ein Artikel in der dritten Ausgabe der »Gazeta Żydowska« vom 30. Juli 1940 behauptete, die jüdische Bevölkerung Petrikas habe Anfang September 1939 nur etwas mehr als 11.000 Personen umfasst. Eine 1942 von der Jüdischen Sozialen Selbsthilfe vorgenommene Zählung kommt gar nur auf 10.000. Laut Kermish waren die Angaben von dem Interesse geleitet, die Zahlen nach unten zu korrigieren, allerdings gibt er keine genaueren Gründe für seine Vermutung an.

11 Dean/Reichelt, Tomaszów Mazowiecki, in: Megargee (Hrsg.), *Encyclopedia*, Bd. 2, S. 335-338, hier S. 336.

12 Vgl. Sakowska, *Menschen*, S. 56.

13 Vgl. Lehnstaedt, *Kleine Ghettos*, S. 22.

ralgouvernements auf 733.000 von insgesamt 1,9 Millionen Ghettobewohnern zu, also auf knapp 40 Prozent. Im Warthegau, wo es deutlich weniger Ghettos gab, waren es 120.000 von insgesamt 330.000 Ghettobewohnern, also mehr als ein Drittel. Die Einbeziehung der beiden kleineren Ghettos in Petrikau und Tomaschow trägt dieser großen Personengruppe im Ansatz Rechnung. Allerdings zieht dies auch einige Probleme nach sich, die sich bei der Erforschung der großen Ghettos bislang noch nicht stellten. So sind aus Petrikau und Tomaschow schlichtweg viel weniger Quellen überliefert, große halboffizielle oder geheime Archive, die den Ghettoalltag umfassend dokumentierten, gab es dort nicht.

b) Bestandsdauer und Grad der Abriegelung

Allen vier Ghettos ist gemeinsam, dass sie mindestens zwei Jahre bestanden. Diese relativ lange Bestandsdauer begünstigte die Herausbildung von Strukturen, auf deren Grundlage sich private Bereiche überhaupt entwickeln konnten. Petrikau, häufig als das erste von Deutschen errichtete Ghetto überhaupt bezeichnet, existierte von Dezember 1939 bis zur Liquidierung Ende 1942, das Ghetto in Tomaschow wurde im Dezember 1940 eingerichtet und im Mai 1943 endgültig liquidiert. Das Warschauer Ghetto bestand von November 1940 bis zu seiner kompletten Zerstörung im Rahmen der Niederschlagung des Warschauer Ghettoaufstandes im Mai 1943. Am längsten von allen Ghettos im besetzten Osteuropa schließlich gab es das Ghetto in Litzmannstadt,¹⁴ das von April bzw. Mai 1940 bis August 1944, also mehr als vier Jahre existierte.

Ein genauer Blick auf die jeweilige Bestandsdauer der vier Ghettos bzw. auf den Zeitpunkt der Errichtung, an dem sich ebenjene Bestandsdauer naturgemäß festmacht, zeigt einen grundlegenden Unterschied auf. In Warschau und Litzmannstadt entstanden geschlossene, in Petrikau und Tomaschow hingegen offene Ghettos. Wie kam es zu diesen unterschiedlichen Entwicklungen? Zunächst wurden in allen vier Städten nach der Eroberung durch die Deutschen Judenräte eingesetzt. Den entsprechenden Befehl erteilte der Chef der Sicherheitspolizei Reinhard Heydrich in seinem Schnellbrief vom 21. September 1939.¹⁵

14 In der Forschung wird verschiedentlich die Bezeichnung »Ghetto Litzmannstadt« kritisiert. Richtig ist, dass nicht das Ghetto selbst nach Litzmann benannt wurde. Vielmehr handelt es sich um ein Ghetto, das Teil der Stadt Litzmannstadt war. Der offizielle Titel des dortigen Judenratsvorsitzenden lautete dementsprechend »Der Älteste der Juden in Litzmannstadt-Getto«. Analog spricht man nicht vom Ghetto Warschau, sondern vom Warschauer Ghetto. Gleichwohl findet sich auch der Ausdruck »Ghetto Litzmannstadt« in den Quellen. Vgl. Wiatr, Vorwort, in: Löw, *Getto łódzkie*, S. 15.

15 Schnellbrief des Chefs des Reichssicherheitshauptamtes, Reinhard Heydrich, an die Chefs der Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei, 21. September 1939, in: Jüdisches Historisches Institut Warschau (Hrsg.), *Faschismus*, S. 37-41, hier S. 38.

Demzufolge waren die Judenräte, in der Diktion Heydrichs »Jüdische Ältestenräte«, vor allem für die Umsetzung der antijüdischen deutschen Maßnahmen zuständig. Von der Forderung Heydrichs, Juden vom Lande in größeren Städten zu konzentrieren, waren die vier Standorte ebenfalls alle in dem Sinne betroffen, dass aus den umliegenden Siedlungen, Dörfern und kleinen Städtchen mit »jüdische[n] Gemeinden mit unter 500 Köpfen«¹⁶ Juden eingesiedelt wurden, wenn auch in unterschiedlichem Umfang. Die weitere Entwicklung vor Ort verlief allerdings jeweils anders und führte im Ergebnis zu den zwei bereits genannten unterschiedlichen Ghettotypen. In Warschau und Litzmannstadt entstanden Ghettos, die durch Stacheldraht bzw. mit Mauern physisch von der Außenwelt abgetrennt waren. Die Zugänge zu den Ghettos wurden bewacht, das Verlassen war den Bewohnern bei Strafe verboten. Gleichzeitig war Nichtjuden aus der umliegenden Stadt das Betreten ebenfalls prinzipiell verboten. In Litzmannstadt war die Isolation noch umfassender als in Warschau, da dort anders als in der vormaligen polnischen Hauptstadt im Zuge einer konsequent durchgeführten Germanisierungspolitik auch Polen aus- und »Volksdeutsche« eingesiedelt wurden. Diese Neuangesiedelten vermieden noch konsequenter als die polnische Bevölkerung den (illegalen) Kontakt mit den Ghettobewohnern. In Warschau und Litzmannstadt entstanden letztlich abgetrennte Räume mit klarer Begrenzung, die Zwangsgemeinschaft der Ghettobewohner manifestierte sich innerhalb dieser Grenzen. Aufgrund der Abriegelung ist es möglich, für beide Standorte eindeutige Daten anzugeben, an denen das Ghetto zu bestehen begann. An beiden Orten gab es Zeitpunkte, an denen alle Juden in einem klar definierten Gebiet konzentriert sein mussten, wo sie dann in einem weiteren Schritt eingesperrt wurden. In Litzmannstadt schlossen die Deutschen das Ghetto am 10. Mai 1940.¹⁷ In Warschau wurde das Ghetto am 16. November 1940 abgeriegelt, nachdem der dortige Distrikts-Gouverneur Ludwig Fischer am 2. Oktober einen Erlass über dessen Errichtung unterschrieben hatte.¹⁸ In beiden Städten ging der Abriegelung eine Phase des Übergangs voraus, geprägt von massiven antijüdischen Restriktionen und Umsiedlungen in die späteren Ghettogebiete. In diesem Zusammenhang von einer Vorphase zu sprechen ist deshalb gut möglich, weil sich mit der jeweiligen Ghettoschließung ein präziser Anfangspunkt und gleichzeitig eine klare qualitative Veränderung festmachen lassen. Aus der Chronologie der Ereignisse ergibt sich eine solche Einteilung nicht ohne Weiteres. Die Deutschen hatten lange Zeit keine klare Vorstellung, was mit den Juden in den eroberten Gebieten geschehen sollte. Insofern zielten

16 Ebd.

17 Vgl. Löw, Juden, S. 90.

18 Vgl. Sakowska, Menschen, S. 55.

ihre Handlungen in den ersten Kriegsmonaten nicht sofort auf die Errichtung von Ghettos in der Gestalt ab, in der sie dann insbesondere in Warschau und Litzmannstadt für mehrere Jahre bestehen bleiben sollten. So schreibt auch Heydrich in seinem Schnellbrief über die Konzentration der Juden zunächst nur von »Konzentrierungsstädten« oder »Konzentrierungspunkten«, die einzurichten seien. Den Begriff »Ghetto« verwendete er eher beiläufig an nur einer Stelle.¹⁹ Zunächst interpretierte die Forschung den Schnellbrief als Hinweis auf einen von Kriegsbeginn an bestehenden deutschen Plan, der die Vernichtung der Juden vorsah, auf die zielgerichtet hingearbeitet wurde. Die Ghettos seien von Anfang an als Vorstufe der Vernichtung konzipiert gewesen. Seit längerer Zeit gilt diese Deutung jedoch als widerlegt. Vorherrschend waren zu Beginn des Krieges Überlegungen, die Juden in einem eigenen Reservat entweder in den neu eroberten Gebieten – gedacht war an den Distrikt Lublin – oder gar im weit entfernten Madagaskar permanent anzusiedeln.²⁰ Die der Ghettoschließung vorausgehende Zeitspanne war eher eine Phase, die von kurzfristigen, situativ getroffenen Entscheidungen lokaler Autoritäten geprägt war, und weniger ein genau geplantes Vorstadium für die späteren Ghettos.

Auch in Petrikau und Tomaschow gab es Phasen der innerstädtischen Konzentration von Juden, die nach Vorgabe der deutschen Behörden vor Ort zu einem bestimmten Datum abgeschlossen sein sollten. Allerdings entstanden an diesen beiden Standorten sogenannte offene bzw. halboffene Ghettos. An beiden Orten waren die »Jüdischen Wohnbezirke« nicht von Stacheldraht oder Mauern umgeben, das Ghettogebiet war lediglich durch entsprechende Schilder gekennzeichnet, Wachen gab es keine. Offiziell galt ein Verbot, außerhalb bestimmter Zeiten das Ghettogebiet zu verlassen, innerhalb eines gewissen Zeitfensters war es den Ghattobewohnern aber gestattet, festgelegte Stadtteile aufzusuchen.²¹ Dies geschah vor allem, um Fabriken zu erreichen, in denen die Juden Zwangsarbeit leisten mussten. Das Verlassen des Ghettogebietes bedurfte innerhalb der genannten Rahmenbedingungen keiner weiteren Autorisierung durch die Deutschen, etwa in Form von Passierscheinen oder Ähnlichem. Die zeitlichen und räumlichen Einschränkungen der Bewegungsfreiheit konnten durch das (illegale) Ablegen der für Juden verpflichtenden Armbinden umgangen werden. Insgesamt war ein Austausch mit der polnischen und deutschen Bevölkerung außerhalb der Ghettos möglich.

19 Jüdisches Historisches Institut, Faschismus, S. 39.

20 Brechtken, Madagaskar.

21 Ring. I/879, Bl. 7: Der Stadtkommissar der Stadt Petrikau, Hans Drechsel, Verfügung vom 1. Dezember 1939. Unter Punkt V. heißt es: »Allen Juden wird hiermit verboten, ihre Wohnungen zu verlassen. Ausgangszeit ist innerhalb des Ghetto von 8 Uhr bis 15 Uhr, ausserhalb des Ghetto von 11 Uhr bis 13 Uhr.«

Die Deutschen implementierten in Petrikau erste Maßnahmen zur Errichtung des Ghettos bereits im Oktober 1939, weshalb dieser Standort häufig als erstes Ghetto des Zweiten Weltkriegs bezeichnet wird.²² Im Januar 1940 scheinen die internen Umsiedlungsmaßnahmen in vollem Umfang abgeschlossen gewesen zu sein, wenngleich in den behördlichen Verlautbarungen schon im November und Dezember des Vorjahres immer wieder von einem Ghetto die Rede war. Im Unterschied zu den beiden Großghettos in Warschau und Litzmannstadt gab es hier eben kein eindeutiges Datum, anhand dessen sich die Bestandsdauer des Ghettos terminieren ließe. Das Gleiche gilt für Tomaschow, wo der dortige Kreiskommissar Karl Glehn allerdings um einiges später, nämlich im Dezember 1940 die Einrichtung jüdischer Wohnbezirke befahl. Bereits einen Monat zuvor jedoch schrieb der damals 20-jährige Lutek Orenbach aus Tomaschow an seine Freundin Edith Blau in Minden/Westfalen: »Hier ist es gerade ruhig. Wir werden aus der Wohnung ausziehen. Es gibt hier auch eine Art Ghetto, aber nur ein provisorisches.«²³ Maßnahmen zur Konzentration der Juden, wie sie Orenbach in seinem Brief andeutete, waren bereits seit Jahresmitte 1940 angelaufen. Orenbach wusste sehr wohl von den Verhältnissen in anderen polnischen Städten, insbesondere in Warschau, und zog dieses Wissen zum Vergleich heran. Dass er die Entwicklung an seinem Aufenthaltsort dennoch nur bedingt einschätzen konnte, spiegelt die unklare Situation in Tomaschow wider. Eine Besonderheit des Tomaschower Ghettos war die Aufteilung in drei Teilghettos, die innerhalb der Stadt räumlich voneinander getrennt waren.²⁴ Wie bereits beschrieben waren die Ghettogebiete zunächst offen bzw. halboffen. Allerdings lösten die Deutschen am 15. Dezember 1941, also nach etwa einem Jahr, zwei der drei Teilghettos auf und riegelten das verbliebene Restghetto ab. In Petrikau und Tomaschow entstanden durch das Fehlen der physischen Abriegelung andere räumliche Grundbedingungen als in den beiden Großghettos. Trotz Kennzeichnungspflicht, Ausgangssperren und räumlicher Separierung war der Grad der Isolierung geringer. Das Gefühl, eingesperrt zu sein, war anders ausgeprägt als in den hermetisch abgeriegelten Großghettos. Wie oben bereits erwähnt gab es Kontaktmöglichkeiten mit der nichtjüdischen Bevölkerung vor Ort, da man den aufgezwungenen Wohnbereich zumindest

22 Ring. I/340, Bekanntmachung der Jüdischen Gemeinde an die jüdische Bevölkerung Piotrkóws vom 28.10.1939, Bl. 2. Es handelt sich um eine Aufforderung, bereits bis zum 31.10. in das als Ghetto vorgesehene Gebiet umzusiedeln. Bis Januar 1940 gab es mehrere Umsiedlungsfristen, was darauf hindeutet, dass die Umsiedlung nicht so rasch vonstattenging wie von den Deutschen geplant.

23 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 11. November 1940, Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*05, Doc. 70, S. 2.

24 Vgl. Dean/Reichelt, Tomaszów Mazowiecki, S. 335.

zeitweise verlassen konnte. Der Austausch von Waren und Informationen war hier wesentlich leichter, demzufolge konnte man mit den Repressionen der Besatzer anders umgehen. Außerdem bestand zumindest die Option, den überfüllten Wohnräumen und der sicherlich oftmals unwillkommenen Gesellschaft der anderen Ghettabewohner für eine gewisse Zeit zu entkommen.

Die Ghettos in Litzmannstadt, Warschau, Petrikau und Tomaschow lagen alle vier auf dem Gebiet der Zweiten Polnischen Republik, das 1939 deutsche Truppen eroberten. Sie waren unter deutscher Besatzung Teil des Reichsgaus Wartheland und somit des Deutschen Reiches (Litzmannstadt) bzw. des Generalgouvernements (Warschau im gleichnamigen Distrikt, Petrikau und Tomaschow im Distrikt Radom). Freilich errichteten die Deutschen auch in den Gebieten Ghettos, die sie erst 1941 im Zuge der »Operation Barbarossa« besetzten. Auf die Auswahl von Standorten in den Reichskommissariaten Ostland oder Ukraine, die in den ersten zwei Kriegsjahren unter Sowjetherrschaft gestanden hatten, verzichtet die vorliegende Studie, auch wenn jüngere Arbeiten eindrucksvoll gezeigt haben, wie aufschlussreich ein solcher Ansatz sein kann.²⁵ Für die Frage nach den Transformationen des Privaten ist jedoch ein Mindestmaß an strukturellen Gemeinsamkeiten notwendig, wie sie die Lage der vier Ghettos im Warthegau und im Generalgouvernement gewährleistet. Dasselbe gilt auch für die allen vier Ghettos gemeinsame Bestandsdauer von mindestens zwei Jahren, die eine Grundvoraussetzung für die Herausbildung von Privatheitsstrukturen war.

Ein systematischer Vergleich der vier Standorte ist nicht das Ziel dieses Buches. Vielmehr geht es darum, mit der Frage nach dem Privaten eine Möglichkeit aufzuzeigen, sinnvoll mit der großen Zahl an Ghettos umzugehen. Das Private als Nähe und Distanz zu verstehen ermöglicht einen Perspektivwechsel weg von der Frage, »ob« es einen Alltag in den Ghettos gegeben habe, hin zur Frage, »wie« Ghettabewohner mit den extremen Lebensbedingungen umgingen und »wie« sich ihre sozialen Praktiken veränderten. Die Frage nach dem »ob« (wie auch nach dem »was«) begünstigt eine additive Aufarbeitung einzelner Standorte, die tendenziell eher deskriptiv ist und letztlich einem mehr oder weniger gleichen Schema folgt. Gerade angesichts der großen Zahl an Ghettos ist ein solch enzyklopädischer Ansatz, an dessen Ende viele Einzelstudien mit sich ähnelnden Ergebnissen unverbunden nebeneinanderstehen, hermeneutisch nur wenig ertragreich, so spannend der konkrete Einzelfall zunächst auch sein mag. Übergeordnete, einem spezifischeren Erkenntnisinteresse folgende Fragen können der Alltagsgeschichte der Ghettos eine gewisse Richtung geben – wobei der

25 Vgl. Bethke, Messers Schneide.

Frage nach dem Privaten selbstverständlich keinerlei Alleingültigkeitsanspruch zukommt. Sie stellt nur eine von vielen denkbaren Möglichkeiten dar.²⁶

2. Zum Quellenkorpus

a) Egodokumente als Quellen

Da diese Arbeit im hohen Maße auf Ego-Dokumenten basiert, stehen am Anfang dieses Abschnitts über Quellenlage und Quellenauswahl einige grundsätzliche methodische Überlegungen zu Erkenntnismöglichkeiten und -grenzen dieser Quellengattung. Raul Hilberg teilt die Quellen des Holocaust in seiner gleichnamigen Studie in zwei Gruppen ein.²⁷ Quellen, die vor dem Zusammenbruch des NS-Regimes entstanden sind, bezeichnet er dort als Dokumente, Quellen aus der Zeit danach als Zeugnisse. Hilberg leitete also aus der zeitlichen Provenienz der Quellen klare Konsequenzen für deren Analyse ab. Indem er das Ende der NS-Herrschaft zur essenziellen Grundlage seiner Kategorisierung machte, markierte er eine Scheidemarke im Hinblick auf Wissen oder Nichtwissen um den Ausgang der NS-Herrschaft. Diese Unterscheidung ist für die Quellen der vorliegenden Arbeit selbstverständlich ebenfalls relevant. Allerdings sind bestimmte Aspekte dieser Einteilung insbesondere mit Blick auf die Quellen der Ghettoesgeschichte auch kritisch zu sehen. Viele Quellen aus den Ghettos, im Hilbergschen Sinne Dokumente, entstanden aus der bewussten Absicht heraus, die Lebensumstände in den jüdischen Zwangsgemeinschaften für die Nachwelt festzuhalten. Sie ließen sich daher mit einiger Berechtigung ebenfalls als Zeugnisse begreifen, das heißt, Hilbergs Kategorisierung ist mit Blick auf die Intention der Quellenurheber unscharf. Trotz dieser Einschränkung sei betont, wie wichtig der Unterschied zwischen retrospektiv entstandenen Quellen wie Autobiografien, Memoiren oder Testimonies auf der einen, und zeitgenössischen Ego-Dokumenten wie Tagebüchern, Briefen oder Postkarten auf der anderen Seite generell ist. Überlebende des Holocaust legten stets im Wissen um den Ausgang der Ereignisse Zeugnis ab, wohingegen die Verfasser der Ego-Dokumente jenen Ausgang eben nicht kannten.

26 Vgl. u.a. Bethke, Tanz; vgl. die aktuellen Dissertationsprojekte von Maria Ferenc an der Universität Warschau zu Gerüchten im Warschauer Ghetto, von Justyna Majewska an der Polnischen Akademie der Wissenschaften zu Zeit- und Zukunftsvorstellungen im Warschauer Ghetto, von Dagmara Szałtek-Niewińska zu sozialen Netzwerken im Kreis Krakau oder von Izabela Paszko am Institut für Zeitgeschichte in München über informelle Kommunikation im deutsch besetzten Polen.

27 Hilberg, Quellen, hier S. 21.

Das Verhältnis retrospektiver Quellen zu zeitgenössischen Ego-Dokumenten ist für die vorliegende Publikation aus einem weiteren Grund interessant. Die Einwände, die gegen eine Verwendung der ersten Quellenart (teilweise durchaus zu Recht) angeführt werden, verraten nämlich gleichzeitig viel über den Wert, welcher implizit der zweiten zugesprochen wird. So gründen sich Zweifel an der Erinnerungsleistung der Überlebenden, die sich rückblickend mit dem Holocaust auseinandersetzen, auf den mehr oder weniger großen zeitlichen Abstand.²⁸ Außerdem leitet sich aus einer grundsätzlichen Skepsis gegenüber möglichen Intentionen der jeweiligen Zeugen ein geringerer Quellenwert ab. Diese wie gesagt durchaus berechtigten Einwände vermischen sich fast immer mit dem eher unreflektierten Umkehrschluss, zeitgenössische Tagebücher gewährleisteten allein durch ihre größere zeitliche Nähe, das vermeintliche Fehlen eines Adressaten und somit auch einer sich vermeintlich unmittelbar erschließenden Intention einen größeren »Wahrheitsgehalt«. Nun ist es offensichtlich richtig, dass die Zeitverzögerung zwischen tatsächlichen Erlebnissen und der Niederschrift in ein Tagebuch in der Regel geringer ist als bei einem 30 oder 40 Jahre später gegebenen Interview, bei Memoiren oder Berichten. In der Tat mag der große zeitliche Abstand zu Ungenauigkeiten führen. Wichtiger ist aber die Feststellung, dass es im Falle des Tagebucheintrags überhaupt eine Zeitverzögerung gibt, wenngleich sie meist nur wenige Stunden, bisweilen einige wenige Tage beträgt. Außerdem schreibt der Verfasser eines Tagebuchs keineswegs nur das nieder, was er selbst erlebt hat, sondern auch, was ihm andere erzählt haben. Er wählt aus, er benennt, ordnet ein und deutet. Bei diesem Prozess beeinflussen ihn ganz unterschiedliche Faktoren. Der Blick auf diesen Vorgang und somit auf die Praxis des Tagebuchschreibens selbst verdeutlicht die vielfältigen Funktionen eines Tagebuchs und die heterogenen Intentionen des jeweiligen Verfassers. Wie Alexandra Garbarini gezeigt hat, waren die humanistische Tradition der Dokumentation und Reflexion des eigenen Erlebens sowie die jüdische Tradition des Berichtens über Katastrophen zentrale Bezugspunkte für Diaristen während des Holocaust.²⁹ Garbarinis Einteilung der Tagebuchschrreiber in Historiker und Märtyrer, Nachrichtenleser, Familienkorrespondenten und widerwillige Boten verdeutlicht, aus welch unterschiedlichen Motivlagen heraus Tagebücher geschrieben wurden. Tagebücher erfüllen also eine Funktion und folgen einer Intention. Dies schmälert jedoch keineswegs ihren Quellenwert. Vielmehr eröffnet das Einbeziehen der Praxis des Tagebuchschreibens neue Erkenntnishorizonte.³⁰ Gleiches gilt für das Briefeschreiben, bei dem

28 Vgl. Bauer, *Death*, S. 30-37.

29 Garbarini, *Days*.

30 Vgl. hierzu auch Shapiro (Hrsg.), *Chronicles*, darin insbesondere Appelfeld, *Individualization*, S. 1-8.

Intention und Funktion noch unmittelbarer zutage treten, da es hier normalerweise einen eindeutigen Adressaten oder zumindest einen Adressatenkreis gibt, zu dem der Verfasser in einer bestimmten Beziehung steht. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass analog zur Analyse zeitgenössischer Ego-Dokumente die Berücksichtigung der Praxis des Bezeugens auch einen sinnvollen Umgang mit Zeugnissen aus der Nachkriegszeit ermöglicht, auch wenn hier sicherlich andere Analysemethoden greifen.

Forschungen zu Ego-Dokumenten und entsprechende methodische Überlegungen gibt es seit einiger Zeit sowohl im Bereich der Holocaust-Forschung als auch in der Forschung zum Nationalsozialismus. Die Trennung dieser beiden inhaltlich komplementären Themenfelder ist künstlich, wie allgemein anerkannt wird. Umso erstaunlicher ist es, dass mitunter ganze Forschungsstränge in beiden Bereichen kaum Kenntnis voneinander nehmen, obwohl sie sich auf gleichartige Phänomene beziehen. Dieses Buch versucht, in methodischer Hinsicht eine Verbindung zwischen den Feldern herzustellen.

Auf Seiten der deutschsprachigen NS-Forschung haben zuletzt Janosch Steuwer und Hanne Leßau wichtige Beiträge zur Analyse von Ego-Dokumenten geleistet. In ihren Studien, die als Teil eines Bochumer Forschungsprojekts mit dem Titel »Der Nationalsozialismus als biografische und gesellschaftliche Herausforderung« entstanden sind, geht es um die Zeit vor und nach dem Zweiten Weltkrieg.³¹ Steuwer konzentriert sich auf die Vorkriegszeit und präsentiert anregende methodische Ausführungen, wobei er sich auf den französischen Literaturwissenschaftler Philippe Lejeune sowie den US-amerikanischen Historiker Peter Fritzsche bezieht. Die Überlegungen sind auch für die hier zu verhandelnde Frage hilfreich, insofern sie vor allem allgemeine Aspekte der »performativen Praktik« des Tagebuchschreibens betreffen. Denn die Frage, auf welche »Vorstellungen, Begriffe und Grundannahmen« die Zeitgenossen in ihren Ego-Dokumenten zurückgegriffen haben, lässt sich bis zu einem gewissen Grad durchaus auf die Situation in den Ghettos übertragen, so grundsätzlich verschieden diese zweifelsohne war.³² Allerdings verbietet die Zuweisung eines je unterschiedlichen »rassischen Status« im Sinne der NS-Rassenideologie sowie die sich daraus ergebenden existenziellen Folgen für die Betroffenen, nach vordergründigen inhaltlichen Parallelen zu suchen. Auf der Ebene des methodisch-analytischen Umgangs mit der Quellengattung ist ein fruchtbarer Austausch zwischen NS-Forschung und Holocaust Studies jedoch nicht nur möglich, sondern dringend geboten.

31 Steuwer, *Drittes Reich*; Leßau, *Entnazifizierungsgeschichten*.

32 Steuwer, *Drittes Reich*, S. 59.

Der zweite Forschungsstrang, der sich mit Chancen und Problemen von Ego-Dokumenten schon seit Längerem intensiv befasst, sind die interdisziplinär angelegten Holocaust Studies. Seit Beginn der 1990er Jahre hat die Beschäftigung mit Ego-Dokumenten als Teil eines generell stark expandierenden Forschungsfeldes deutlich zugenommen. Das komplexe Zusammenspiel von Konjunkturen öffentlicher Wahrnehmung, breiter gesellschaftlicher geschichtspolitischer Debatten sowie von Forschungstrends, die Struktur und individueller Handlungsmacht einen unterschiedlichen Stellenwert zuweisen, ist entsprechend Gegenstand der Reflexion.³³ Auch gilt mittlerweile die Ansicht, Ego-Dokumenten komme unter NS-Regime und Besatzung vor allem eine Ventilfunktion zu, weshalb sich in ihnen eine widerständige Praxis manifestiere, als überholt, vernachlässigt sie doch den vielschichtigen und häufig widersprüchlichen Charakter der Quellengattung. Die Verwendung von Ego-Dokumenten zu bloßen Illustrationszwecken ist ebenfalls kaum noch anzutreffen. Prinzipiell ist sich die Holocaust-Forschung einig: Eine sinnvolle und erkenntnisfördernde Analyse von Ego-Dokumenten kann nur dann gelingen, wenn sie in ihrer ganzen funktionalen Bandbreite zwischen den Polen Selbstbehauptung und Dokumentation traumatisierender Erfahrungen gelesen werden. Sie müssen auf weitere Quellen bezogen werden, sind aber als generell eigenständige und vollwertige Repräsentationen zeitgenössischer Wahrnehmungs- und Deutungsmuster handelnder Subjekte zu lesen. Ego-Dokumente gilt es zu entschlüsseln, indem subjektive Konstruktionen herausgearbeitet bzw. Funktionen der jeweiligen Quelle eingeordnet werden.³⁴ So gesehen ähneln sich die Überlegungen in der NS-Forschung und in den Holocaust Studies stark, auch wenn der wechselseitige Austausch bisweilen eher gering ist.

Abgesehen von deutschsprachigen Forschungen zu Ego-Dokumenten, findet die Quellengattung selbstverständlich auch in der internationalen Forschungslandschaft Beachtung. So beschäftigt sich der polnische Literaturwissenschaftler Jacek Leociak seit Längerem mit Texten aus der Zeit des Holocaust, wobei er sich auf das Warschauer Ghetto spezialisiert hat.³⁵ In seiner Studie »Text und Holocaust«, die mittlerweile auch in einer deutschen Übersetzung vorliegt, analysiert er ausgehend von den vielfältigen Funktionen des Schreibens beispielsweise die Zusammenhänge zwischen Diskursarten und sprechendem »Ich« oder zwischen narrativen Strukturen und beschreibenden Elementen.³⁶ Leociak leistet somit einen wichtigen Beitrag zur Erfahrungsgeschichte des Holocaust aus literaturwissenschaftlicher Perspektive. Er benennt verschiedene Artikulati-

33 Vgl. Bajohr, Zeitalter, in: Bajohr/Steinbacher (Hrsg.), Zeugnis, S. 7–22.

34 Ebd. S. 10.

35 Leociak, Tekst, bzw. Leociak, Text.

36 Leociak, Text, S. 13.

onsstrategien, mit deren Hilfe Ghettobewohner die Erfahrung des Holocaust in Worte fassen konnten und hebt in diesem Zusammenhang insbesondere die »Formel der Groteske« hervor.³⁷ Selbstverständlich spielt der historische Kontext in Leociaks Argumentation eine große Rolle, auch wenn letztlich textimmanente Aspekte zentral sind. So begreift Leociak das Schreiben unter den Bedingungen der Ghettos als »Anschieben gegen Absurdität [und als] Beweis für den Glauben an die Unzerstörbarkeit einer Welt, in der die Menschen zueinander sprechen und einander verstehen können«.³⁸ Für ihn spiegelt sich die »heroische Haltung« der Autoren etwa in der zeitgenössischen Formulierung, die Texte entstünden für zukünftige Leserinnen und Leser. Hierin zeige sich die große Anstrengung, mit der die Autoren unter feindlichen Bedingungen die Realitäten für die Nachwelt festhalten wollten. Diese Schlussfolgerungen mögen nicht ganz frei sein von Anklängen an die Auffassung, in sozialen Praktiken drücke sich mehr oder weniger stark widerständiges Verhalten aus. Dennoch stellen Leociaks alternativer literaturwissenschaftlicher Blick auf die Quellen aus dem Warschauer Ghetto sowie der analytische Dreischritt, der Rahmenbedingungen, Funktionen und innere Logiken der Texte untersucht, für die Frage nach Nähe und Distanz in den Ghettos zweifelsohne wichtige Bezugspunkte dar.

Für dieses Buch sind Ego-Dokumente wie Briefe und Tagebücher zentral und machen einen Großteil des Quellenkorpus aus. Aus mehreren Gründen richtet sich das Augenmerk besonders auf die Praxis des Schreibens. Zum einen geht es darum, die Genealogie der verwendeten Quellen zum Teil der Fragestellung zu machen und zu überlegen, wie sich die veränderten räumlichen und zeitlichen Komponenten des Lebens in den Ghettos auf eine Praxis auswirkten, die in solch hohem Maße auf Distanz zu Mitmenschen und Umwelt ausgelegt ist. Zum anderen geht es um die Transformationen privater Praktiken, wie sie Ghettobewohner in ihren Ego-Dokumenten referierten. Die Frage nach den vielfältigen Wechselwirkungen zwischen der Praxis des Schreibens und den Inhalten der entstandenen Quellen zieht sich daher wie ein roter Faden durch die ganze Arbeit. Die Analyse dieses komplexen Zusammenspiels ermöglicht es, so die Annahme, die Transformationsmechanismen, denen jüdisches Leben unter deutscher Besatzung ausgesetzt war, sowie deren Voraussetzungen und Folgen zu fassen. Schließlich wird die individuell ausgeübte Praxis des Schreibens als Teil eines Verständnisprozesses analysiert, mit dessen Hilfe Ghettobewohner ihre Lebensrealitäten beobachten, bewerten und deuten konnten. Gegebenenfalls trafen sie auf dieser Grundlage Entscheidungen und richteten weitere

37 Ebd., S. 319.

38 Ebd., S. 126.

Handlungen am momentanen Stand dieses Prozesses aus. Prägungen aus der Vorkriegszeit, in denen sich die Heterogenität der jüdischen Bevölkerungsgruppe widerspiegelte, wirkten sich in den Ghettos noch relativ lange auf Sinnkonstruktionen und Deutungsmuster sowie auf die in den Ego-Dokumenten referierten Praktiken aus. Auch wenn jedes Ego-Dokument eine individuelle Quelle darstellt, lassen sich strukturelle und funktionale Gemeinsamkeiten feststellen und bis zu einem gewissen Grad verallgemeinern.

Das dominierende Strukturmerkmal der Transformation verweist auf einen Forschungskonnex, der über die Quellengattung der Ego-Dokumente hinausreicht, und den Amos Goldberg in mehreren Arbeiten ausgeführt hat. Für Goldberg sind Ego-Dokumente in einer kulturwissenschaftlich erweiterten Perspektive auf den Holocaust zu lesen, einer Perspektive, die »seeks then to analyze and decipher in depth the production of social and cultural meaning«.³⁹ Bewusstsein und Bewusstseinsbildung jenseits vermeintlich empirisch fassbarer Realitäten stehen im Mittelpunkt dieses Ansatzes, den dieses Buch aufgreift bzw. zu dem es einen Beitrag leisten möchte. Es liest das Verfassen von Ego-Dokumenten als Momentaufnahmen eines weiter gefassten Verständnisprozesses und gleichzeitig als indivisibel individuelle Praxis. Ausgehend von den Strukturen, Intentionen und Funktionsweisen der so entstandenen Texte sind allgemeine Schlüsse möglich.

Aus diesen Überlegungen ergeben sich nicht zuletzt Schlussfolgerungen für Auswahl und Anzahl der verwendeten Quellen, das heißt für die Frage der Repräsentativität. Die Zahl der Holocaustopfer und deren heterogene Zusammensetzung sollen sich angemessen im Quellenkorpus widerspiegeln, wobei allerdings oft unklar bleibt, was statistische Repräsentativität angesichts von sechs Millionen Opfern tatsächlich bedeuten kann. Letztlich geht eine solche Forderung am eigentlichen Ziel des gewählten Ansatzes vorbei, den Zusammenhang zwischen der individuellen Wahrnehmungsebene und weiter gefassten Transformationsprozessen zu untersuchen. Die Ergebnisse einer solchen Analyse lassen sich zwar in der oben beschriebenen Weise verallgemeinern, aber nicht hochrechnen. Außerdem greifen für den Kontext noch andere Auswahlkriterien. Eines ist die Überlegung, dass Ego-Dokumente, die über einen längeren Zeitraum abgefasst wurden, sich besonders gut eignen, um Transformationen nachzuvollziehen. Diese Annahme wirkt sich auf die Anzahl der geeigneten Quellen aus.

39 Goldberg, *History*, S. 86. Siehe auch Goldberg, *Trauma*.

b) Quellenlage

Der Quellenkorpus dieses Buches besteht vor allem aus zeitgenössischen Ego-Dokumenten wie Tagebüchern, Briefen oder Postkarten. In Anbetracht der Umstände sind sie in erstaunlicher Anzahl überliefert. Die Rahmenbedingungen, in denen sich Privatheit transformierte, werden weiterhin in Dokumenten der jüdischen Selbstverwaltung der Ghettos bzw. der deutschen Besatzer greifbar. Sehr viele der verwendeten Dokumente stammen aus den Beständen der beiden ghettointernen Archive in Warschau und Litzmannstadt. In Warschau hatte der Historiker Emanuel Ringelblum (1900-1944) unter dem Namen Oyneg Shabes ein im Untergrund operierendes Archiv gegründet, um das Leben im Ghetto für die Nachwelt zu dokumentieren.⁴⁰ Neben der Sammlung unterschiedlicher Archivmaterialien aus der ghettointernen Selbstverwaltung sahen es Ringelblum und seine Mitstreiter als ihre Aufgabe, Berichte, Aufsätze und teilweise sehr umfangreiche Studien über bestimmte Aspekte des Alltagslebens zu verfassen, in der Regel auf Grundlage von Interviews, die sie zuvor mit Ghettabewohnern geführt hatten. Moderne historiografische Methoden und Fragestellungen wie die der Oral History oder der Sozial- und Alltagsgeschichte speisten sich im Fall der Oyneg-Shabes-Mitarbeiter aus einer politisch linken, jiddischistischen Tradition der Geschichtsschreibung, die im Schülerkreis von Ringelblums akademischem Lehrer Majer Bałaban entstanden war. Der Schwerpunkt der Sammeltätigkeit lag naturgemäß auf Warschau. Allerdings versuchten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, auch die Entwicklungen in anderen Orten des besetzten Polens zu dokumentieren, womit sie in etlichen Fällen sogar recht erfolgreich waren. Die Vernetzung mit der Jiddischen Aleynhilf, einer Selbsthilfeorganisation, die in nahezu allen Orten des Generalgouvernements vertreten war, begünstigte dieses Vorhaben.

Für das Archiv arbeiteten überwiegend Männer – Rachela Auerbach und Cecylia Ślapakowa sind die beiden einzigen Frauen, deren Mitarbeit eindeutig belegt ist. Die Gruppe der Archivmitarbeiter bestand aus »Lehrern, Rabbinern, Wissenschaftlern, Schriftstellern, Geschäftsleuten und idealistischen jungen Menschen«.⁴¹ Diese Chronisten repräsentierten das osteuropäische Judentum in der Bandbreite, die sich in der Zweiten Polnischen Republik herausgebildet hatte. So deckten sie zum Beispiel ein relativ breites politisches Spektrum ab. Es war ihre Intention, mit ihrer Arbeit ihre eigene Sicht der jüdischen Geschichte während des Krieges festzuhalten.

Die in zwei Tranchen überlieferten Bestände des Ringelblum-Archivs liegen heute im Jüdischen Historischen Institut in Warschau (Żydowski Instytut

40 Vgl. Kassow, *History*, bzw. auf Deutsch: Ders., *Vermächtnis*.

41 Kassow, *Vermächtnis*, S. 330.

Historyczny im. Emanuela Ringelbluma, ŻIH), wo sie unter der Bestandsnummer Ring I und Ring II zu finden sind. Der von Robert M. Shapiro und Tadeusz Epsztein herausgegebene Katalog macht die Bestände sehr gut erschließbar.⁴² Bereits in den 1980er Jahren gab der Holocaust-Überlebende und Gründungsdirektor des Archivs von Yad Vashem, Joseph Kermish, einen Band mit ausgewählten Dokumenten des Ringelblum-Archivs in englischer Übersetzung heraus.⁴³ Das Jüdische Historische Institut ediert derzeit eine mehrbändige Reihe mit einer thematisch gegliederten Auswahl an Dokumenten in polnischer Übersetzung.⁴⁴ Darüber hinaus gibt es bereits seit der unmittelbaren Nachkriegszeit immer wieder kleinere Veröffentlichungen einzelner Dokumente, so etwa in einigen Ausgaben der jiddischen Zeitschrift *Bleter far Geshikhte*⁴⁵ oder in den *Bulletins* des Jüdischen Historischen Instituts.⁴⁶ Aus den weiteren Einzelveröffentlichungen seien stellvertretend Ruta Sakowskas Dokumentensammlung⁴⁷ sowie der Band mit Texten Szymon Huberbands⁴⁸ genannt.

Das im Ghetto Litzmannstadt entstandene Archiv des Judenältesten Rumkowski unterschied sich in wesentlichen Punkten vom Warschauer Oyneg-Shabes-Archiv. So operierte es nicht im Geheimen, sondern war Teil der offiziellen jüdischen Selbstadministration. Offene Kritik am Judenältesten, geschweige denn an den deutschen Besatzern, wurde deshalb kaum dokumentiert, es war schließlich jederzeit mit einem Zugriff durch die Deutschen zu rechnen. Außerdem arbeiteten hier überwiegend Journalisten, keine Historiker, was zu einer anderen Art der Dokumentation führte. Die Originalbestände des Ghettoarchivs Litzmannstadt sind heute Teil des Staatsarchivs Łódź (Archiwum Państwowe w Łodzi, APŁ). Zwei herausragende Zeugnisse sind die 1944 entstandene Ghetto-Enzyklopädie (APŁ Syg. 1103) sowie die von 1941 bis Juli 1944 geführte Tageschronik (APŁ Syg. 1079-1089). Die Chronik, zunächst auf Polnisch, ab Herbst 1943 auf Deutsch geschrieben, gewährt detaillierte Einbli-

42 Shapiro/Epsztein (Hrsg.), Oyneg Shabes.

43 Kermish (Hrsg.), *Selected Documents*.

44 Żydowski Instytut Historyczny (Hrsg.), *Archiwum Ringelbluma*.

45 Für die vorliegende Arbeit relevant sind: *Bleter far Geshikhte* (BfG), Vol. I, no. 2 (1948), S. 111-122 (Fragebogen Hilel Cajdlin, Sz. Stupnicki, A. Einhorn); BfG, Vol. I, nos. 3-4 (1948), S. 186-201 (Fragebogen Dr. Izrael Milejkowski, H. Rosen, NN.); BfG, Vol. IV, no. 2 (1951), S. 177-234; BfG, Vol. V, no. 3 (1952), S. 32-62; BfG, Vol. V (1952), no. 4, S. 22-68; BfG, Vol. XX (1981) S. 169-272; BfG, Vol. XXIX-XXX (1991-1992) S. 158-207.

46 *Biuletyn Żydowski Instytut Historyczny* (BŻIH) no. 3 (1956), S. 169-175; BŻIH, no. 1 (1951), S. 59-126; BŻIH, no. 13-14 (1955), S. 211-267; BŻIH, no. 19-20 (1956), S. 175-206; BŻIH, no. 62 (1967), S. 143-148; BŻIH, no. 70 (1969), S. 101-105.

47 Sakowska, *Dwa etapy*.

48 Huberband, *Kiddush Hashem*.

cke in den Ghettoalltag. Neben demografischen Angaben zu Geburten und Todesfällen dokumentiert sie die katastrophale Ernährungslage, Maßnahmen und Anordnungen der Deutschen bzw. des Judenältesten, dessen Reden und Auftritte sowie besondere Ereignisse. Weiterhin entwickelten sich im Laufe der Zeit Rubriken für feuilletonistische Essays oder Glossen, in denen bestimmte Aspekte der Ghettorealität thematisiert wurden. Die zu einem sehr späten Zeitpunkt entstandene Enzyklopädie erläutert ghettospezifische Phänomene, insbesondere bestimmte Ausdrücke, die sich erst im Ghetto entwickelt bzw. dort eine bestimmte Bedeutung erhalten hatten.

Eine erste unvollständige Edition der Tageschronik in englischer Übersetzung legte Lucjan Dobroszycki 1984 vor,⁴⁹ eine von Yad Vashem verantwortete Edition in hebräischer Sprache folgte wenige Jahre später.⁵⁰ Die Forschung zum Ghetto Litzmannstadt profitiert mittlerweile von zwei weiteren Ausgaben. 2007 erschien die Tageschronik in einer deutschen, 2009 in einer polnischen Fassung.⁵¹ An der Universität in Łódź entstand eine polnische Ausgabe der Ghettoenzyklopädie, eine deutsche liegt seit Kurzem ebenfalls vor.⁵² Das Staatsarchiv in Łódź bewahrt neben dem Ghetto-Archiv auch sämtliche weitere Akten der jüdischen Selbstverwaltung auf. Unter der Bestandsbezeichnung »Der Älteste der Juden in Litzmannstadt-Getto« finden sich Dokumente der zahlreichen Abteilungen, von denen etliche für die vorliegende Untersuchung relevant sind, so etwa die Akten der standesamtlichen Abteilung, der Abteilung Gerichtswesen oder der statistischen Abteilung.

Ebenfalls wichtig sind die beiden Bestände 301 (Relacje) und 302 (Pamiętniki) des Jüdischen Historischen Instituts in Warschau. Die Relacje (Berichte) beinhalten über 7.000 Berichte und Aussagen von Überlebenden des Holocaust, die von der Jüdischen Historischen Kommission in Polen seit der unmittelbaren Nachkriegszeit schriftlich festgehalten wurden. Aus etwas mehr als 300 Berichten und Tagebüchern, die während des Krieges verfasst wurden, setzen sich die Pamiętniki (Erinnerungen) zusammen. Weitere zeitgenössische Quellen sind als Einzelstücke überliefert und mittlerweile Teil von Sammlungen einschlägiger Archive in Israel und den USA. Die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem und das Ghetto Fighters' House (Beit Lohamei Ha-Getaot) bei Akko haben über Jahrzehnte Zeugnisse aus der Zeit des Holocaust

49 Dobroszycki (Hrsg.), *Chronicle*.

50 Ben-Menachem/Rab (Hrsg.), *Chronicle*.

51 Feuchert/Leibfried/Riecke (Hrsg.), *Chronik*; Baranowski/Radziszewska/Sitarek/Trębacz/Walicki/Wiatr/Zawilski (Hrsg.), *Kronika*.

52 Radziszewska/Polit/Sitarek/Walicki/Wiatr (Hrsg.), *Encyklopedia*; Bopp/Feuchert/Löw/Riecke/Roth/Turvold (Hrsg.), *Enzyklopädie*.

gesammelt, ebenso das YIVO (Institute for Jewish Research) als Teil des Center for Jewish History in New York und das in Washington, D.C.

Die an diesen Orten archivierten Dokumente zu Warschau und Litzmannstadt stellen umfangreiche Ergänzungen zu den Beständen der jeweiligen Ghettoarchive dar. Für Petrikau und Tomaschow hingegen sind verstreute Einzelquellen in den genannten Archiven die Regel, da es an beiden Orten wie bereits erwähnt keine auch nur im Ansatz mit Oyneg Shabes oder dem Rumkowski-Archiv vergleichbare Einrichtungen gab. Immerhin finden sich im Ringelblum-Archiv einige wenige Dokumente zu Petrikau und Tomaschow.⁵³ Materialien zur Geschichte des Petrikauer Ghettos liegen darüber hinaus im Staatsarchiv Piotrków Trybunalski (Archiwum Państwowe w Piotrkowie Trybunalskim, APPT) in den Beständen »Akta m. Piotrkow« bzw. »Stadtkommissar von Petrikau«. Allerdings handelt es sich hierbei nicht um Ego-Dokumente der Ghibtobewohner, sondern um Akten der deutschen Besatzungsbehörden. Das Gleiche gilt für die wenigen Bestände im Staatsarchiv in Tomaszów Mazowiecki, das heute eine Zweigstelle des Staatsarchiv Piotrków ist (Archiwum Państwowe w Piotrkowie Trybunalskim Oddział w Tomaszowie Mazowieckim). Das Gros der in der vorliegenden Arbeit verwendeten Quellen aus den beiden kleineren Ghettos stammt demzufolge aus Yad Vashem, dem Ghetto Fighters' House und dem USHMM. Besonders erwähnt seien an dieser Stelle lediglich die Edith Brandon papers des USHMM.⁵⁴ Etwa die Hälfte dieser Sammlung besteht aus den Briefen des bereits zitierten Lutek Orenbach aus Tomaschow. In ihrer Dichte und ihrem hohen Reflexionsgrad sind sie ein einzigartiges Zeugnis für die Geschichte des dortigen Ghettos. Von ähnlichem Wert sind für das Petrikauer Ghetto, insbesondere für dessen Anfangszeit, die Berichte Szymon Huberbands.

Mittlerweile liegen für alle vier Ghettos gedruckte Ausgaben einzelner Quellen vor, wobei das Zahlenverhältnis der Veröffentlichungen den allgemeinen Proportionen innerhalb des Quellenkorpus entspricht. Gerade für die beiden kleineren Ghettos ist es aufgrund dieses Ungleichgewichts unerlässlich, auch Zeugnisse aus der Nachkriegszeit mit einzubeziehen. Deshalb finden sich auch Erinnerungen und Interviews von und mit Überlebenden des Holocaust unter den Quellen, auf denen diese Arbeit aufbaut, in der Regel allerdings nur als Ergänzungsmaterial.

Die ungleiche Verteilung der Quellen auf die einzelnen Standorte war nicht die einzige Schwierigkeit, die im Rahmen der vorliegenden Arbeit auftrat. Problematisch ist auch die Vielsprachigkeit der Quellen, die jeweils zu einem

⁵³ Bańkowska (Hrsg.), Archiwum.

⁵⁴ USHMM 1996.A.0070.

knappen Drittel auf Deutsch, auf Polnisch und auf Jiddisch verfasst sind. Weitere Quellsprachen sind Russisch, Ukrainisch oder Hebräisch, entsprechende Quellen konnten in dieser Arbeit allerdings nicht berücksichtigt werden. Grundlegende Lesekenntnisse des Polnischen und des Jiddischen zu erwerben bedeutete einen ebenso großen Aufwand wie die Archivbesuche in Polen, in Israel und in den USA. Beides, Spracherwerb und ausgedehnte Archivreisen, sind durchaus typisch für Studien aus dem Bereich der Holocaust-Geschichte bzw. der Holocaust-Studies, zeigen aber auch die Grenzen auf, denen diese Arbeiten, die sich mit einem so transnationalen Phänomen wie dem Holocaust beschäftigen, unterliegen. Immerhin ist die Mehrzahl der genannten Quellen seit Beginn der 1990er Jahre in breiterem Umfang zugänglich. Dies hängt nicht zuletzt mit dem Untergang der Sowjetunion bzw. dem Ende der kommunistischen Regime in den Staaten des Warschauer Paktes zusammen. Seither ist es westlichen Forschern leichter möglich, entsprechende Archive aufzusuchen und dort zu recherchieren. Zwar gab es bereits vor dem Fall des Eisernen Vorhangs Kontakte insbesondere zum Jüdischen Historischen Institut in Warschau, viele Quellen, die in den polnischen Staatsarchiven lagern, sind aber erst in den vergangenen zweieinhalb Jahrzehnten in den Fokus der Holocaust-Forschung gerückt. Parallel zu bzw. in Abhängigkeit von dieser Entwicklung hat sich die Forschung anderen Fragestellungen zugewandt, die mehr die Perspektive der Opfer bzw. des Einzelnen in das Zentrum rücken, wie es auch in dieser Arbeit der Fall ist.

3. Forschungsstand

Die Forschung hat die Frage nach Transformationen des Privaten im Ghetto so bislang noch nicht gestellt. Dennoch kann die vorliegende Analyse auf eine breite Literaturbasis zurückgreifen, die sich mit verschiedenen Aspekten des Ghettolebens befasst, wobei es gilt, zwei Forschungsrichtungen zusammenzuführen. Die erste ist die geschichtswissenschaftliche Holocaust- bzw. Ghetto-Forschung im engeren Sinne, insbesondere zu den gewählten Standorten. Besondere Bedeutung kommt innerhalb dieses Komplexes den Arbeiten zur Alltagsgeschichte der Ghetto-Zwangsgemeinschaften zu, wie sie in den letzten Jahren vermehrt entstanden sind. Arbeiten aus dem Bereich der Jüdischen Studien, der zweiten relevanten Forschungsrichtung, spielen ebenfalls eine wichtige Rolle, weil sie Aspekte behandeln, die die allgemeine Ghetto-Forschung lange Zeit nur randständig oder gar nicht berücksichtigte, wie beispielsweise religiöse Praktiken. Ein Unterzweig der Jüdischen Studien befasst sich mit der Sozial- und Kulturgeschichte der jüdischen Bevölkerung Polens bzw. Osteuropas. Lebensweltliche Erfahrungen aus der Vorkriegszeit wirkten in den

Ghettos fort, weshalb ein Einbeziehen dieser Forschungen unverzichtbar ist. Die entsprechenden Veröffentlichungen bieten aber nicht nur wertvolles Vorwissen, sondern bereichern auch durch ausgefeilte methodische Ansätze. Die Holocaust-Forschung kann von deren Rezeption nur profitieren, wie auch umgekehrt eine Ausweitung der Betrachtungszeiträume für die Erforschung des Ostjudentums fruchtbar wäre, die bisher mitunter am Vorabend des Zweiten Weltkrieges enden.

a) Holocaust- und Ghetto-Forschung

Heutzutage ist die Holocaust-Forschung stark internationalisiert.⁵⁵ Im deutschsprachigen Kontext beschäftigte man sich lange Zeit mit strukturellen und institutionellen Aspekten der Judenvernichtung.⁵⁶ Etwa seit Mitte der 1980er Jahre lag der Schwerpunkt im internationalen, bald auch im deutschsprachigen Kontext auf der Täterforschung im engeren Sinne.⁵⁷ Das aktuelle Paradigma der Holocaustforschung formulierte Saul Friedländer Ende der 1990er Jahre mit seiner Forderung, Täter- und Opferperspektiven zu einer integrierten Geschichte des Holocaust zu verbinden.⁵⁸ Friedländer leitete einen grundlegenden Perspektivwechsel ein, auch wenn in der Folge relativ wenige Arbeiten entstanden, die seine Forderung in vollem Umfang umsetzten. Allerdings war es Friedländer gelungen, überhaupt auf die Perspektive der Opfer aufmerksam zu machen. Viele Veröffentlichungen betonen seither quasi als Gegengewicht zur reinen Täterforschung die Opferperspektive und sind somit im weiteren Sinne Teil einer integrierten Geschichte des Holocaust.

Diese Bemühungen können auf zum Teil Jahrzehnte alte Forschungsansätze rekurrieren, die in der weiteren Entwicklung allerdings kaum oder gar nicht rezipiert wurden. Zu nennen sind hier Samuel Gringauz' kurze Aufsätze zur Ghetto-Forschung, meist ausgehend von der Geschichte des Ghettos im litauischen Kauen.⁵⁹ Gringauz' etwas eindimensionale Betonung der sozialen Kohäsion in den Ghettos ist zu Recht kritisiert worden und hat womöglich dazu geführt,

55 Einen umfassenden Überblick über die Entwicklung der Holocaust-Forschung in Deutschland unter angemessener Berücksichtigung des internationalen Forschungsfeldes bietet Herbert, *Holocaust-Forschung*, in: Bajohr/ Löw (Hrsg.), *Holocaust*, S. 31-79. Außerdem Berg, *Holocaust. Speziell mit Blick auf die Ghettos*: Diekmann/Quinkert, *Einleitung*, in: dies. (Hrsg.), *Im Ghetto*, S. 9-29. Außerdem Pohl, *Ghettos*, in: Zarusky (Hrsg.), *Ghettorenten*, S. 39-50.

56 So zum Beispiel Scheffler, *Judenverfolgung*; Buchheim (Hrsg.), *Anatomie*; Broszat, *Staat Hitlers*.

57 Browning, *Ordinary Men*; Aly, *Vordenker*; Pohl, *Judenpolitik*.

58 Vgl. die zwei Bände von Friedländer, *Reich*.

59 Gringauz, *Ghetto as an Experiment*; ders., *Methodological Problems*.

dass sein Ansatz nicht sonderlich breit rezipiert wurde. Dies ist umso bedauerlicher, als dass sein Vorschlag, das Binnenleben der Ghettos in allen Details und Facetten zum Gegenstand der Forschung zu machen, wegweisend hätte sein können. Weitgehend ohne Folgen außerhalb eines engen US-amerikanischen und israelischen Forscherzirkels blieben auch die methodischen Überlegungen Philip Friedmans (1901-1960), die er bereits unmittelbar nach Kriegsende festhielt.⁶⁰ Friedmans Gesamtwerk ist beeindruckend weit gefasst und berücksichtigt zahlreiche Aspekte, die in dieser Bandbreite erst seit Beginn des 21. Jahrhunderts wieder anzutreffen sind. In all seinen Werken bezog er die Perspektive der Opfer konsequent mit ein, wobei es ihm gelang, neben allgemeineren Fragestellungen auch sehr spezielle Gesichtspunkte abzuhandeln.⁶¹ 1959, ein Jahr vor seinem Tod, fasste er seine Forderungen noch einmal zusammen, freilich ohne von der internationalen Forschergemeinde wirklich gehört zu werden:

»What we need is a history of the Jewish people during the period of Nazi rule, in which the central role is to be played by the Jewish people, not only as the victim of a tragedy, but also as the bearer of a communal experience with all the manifold and numerous aspects involved. In short: Our approach must be ›Judeo-centric‹, as opposed to ›Nazi-centric‹, which it has been so far.«⁶²

Diese Arbeit verdankt Pionieren wie Gringauz und Friedman vielerlei grundlegende Anregungen und bezieht sich direkt auf ihre innovativen Ansätze. Dies entspricht einer Strömung der Holocaust- bzw. Ghetto-Forschung, die jene Postulate seit Beginn des 21. Jahrhunderts mehr und mehr explizit aufgegriffen und mit Friedländers Forderung nach einer integrierten Geschichte des Holocaust zusammengeführt hat.⁶³ Insgesamt hat die Forschung zu den Ghettos in den letzten Jahren eine erhebliche Intensivierung erfahren, sodass die Literatur zu diesem Themengebiet mittlerweile sehr umfangreich ist. Für die Frage nach den Transformationen des Privaten sind vor allem jene Veröffentlichungen von Bedeutung, in denen das Alltagsleben der jüdischen Opfer innerhalb der Ghettos bzw. während des Holocaust generell thematisiert wird.⁶⁴ Die Perspek-

60 Friedman, Outline. Der Aufsatz stammt von 1945, es handelt sich bei dem zitierten Band um eine posthume Veröffentlichung.

61 Um die Vernichtung der Juden in seiner Geburtsstadt Lemberg geht es etwa in Friedman, *Zagłada Żydów Lwowskich*. Allgemeiner: Ders., *Zagłada Żydów polskich*. Besonders erwähnenswert: Ders., *Schicksal des jüdischen Kindes*. Für die vorliegende Arbeit aufschlussreich: Ders., *The Jewish Ghettos of the Nazi Era*.

62 Friedman, *Problems of Research*, S. 33.

63 Vgl. Stauber, Philip Friedman, außerdem Aleksion, *Emergence*.

64 Sterling, *Life*; Hansen/Steffen/Tauber (Hrsg.), *Lebenswelt Ghetto*; Löw/Bergen/Hájková (Hrsg.), *Alltag*.

tive der Opfer findet freilich auch Eingang in allgemeinere Darstellungen, die solcherart versuchen, sich einer integrierten Geschichte anzunähern.⁶⁵ Hinzu kommen grundlegende Beiträge zur Klärung der »Entstehung und Bedeutung der Ghettos während des Holocaust«⁶⁶ sowie die bereits erwähnten in Jerusalem und Washington erarbeiteten umfassenden Nachschlagwerke, die unverzichtbar für diese Studie sind.

Die ersten Arbeiten zu den Ghettos an den vier hier behandelten Standorten setzten teilweise noch andere Schwerpunkte. Sie wurden von polnischen, US-amerikanischen und israelischen Forschern vorgelegt, eine Ausnahme ist die Abhandlung Josef Wulfs über das Ghetto in Litzmannstadt, die 1962 in Deutschland erschien.⁶⁷ Ebenfalls in den 1960er Jahren verfassten die ŻIH-Mitarbeiterin Danuta Dąbrowska sowie Isaiah Trunk wichtige Beiträge zu Litzmannstadt, wobei Letzterer auch allgemein über Judenräte schrieb.⁶⁸ Stellen Dąbrowskas Aufsätze erste organisationsgeschichtliche Annäherungen an die jüdische Selbstverwaltung dar, nimmt Trunk in seinen quellengesättigten Schriften die Handlungsspielräume der Ghetto-Zwangsgemeinschaften ernst. Ebenfalls auf einer breiten Quellenbasis baut Henryk Rubins Werk über Juden in Litzmannstadt während der deutschen Besatzung auf.⁶⁹ Allerdings schmälert Rubins geradezu apologetische Bewertung des Judenältesten Rumkowski den Wert des Buches erheblich. In jüngerer Zeit behandelten Julian Baranowski, Michal Unger, Michael Alberti und Peter Klein verschiedene Aspekte der Geschichte des Ghettos in Litzmannstadt.⁷⁰ Ein maßgeblicher Referenzpunkt sind die Arbeiten Andrea Löws, die in ihrer Studie über »Juden im Ghetto Litzmannstadt« konsequent die Perspektive der Ghettabewohner einnimmt und ein sehr umfassendes Bild des Ghettolebens zeichnet.⁷¹ In zahlreichen Aufsätzen hat Löw die Beschäftigung mit Litzmannstadt intensiviert.

All diese Forschungen haben gezeigt, wie hoch der Institutionalisierungsgrad des Ghettos Litzmannstadt war. Der Judenälteste Mordechai Chaim Rumkowski hatte eine machtvolle Stellung inne. Seine Strategie, einen möglichst großen Teil der Ghettabewohner durch Arbeit für die deutsche Kriegswirtschaft unent-

65 Corni, *Hitler's Ghettos*; Browning (Hrsg.), *Ghettos 1939-1945*; Denz/Jurewicz (Hrsg.), *Ghetto*.

66 Michman, *Angst*.

67 Wulf, *Lodz*.

68 Dąbrowska, *Zagłada Skupisk Żydowskich*; dies., *O projektach*; dies., *Administracja żydowska*; dies., *Struktura*; dies., *Wsiedleni żydzi*; Trunk, *Lodzsher Geto*; ders., *Judenrat*.

69 Rubin, *żydzi w łodzi*.

70 Baranowski, *Quellenmaterialien*; ders., *The Łódź Ghetto*; Unger, *Last Ghetto*; dies., *Status and Plight*; Alberti, *Verfolgung*; Klein, *Gettoverwaltung*.

71 Löw, *Juden*.

behrlich zu machen und so zu retten, wurde konsequent verfolgt. Im Ergebnis war sie freilich nicht erfolgreich und konnte es aufgrund der völlig asymmetrischen Machtverhältnisse auch nicht sein. Die Deutschen ermordeten fast alle Insassen des Ghettos in Vernichtungslagern. Allerdings ist die lange Bestandsdauer des Ghettos von über vier Jahren zumindest teilweise auf Rumkowskis Strategie zurückzuführen, die zeitweise mit den Interessen lokaler Autoritäten zusammenfiel. Die genannten Faktoren ermöglichten Phasen relativer Stabilität und Ruhe, in denen sich das Ghetto in erstaunlicher Weise organisierte. Der einzelne Ghettabewohner hatte trotz der Erfahrung permanenter existenzieller Bedrohung verhältnismäßig große Handlungsspielräume, die in einer Vielzahl sozialer Praktiken zum Ausdruck kamen.

Trotz aller wichtigen Unterschiede gilt Letzteres auch für das Warschauer Ghetto, dessen Organisations- und Ereignisgeschichte ebenfalls sehr gut aufgearbeitet ist. Die erinnerungspolitische Bedeutung dieses Ghettos und vor allem des Ghettoaufstandes von 1943 hatten lange Zeit Auswirkungen auch auf die geschichtswissenschaftliche Annäherung an das Thema. Das Warschauer Ghetto prägte über Jahrzehnte die öffentliche Vorstellung davon, wie ein Ghetto im von den Deutschen besetzten Osteuropa aussah. Wichtige Arbeiten zu Warschau stammen von Ruta Sakowska, Mitarbeiterin des ŻIH, die seit den 1970er Jahren zu diesem Ghetto forschte. Im Laufe der Zeit wurden Dokumente aus dem Ringelblum-Archiv immer wichtiger für ihr Werk.⁷² In jüngster Zeit ist es auf polnischer Seite vor allem Barbara Engelking, die mit vielbeachteten Schriften zum Warschauer Ghetto hervorgetreten ist. Ihr gemeinsam mit dem Literaturwissenschaftler Jacek Leociak verfasster »Guide to the Perished City« ist ungeachtet des Titels weit mehr als nur ein Handbuch. Vielmehr handelt es sich um ein grundlegendes Werk, das zahlreiche Facetten des Ghettolebens in Warschau skizziert.⁷³

Ähnlich umfassend sind weiterhin die Schriften des israelischen Historikers Israel Gutman. Er legte zu Beginn der 1980er Jahre eine umfangreiche Studie vor, die mehrere Wiederauflagen erfuhr und der im Laufe der Zeit weitere Abhandlungen folgten.⁷⁴ Daneben gibt es mittlerweile auch schmalere Überblickswerke zum Warschauer Ghetto.⁷⁵ Die Perspektive der Opfer, ihre Handlungsspielräume und Alltagspraktiken stehen dort ebenfalls im Zentrum. In allerjüngster Zeit entstanden bzw. entstehen Arbeiten, die die Ghettos in Warschau und Litzmannstadt miteinander vergleichen. Besondere Erwähnung verdient Svenja Bethkes Arbeit über Kriminalität und Recht in den Ghettos.

72 Sakowska, *Etappe*; dies., *Menschen*.

73 Engelking/Leociak, *Warsaw Ghetto*.

74 Gutman, *Jews of Warsaw*.

75 Grupańska/Jagielski/Szapiro, *Warsaw Ghetto*; Löw/Roth, *Warschauer Getto*.

Bethke zeigt, dass Rechtsnormen stabilisierende Faktoren waren, obwohl die ghettointerne Rechtssphäre insgesamt einem dynamischen Wandlungsprozess unterlag.⁷⁶

Im Vergleich mit der Forschung zu den Großghettos in Warschau und Litzmannstadt bleibt die Erforschung der kleineren Ghettos in Petrikau und Tomaschow weitgehend ein Desiderat. Nach Joseph Kermishs Aufsatz über die Vernichtung der Juden in Piotrków aus dem Jahr 1954 vergingen bis zur nächsten Veröffentlichung über das Petrikauer Ghetto 60 Jahre.⁷⁷ Es ist ein großer Verdienst der Autorinnen Dina Feldman und Anna Rzędowska, mit ihrem Band von 2014 überhaupt wieder den Blick auf die Petrikauer Ghettogeschichte zu lenken.⁷⁸ Für das Ghetto in Tomaschow gibt es keine einschlägigen Veröffentlichungen. Wie auch für Petrikau sind daher allgemeinere Analysen der Judenverfolgung im Distrikt Radom wichtig, wenngleich solcherart nur die sehr allgemeinen Rahmenbedingungen fassbar sind.⁷⁹ Ein Bezugspunkt für die Entwicklung im späteren Ghetto Tomaschow ist Beate Kosmalas Arbeit über das Zusammenleben von Polen, Juden und Deutschen in Tomaszów Mazowiecki in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bzw. bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges.⁸⁰

Auch wenn keine der aufgeführten Arbeiten die Frage nach Transformationen des Privaten im Ghetto stellt, sind sie dennoch eine wichtige Grundlage. Dies gilt insbesondere für eine Alltagsgeschichte, in der die Opferperspektive zentral ist. Die Forschung der letzten Jahre hat sich auf die Handlungsspielräume konzentriert, die den Ghettobewohnern zur Verfügung standen, um sich die desaströsen Lebensbedingungen anzueignen. Mit dieser Akzentuierung reagierte sie einerseits auf die frühere Homogenisierung jüdischer Opfer als passive und amorphe Masse, die den Holocaust ohne großen Widerstand über sich habe ergehen lassen. Andererseits löste sie sich auf diese Weise von der Überbetonung des widerständigen Charakters jedweden jüdischen Handelns, die sie zuvor dieser Homogenisierung entgegengesetzt hatte.

Mittlerweile zeichnet sich eine Kompromissposition ab: Es ist unstrittig, dass jüdische Opfer über eine große Bandbreite individueller Handlungsspielräume verfügt hatten, umgekehrt aber tatsächlich kaum etwas tun konnten, um die von den Deutschen gesteckten Rahmenbedingungen grundlegend zu

76 Bethke, Tanz. Noch nicht veröffentlicht sind die Arbeiten Annalena Schmidts zur Jüdischen Sozialen Selbsthilfe im Generalgouvernement sowie von Hanna Schmidt-Holländer zu Bildung und Erziehung in den Ghettos.

77 Neu abgedruckt als: Kermish, Destruction.

78 Feldman/Rzędowska, Getto.

79 Młynarczyk, Judenmord.

80 Kosmala, Juden.

ändern. Lange Zeit schien es kaum möglich, Handlungsmacht und Struktur ausgewogen zu analysieren. Die Frage nach Praktiken des Privaten, nach Nähe und Distanz, bietet sich hier möglicherweise als eine Art hermeneutischer Schlüssel an.

b) Jüdische Studien und Geschichte des »Ostjudentums«

In gewisser Weise eine Leerstelle innerhalb der Holocaust – bzw. Ghetto-Forschung ist die Beschäftigung mit religiösen Praktiken. Ein Stück weit füllen Arbeiten aus dem Bereich der Jüdischen Studien diese bedauerliche Lücke. Eine erste Kategorie von Studien behandelt allgemein die Auswirkungen des Holocaust auf jüdische Religiosität noch während des Zweiten Weltkrieges und danach.⁸¹ In diesen Arbeiten geht es um fundamentale Fragen, wie die nach der Möglichkeit, im Angesicht der Vernichtung an einen Gott zu glauben, der sein auserwähltes Volk nicht beschützte bzw. nicht zu beschützen vermochte. Antworten auf eine solche ins Extreme erweiterte Theodizee-Frage fielen bereits während des Holocaust selbst sehr unterschiedlich aus, was in der weiteren Entwicklung zu unterschiedlichen theologischen Strömungen führte.

Eher um klar fassbare Praktiken geht es in einer zweiten Kategorie, die seelsorgerische Tätigkeiten jüdischer religiöser Funktionsträger während des Holocaust thematisiert.⁸² Aus dieser funktionellen Perspektive ergibt sich die allgemeinere Frage nach Autorität und Führerschaft innerhalb jüdischer Gemeinden in den Ghettos. Rebbe'n und Rabbiner werden als religiös legitimierte Elite in Konkurrenz zu Judenräten oder Judenältesten verstanden.⁸³ Esther Farbstein geht in einigen Kapiteln ihrer Studie über diese funktionale Analyse hinaus. Sie nimmt die spirituelle Ebene rabbinischen Handelns ernst und verbindet sie mit konkreten Praktiken der einzelnen Ghettobewohner, etwa rituellen Eheschließungen und Scheidungen. Farbsteins große Fachkenntnisse über das chassidische Judentum machen ihr Buch zu einem Fundus an Wissen zu einem Bereich, der ansonsten durch die Sprachbarriere schwer zugänglich ist – viele Veröffentlichungen liegen nur in hebräischer Sprache vor.⁸⁴

Auch wenn die Bedeutung von Religion und religiösen Praktiken für die Erforschung der Ghettos immer mehr erkannt wird, steht dieses Forschungs-

81 Berkovits, *God*; Katz/Biderman/Greenberg, *Wrestling*; Ben Sasson, *L'historiographie orthodoxe*.

82 Polen, *Holy Fire*.

83 Farbstein, *Hidden in Thunder*; Dreifuss, *Leadership*.

84 Ein Sonderaspekt religiösen Lebens im Ghetto sind die christlichen Gruppierungen innerhalb der Ghettos. Vgl. hierzu Ben-Sasson, *Christians in the Ghetto*; Dembowski, *Christians*; Jakobs, *Religionsausübung*.

feld insgesamt noch eher am Anfang. Der Blick auf ghettointerne Institutionen wie etwa das Scheidungskollegium im Ghetto Litzmannstadt, das sich neben weltlichen Richtern auch aus Rabbinern zusammensetzte und ein Beispiel dafür ist, wie religiöse Praktiken wohl transformiert, aber keineswegs aufgegeben wurden, verspricht hier neue Einsichten. Die Analyse von Religion und Glaube als Deutungsressourcen, als Mittel der Identitätskonstruktion bzw. als Ordnungskategorien in Ego-Dokumenten im Rahmen der vorliegenden Arbeit ist ein Beitrag zur Aufarbeitung des Desiderats.

Eine Brücke zwischen der Geschichte des Ostjudentums in der Vorkriegszeit, der Frage nach der Prägekraft von Religion und den späteren Ereignissen in den Ghettos ist Monika Polits biografische Studie über Mordechai Chaim Rumkowski.⁸⁵ Polit betont, wie wichtig für ein besseres Verständnis von Rumkowskis Handlungsweisen die Berücksichtigung seiner Sozialisierung als Litwak, das heißt als Angehöriger einer anti-chassidischen Strömung des Judentums, ist. Der biografische Zugang hilft offensichtlich nicht nur über Epochenzäsuren wie den Kriegsbeginn im September 1939 hinweg, sondern macht es auch leichter, Diskursgrenzen zu überschreiten. Dem Großteil der übrigen Forschung zur Geschichte des Ostjudentums gelang diese Perspektivenerweiterung lange Zeit nicht. Etliche Diskurse entwickelten sich in relativ geschlossenen Forscherzirkeln nebeneinander her, ohne andere Forschungsstränge trotz mehr oder weniger gleicher Forschungsgegenstände wirklich zur Kenntnis zu nehmen. In manchen Fällen lässt sich dies sicherlich mit der Sprachbarriere erklären. Häufiger scheint es jedoch die Skepsis gegenüber anders gelagerten methodischen Schwerpunkten gewesen zu sein, die ein Ausbrechen aus dem jeweiligen Diskurs erschwerte. Ein Beispiel hierfür sind die Arbeiten von jüdischen Historikerinnen und Historikern mit polnischen Wurzeln, die Fragen nach der gesellschaftlichen Position und den kulturellen Entwicklungen der jüdischen Bevölkerung in der Zweiten Polnischen Republik stellten.⁸⁶ Innerhalb dieser Forschergruppe standen die Arbeiten Celia Hellers bzw. Joseph Marcus' lange Zeit stellvertretend für zwei gegensätzliche Interpretationen.⁸⁷ Heller verstand das Polen der Zwischenkriegszeit als einzigartig antisemitisches Land und das Leben der polnischen Juden demzufolge als einen von nahezu täglichen Pogromen geprägten Albtraum. Der Holocaust sei quasi die konsequente Fortführung der polnischen antijüdischen Restriktionen gewesen, weshalb die Polen mehrheitlich als willige Helfer der deutschen Vernichtungspolitik fungiert hät-

85 Politi, Rumkowski.

86 Eine sehr gute frühe Zusammenfassung der Entwicklung dieser Forschungsrichtung bietet Mendelsohn, *Jews*.

87 Heller, *Edge*; Marcus, *History*.

ten.⁸⁸ Marcus hingegen versucht eine Einbettung in die allgemeine historische Entwicklung Polens zwischen Erstem und Zweitem Weltkrieg. Die Verarmung weiter Teile des Judentums habe den wirtschaftlichen Problemen des Landes entsprochen, die Diskriminierung durch die nichtjüdische Mehrheitsbevölkerung habe hingegen nur geringe Effekte erzielt. Einige (nichtjüdische) Autoren griffen diese Interpretation auf und bezweifelten generell die Bedeutung des Antisemitismus als Charakteristikum polnischer antijüdischer Innenpolitik.⁸⁹

Der zwischen dem »jüdischen« Lager Hellers und dem »polnischen« Lager Marcus' entbrannte Diskurs, der heute vor allem geschichtspolitisch interessant ist, erschöpfte sich im Laufe der 1990er Jahre. Der Mehrwert der Debatte liegt in der Erkenntnis, wie zentral für die jüdische Bevölkerung Polens in der Zwischenkriegszeit die Frage nach dem Umgang mit der eigenen Identität war – ganz gleich, welche Antworten die Zeitgenossen darauf fanden. Bei aller Gegensätzlichkeit in den Deutungen war den beiden Lagern ein stark politikgeschichtlicher Zugang gemeinsam. Die Überwindung des im Laufe der Zeit immer unfruchtbarer gewordenen Diskurses ging einher mit einer Stärkung eher kulturwissenschaftlicher Fragen. Politische Manifestationen religiöser Strömungen traten ebenso in das Blickfeld wie Überlegungen zu Selbstwahrnehmung und Geschlechterrollen innerhalb des Ostjudentums, dessen Heterogenität hierbei immer stärker betont wurde.⁹⁰

Prinzipiell ist eine Holocaust-Geschichte als Geschichte der Transformationen nur im engen Austausch mit einer kulturwissenschaftlich orientierten Sozialgeschichte der heterogenen (nichtjüdischen und jüdischen) polnischen bzw. allgemein osteuropäischen Bevölkerungsgruppen möglich. Im deutschsprachigen Raum waren bzw. sind es vor allem Heiko Haumann und sein Schülerkreis, die mit innovativen Methoden die Geschichte des Ostjudentums untersucht haben. Haumann selbst machte das Konzept der Lebenswelt für seine Forschungen fruchtbar, lange bevor sich die Ghetto-Forschung dafür zu interessieren begann.⁹¹ Um Rollenbilder, Befindlichkeiten und Emotionen, Selbstwahrnehmung und Identität geht es in den Studien Monika Rütters, Desanka Schwaras und Frank Schusters.⁹² Auf der Basis zeitgenössischer Ego-Dokumente benennt beispielsweise Schwara kulturelle Einflüsse, mit denen

88 In eine ähnliche Stoßrichtung gehen Korzec, Juifs, sowie Meltser, *Yahadut polin*. Meltser's Arbeit liegt nur auf Hebräisch vor und erschließt sich dem Autor deshalb ausschließlich indirekt durch die Darstellung in Zusammenfassungen wie etwa von Mendelsohn, *Jews*.

89 Davies, *God's Playground*; Tomaszewski, *Zarys dziejów Żydów*.

90 Bacon, *Agudat Israel*; ders., *Politics of Tradition*; Stampfer, *Marital Patterns*; Cała, *Social Consciousness*.

91 Haumann, *Geschichtsschreibung*; ders. (Hrsg.), *Luftmenschen*.

92 Rütters, *Töchter*; Schwara, *Kindheit*; Schuster, *Lebenswelten*.

Kinder und Jugendliche konfrontiert waren. Die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts fasst sie als Zeit, die für diese Gruppe wie für das Ostjudentum insgesamt von Orientierungslosigkeit und Unsicherheit geprägt war. Alle Arbeiten fokussieren das Individuum und sind deshalb für die vorliegende Publikation besonders wichtig. Die gesellschaftliche, kulturelle und politische Bandbreite, die sich vor 1939 innerhalb der jüdischen Bevölkerung Osteuropas herausgebildet hatte, spiegelte sich in ganz unterschiedlichen und gegensätzlichen Praktiken wider. Diese kamen mit der Errichtung der Ghettos nicht zu einem sofortigen Ende, sondern wirkten in den Zwangsgemeinschaften fort, freilich unter stark veränderten Bedingungen. Diese Praktiken sind der Ausgangspunkt für die Frage nach den Transformationen des Privaten.

4. Methodische Grundlagen: Nähe und Distanz als Praxisfelder des Privaten

»In den Ghettos gab es nichts Privates!« – Diese Ansicht wurde in den unterschiedlichen Kontexten, in denen Aspekte des vorliegenden Buches zur Diskussion standen, immer wieder geäußert. Weshalb ist das so? Um sich dem Begriff des Privaten methodisch anzunähern lohnt es sich, kurz die zwei Hauptgründe zu benennen, auf denen dieses Diktum fußt.

Erstens ist der Begriff »privat« heutzutage omnipräsent. Jeder verbindet entsprechend dem eigenen Erfahrungshorizont etwas damit, weshalb jeder glaubt, genau zu wissen, was gemeint ist. Tatsächlich aber ist der Begriff sehr diffus. Auch ohne die Begriffsgeschichte im Einzelnen nachzuzeichnen, lässt sich feststellen, dass es sich um einen Sammelbegriff handelt, der sehr unterschiedliche, zum Teil sogar widersprüchliche Bedeutungen aufweist. Mitunter ist es schlichtweg nicht klar, was das jeweilige Gegenüber unter »privat« versteht. Zweitens wird »privat« in oben genannter Behauptung ahistorisch verwendet. Man denkt sich die (noch dazu unklaren) Ausformungen des »Privaten« entsprechend den historischen und soziokulturellen Rahmenbedingungen der Gegenwart. Solcherart nach dem »Privaten« im Ghetto zu fragen, wäre in der Tat verfehlt. Die Realität der von den deutschen Besatzern errichteten Ghettos war geprägt von katastrophalen hygienischen und sanitären Bedingungen, von Nahrungsknappheit, Krankheiten und Hunger. Zwangsarbeit und Deportationen, ab einem gewissen Zeitpunkt das Wissen um die eigene Vernichtung, kurzum die permanente existenzielle Bedrohung machten Privatheit undenkbar – jedenfalls in einem heutigen Sinne. Es gab keine Freizeit in Abgrenzung zur Arbeitszeit, es gab keine private häusliche Sphäre in Abgrenzung zur öffentlichen Sphäre des Politischen, es gab keine Privatwirtschaft in Abgrenzung zu einem staatlich

regulierten Markt. Immaterielle Bereiche, die vor staatlichem Zugriff geschützt werden mussten, wie zum Beispiel sensible, eben »private« Daten, sucht man in den Ghettos ebenfalls vergeblich.⁹³ All diese Dinge können in modernen freiheitlich-demokratischen Wohlstandsgesellschaften als »privat« verstanden werden, aber eben nicht in den Zwangsgemeinschaften der Ghettos.

Ob ahistorisch oder nicht, insgesamt scheinen Annäherungen an das Private, die auf allzu statischen Schemata gründen, wenig zielführend zu sein. Die Frage, ob es in den Ghettos Privatheit gab oder nicht, operiert implizit immer mit solchen Schemata und ist nicht zuletzt deshalb problematisch. Man kann hier aus der Entwicklung der Alltagsgeschichte, gerade mit Bezug auf die Ghettos, lernen. Eine Alltagsgeschichte, deren Verdienst vor allem darin besteht, zu zeigen, dass es in den Ghettos »so etwas wie« Alltag gab, mag im Einzelnen zwar sehr spannend sein. Näher betrachtet ist der tatsächliche Erkenntniswert einer solchen Herangehensweise aber eher gering.

Eine für Dynamiken wenig offene Definition des Privaten bieten auch essenzialistische Privatheitskonzepte. Ein gutes Beispiel hierfür sind die Überlegungen des italienischen Rechtsphilosophen Norberto Bobbio. Bobbio versteht die »Great Dichotomy« aus privater und öffentlicher Sphäre als wesentlichen Faktor für die Entwicklung der westlichen Zivilisation.⁹⁴ Es handle sich um genuin rechtliche Kategorien, die zum ersten Mal im Corpus Iuris Civilis des oströmischen Kaisers Iustinian kodifiziert worden seien. Öffentliches Recht sei demzufolge alles, was sich auf den römischen Staat, privates Recht alles, was sich auf den Nutzen für Einzelne beziehe.⁹⁵ In der Tat war diese Kodifikation historisch sehr wirkmächtig, und es ist durchaus plausibel, die »Erfindung« des Privaten als Rechtsfigur an den Anfang einer Annäherung an den Begriff zu stellen. Mit Vorsicht zu genießen ist dagegen Bobbios Behauptung, das Dichotomie-Paar habe sich seit der Spätantike grundlegend nicht mehr verändert.⁹⁶ Für die historische Betrachtung der weiteren Entwicklung bedeutete ein solch statisches Verständnis, wiederum nur danach fragen zu können, ob es Privatheit gab oder eben nicht. Bobbios Definition führt aber zumindest ein grundlegendes methodisches Problem vor Augen, das sich auch für die Frage nach dem Privaten im Ghetto ergibt: Wie lässt sich der Privatheitsbegriff für eine histo-

93 Die genannten Punkte orientieren sich an Weintraub, Theory, hier S. 7. Vgl. auch Welzer, Diktatur.

94 Bobbio, Democracy, S. 1-21.

95 Ebd., S. 1: »quod ad statum rei romanae spectat im Gegensatz zu quod ad singulorum utilitatem.«

96 Ebd.: »Through constant and continuous use, and without any substantial changes, they [the terms of »public« and »private«, CAH] have since become one of the »great dichotomies« used by several disciplines [...] to define, represent and order their particular fields of investigation.«

rische Analyse (die Bobbio zugegebenermaßen nicht im Sinn hatte) sinnvoll operationalisieren? Welche Analysekategorien machen das Private jenseits eines starren, abzuarbeitenden Schemas fassbar?

Mittelalter- oder Frühe-Neuzeit-Historiker, die in ihren Arbeiten nach Privatheit (und Öffentlichkeit) in ihren jeweiligen Epochen fragen, haben mit ähnlichen Schwierigkeiten zu tun. Der Mediävist Peter von Moos zum Beispiel benennt das Problem sehr treffend, wenn er bemerkt, dass es dem Historiker eben nicht möglich sei »die Historizität seiner Begriffe durch zeitlose Typen, Modelle, Definitionen und Verständigungen und terminologische Vereinbarungen zu immunisieren«.⁹⁷ Sein Ausweg ist ein »kontrollierter Anachronismus«, der zunächst einmal nicht mehr bedeutet als die Angabe, »von welchem Gebrauch [des Analysebegriffs] aus welcher Zeit er [der Historiker] jeweils ausgeht«.⁹⁸ So könne etwa die substantielle Trennung von privater und öffentlicher Sphäre der Zeit der Aufklärung zugeordnet werden oder eben, in unterschiedlicher Form, einer anderen Epoche. Fruchtbar sei nun beispielsweise die Frage, welche funktionalen Entsprechungen diese Sphären etwa im Mittelalter hatten, auch wenn sie zu dieser Zeit weder dem Begriff nach noch in der späteren Gestalt existierten. Analog zu dieser zeitlichen Übertragung hält von Moos auch eine Anwendung der Analysekategorien auf außereuropäische Kulturkreise für möglich.⁹⁹ Entscheidend ist die Berücksichtigung des Funktionalen, die den Blick auch auf konkrete Handlungen lenkt, in denen sich Privates (oder Öffentliches) letztlich manifestieren. Eine Autorinnengruppe um Caroline Emmelius und Fridrun Freise argumentiert sehr ähnlich.¹⁰⁰ Auch sie sprechen sich für den »kontrollierten Anachronismus« aus, betonen aber noch weitaus stärker als von Moos die von Aushandlungs- und Inszenierungsstrategien geprägte Prozesshaftigkeit des Privaten und schlagen schließlich explizit die Brücke zu sozialen Praktiken. Das generelle Verständnis des Privaten als soziale Praxis ist denn auch eine methodische Grundlage der vorliegenden Arbeit.¹⁰¹

Ein weiteres methodisches Fundament dieser Studie bilden die Überlegungen der Sozialphilosophin Beate Rössler, die zwischen dezisionaler, informationeller und lokaler Privatheit unterscheidet.¹⁰² Unter dezisionaler Privatheit versteht sie Handlungs- und Entscheidungsspielräume, womit persönliche Frei-

97 Von Moos, *Mittelalter*, S. 64.

98 Ebd.

99 Ebd., S. 99.

100 Freise, *Einleitung*, in: Emmelius/Freise/von Mallinkroth/Sittig/Toepfer (Hrsg.), *Vorstellungen*, S. 9-32. Freise betont die von Aushandlungs- und Inszenierungsstrategien geprägte Prozesshaftigkeit des Privaten in der Vormoderne.

101 Soziale Praxis wird hier im Sinne Alf Lüdtkes verstanden, vgl. Lüdtke, *Herrschaft*.

102 Rössler, *Wert*.

heit und Autonomie eng verknüpft sind. Informationelle Privatheit bezieht sich auf das, was andere über ein Individuum wissen bzw. wissen dürfen, welche Informationen öffentlich zugänglich sind und welche nicht. Eine Sonderform informationeller Privatheit ist das Geheime. Lokale Privatheit schließlich meint konkrete Räume, von denen die Öffentlichkeit ausgeschlossen ist. Hierbei geht es auch um Praktiken der Selbsterfindung und Selbstdarstellung, durch die sich solche Räume jenseits des materiellen Rahmens manifestieren. Rössler benennt die liberal-demokratische Gesellschaft als Bezugspunkt ihres Konzeptes, was durchaus dem »kontrollierten Anachronismus« Peter von Moos' entspricht. Der große Vorteil des Ansatzes liegt im Verzicht auf fixe Schablonen wie zum Beispiel »die« Familie oder »die« Wohnung. Die Analysekategorien dezisionale, informationelle und lokale Privatheit sind offen für verschiedene Ausformungen dieser Phänomene. So kann sich etwa in einem Raum, zu dem die Öffentlichkeit keinen Zugang hat, Familie in sozialen Praktiken wie gemeinsam zu essen, miteinander zu reden, zusammen zu musizieren usw. konstituieren. Helen Nissenbaums Konzept einer »Privacy in Context« schließlich, das mit Blick auf aktuell diskutierte Fragen des Privaten und seine Verteidigung im digitalen Zeitalter entstanden ist, betont, wie wichtig die jeweilige Situation und die Rolle der beteiligten Akteure sei.¹⁰³ So mag es unangemessen sein, am Arbeitsplatz Auskunft über den eigenen Gesundheitszustand geben zu müssen, wohingegen dem eigenen Arzt entsprechende Informationen bereitwillig mitgeteilt werden.

In Fortführung dieser Überlegungen wird das Private im Ghetto als Set sozialer Praktiken definiert, die die Ghettabewohner nutzten, um Nähe oder Distanz zu konstruieren. Ein und dieselbe Praxis kann Teil beider Felder sein – je nach Situation. Im Einnehmen der Mahlzeiten zum Beispiel konnte sich emotionale Nähe ausdrücken, etwa wenn es im Familienkreis stattfand. Ebenso häufig aber erfolgte die Nahrungsaufnahme bewusst abgesondert von anderen, meist um der Gefahr zu entgehen, teilen zu müssen oder etwas weggenommen zu bekommen. In den Ghettos unterlagen diese Praktiken im Laufe der Zeit großen Veränderungen. Dieses Buch fragt nach eben diesen Transformationsprozessen und den dabei wirksamen Strategien und Mechanismen. Nähe und Distanz weisen eine physische Komponente auf und beziehen sich auf den messbaren Abstand, den Akteure zueinander einnehmen wollen, können oder müssen. Darüber hinaus geht es auch um den emotionalen Gehalt und um die psychologische Komponente sozialer Praktiken und deren Auswirkungen auf die Ghettabewohner. Verknüpft mit den zwei Praxisfeldern sind die Analysekategorien Raum und Zeit. Sie sind zunächst konstitutive Elemente des Privaten als soziale Praxis. Der genaue Blick auf den Umgang mit räumlichen und

103 Nissenbaum, Privacy.

zeitlichen Einschränkungen in den Ghettos macht die Transformationen der Praxisfelder Nähe und Distanz fassbar.

»Raum« wird in seiner doppelten Bedeutung als physisch definierter Rahmen bzw. als soziale Interaktion verstanden.¹⁰⁴ Eine minimale räumliche Grundlage war in den meisten Fällen vorhanden, aber auch notwendig, um Nähe zuzulassen oder Distanz herzustellen. Bisweilen wurde die zuvor unhinterfragte Dichotomie von »mobil« und »immobil« aufgegeben, räumliche Begrenzungen, die Privatheit gewährt hatten, bewusst verschoben. Die Annahme, Raum konstituiere sich in sozialen Praktiken, geht auf soziologische Ansätze Georg Simmels und Pierre Bourdieus zurück. In der Geschichtswissenschaft findet insbesondere die Weiterführung dieser Konzepte durch Martina Löw Beachtung. Ihr Modell eines relationalen Raumes, der durch Wechselwirkungen zwischen Handlungen und Räumen charakterisiert ist, überwindet ein naives Raumverständnis und hebt gleichzeitig den Zusammenhang mit Sozialstrukturen hervor, die historisch gewachsen sind. Unter den sich stetig wandelnden räumlichen Bedingungen der Ghettos mussten soziale Praktiken neu gedacht, neu erprobt und schrittweise angepasst werden.¹⁰⁵ Die Veränderungen des privaten Lebens lassen sich, so die Hoffnung, mit Hilfe eines solchen offenen und flexiblen Raummodells greifen.

Ähnliches gilt für »Zeit« als zweites konstitutives Element des Privaten. Es braucht messbare Zeit, um Nähe oder Distanz zu erfahren. Psychologische Ansätze, wie sie Barbara Engelking bereits in den 1990er Jahren einbrachte, können hier weiterhelfen, die Wahrnehmung von Zeit in Extremsituationen zu untersuchen.¹⁰⁶ Dass Verlusterfahrungen in bestimmten Zeitabschnitten in den Hintergrund traten, war eine psychische Grundlage, um die neuen Realitäten ertragen zu können. Vermeintlich fixe Unterscheidungen von »öffentlicher« und »privater« Zeit mit klarem Anfang und Ende, wie etwa Arbeitszeit und Freizeit, gab es in den Ghettos nur noch in Ausnahmefällen. Die Fragmentarisierung der Zeit war ein Mittel der Ghattobewohner, kurze Momente zumindest mentaler Flucht zu ermöglichen. Verbindungslinien gibt es von hier aus zu Dan Diners Begriff der »gestauten Zeit«, und somit zu narrativen Strukturen der Wahrnehmung und Deutung des Holocaust.¹⁰⁷

In Anlehnung an Barbara Adam wird die Organisation von Zeit in der vorliegenden Studie als zivilisatorische und kulturelle Aneignung natürlich-physischer Zeitstrukturen verstanden.¹⁰⁸ Die Einteilung der Zeit in Minuten, Stunden und Tage, aber auch das Strukturieren längerer Zeiteinheiten, wie zum

104 Vgl. Löw, Raumsoziologie.

105 Vgl. Denz/Jurewicz (Hrsg.), Ghetto.

106 Engelking, Czas.

107 Diner, Gestaute Zeit.

108 Adam, Time.

Beispiel die in Werktage und arbeitsfreie Tage unterteilte Woche, sahen sich unter den Bedingungen von Krieg und Ghetto grundlegend in Frage gestellt. Inwiefern gewannen längst eingehegt geglaubte Rhythmen wie der von Sonnenaufgang und Sonnenuntergang bestimmte Tageslauf oder der Wechsel der Jahreszeiten angesichts dessen wieder an Bedeutung? Inwieweit erwiesen sich die Zeitbezüge, in denen sich die Ghettobewohner bislang bewegt hatten, als belastbar bzw. ließen sich an die neuen Umstände anpassen? Welche Bedeutung hatten Zeit und Zeiteinheiten als strukturierende Elemente für Ego-Dokumente? Wie veränderten sich die Zeitkomponenten sozialer Praktiken, und in welchem Umfang nahmen Ghettobewohner diese Veränderungen wahr?

Das Private hat als analytische Perspektive in jüngerer Zeit Einzug in Forschungen gehalten, die sich mit den Angehörigen der sogenannten »Volksgemeinschaft« befassen. Grundsätzlich ist der Austausch mit diesem Forschungszweig für die Geschichte der Ghettos und des Holocaust sehr wichtig. Nur aufeinander bezogen lassen sich die NS-Kategorien »Volksgenosse« und »Jude«, an denen sich nationalsozialistische Herrschaftspraxis ausrichtete, sinnvoll analysieren. In diesem Sinne reiht sich das vorliegende Buch in den breiteren methodischen Kontext der NS-Forschung ein. Dennoch musste die Operationalisierung des Privatheitsbegriffs hier entlang anderer Strukturmerkmale erfolgen. Nach Inszenierung und Verheißung des Privaten lässt sich mit Blick auf die Ghettos ebenso wenig fragen wie nach dem vermeintlichen Gegensatz von politischem System und privatem Leben unter den Vorzeichen totalitärer NS-Herrschaft.¹⁰⁹ Auch das Private als zentraler Faktor im Verhältnis von Individuum und Kollektiv ist nur in abgewandelter Form auf die Geschichte der Ghettos übertragbar.¹¹⁰ Die Frage nach Nähe und Distanz berücksichtigt ausreichend – so die Hoffnung – die Spezifika der Ghettos, ohne weiter gefasste Zusammenhänge aus dem Blick zu verlieren.

109 Vgl. Harvey/Hürter/Umbach/Wirsching (Hrsg.), *Private Life*; Steuer, *Drittes Reich*; Packheiser, *Heimatururlaub*; Christians, *Das Private*.

110 Föllmer, *Individual*.

I. KONTINUITÄTSLINIEN JÜDISCHEN LEBENS

1. Die jüdische Bevölkerung Polens in der Zwischenkriegszeit

Die Zweite Polnische Republik bestand als souveräner Staat nur 21 Jahre, von ihrer Gründung 1918 bis zur Eroberung durch das Deutsche Reich und die Sowjetunion im September 1939.¹¹¹ Doch während dieser relativ kurzen Zeit erlebte die polnische Bevölkerung tiefgreifende Veränderungen. Der aus vormaligen deutschen, österreichischen und russischen Gebieten neu zusammengesetzte Staat sah sich mit fundamentalen Strukturproblemen konfrontiert. Die Transformation von einer Agrar- in eine Industriegesellschaft bzw. die Modernisierung der teilweise vorhandenen Industrie, die in anderen europäischen Ländern bereits lange zuvor in Gang gekommen war, verlief in Polen nur schleppend. Die globalen wirtschaftlichen Probleme seit Ende der 1920er Jahre trafen das Land deshalb besonders hart, breite Bevölkerungsschichten verarmten zusehends. Der Umgang mit den großen Minderheiten im Land, etwa mit den Ukrainern, den Deutschen und den Juden, erwies sich als schwierig, da der polnische Staat das Ziel einer ethnisch homogenen Nation verfolgte. Zahlreiche Kriege und Konflikte um die Staatsgrenzen, die in den Anfangsjahren des jungen Staates ausgetragen wurden, verdeutlichen die außenpolitische Instabilität Polens. Im Inneren war das politische System anfällig für »starke Männer« wie Józef Piłsudski, der nach einem Staatsstreich 1926 die demokratische Verfassung zwar formal nicht außer Kraft setzte, jedoch bis zu seinem Tod 1935 quasi-autoritär herrschte.

Wirtschaftliche und politische Schwierigkeiten fanden ihren Niederschlag im alltäglichen Leben aller Menschen, die in Polen lebten. In einer besonderen Situation jedoch befanden sich die knapp drei Millionen Juden, die im Gegensatz zu Deutschen, Russen oder Litauern keinen eigenen Staat außerhalb Polens hinter sich wissen konnten. Obwohl ihre Vorfahren bereits seit Jahrhunderten in Polen gelebt hatten, wurden sie immer noch als fremd und andersartig betrachtet. Zu groß schienen die Unterschiede nicht nur hinsichtlich der Religion, sondern auch hinsichtlich der jüdischen Kultur insgesamt zu sein. Die polnische Mehrheitsgesellschaft war denn auch in hohem Maße von strukturellem und individuellem Antisemitismus geprägt. Die Heterogenität der jüdischen Bevölkerung, wie sie sich zum Ende der Zweiten Polnischen Republik

111 Stachura (Hrsg.), Poland; Watt, Glory; Lukowski/Zawadski, History.

darstellt, lässt sich zum einen als unterschiedliche Strategien des Umgangs mit dieser besonderen Situation im wieder gegründeten polnischen Staat begreifen. Zum anderen war das polnische Judentum in einer längeren historischen Perspektive wie andere Teilgesellschaften auch ökonomischem und sozialem Wandel als Folge der Modernisierung ausgesetzt, wobei der Erste Weltkrieg wie ein Katalysator auf die bereits seit dem 19. Jahrhundert in Gang gekommenen Ausdifferenzierungsprozesse wirkte.¹¹²

Die Differenzierung innerhalb des Judentums lässt die historisch gewachsenen strukturellen Gemeinsamkeiten leicht übersehen. So war das polnische Judentum der Zwischenkriegszeit insgesamt ein urbanes Phänomen, 75 Prozent aller Juden lebten in Städten. Innerhalb der großen Metropolen, aber auch in mittelgroßen und kleinen Städten konzentrierte sich der Großteil der jüdischen Bevölkerung in der Regel im gleichen Viertel. Dies lag zum einen an praktischen Erwägungen wie zum Beispiel dem Wunsch, in der Nähe der religiösen Kultstätten zu leben – ein Argument, das zunächst einmal für viele, wenn nicht gar alle Juden gegolten hatte und in der Folge zu besagter Konzentration führte. Zum anderen hatte die räumliche Ballung ihre historische Ursache in der Separierungspolitik der christlichen Mehrheitsbevölkerung, die glaubte, auf diese Weise ihre jüdischen Mitbürger besser kontrollieren zu können. Diese Phänomene trafen auf das Industriezentrum Łódź und seine Trabantenstädte ebenso zu wie auf das politische, kulturelle und wirtschaftliche Zentrum Warschau.

Ein gutes Beispiel für die räumliche Konzentration der jüdischen Bevölkerung ist die Kleinstadt Tomaszów Mazowiecki. Dort lassen sich die Straßen, in denen überwiegend Juden lebten, klar benennen.¹¹³ Ebenso sind Aussagen über den sozialen und ökonomischen Status der Anrainer möglich. Beate Kosmala beschreibt Arbeitslosigkeit und Wohnungsknappheit als die größten sozialen Probleme, unter denen die Gesamtbevölkerung, besonders aber die Juden zu leiden hatten.¹¹⁴ Sehr detailliert gibt sie Einblicke in die prekären Wohnverhältnisse. So lebten etwa 39 Prozent der Bevölkerung in Einzimmerwohnungen, 38 Prozent verfügten immerhin über zwei Zimmer, im Durchschnitt teilten sich 3,5 Menschen ein Zimmer.¹¹⁵ Die Wohnungen befanden sich in der Regel in eingeschossigen Holzhäusern. Eine Kanalisation gab es nicht, in den meisten Fällen fehlten grundlegende sanitäre Einrichtungen. All diese Schwierigkeiten und Mängel waren jedoch nicht auf die jüdischen Viertel kleiner und mittelgroßer Städte wie Tomaszów Mazowiecki beschränkt. Auch in Biały,

112 Vgl. Schuster, *Lebenswelten*.

113 Kosmala, *Juden*, S. 85–91.

114 Ebd. S. 85.

115 Vgl. auch die Ausführungen von Joseph Marcus, in ders., *History*. Hier Kapitel 11 »Housing«, S. 183–193, insbesondere S. 183 f.

einem Viertel Łódźs mit fast ausschließlich jüdischem Bevölkerungsanteil, gab es keine Kanalisation, und in Muranów, dem größten jüdischen Viertel Warschaus, herrschte ebenfalls Enge, wenngleich es dort immerhin rudimentäre Entwässerungsanlagen gab. Die Bevölkerung dieser Viertel war sehr arm, die Mehrheit ging Gelegenheitsarbeiten nach, verdiente den kärglichen Lohn als Kleinkrämer, Handwerker oder Fabrikarbeiter – oder war wie gesagt arbeitslos. Gut drei Viertel der jüdischen Bevölkerung lebten in der geschilderten Weise in den Städten. Ihre schwierige wirtschaftliche Situation, die sich im Laufe der Zwischenkriegszeit weiter verschlechterte, hatte ihre Ursache in der allgemein schwierigen wirtschaftlichen Lage des Landes, aber auch in der bewussten Benachteiligung der Juden durch die polnische Mehrheitsbevölkerung und deren politische Repräsentanten. Neben den armen jüdischen Massen gab es einen wesentlich kleineren Mittelstand, der gut 20 Prozent der Bevölkerungsgruppe ausmachte. Positionen als Beamte waren Juden zwar prinzipiell verwehrt, aber als Ärzte und Anwälte konnten sie durchaus zu Wohlstand kommen. Reiche jüdische Unternehmer waren eher die Ausnahme, auch wenn gerade sie häufig als Projektionsfläche für Neid und Missgunst nicht-jüdischer Polen dienten.

Es geht in diesem Buch darum, wie Menschen in den Ghettos Nähe und Distanz wahrnahmen, deuteten und gestalteten. Ein wichtiger Bezug war in diesem Zusammenhang die kulturelle und soziale Prägung. Die jüdische Bevölkerung Polens, die den Großteil der Ghattobewohner ausmachte, zeichnete sich durch Heterogenität und Diversität aus. Bereits im 19. Jahrhundert, vor allem aber nach der polnischen Unabhängigkeit 1918, hatten sich in teilweise schwierigen Prozessen komplexe gesellschaftliche Realitäten herausgebildet. Die Fragen nach jüdischer Identität und jüdischem Selbstverständnis sowie nach dem Umgang mit dem wachsenden Antisemitismus trafen auf eine große Bandbreite an Überzeugungen, Gesellschaftsentwürfen und Lebensmodellen bzw. brachten diese hervor. Assimilationsstreben, Säkularismus und Religiosität, Zionismus und Antizionismus sowie ein breites politisches Spektrum waren Teil der ostjüdischen Lebenswelten, Diversität und Pluralismus mithin zwei Charakteristika des Ostjudentums. Dessen heterogene Zusammensetzung spiegelte sich in ganz unterschiedlichen und gegensätzlichen sozialen Praktiken wider. Der folgende Abschnitt zeichnet die Entwicklungen vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges nach.

a) Haupttendenzen innerhalb des polnischen Judentums

Wie Ruta Sakowska zu Recht feststellt, sind angesichts der komplizierten innerjüdischen Verhältnisse lediglich Grundströmungen auszumachen, die in der Zwischenkriegszeit zum Teil gravierenden Veränderungen unterlagen.¹¹⁶ Strukturmerkmale wie Religion oder Politik und weltanschaulich geprägte Gesellschaftsentwürfe wie Assimilationsstreben oder Zionismus entfalteten große Wirkmächtigkeit. Ein immer noch großer Teil der Juden richtete das Leben nach wie vor an Religion und Glauben aus. Das weitgespannte religiöse Spektrum umfasste kleinere Gruppierungen wie das Konservative Judentum oder das Reformjudentum, Konvertiten zum protestantischen oder katholischen Christentum sowie explizit atheistische Juden. Unter den armen Bevölkerungsschichten war vor allem der Chassidismus populär, eine Ausformung des Judentums, die im Ostmitteleuropa des 18. Jahrhunderts als emanzipatorische, spirituelle Bewegung entstanden war.¹¹⁷ Ursprünglich gegen die als zu intellektuell empfundenen rabbinischen Autoritäten gerichtet, entwickelte sich der Chassidismus im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer sehr konservativen Strömung. Er propagierte das Ideal des jüdischen Lebens als Gottesdienst, das durch die strikte Einhaltung aller religiösen Gebote und fortwährendes Studium von Tora und Talmud erreicht werden konnte. Einen unmittelbaren Zugang zu Gott sollten Äußerungen spontaner Freude wie Tanz oder Gesang ermöglichen. Die chassidische Weltanschauung unterscheidet grundsätzlich nicht zwischen religiösen und nicht-religiösen Lebenssphären, sondern betrachtet alles aus einer religiösen Perspektive. Die sozio-ökonomischen Probleme vieler Chassidim verlangten deshalb grundsätzlich nicht nach Antworten seitens der Religion. Im Alltag freilich boten Religion und Glaube in sehr konkreter Weise Orientierung und Anleitung für die Lebensführung und hatten somit unmittelbare Auswirkungen auch auf die wirtschaftliche Lage. So sah die traditionelle Rollenverteilung innerhalb einer chassidischen Familie vor, dass der Vater den Großteil seiner Zeit in Synagoge und Bethaus bei Gebet und Studium verbrachte, während die Mutter zu Hause nicht nur die (oft zahlreichen) Kinder aufzuziehen, sondern auch den Lebensunterhalt zu erwirtschaften hatte. Religiöse Praktiken wie Gebete zu bestimmten Tageszeiten, der Sabbat am siebten Tag der Woche und die religiösen Feste im Jahreslauf gaben dem Leben der chassidischen Juden zeitliche Struktur.

Eine zweite Art von Sinnstiftung, die innerhalb des polnischen Judentums ihre Wirkung entfaltete, waren politische Ideologien. Die politische Bandbreite erstreckte sich von reaktionären, bisweilen sogar rechtsextremen Strömungen

¹¹⁶ Sakowska, *Menschen*, S. 19.

¹¹⁷ Die folgenden Ausführungen stützen sich auf Talabardon, Chassidismus; Dinur, *Origins*; Biale, *Hasidism*; Wodzinski, *Haskalah*.

über konservative und liberale Parteien bis hin zu sozialistischen und kommunistischen Gruppierungen. Die Anhängerschaft der linken Parteien wuchs während der 1920er und 1930er Jahre besonders stark, wie sich eindrücklich an den Ergebnissen der Wahlen zu den jüdischen Gemeinden, den Kehillot, zeigte. Hatte in Warschau 1931 noch klar die Agudas Israel, der politische Arm der chassidischen Juden, die Kehilla-Wahl gewonnen, so verlor sie diese Spitzenposition fünf Jahr später an den sozialistischen Algemeynen Yidishen Arbeter Bund.¹¹⁸ Der Bund, aber auch andere linke Parteien wie zum Beispiel die Poale Zion strebten eine Änderung der Lebensumstände ihrer Klientel, der Arbeiterinnen und Arbeiter, an. Um ein entsprechendes Klassenbewusstsein und politisches Engagement zu fördern, veranstalteten sie neben politischen Versammlungen zahlreiche kulturelle Aktivitäten, die speziell auf jüdische Jugendliche oder jüdische Frauen ausgelegt waren. Diese alternativen Angebote richteten sich implizit gegen traditionelle Verhältnisse und zielten somit ganz konkret auf einen Wandel sozialer Praktiken ab.

Die bewusste Assimilation der Juden an die polnische Mehrheitskultur war in Bezug auf die soziale Praxis ein ähnlich wirkmächtiges Programm. Anders als Religion oder politische Ideologie verband sich damit jedoch kein universaler Deutungsanspruch, auch wenn es mit der jüdischen Aufklärung, der Haskala, seit dem 18. Jahrhundert eine philosophische Fundierung der Assimilationsbestrebungen gab. Die Angehörigen des seit dem 19. Jahrhundert wachsenden jüdischen Mittelstands waren häufig assimilierte Juden, das heißt, es gab einen Zusammenhang zwischen wirtschaftlichem Erfolg und der Bereitschaft zur Anpassung. Assimilation manifestierte sich in vielen Fällen im Wegzug aus den traditionellen jüdischen Vierteln in bürgerliche, mehrheitlich von nichtjüdischen Polen bewohnte Stadtteile, hatte also eine starke räumliche Komponente. Die Separierung ging einher mit der Übernahme bürgerlicher Vorstellungen und Praktiken, etwa in den Bereichen Wohnen und Arbeiten oder Erziehung und Bildung. Die religiöse Praxis erfuhr in diesem Milieu ebenfalls tiefgreifende Veränderungen. So hatten sich im bereits erwähnten Reformjudentum, einer aufgeklärten Denomination, Gottesdienstformen entwickelt, die starke Anleihen bei christlicher Liturgie nahmen, wie zum Beispiel den orgelbegleiteten Gemeindegesang. Eine Extremform der Assimilation war die Konversion zum Christentum, wobei sich die meisten Konvertiten für protestantische Konfessionen entschieden. Die scheinbar einfache Formel von der Anpassung

118 Vgl. Bacon, Politics. Es ist bezeichnend, dass der zuständige (nichtjüdische) Regierungskommissar für die polnische Hauptstadt das Wahlergebnis nicht anerkannte, sondern die Gemeinde kurzerhand auflöste. Eine linke Mehrheit innerhalb des Judentums schien für die Warschauer Autoritäten nicht tragbar zu sein. Sakowska, Menschen, S. 24 f.

an die nichtjüdische polnische Kultur geht bei näherem Hinsehen nicht völlig auf, weil diese Mehrheitskultur in sich ebenfalls heterogen war. Ziel der Assimilation war in etlichen Fällen eine eher deutsch oder russisch dominierte Kultur, was sich am augenfälligsten in der Wahl der gesprochenen Sprache niederschlug.

Eine radikale Antwort auf fortwährende Diskriminierungserfahrungen der Juden war seit Ende des 19. Jahrhunderts der Zionismus, der sich freilich nicht nur auf Polen beschränkte. Die Idee, Juden aus der weltweiten Diaspora wieder in Palästina anzusiedeln, übte eine unglaubliche Faszination auf einen großen Teil der jüdischen Bevölkerung Europas und somit auch Polens aus. Bald begannen sich Zionisten politisch zu organisieren, wobei sich unterschiedliche politische Richtungen den Zionismus zu eigen machten und mit ihrer jeweiligen Ideologie verbanden. Aus diesem Grund gab es sowohl sozialistische als auch nationalistische, zum Teil sogar rechtsextreme Zionisten, die zwar das gleiche Ziel anstrebten, ihre sonstigen politischen Differenzen aber nicht zu überwinden vermochten. In der Strategie grundsätzlich ähnlich handelten diejenigen Juden, die bereits seit dem 19. Jahrhundert in die deutschen Staaten, vor allem aber in die Vereinigten Staaten von Amerika ausgewandert waren, wenngleich es hier zu keiner vergleichbaren ideellen Überhöhung kam.

Die verschiedenen politischen, religiösen oder allgemein kulturellen Ausrichtungen wirkten auf individuelle Lebensentwürfe ein. Sie gingen jedoch über diese Ebene hinaus, indem sie in der ihnen jeweils eigenen Weise Antworten auf die existenziellen Fragen nach jüdischem Selbstverständnis und jüdischer Identität bereitstellten. Die Mehrzahl der polnischen Juden war in der Zwischenkriegszeit mehr oder weniger direkt mit diesen Fragen konfrontiert und musste sich in irgendeiner Weise zu ihnen verhalten. Die Antwort auf die Frage »Wer bin ich?« war oft deckungsgleich mit der Antwort auf die Frage »Wie will ich jetzt und in Zukunft leben?«. Die Juden gestalteten die Praxisfelder Nähe und Distanz unterschiedlich aus und gingen mit räumlichen und zeitlichen Rahmenbedingungen unterschiedlich um, abhängig von der jeweiligen Herkunft oder von der mehr oder weniger bewusst getroffenen Wahl eines Identitätsangebots. Idealtypisch lebte ein chassidischer Jude anders als ein im sozialistischen Bund organisierter jüdischer Arbeiter. Sie wählten nicht nur verschiedene Parteien und räumten der Religion einen unterschiedlich hohen Stellenwert ein, sondern hatten auch sehr verschiedene Vorstellungen von Familie, von Geschlechterrollen oder von der Ausgestaltung der Lebensalter. Vor allem aber hatten sie unterschiedliche Meinungen darüber, was ihre jüdische Identität ausmachte. Der chassidische Jude verstand unter »Jüdischkeit«, das eigene Leben konsequent und ausschließlich nach den jüdischen Religionsgesetzen in einer buchstäblichen Auslegung auszurichten. Der jüdische Bundist sah sich

hingegen als Angehöriger der Arbeiterklasse und gleichzeitig der jüdischen nationalen Minderheit, die sich durch bestimmte kulturelle Eigenheiten wie etwa die jiddische Sprache von anderen nichtjüdischen Gruppierungen unterschied. Dennoch war Polen für ihn die angestammte Heimat, in der es für Minderheiten- ebenso wie für Arbeiterrechte zu kämpfen galt.

Wie erwähnt handelt es sich bei den beiden Idealtypen um zwei Extreme, innerhalb derer sich die Realgestalten jüdischer Lebenswelten in einer Vielzahl von Schattierungen entfalteten. Nicht selten brachen die enormen Gegensätze entlang generationeller Grenzen innerhalb einer Familie auf, wie es der Autor und Literaturnobelpreisträger Isaac B. Singer in folgender Episode beschreibt:

»Reb Itscheles ältester Sohn weigerte sich, den Talmud zu studieren, wurde Handwerker und rasierte sich den Bart ab. Freitag abends, wenn die Sabbatkerzen schon angezündet waren, sah ich, wie er im Laden des Barbiers Zeitag saß, eingeseift und rasiert wurde. Er bereitete Reb Itschele und [seiner Frau] Schprintza unsagbaren Kummer. Am Sabbat saß er nachmittags an ihrem Tisch, mit einer modischen Mütze auf dem mit Pomade eingeriebenen Haar, in einer modischen Jacke, einem Papierkragen und einem Vorhemd aus Papier. Er hatte es eilig, das Mahl und die Tischgebete hinter sich zu bringen, damit er seine Freundin zu der neuesten Sensation, dem Kinematographen, ausführen konnte.«¹¹⁹

Die fiktive Szene fängt die scharfen Gegensätze von Tradition und Moderne ein, die auf engem Raum aufeinandertrafen. Singer beschreibt verschiedene Ebenen, in denen sich diese Gegensätze manifestieren konnten. Zum einen schlug sich die Abkehr von der Tradition der Eltern im äußeren Erscheinungsbild nieder, das heißt in der weltlichen Bart- und Haarfrisur und der modischen Kleidung des Sohnes. Zum anderen fand sie Ausdruck in bestimmten Praktiken wie dem Friseur- und Kinobesuch in der Freizeit oder der Wahl und Ausübung eines Handwerksberufes. Die Kontraste fielen dann besonders auf, wenn bestimmte Praktiken der traditionellen Zeitstruktur, die der Chassidismus vorgab, zuwiderliefen. Die Rasur an einem Freitagabend war somit in zweierlei Hinsicht ein Frevel gegen die religiösen Gebote, die weder erlaubten, sich den Bart abnehmen zu lassen, noch überhaupt irgendeine Betätigung am Sabbat gestatteten, der freitags mit dem Sonnenuntergang begann. Die Ungeduld des Sohnes bei Sabbatmahl und Tischgebet weist ebenso eine zeitliche Komponente auf, verdeutlicht aber noch etwas anderes. Immerhin besuchte er seine Eltern Itschele und Schprintza am Sabbat und verweigerte sich nicht ganz der Tradition. Oft vermengte sich solcherart vermeintlich Widersprüchliches

119 Singer, *Kindheit*, S. 72.

in ein und derselben Biografie, etwa wenn man am gemeinsamen Synagogenbesuch mit der Familie festhielt, obwohl die eigene politische Gesinnung säkular geprägt war, oder wenn man, wie im vorliegenden Beispiel, am Sabbatmahl zumindest teilnahm, ohne dem religiösen Gehalt dieser Zusammenkunft noch eine Bedeutung beizumessen.¹²⁰

Gerade mit Blick auf die jüdische Familie besteht die Gefahr, vorschnell Stereotype zu reproduzieren, gleich welcher Schattierung. Vor allem Erinnerungsliteratur weist mitunter eine starke Tendenz auf, den Zusammenhalt innerhalb der Familie zu überhöhen und die großen Gegensätze zu verharmlosen. Allerdings gibt es auch die gegenläufige Neigung, Idealtypen zu überzeichnen und Konfliktschärfe zu sehr zu betonen. Ein gutes Beispiel für die Vielschichtigkeit innerfamiliärer Beziehungen liefert die Biografie Mendel Grossmanns, der später im Ghetto Litzmannstadt als Fotograf wirkte. Zeit seines Lebens hatte Grossmann ein gutes persönliches Verhältnis zu seinem Vater, obwohl er dessen chassidische Lebensweise bewusst aufgegeben hatte. Eine Reihe von Fotos, die Grossmann in der Zeit des Ghettos schoss und auf denen der Vater bei unterschiedlichen religiösen Praktiken zu sehen ist, zeigt, wie nahe sich beide standen. Die Bilder belegen einerseits deutlich den Kontrast der Lebenswelten, andererseits gestattete der ältere Grossmann der Kamera den Zutritt zu sehr persönlichen Bereichen nur, weil es sein Sohn war, der sie führte. Der wiederum kannte den Chassidismus aus eigener Anschauung und konnte deshalb in einmaliger Weise eine Lebenswelt dokumentieren, der das Medium der Fotografie eigentlich zutiefst fremd war. Feine Abstufungen dieser Art sollen im folgenden Abschnitt die biografischen Skizzen späterer Briefe- und Tagebuchschreiber in den Ghettos veranschaulichen.

b) Biografien ausgewählter Verfasser von Ego-Dokumenten

Die Protagonisten der vorliegenden Arbeit erfuhren ihre soziale Prägung in der Vorkriegszeit und die Heterogenität des polnischen Judentums bildet sich in ihren Biografien ab. Das folgende Teilkapitel dient der Illustration dieser Heterogenität und soll zeigen, wie sich die allgemeinen Haupttendenzen, die im vorherigen Abschnitt skizziert wurden, im individuellen Fall auswirken konnten. Gleichzeitig ist es auf diese Weise möglich, spätere Autoren der Ego-Dokumente vorzustellen. Verschiedene soziale Gruppierungen müssen daher ebenso berücksichtigt werden wie eine gleichmäßige Geschlechter- und Altersverteilung. Welche Aussagen über die Praxisfelder Nähe und Distanz lassen sich mit einem Blick auf diese Biografien treffen? Inwiefern reflektierten polnische

120 Vgl. Bauer, Tod, S. 56.

Juden der Zwischenkriegszeit die räumlichen und zeitlichen Rahmenbedingungen, denen ihr Leben unterlag?

Die Protagonisten lassen sich altersmäßig in zwei Gruppen einteilen. Zum einen gab es spätere Ghettobewohner, die vor der Gründung der Zweiten Polnischen Republik geboren und sozialisiert wurden und demzufolge die Zwischenkriegszeit als Erwachsene erlebten. Teilweise handelt es sich hierbei um prominente polnische Bürger, die in der Öffentlichkeit standen und deren Leben in den 1920er und 1930er Jahren gut dokumentiert ist. Die Angehörigen der zweiten Gruppe waren nach 1918 geboren. Sie kannten also nichts anderes als den neuen polnischen Staat, in dem sie Kindheit und Jugend verbrachten. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs standen diese Menschen am Anfang ihres Erwachsenenlebens, während die Älteren bereits seit langen Jahren in ihren jeweiligen Tätigkeitsfeldern wirkten. Einige standen gar im Fokus internationaler Aufmerksamkeit, wie etwa der Warschauer Arzt, Waisenhausleiter, Pädagoge und Schriftsteller Janusz Korczak, dessen Biografie infolgedessen recht gut erschlossen ist.

Korczak kam 1878 oder 1879 in Warschau als Henryk Goldszmit auf die Welt.¹²¹ Die Eltern sprachen zu Hause Polnisch und gaben ihren Kinder Henryk und Anna polnische Namen, was auf den Assimilationshintergrund der Familie hindeutet. Der Vater arbeitete als Rechtsanwalt und ermöglichte zunächst ein Leben in Wohlstand, wozu auch der Besitz eines weitläufigen Hauses mit mehreren Räumen zählte. Dies änderte sich mit dem frühen Tod des Familienerbhaupts, der zum wirtschaftlichen Niedergang führte. Den zwangsweisen Umzug in eine kleine Mietwohnung musste die Familie als sozialen Abstieg empfinden, galt doch ein angemessen großes Haus in der bürgerlichen Vorstellungswelt, als Statussymbol.

Ein Blick auf Korczaks Bildungsweg verdeutlicht ebenfalls seinen Assimilationshintergrund. Er besuchte ein staatliches humanistisches Gymnasium und keine jüdische Schule, schon gar nicht eine Yeshiva, wie sie chassidische Kinder ab dem vierten Lebensjahr durchliefen und deren Schwerpunkt auf religiösen Studien lag. Der Gymnasialausbildung schloss sich ein Medizinstudium an, und während der ersten Jahre im Beruf hielt sich Korczak längere Zeit in den europäischen Hauptstädten Berlin, Paris und London auf, um sich dort fortzubilden. Dieses Heraustrreten aus dem engeren lokalen Umfeld war ebenfalls nicht untypisch für jemanden, der bürgerliche Ideale teilte. Parallel zu seiner Tätigkeit als Mediziner verfolgte er eine schriftstellerische Karriere, und schon bald benutzte er sein Pseudonym Janusz Korczak als offiziellen Namen. Indem er das eindeutig als jüdisch erkennbare »Goldszmit« zugunsten eines »echten«

121 Beiner, Korczak; Dauzenroth, Leben.

polnischen Namens ablegte, den er noch dazu dem Werk eines antirussischen, patriotischen Schriftstellers des 19. Jahrhunderts entnommen hatte, brachte er ebenfalls seine Affinität zur polnischen Mehrheitskultur zum Ausdruck.¹²²

Obwohl sich Korczak als praktizierender Arzt unter den reichen Warschauer Bürgern schnell großer Beliebtheit erfreute, wandte er sich bald der Pädiatrie zu und weitete diese Tätigkeit auf die Arbeit mit Waisenkindern aus. 1911 übernahm er schließlich die Leitung des neu gegründeten Waisenhauses Dom Sierot. Von nun an arbeitete er vorwiegend als Pädagoge, unterbrochen nur von der Einberufung zum Dienst als Militärarzt im Ersten Weltkrieg. Korczak, der bereits zuvor lediglich ein Einzelzimmer in der Warschauer Innenstadt bewohnt hatte, bezog ein Zimmer im Waisenhaus, in dem er Seite an Seite mit den Waisenkindern und einigen Erzieherinnen den Rest seines Lebens wohnen bleiben sollte. Er betrachtete seine Arbeit mit den Waisen als Lebensaufgabe, der er sich rund um die Uhr widmete. Ein 16-Stunden-Tag war deshalb die Regel, bis auf wenige Ausnahmen nahm er keinen Urlaub. Eine räumliche und zeitliche Trennung von Privat- und Berufsleben gab es für Korczak also kaum. Eine eigene Familie gründete Korczak jedenfalls nie, auch wenn die Gründe hierfür unklar sind und nicht zwangsläufig nur mit der außergewöhnlichen Inanspruchnahme durch seine Arbeit zusammenhängen.

Mit seinen Mitarbeiterinnen entwickelte Korczak verschiedene Rituale, mit deren Hilfe er das Zusammenleben im Waisenhaus verbessern und gleichzeitig die Potenziale der Kinder wecken wollte. Im Zentrum seiner Pädagogik stand die Achtung vor dem Kind als vollwertige Persönlichkeit. Er sah in der Wertschätzung von und einem veränderten Umgang mit Kindern einen Schlüssel zur Bewältigung allgemeiner sozialer Probleme seiner Zeit. Eine der Praktiken, zu denen er die Kinder anhielt, war das Tagebuchschreiben. Auf diese Weise sollten sie lernen, genau zu beobachten und die eigenen Erfahrungen und das eigene Verhalten zu reflektieren. Korczak selbst konnte zumindest zweitweise Distanz zu seiner Umwelt aufbauen, indem er sich an den eigenen Schreibtisch zurückzog. Der Umfang seiner literarischen Werke, vor allem in den 1920er Jahren, ist beachtlich.¹²³

122 Janasz Korczak war die Hauptfigur im Roman »Janasz Korczak und die schöne Schwertfegerin« des Schriftstellers Józef Kraszewski, der nach 1863 zu Flucht und Exil gezwungen war.

123 Es verwundert kaum, dass Korczak die Erkenntnisse aus seiner tagtäglichen pädagogischen Arbeit in Essays und Bücher wie »König Hänschen der Erste« (1923) oder »Wenn ich wieder klein bin« (1925) einfließen ließ. Sie sagen deshalb mindestens genauso viel über sein pädagogisches Konzept aus wie seine im engeren Sinn pädagogischen Schriften wie »Wie man ein Kind lieben soll« (1919).

Den Zweiklang aus pädagogischer und schriftstellerischer Betätigung ergänzte Korczak in den dreißiger Jahren zeitweise um eine Mitarbeit im polnischen Rundfunk, wo er eine eigene Sendung bestritt. In dieser Zeit setzte Korczak sich auch verstärkt mit seiner jüdischen Herkunft auseinander und sympathisierte mit dem Zionismus, was sich in zwei Reisen in das unter britischem Mandat stehende Palästina niederschlug. Auch wenn er sich letztlich gegen eine Auswanderung entschied, so wird doch deutlich, welche Attraktivität der Zionismus auf einen polnischen Patrioten wie Korczak auszuüben vermochte. Der wachsende Antisemitismus der 1930er Jahre machte ihn offen für dieses alternative Identitätsangebot. Das Gefühl der Zerrissenheit zwischen der polnischen Kultur und der jüdischen Kultur, die er in Palästina fand, teilten viele polnische Juden. Sie sahen ihre Bemühungen, sich der polnischen Mehrheitskultur anzupassen, als gescheitert an.

Janusz Korczak gehörte zur intellektuellen Elite Polens und genoss auch international hohes Ansehen. Während der ersten drei Jahre des Krieges lebte er weiter im Waisenhaus, das in das Ghetto verlegt worden war. In den letzten Monaten vor seiner Deportation im Sommer 1942 verfasste er relativ umfangreiche Aufzeichnungen, eine Mischung aus Tagebuch und autobiografischer Skizze, die einen wertvollen Einblick in Korczaks Denken und Handeln in der Realität des Ghettos liefern. Seine Erlebnisse und Erfahrungen aus der Vorkriegszeit spielten immer wieder eine Rolle, sie waren wichtige Referenzpunkte seiner Wahrnehmung des Lebens im Ghetto.

Auch andere Tagebuchschreiber im Ghetto entstammten der Gruppe der assimilierten Juden. Ihre Lebensläufe, wenngleich im Detail individuell verschieden, weisen viele Gemeinsamkeiten mit Korczaks Biografie auf und müssen deshalb weniger ausführlich referiert werden. Ein gutes Beispiel ist der spätere Judenratsvorsitzende Adam Czerniaków, der bereits vor dem Krieg immer wieder Kontakt mit Korczak hatte. Czerniaków, geboren 1880 und somit nur geringfügig jünger als Korczak, hatte (teilweise in Deutschland) ein Hochschulstudium absolviert, eine Familie gegründet, einen Beruf aufgenommen und sich ab den 1920er Jahren politisch engagiert. Auch er gehörte bereits in der Vorkriegszeit der polnisch-jüdischen Elite an, etwa als Mitglied des Warschauer Stadtrates (1927 bis 1934) und später sogar des polnischen Senats. Sein umfangreiches Tagebuch aus der Zeit des Krieges ist eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte des Warschauer Ghettos und des Holocaust.¹²⁴ Immer wieder wird darin Czerniakóws Assimilationshintergrund deutlich, etwa wenn er den Literaturkanon erwähnt, den er schätzte, oder wenn er in distanzierendem Ton über die Masse der armen jüdischen Arbeiter, Handwerker und Kleingewerbe-

124 Czerniaków, Ghetto.

treibenden schreibt, deren Lebenswelten ihm offensichtlich recht fremd waren. Auch seine Sprachkenntnisse erklären sich, ähnlich wie die Korczaks, mit seiner Herkunft aus einer assimilierten Familie. Seine Muttersprache war Polnisch, und während seines Studiums in Dresden lernte er Deutsch, das er fortan fließend in Wort und Schrift beherrschte. Seine Jiddischkenntnisse hingegen waren rudimentär. In seiner Zeit als Judenratsvorsitzender während des Zweiten Weltkrieges hielten ihm seine Gegner diesen Mangel immer wieder vor. Sie empfanden sein fehlerhaftes Jiddisch als Ausdruck fehlender Empathie mit den Jiddisch sprechenden Bevölkerungsgruppen und sahen diese von Czerniaków nur unzureichend repräsentiert.

Dieser Sachverhalt wirft ein Schlaglicht auf Konfliktlagen innerhalb des polnischen Judentums, die ihre Wurzeln tief im 19. Jahrhundert hatten und in der Zweiten Polnischen Republik weitere Zuspitzung erfuhren. Es ist kaum überraschend, dass die Konfliktlinien in den Ghettos fortbestanden, waren sie doch Folge der großen, tiefsitzenden Unterschiede im Umgang mit der Frage nach dem Selbstverständnis polnischer Juden. Die Sprache spielte hierbei als Träger kultureller Identität eine bedeutende Rolle. Im Falle Adam Czerniakóws kam die unverhohlene Bewunderung für deutsche Kultur und Technik hinzu, die den Chassidim und den Angehörigen der Arbeiterklasse suspekt erscheinen musste. Ihre Kritik an Czerniakóws Haltung, die sie an dessen sprachlichen Fähigkeiten festmachen konnten, entbehrte nicht einer gewissen Berechtigung. Auch wenn Czerniaków die genannten Gruppierungen sicherlich nicht grundsätzlich ablehnte, hegte er ihnen gegenüber wahrscheinlich die Vorbehalte eines aufgeklärten Mannes, der gegenüber der Moderne positiv eingestellt war.

Seine Einstellung fand ihre Entsprechung auch in den Lebensumständen, die Czerniaków für sich, seine Frau und seinen Sohn anstrebte.¹²⁵ Sie lebten im Warschau der Vorkriegszeit in einer geräumigen Wohnung, Czerniaków ging einer geregelten, gut bezahlten Arbeit nach und widmete sich der Politik. Trotz grundsätzlicher Sympathien für den Zionismus verstand er sich in erster Linie als polnischer Patriot, seine politische Einstellung entsprach der eines gemäßigten Liberalen. In seiner Freizeit widmete er sich seinen kulturell-geistigen Interessen, das heißt, er las viel, besuchte Konzert und Theater und betätigte sich zeitweise als Amateurdichter.

Selbst bei diesem kurzen Blick auf die Biografie Adam Czerniakóws wird deutlich, wie stark die Antworten auf grundlegende Fragen von der jeweiligen Herkunft abhängig waren. Nach welcher Art Familie strebte man? Mit wem wollte man sein alltägliches Leben teilen? Wo sollte dieses Leben stattfinden? Wie viel Zeit widmete man welchen Aktivitäten? Diese sehr konkreten Punkte

125 Vgl. ebd., S. VII-XXII.

lassen sich als Facetten der Frage nach dem Umgang mit und der Gestaltung von zeitlichen und räumlichen Rahmenbedingungen verstehen. Auch der Konnex zu den beiden Grundfragen nach Identität und Selbstverständnis erschließt sich unmittelbar, implizierten die Antworten auf diese Fragen doch konkrete Lebensentwürfe.

Einem strengen räumlichen und zeitlichen Korsett unterlag die Lebenswelt der chassidischen Juden. Freilich mag die Kluft zwischen angestrebtem Ideal und Lebenswirklichkeit mitunter recht groß gewesen sein. Vor allem in den großen Städten wie Warschau, Łódź oder Krakau war es nicht immer einfach, die zahlreichen Gebote des jüdischen Glaubens einzuhalten, denn hier machten sich die Einflüsse der modernen, säkularen Welt stärker bemerkbar als in kleinen Schtetlech. Doch die Anstrengungen, die fromme Chassidim unternahmen, um ihr Leben auch in der Großstadt gemäß den Traditionen ihrer Vorfahren zu gestalten, waren enorm. In dieser Hinsicht hatten die sogenannten Tzadiken eine Vorbildfunktion, sie richteten ihr Leben und das ihrer Familie besonders konsequent an den religiösen Vorschriften aus. Tzadiken, wörtlich »Gerechte«, waren spirituelle Führer, deren herausgehobene Position in den chassidischen Gemeinschaften sich aus ihrer besonderen Beziehung zu Gott herleitete. Ein Rebbe, so die jiddische Bezeichnung, fungierte als Ratgeber und verfügte über große Autorität. Im Laufe des 19. Jahrhunderts waren regelrechte Tzadiken-Dynastien entstanden, innerhalb derer die Würde des Rebbe weitervererbt wurde. Die größten Tzadiken-Höfe, wie etwa die der Rebben von Ger, von Aleksander oder von Belz, zählten jeweils mehrere Zehntausend Anhänger.

Ein kleinerer Tzadiken-Hof befand sich im 20 Kilometer südlich von Warschau gelegenen Piaseczno. Seit 1909 war Kalonymus Kalman Shapiro der dortige Rebbe. Im Zweiten Weltkrieg lebte und wirkte er innerhalb des Warschauer Ghettos, wo er weiterhin Woche für Woche Predigten über die jeweiligen Tora-Abschnitte hielt. Er verschriftlichte seine Ansprachen, die heute gesammelt als Teil des Ringelblum-Archivs überliefert sind.¹²⁶ Diese Quelle erschließt in einmaliger Weise chassidisches Denken innerhalb der Ghettomauern. Bereits vor dem Krieg genoss Shapiro innerhalb des Chassidismus hohes Ansehen. Anhand seiner Biografie lassen sich gut einige Charakteristika chassidischen Lebens veranschaulichen, auch wenn aufgrund der zeitgenössischen Tendenzen, die Lebensläufe der Tzadiken zu idealisieren, eine gewisse Vorsicht geboten ist.¹²⁷ Shapiro wurde 1889 in Grodzisk geboren und entstammte väterlicher- und mütterlicherseits prominenten chassidischen Familien. Ein Leben als Talmud-

126 Ring. II/370.

127 Vgl. Polen, Holy Fire.

gelehrter war vorgezeichnet, und Shapiro schlug diesen Weg wie es scheint vorbehaltlos ein. Wie üblich wurde er bereits mit 13 Jahren verlobt, als er 15 war fand die Eheschließung statt. Aus der Ehe gingen ein Sohn und eine Tochter hervor. Seine Frau war die Tochter eines bedeutenden Chassid, des damaligen Rebbe von Piaseczno. 1909 trat Shapiro die Nachfolge seines Schwiegervaters als Rebbe und Gemeinderabbiner in Piaseczno an.

Shapiro war fest im chassidischen Denksystem verwurzelt und sich gleichzeitig der Erscheinungen der Moderne sehr bewusst. Er bewahrte sich ihnen gegenüber eine generelle Offenheit und beschäftigte sich eingehend mit bestimmten Aspekten – so verfügte er etwa über fundierte medizinische und psychologische Kenntnisse –, erkannte aber ebenso die Gefahr, die sie für den traditionellen Chassidismus unweigerlich darstellten. Als Reaktion auf die großen Veränderungen, die auch Auswirkungen auf das Leben der Chassidim hatten, legte er den Schwerpunkt seiner Tätigkeit auf die Pädagogik, hierbei Janusz Korczak nicht ganz unähnlich, dessen pädagogisches Konzept ebenfalls soziale Entwicklungen im Blick hatte. In Shapiros Auffassung konnten nur eine Bildung und Ausbildung, die die neuartigen Rahmenbedingungen berücksichtigten, das Überleben des Chassidismus gewährleisten. Folgerichtig eröffnete er 1923 eine Yeshiva, eine religiöse Schule, im nahen Warschau, die bald zu einer der größten ihrer Art wurde.

Sein Haus in der Hauptstadt, im bereits erwähnten Viertel Muranów, und sein Hof in Piaseczno markierten fortan die beiden Eckpfeiler in Shapiros räumlichem Koordinatensystem. Indem er zwischen beiden Orten hin- und herpendelte, setzte er sich fortwährend dem Gegensatz von Kleinstadt und Metropole aus, der auch die Erfahrungswelt vieler seiner Anhänger und anderer Chassidim prägte. In den großen urbanen Zentren bestanden die sozialen Netze auf Grundlage der jeweiligen Herkunft weiter fort, etwa indem sich die einzelnen Gruppierungen in Bethäusern organisierten. In gewisser Weise implantierten die Chassidim ihren ursprünglichen sozialen Bezugsrahmen, der eng mit ihrem Herkunftsort bzw. mit dem Ort, an dem sich der Hof des jeweiligen Rebbe befand, verflochten war, in den großstädtischen Raum. Shapiros Zeit war in Warschau und in Piaseczno gleichermaßen von seinen Pflichten als Tzadik ausgefüllt. Unter der Woche beriet er seine Anhänger in Einzelgesprächen, am Sabbat hielt er Predigten und lud zum Tish, einer stark ritualisierten Zusammenkunft mit (meist eher symbolischem) Essen und Trinken sowie Tanz und Gesang, wobei er selbst die Violine spielte. Frauen hatten keinen Zutritt, und auch sonst waren die Geschlechtersphären strikt getrennt. In der verbleibenden Zeit widmete er sich seinen Studien, die sich in zwei Büchern niederschlugen. Eines davon, in dem Shapiro über sein pädagogisches Konzept schrieb, wurde 1932 veröffentlicht und stieß innerhalb der chassidischen Gemeinschaft auf

breite und positive Resonanz.¹²⁸ Für einen Tzadik eher ungewöhnlich war seine positive Haltung dem Zionismus gegenüber. Zu seinem jüngeren Bruder, der nach Palästina ausgewandert war, hielt er regelmäßigen Kontakt und nahm an dessen Erlebnissen in Eretz Israel regen Anteil.

Kalonymus Kalman Shapiros Biografie steht stellvertretend für die vielen Chassidim, die im Kongresspolen unter russischer Herrschaft ihre ersten Lebensjahrzehnte verbrachten und zu Beginn der Zweiten Polnischen Republik bereits voll in ihrem jeweiligen Wirkungsfeld standen. Familiäre Bande hatten in der chassidischen Gemeinschaft eine besondere Bedeutung, auch wenn alternative Angebote wie die bereits erwähnten Jugendgruppen vor allem linker Parteien versuchten, diese aufzubrechen. In der Zeit des Warschauer Ghettos waren Familie und sozialer Nahbereich außergewöhnlichen Belastungen ausgesetzt, erwiesen sich aber in vielen Fällen auch als besonders stark. Ein gutes Beispiel ist das Verhältnis Rabbi Shapiros zu seinem 20 Jahre jüngeren Cousin Szymon Huberband, der ebenfalls die Ausbildung zum Rabbiner durchlaufen hatte und seit 1928 mit seiner Familie in Piotrków Trybunalski lebte.¹²⁹ Dort arbeitete er als Historiker und Journalist und zog bald die Aufmerksamkeit der jüdischen Historiker Majer Bałaban und dessen Schülers Emanuel Ringelblum auf sich.

Auch wenn kein Briefwechsel zwischen Huberband und Shapiro überliefert ist und es auch keine anderen Belege für intensive Kontakte in der Vorkriegszeit gibt, so ist doch davon auszugehen, dass sie sich mitunter trafen oder in irgendeiner Weise austauschten. Sicherlich kam Huberband öfter nach Warschau, um seinen älteren Bruder zu besuchen. Dieser leitete zeitweise die Tagesgeschäfte der Yeshiva, die Shapiro gegründet hatte – ein klarer Hinweis auf den Zusammenhalt der beiden Familienzweige. Als Szymon Huberband 1940 in das Warschauer Ghetto kam und alsbald Mitarbeiter in Emanuel Ringelblums Geheimarchiv Oyneg Shabes wurde, scheint möglicherweise er es gewesen zu sein, der Shapiro über das Archiv in Kenntnis setzte. Auch wenn die Deutschen Huberband bereits 1942 deportiert und ermordet hatten, entschloss sich Shapiro 1943 dazu, seine im Ghetto entstandene Predigtsammlung Oyneg Shabes zu überlassen. Obgleich es sich bei den genannten Punkten nur um Indizien handelt, so liegt doch die Vermutung nahe, dass der familiäre Zusammenhalt über den Tod des Cousins hinaus die Vertrauensgrundlage bildete, auf der Shapiro Oyneg Shabes zum Verwalter seines geistigen Erbes machte.

Huberband hatte mit seiner ersten Frau einen Sohn, der 1929 in Piotrków Trybunalski geboren worden war. Bei einem Bombenangriff der Deutschen

128 Shapiro, Hakhsharat ha-avrekhim, Manuskript, Ring. II/432.

129 Vgl. Hausner, Preface, Kiddush Hashem.

im September 1939 kamen Huberbands gesamte Familie, der Sohn, seine Frau und seine Schwiegereltern ums Leben. Im selben Jahr wie Huberbands Sohn wurde Rywka Lipszyc geboren, die im nahen Łódź lebte. Nachdem sie Krieg und Holocaust knapp überlebt hatte, lässt sich ihre Spur ab Herbst 1945 nicht mehr weiterverfolgen, wahrscheinlich starb sie in der Nähe Lübecks in einem Krankenhaus, nachdem sie zuvor aus dem KZ Bergen-Belsen befreit worden war.¹³⁰ Ihr Tagebuch, das sie 1944 im Ghetto Litzmannstadt verfasste, ist eines der wenigen überlieferten Ego-Dokumente aus der Feder eines chassidischen Mädchens. Ihre Erinnerungen an das Familienleben in der Vorkriegszeit spielen darin eine wichtige Rolle, immer wieder kam sie darauf zurück. Sie schildert, wie strikt die Religion die Tage und Wochen ihrer Kindheit in den 1930er Jahren zeitlich strukturierte, insbesondere die strenge Einhaltung der Sabbatruhe hatte sich ihr tief eingepägt. Besonders deutlich wird bei der Lektüre ihres Tagebuches, wie sehr sie unbewusst die Geschlechterrollen verinnerlicht hatte, die der Chassidismus vorgab, etwa durch die liturgische Funktion, die ihrem Vater bei den religiösen Feiern im Familienkreis zukam. Sowohl aus ihrem Geschlecht als auch aus ihrem Alter erklärt sich, dass sie eher den Raum des familiären Heims erinnerte als Gottesdienste in der Synagoge. In der näheren Umgebung der elterlichen Wohnung lebte die weitere, sehr zahlreiche Familie, ein Netz, das sie später im Ghetto auffing, als zunächst ihr Vater, bald auch die Mutter gestorben waren. Vor dem Krieg hatte sie zu ihren Onkeln, Tanten und Cousinen offenbar täglich recht engen Kontakt, zu ihren Cousins eher weniger intensiv, was der chassidischen Geschlechtertrennung entsprach. Die gesamte Familie genoss einen ausgezeichneten Ruf unter den Łódźer Chassidim, war sie doch mit Moshe Menachem Segal verwandt, seit 1906 Richter am Rabbinatsgerichtshof und später dessen oberster Richter. Zu Hause sprach Rywka Lipszyc sicherlich Jiddisch, das Tagebuch schrieb sie jedoch auf Polnisch, das sie zwar recht gut, aber eben nicht als Muttersprache beherrschte. Gleichwohl erschien ihr diese Sprache geeigneter für ihre Aufzeichnungen, vielleicht um sich so von ihrem Umfeld abzugrenzen.

Als Mittel der Emanzipation, wie sie bei Rywka Lipszyc nur im Ansatz erkennbar ist, hatte die Sprache bei polnischen Jüdinnen bereits seit dem 19. Jahrhundert eine wichtige Rolle gespielt. So mögen sie durch die Lektüre von Romanen nichtjüdischer, polnischsprachiger Autoren alternative Vorstellungen von Liebe und Ehe kennengelernt haben.¹³¹ Doch der traditionellen Rolle der chassidischen Frau in Familie und Heim hatte stets ein emanzipatorisches Moment innewohnt, weil die Frauen das Einkommen erwirtschafteten und

130 Lipszyc, Tagebuch, S. 20.

131 Vgl. Rüthers, Töchter.

verwalteten. Als die Männer im Zuge der zunehmenden Säkularisierung immer häufiger einer Erwerbsarbeit nachgingen, freilich ohne die chassidische Lebensweise völlig aufzugeben, leitete dies die Umkehrung traditioneller Machtverhältnisse ein. Männer fühlten sich von nun an berechtigt, sich in wirtschaftliche Fragen einzumischen. Modernisierung und Säkularisierung manifestierten sich also in veränderten mikroökonomischen Funktionen, die sich wiederum auf die Geschlechterrollen auswirkten. Räumliche und zeitliche Bedingungen waren davon ebenfalls betroffen. So beeinflussten Arbeitsbeginn und -ende den Tagesablauf bald stärker als die Gebetszeiten, der Vater verbrachte weniger Zeit in Synagoge und Gebetshaus, und war gleichzeitig zu Hause präsenter. Ein lineares Fortschrittsnarrativ wäre wenig zutreffend, um diese Entwicklungen zu beschreiben.

Unter anderen Voraussetzungen lebte die 1924 geborene Mirjam Wattenberg, die als Einzige der bisher genannten Individuen den Holocaust überlebte und 2013 im Alter von 88 Jahren starb. Ihr Vater war einer von vielen polnischen Juden, die im frühen 20. Jahrhundert in die USA ausgewandert waren und versucht hatten, sich dort ein neues Leben aufzubauen. Er heiratete eine US-amerikanische Bürgerin, Mirjam Wattenbergs Mutter. Noch vor der Geburt der beiden Kinder Mirjam und Anna war das Ehepaar wieder nach Polen zurückgekehrt, wo sie sich in Łódź niederließen. Dort kamen die beiden Geschwister zur Welt und wuchsen in der Industriestadt auf. Zu Beginn des Krieges kam Familie Wattenberg nach Warschau, wo Tochter Mirjam im Ghetto begann, ein umfangreiches Tagebuch zu führen. 1942 gelang es ihnen, aus dem besetzten Polen in die USA auszureisen, eine Sonderbehandlung, die sie einzig und allein der US-amerikanischen Staatsbürgerschaft der Mutter verdankten. In den USA angekommen, wurde Wattenbergs Ghetto-Tagebuch 1944 veröffentlicht, also noch vor Kriegsende.

Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppierung innerhalb des polnischen Judentums wirkte auf vielfältige Art und Weise in die Zeit des Zweiten Weltkriegs und des Holocaust hinein. Zum einen wiesen die Vorstellungen und Praktiken, die in der Vorkriegszeit die unterschiedlichen jüdischen Lebenswelten geprägt hatten, erstaunliche Beharrungskräfte auf und bestimmten das Leben in den Ghettos. Zum anderen konnte die soziokulturelle Prägung unmittelbar existenzielle Konsequenzen haben, wie der Fall der Wattenbergs zeigt. Indem sich der Vater seinerzeit für die Auswanderung entschied, griff er auf eine Möglichkeit zurück, die zuvor vielfach als radikale Antwort auf die Frage erprobt worden war, wie man sich als Jude gegenüber der polnischen Mehrheitsgesellschaft verhalten sollte. Es war ihm sicherlich bewusst, dass er sich mit seiner Entscheidung in diesen Zusammenhang einschrieb, auch wenn seine individuellen Gründe vielleicht nicht direkt auf entsprechende Erfahrun-

gen bezogen waren. Obwohl die Familie mehr als zwei Jahre unter den katastrophalen Bedingungen des Warschauer Ghettos leben musste, erwies sich die in den USA geschlossene Ehe als ausreichend stark, um die Leben aller Familienangehörigen zu retten.

Einer speziellen Idee von Auswanderung hing Chaim Aron Kaplan an, ein weiterer Tagebuchschreiber aus dem Warschauer Ghetto. Obwohl er nie tatsächlich nach Palästina emigrierte, war er ein überzeugter Zionist. Geboren 1880 im russischen Horodyszcze, kam er als junger Mann nach Warschau, wo er 1905 eine hebräische Schule eröffnete – übrigens nur wenige Häuser von Kalonymus Shapiros Yeshiva entfernt. Wie bei Shapiro und Janusz Korczak spiegelte sich in Kaplans pädagogischem Wirken seine Einschätzung der Situation, in der sich die jüdische Minderheit in Polen befand, wider. Er sah für die Juden langfristig keine Zukunft in diesem Land und befürwortete deshalb die Rückwanderung nach Palästina, die Aliyah. Mit dem Hebräisch-Unterricht wollte er zu deren Vorbereitung beitragen, wobei die hebräische Sprache, die in Polen eigentlich nicht gesprochen wurde, für ihn ein alternativer Identitätsträger war. Kaplans eigenes Leben in Warschau entsprach ansonsten eher bürgerlichen Vorstellungen, soweit die spärlichen Informationen, die vorliegen, überhaupt solche sehr allgemeinen Aussagen erlauben. Jedenfalls war Kaplan verheiratet und Vater zweier Kinder. Was sich innerhalb der heimischen vier Wände abspielte, lässt sich im Detail wie so häufig kaum rekonstruieren. Einen aussagekräftigen Anhaltspunkt gibt es in diesem Fall aber dennoch, denn beide Kinder Kaplans vollzogen den Schritt, der den Eltern nicht gelungen war, und wanderten in den 1930er Jahren nach Palästina aus. Die Vermutung liegt nahe, dass der Vater sie mit der zionistischen Idee vertraut gemacht und später in ihren Plänen bestärkt hatte. Die Früchte der Erziehung im Hause Kaplan lassen auf den zionistischen Geist schließen, an dem sie wohl ausgerichtet war.

Im Unterschied zu den Eltern wurden die Kinder nicht zu Opfern des Holocaust. Freilich war diese Folge der Rückwanderung zu keinem Zeitpunkt absehbar, die Motive für die Aliyah der Kaplan-Kinder müssen in jedem Fall wo anders gelegen haben. Die existenzielle Tragweite ihrer Entscheidung erwies sich erst während der Zeit der deutschen Besatzung Polens und der Vernichtung der Juden durch die Deutschen. In Kaplans umfangreichem Ghetto-Tagebuch spielte das Wissen um das Wohlergehen seiner Kinder im fernen Palästina jedenfalls eine Rolle. Nach 1945 wurde dieser Zusammenhang zwischen aktivem Zionismus und dem Überleben des Holocaust zum Gegenstand erbitterter politischer Debatten, für die Schicksale wie die Chaim Aron Kaplans und seiner Frau bzw. der beiden Kinder einen plastischen Hintergrund lieferten.

Auch der Historiker Emanuel Ringelblum sah in der Auswanderung der Juden nach Palästina deren Zukunft, allerdings in einer sehr langfristigen zeit-

lichen Perspektive. Als überzeugter Anhänger der sozialistischen Partei Poale Zion Linke (Arbeiter Zions) zielte sein unmittelbares politisches Wirken eher auf eine Verbesserung der aktuellen Situation der Juden in der Zweiten Polnischen Republik. Er hatte seine Herkunft aus ärmlichen Verhältnissen, in die er 1900 im seinerzeit österreichischen Galizien hineingeboren worden war, ebenso wenig vergessen wie die vielen materiellen Schwierigkeiten, unter denen er seine Hochschulausbildung realisieren konnte. Schon früh entwickelte Ringelblum einen Sinn für die Problemlagen der »polnischen« Juden, mit deren historischen Ursachen er sich in seinem Geschichtsstudium und seiner Doktorarbeit intensiv auseinandersetzte.¹³² Nach Abschluss seiner Ausbildung verdiente er seinen Lebensunterhalt als Lehrer an einem Warschauer Mädchengymnasium, da ihm eine Hochschulkarriere als Jude verwehrt war. Doch in seiner freien Zeit arbeitete er weiterhin als Historiker und entfaltete große Produktivität. Zahlreiche eigene Veröffentlichungen belegen dies ebenso wie sein Engagement in Wissenschaftsinstitutionen wie dem YIVO (Yidisher Visenschaftlicher Institut), wo er zum Beispiel das Journal »Bleter far Geshikhte« mit herausgab. Im Austausch mit Gleichgesinnten verband er historisches Arbeiten mit seiner linken politischen Überzeugung, in deren Zentrum der Idealtyp des einfachen jüdischen Arbeiters stand. Aus ihrem Interesse für die Lebenswelten der jüdischen Massen entwickelten Ringelblum und seine Mitstreiter einen methodischen Ansatz, der in vielerlei Hinsicht Überlegungen einer Alltagsgeschichte vorwegnahm, wie sie in der Historiografie erst Jahrzehnte später wieder angestellt wurden. Hierbei maß Ringelblum, Chaim Kaplan nicht unähnlich, der Sprache eine große Bedeutung als Identitätsträger bei. Er sah allerdings nicht im Hebräischen, sondern im Jiddischen den genuinen Ausdruck ostjüdischer Identität. Als Antwort auf die Frage, wie die polnischen Juden zu dem wurden, was sie in der Vorkriegszeit waren, zeichnete Ringelblum ein differenziertes Bild. Er dekonstruierte Stereotype, die von Nichtjuden ebenso gepflegt wurden wie innerhalb des Judentums. Ein weiteres Feld gesellschaftlichen Engagements, das in der Ghetto-Zeit wichtig wurde, war Ringelblums Einsatz in der jüdischen Hilfsorganisation Aleynhilf. Auf diese Weise erlangte er einen hohen Bekanntheitsgrad und ein gewisses Maß an gesellschaftlichem Einfluss.

Räumliches Zentrum in Emanuel Ringelblums Leben war Warschau, wohin er 1919 zum Studium gekommen war. Seit der Promotion 1927 gab seine Erwerbsarbeit als Gymnasiallehrer den zeitlichen Takt des Alltags vor. In der Art und Weise, in der Ringelblum gemeinsam mit seiner Frau und seinem Sohn räumliche und zeitliche Rahmenbedingungen gestaltete, ähnelte er den Familien Wattenberg und Kaplan wahrscheinlich mehr, als es in seinem anti-

132 Ringelblum, Juden in Warschau.

bürgerlichem Selbstverständnis eigentlich angelegt war. Bemerkenswert ist die hohe Mobilität Ringelblums, der Kontakte in zahlreiche polnische Städte hatte und einen Großteil Polens bzw. Mitteleuropas sehr gut kannte. Seine Verbindung zu anderen Historikerinnen und Historikern kam ihm nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs bei der Einrichtung des Geheimarchivs Oyneg Shabes in Warschau zugute, dessen Bestände zentrale Quellen für die Erforschung des Holocaust sind. Sein politisches und historiografisches Interesse an den Lebensumständen der jüdischen Bevölkerung wirkte sich auf die thematische Ausrichtung des Archivs aus.

Eine ganze Generation jünger als Ringelblum war der Łództer Dawid Sierakowiak, dessen Tagebuch aus dem Ghetto in Litzmannstadt teilweise überliefert ist. Auch er entstammte bescheidenen Verhältnissen. 1924 geboren, wuchs er mit seiner Schwester bei den Eltern im Stadtteil Bałuty auf. Obwohl sich seine Eltern keine teure Schulbildung leisten konnten, gelang es ihm, mit Hilfe eines Stipendiums ein privates Gymnasium zu besuchen. Wie es scheint, begeisterte sich Sierakowiak schon in frühem Jugendalter für den Sozialismus und besuchte entsprechende Jugendgruppen, eine Praxis, an der er im Ghetto festhielt. Seine Kindheit und Jugend verlief anders als die gleichaltriger Chassidim, wobei sich unterschiedliche zeitliche Abläufe und ein jeweils verschiedener Habitus letztlich aus dem Stellenwert ergaben, der der Religion zukam. Die sehr begrenzten wirtschaftlichen Möglichkeiten seiner Familie bestimmten den Gegensatz zu wirtschaftlich erfolgreicherer assimilierten Juden.

Bei aller Heterogenität ist den bisher angeführten Biografien doch gemeinsam, dass sie sich alle auf dem Gebiet der Zweiten Polnischen Republik bzw. ihrer Vorgängerstaaten entfalteten. Die jüdische Bevölkerung Polens, die diese Biografien repräsentieren, machte später den Großteil der Ghettabewohner aus. Doch die deutschen Besatzer deportierten auch Juden aus anderen Teilen ihres Herrschafts- und Einflussbereiches außerhalb des vormaligen Polens in die Ghettos. Aus diesem Grund lebten dort Menschen, die ihre Sozialisation in Städten des Deutschen Reiches und Österreichs, der Tschechoslowakei und Luxemburgs erfahren hatten und sich von den polnischen Juden mehr oder weniger deutlich unterschieden. So kam eine Gruppe deutschsprachiger Juden aus Prag im Späthjahr 1941 in das Ghetto Litzmannstadt, unter ihnen der Journalist und Schriftsteller Oskar Rosenfeld sowie sein Kollege Oskar Singer. Bald spielten beide im halboffiziellen Ghetto-Archiv eine wichtige Rolle, insbesondere als Autoren und Redakteure der Ghetto-Chronik. Sie waren mitverantwortlich für den Wechsel von der polnischen zur deutschen Sprache, in der die Ghettochronik ab Herbst 1942 überwiegend verfasst wurde. Außerdem erweiterte sich unter ihrem Einfluss das Spektrum der Chronik, für die sie immer mehr feuilletonistische Beiträge lieferten. Rosenfeld und Singer profitierten beide

von ihrer großen schriftstellerischen Erfahrung, die sie in den Jahrzehnten vor dem Zweiten Weltkrieg, zum Teil noch in der Habsburgermonarchie, vor allem aber in der Republik Österreich und in der Tschechoslowakei, gesammelt hatten. Den Prager Juden gelang es im Ghetto in Litzmannstadt recht gut, sich in die bestehende Zwangsgemeinschaft zu integrieren. Trotz gewisser Unterschiede war ihre Herkunftskultur offensichtlich der der polnischen Juden ähnlich genug, um keine allzu großen gegenseitigen Fremdheitsempfindungen aufkommen zu lassen.

Anders verhielt es sich mit den Juden aus deutschen Städten, deren kultureller Kontext nicht ein wenn auch noch so heterogenes Ostjudentum war. Seit mehreren Generationen an die deutsche Mehrheitskultur assimiliert, hatten sie große Schwierigkeiten, sich in den Ghettos zurechtzufinden. Die katastrophalen Lebensbedingungen, die sie dort vorfanden, standen in scharfem Kontrast zu denen in ihrem vormaligen Zuhause, auch wenn sie dort seit Machtantritt der Nationalsozialisten drastischen Restriktionen ausgesetzt gewesen waren. Hinzu kam der kulturelle Gegensatz zur Mehrheit der Ghettobewohner, die ihnen fremd und andersartig erscheinen mussten. Als 1941 deutsch-jüdische Ärzte, Anwälte oder Hochschullehrer mit ihren Familien in das Ghetto in Litzmannstadt deportiert wurden, erlebten sie einen doppelten Schock. Noch dazu waren sie in der Regel wesentlich älter als der Ghetto Durchschnitt, was es ihnen zusätzlich zu den genannten Faktoren erschwerte, eine Arbeit zu finden und sich das Überleben zu sichern. In gewisser Hinsicht eine Ausnahme war deshalb die Hamburgerin Cecilie Landau, die im Alter von 16 Jahren mit ihrer Mutter und ihrer jüngeren Schwester im Oktober 1941 im Zuge einer Deportation nach Litzmannstadt kam. Sie fand Arbeit in der Statistischen Abteilung der ghettointernen Selbstverwaltung, wo sie als Schreibkraft für Oskar Singer tätig war. Anders als Singer und Rosenfeld hinterließ sie keine zeitgenössischen Ego-Dokumente, allerdings sind ihre Anfang der 1990er Jahre unter ihrem späteren Namen Lucille Eichengreen veröffentlichten Erinnerungen eine wichtige Quelle etwa im Hinblick auf die Einschätzung des Judenältesten Mordechai Chaim Rumkowski.¹³³ Indem sie ihre Erlebnisse im Ghetto zu ihren vorherigen Erfahrungen in Hamburg in Beziehung setzte, verdeutlichte sie auch den Kontrast zwischen der Mehrheit der polnischen und der relativ kleine Gruppe assimilierter deutscher Juden.

Bereits 1938 waren ungefähr 17.000 Juden mit polnischem Pass aus Deutschland ausgewiesen und über die deutsch-polnische Grenze abgeschoben worden.¹³⁴ Unter ihnen befand sich der junge Marcel Reich, später unter dem

133 Eichengreen, *Ashes*.

134 Vgl. Tomaszewski, *Auftakt*.

Namen Reich-Ranicki einer der prominentesten Überlebenden des Warschauer Ghettos. Reich verbrachte die ersten Lebensjahre im polnischen Włocławek, wo er 1920 geboren worden war. Sein Vater war ein assimiliertes polnisches Jude, seine ebenfalls jüdische Mutter stammte jedoch aus Berlin. Aufgrund wirtschaftlicher Schwierigkeiten der Eltern kam Reich mit neun Jahren in die deutsche Reichshauptstadt und lebte dort bis zu seiner Ausweisung 1938 bei Verwandten. Die letzten Jahre vor seiner erzwungenen Rückkehr nach Polen war er den antijüdischen Restriktionen NS-Deutschlands ausgesetzt. Es gelang ihm jedoch, seiner Begeisterung für deutsche Kultur, insbesondere für klassische Musik und Literatur, nachzugehen und entsprechende Angebote in Berlin wahrzunehmen, außerdem schloss er im April 1938 das Abitur an einem Berliner Gymnasium ab. Zurück in Polen, musste er sich zunächst die polnische Sprache neu aneignen, die er während seiner Berliner Jahre fast verlernt hatte. Er war als Jugendlicher zu einem Deutschen geworden, dem seine polnische Heimat und ihre jüdische Bevölkerung, der er sich wieder zugeordnet sah, fremd geworden sein musste. Er teilte jedoch deren Schicksal und fand sich während des Krieges im Warschauer Ghetto wieder. Dort arbeitete Reich offiziell als Sekretär für den Judenrat und war gleichzeitig Mitglied des Ringelblum-Archivs. Mit seiner Frau überlebte er das Ghetto in einem Versteck, der Rest seiner Familie kam bis auf eine Schwester im Holocaust um. Seit den späten 1950er Jahren prägte er als Figur des öffentlichen Lebens in der Bundesrepublik Deutschland nicht nur die Kulturlandschaft, sondern auch den Diskurs über den Holocaust sowie ein gutes Stück weit das Bild des Warschauer Ghettos und des Ghettoaufstandes. In seiner spät erschienenen Autobiografie »Mein Leben« berichtete er auch über sein Leben im Ghetto, wobei sein besonderes Augenmerk kulturellen Aktivitäten galt.¹³⁵ Reich-Ranicki starb 2013 in Frankfurt am Main.

Auffällige Parallelen mit Reich-Ranicki zeigen die Biografien einer jungen Frau und eines jungen Mannes, die anders als dieser den Holocaust nicht überlebten und einer breiteren Öffentlichkeit bislang so gut wie unbekannt sind, auch wenn sie in der Forschung seit einigen Jahren als Autoren von Ego-Dokumenten Beachtung finden.¹³⁶ Die Rede ist von Ruth Goldbarth und Lutek Orenbach, geboren 1921 bzw. 1920. Ihre jeweils über 100 Briefe aus dem Warschauer Ghetto an ihre Freundin Edith Blau im weit entfernten Minden in Westfalen sind in ihrer Dichte und Ausführlichkeit ein einmaliges Zeugnis von Angehörigen dieser Generation. Ruth Goldbarths Eltern waren wie die des nur ein Jahr älteren Reich-Ranicki ein deutsch-polnisches jüdisches Paar. In diesem Fall stammte der Vater Rudolf aus Berlin, die Mutter Gertrud aus Bydgoszcz,

135 Reich-Ranicki, *Mein Leben*.

136 Vgl. Friedrich, Ruth Goldbarth.

zu Deutsch Bromberg, das bis Ende des Ersten Weltkriegs Teil Preußens und somit des Deutschen Reiches gewesen war. Auch in der Zweiten Polnischen Republik war die Stadt deutsch geprägt, und Familie Goldbarth sprach zu Hause deutsch. Ruth Goldbarth wurde also in kultureller Hinsicht ebenfalls deutsch sozialisiert, wenngleich sie freilich auf polnischem Staatsgebiet lebte. Ihre Begeisterung für deutsche Kultur und Sprache ist jedenfalls durchaus mit der Reich-Ranickis zu vergleichen, sie hatte offensichtlich eine hervorragende Bildung genossen. Ihre späteren Briefe sind gespickt mit Zitaten aus deutschen Opern, Theaterstücken, Gedichten und Romanen. Goldbarths Kenntnis dieser Werke ging über eine oberflächliche Bildungsattitüde weit hinaus, auch lassen ihre Schreiben an die Freundin, die sie in einem eleganten, flüssigen und geschmackvollen Stil verfasste, ihre große Sprachbegabung erkennen. Wirtschaftlich ging es der Familie sehr gut, der Vater betrieb erfolgreich eine Zahnarztpraxis und ermöglichte seiner Frau und den Töchtern Ruth und Dorothea ein Leben in Wohlstand. Die jüdischen Feiertage nahm die Familie wohl eher zur Kenntnis, als dass sie sie tatsächlich aus religiöser Überzeugung begangen hätte, soweit sich dies aus Goldbarths späteren Erinnerungen schließen lässt. Kontakt zu chassidischen Juden hatten sie nicht, man sprach wohl Polnisch, aber kein Jiddisch, das Goldbarth später in einem Brief einmal als »eine ekelhafte Sprache« bezeichnete.¹³⁷ Wie für Marcel Reich-Ranicki waren ihr große Teile der jüdischen Bevölkerung Polens und deren Kultur offenbar sehr fremd, und das, obwohl sie ihr ganzes Leben in der Zweiten Polnischen Republik verbracht hatte.

Der zweite Briefpartner Edith Blaus, der nur um wenige Monate ältere Lutek Orenbach, stammte ursprünglich aus Łódź. Anders als Familie Goldbarth orientierte sich Familie Orenbach an einer polnisch-sprachigen Kultur. Orenbachs ausgeprägte musische Interessen nahmen vergleichbare Ausmaße an, auch wenn sie sich zum Teil auf andere Objekte bezogen. Seine Begeisterung für Theater und bildende Kunst erinnert ebenfalls stark an den gleichaltrigen Marcel Reich-Ranicki. Anders als dieser wurden Ruth Goldbarth und Lutek Orenbach zusammen mit ihren direkten Angehörigen von den Deutschen ermordet. Es war ihnen nicht möglich, ihre großen Begabungen und Potentiale in ihrem Erwachsenenleben zu entfalten.

Über 40 Jahre nach Kriegsende füllte ein in Israel lebender Vetter Ruth Goldbarths ein Gedenkblatt der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem aus, das an Goldbarth erinnern sollte.¹³⁸ Interessant ist dieses Do-

137 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 10. Januar 1941, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*03, Doc. 46.

138 1986, Gedenkblatt für Ruth Goldbarth, ausgefüllt von Zvi Heinz Benger.

kument weniger wegen der spärlichen biografischen Angaben, sondern vor allem wegen einer Fotografie der jungen Frau, die sehr wahrscheinlich in der Vorkriegszeit aufgenommen wurde. Es handelt sich um einen Ausschnitt aus einem ursprünglich großformatigen Foto, auf dem Ruth Goldbarth von der Taille aufwärts leicht zur Seite geneigt zu sehen ist. Sie trägt modische Kleidung, eine aus großen, dunklen Holzperlen bestehende Halskette und hat ihre voluminösen Haare nach hinten gekämmt. Sie ist nicht dick, aber sichtlich gut genährt, und blickt humorvoll und offen in die Kamera. Den rechten Arm hat sie auf die Schulter einer weiteren Person gelegt, die allerdings nicht mehr auf dem Bildausschnitt zu sehen ist. Ruth Goldbarth war ihrem Erscheinungsbild nach eine moderne junge Frau, die sich nicht als Jüdin zu erkennen gab. Eine chassidische Frau hätte kaum in dieser Weise für ein Foto posiert und sich auf keinen Fall so gekleidet. Auch wenn nicht bekannt ist, wie Ruth Goldbarths Vetter in den Besitz des Fotos kam, so liegt doch die Vermutung nahe, dass es sich um eine Erinnerungsaufnahme handelt, die im familiären Kontext entstanden ist. Einen kurzen Moment tritt Ruth Goldbarth dem Betrachter des Fotos plastisch entgegen, noch unbelastet von ihren späteren Erlebnissen – ein Moment, der Einblick gibt in eine geordnete, in sich recht geschlossene und heile Welt. Sicherlich reflektierte Goldbarth nicht andauernd ihren sozialen Status oder nahm ständig bewusst Abgrenzungen zu anderen jüdischen und nicht-jüdischen Gruppierungen vor. Gleichwohl waren die Kategorien, die in diesem Kapitel zur Beschreibung des polnischen Judentums der Zwischenkriegszeit herangezogen wurden, auch in Ruth Goldbarths Leben präsent. Ihre Biografie lässt sich mit deren Hilfe recht gut erfassen. Sie war in der Tat eine Vertreterin des assimilierten Judentums, was sich in Habitus, Sprache, sozialen Praktiken und vielem mehr niederschlug. Darüber hinaus jedoch war sie ein Individuum, gewiss geprägt von ihrem Umfeld, aber nicht völlig determiniert und abhängig. Vor dem Hintergrund ihrer Herkunft und innerhalb der historischen Konstellation hatte sie Handlungsspielräume. Nach Ausbruch des Krieges, als Ruth Goldbarth 18 Jahre alt war, schränkten die deutschen Besatzer diese Handlungsspielräume sehr stark, aber eben nicht völlig ein.

c) Zwischenfazit

»Plötzlich sagte der Kutscher: ›Dies ist die Krochmalna.«

Die Häuser hier schienen noch höher als anderswo zu sein. Die enge Straße war voller Menschen. Das Gedränge, Gestoße und Geschrei erinnerten mich an das Feuer, das ich einige Wochen zuvor in Radzymin gesehen hatte, und ich glaubte felsenfest, hier in Warschau sei auch ein Feuer ausgebrochen. Jungen brüllten, rannten durcheinander, pfliffen und rempelten einander an.

Mädchen lachten schrill. Es begann dunkel zu werden, und ein Mann zündete mit einem langen Stock, dessen eines Ende brannte, die Straßenlaternen an. Frauen boten alle möglichen Waren feil. Rauch ringelte sich aus Schornsteinen. Die Droschke machte vor dem Tor zu einem Hof halt, und ich sah meinen Bruder Joshua. Das Fuhrwerk mit den Möbeln war vor uns angekommen.«¹³⁹

Diese Szene führt mitten in das jüdische Warschauer Viertel Muranów, durch das die Ulica Krochmalna verlief. Isaac B. Singer schildert in seiner Kurzgeschichte »Die Fahrt von Radzymin nach Warschau« die Ankunft eines Teils seiner Familie in der polnischen Hauptstadt. Sein Vater, ein chassidischer Rabbiner, der in der Wohnung einen rabbinischen Gerichtshof einrichten wollte, und sein älterer Bruder Joshua waren bereits zuvor in Warschau eingetroffen. In der ihm eigenen Weise zeichnet Singer ein lebendiges Bild der kindlichen Eindrücke, die die Großstadt auf ihn machte. Im Vergleich mit Radzymin, dem kleinen Ort, in dem er bislang gelebt hatte, fiel ihm die räumliche Enge in den Straßen und Gassen ebenso ins Auge wie die für ihn ungewohnten zeitlichen Abläufe. Das Anzünden der Laternen verlängerte den Tagesbetrieb auf der Straße, das heißt, anders als an seinem Herkunftsort bedeutete der Einbruch der Dunkelheit in der Metropole, mit all ihren modernen Errungenschaften und Praktiken, keine allzu große Zäsur im Tagesablauf.

Singer fängt den Gegensatz von Provinzstädtchen und Großstadt ein, der im Moment des Übertritts aus der einen in die andere Sphäre komprimiert aufscheint. Er nimmt die Perspektive eines Kindes ein, schlägt einen subtil naiven Ton an und betont auf diese Weise räumliche und zeitliche Facetten des Kontrastes, die für einen Erwachsenen nicht in diesem Maße erklärungsbedürftig und folglich auch weniger erzählenswert gewesen wären. Gleichzeitig erzeugt Singer ein hohes Maß an Authentizität, indem er sich kurzerhand selbst die Rolle des Protagonisten zuweist und so der Eindruck entsteht, es handle sich um Erinnerungen aus erster Hand. Inwieweit sich in diesem Fall literarische Fiktion und Wirklichkeit tatsächlich überschneiden, lässt sich im Nachhinein kaum rekonstruieren. Fest steht allerdings, dass Isaac B. Singer das jüdische Warschau im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts sehr gut kannte. Singer kam innerhalb der größten jüdischen Gemeinde Europas tatsächlich andauernd mit anderen jüdischen Lebenswelten in Kontakt, was sich in seinen Geschichten und Romanen niederschlug. Allerdings verarbeitete er in seinen Werken kaum historische Personen, obwohl in seiner unmittelbaren Umgebung kein Mangel an prominenten Beispielen herrschte.

139 Singer, *Fahrt von Radzymin*, S. 16f.

Wäre er aus der elterlichen Wohnung in der Krochmalna-Straße 10 getreten und hätte sich auf einen Streifzug durch sein Viertel begeben, wäre er innerhalb eines überschaubaren Radius auf Vertreter der Haupttendenzen des polnischen Judentums gestoßen, wie sie im vorliegenden Kapitel skizziert wurden. Hätte er sich zum Beispiel mit dem Haus im Rücken nach rechts gewandt und wäre der Krochmalna ungefähr eineinhalb Kilometer nach Westen gefolgt, wäre er vor dem Waisenhaus Janusz Korczaks zu stehen gekommen, das sich in der Krochmalna-Straße 92 und somit unweit des damaligen Stadtrandes befand. Der assimilierte Jude Korczak war jedoch nicht der einzige Pädagoge, der mit seiner Arbeit die sozialen Missstände, unter denen das polnische Judentum in der Zweiten Polnischen Republik litt, bekämpfen wollte. Wenn Singer anstatt nach Westen einen guten Kilometer erst auf der Solna-, dann auf der Karmeliter-Straße nach Norden spaziert wäre, hätte er nach etwa einer Viertelstunde Fußwegs die Dzielna-Straße erreicht. Im Haus Nummer 15 wirkte mit Chaim Aron Kaplan ein weiterer Pädagoge, der mit seiner hebräischen Schule ebenfalls Antworten auf die Fragen der Zeit geben und die jüdische Jugend auf die Rückwanderung nach Palästina vorbereiten wollte. Beide, Korczak und Kaplan, hatten ihre Einrichtungen 1905 bzw. 1911, das heißt noch im vom Russland beherrschten Kongresspolen, eröffnet. Erst später, unter den veränderten Bedingungen der Zweiten Polnischen Republik, unterbreitete der chassidische Rebbe Kalman Kalonymus Shapiro Ende der 1920er Jahre mit seiner Yeshive ein weiteres Bildungsangebot. Seine religiöse Schule, die er an seiner speziellen chassidischen Pädagogik ausrichtete, befand sich in der Dzielna-Straße Nummer 6 und somit in unmittelbarer Nachbarschaft zu Chaim Kaplans Schule. Isaac B. Singers Eltern hätten ihren Sohn vielleicht auf Shapiros Yeshive geschickt, wenn ihre eigene chassidische Gruppierung, die Radzyminer Chassidim, nicht ebenfalls eine solche betrieben hätten.

Die drei Institutionen, die bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges bestanden, waren nicht weit voneinander entfernt. Man konnte zu Fuß in einer halben Stunde von den benachbarten Schulen in der Dzielna-Straße zu Korczaks Waisenhaus in der Krochmalna gelangen. Die Leiter der drei Häuser repräsentierten in unterschiedlichem Ausmaß drei der vier in diesem Kapitel genannten Haupttendenzen innerhalb der jüdischen Bevölkerung Polens. Korczak kam aus dem assimilierten Judentum, ließ im Laufe seines Lebens diese Herkunft jedoch immer mehr hinter sich, Kaplan stand für eine spezielle Form des Zionismus, auch wenn er selbst nie die Auswanderung realisierte, und Shapiro war ein prominenter Vertreter des Chassidismus, der sich den Gefahren von Säkularisierung und Moderne entgegenstellte. Eine pädagogische Einrichtung, deren Leiter dem linken politischen Spektrum nahestanden hätte, lag nicht auf Isaac B. Singers fiktivem Weg durch das jüdische Warschau der Zwischenkriegszeit.

Allerdings hätte er sicherlich leicht eine entsprechende Jugendgruppe finden können. Doch der Mitgliedschaft in einer solchen Vereinigung hätten seine traditionell eingestellten Eltern ganz bestimmt mit allen Mitteln entgegengewirkt.

In Warschau als dem Zentrum jüdischen Lebens waren die Haupttendenzen des polnischen Judentums besonders gut greifbar. Doch auch in der Industriestadt Łódź und selbst noch in kleineren Städten wie Tomaszów Mazowiecki oder Piotrków Trybunalski trat die Heterogenität der jüdischen Bevölkerung offen zutage. Chassidismus, (linke) politische Ideologie, Assimilation und Zionismus gaben auf jeweils unterschiedlichen Ebenen und mit unterschiedlicher Prioritätensetzung Antworten auf die beiden zentralen Fragen »Wer will ich sein?« und »Wie will ich leben?«. Zumindest dem Anspruch nach nahmen sie Einfluss auf den Umgang mit zeitlichen, und räumlichen Rahmenbedingungen und bestimmten somit die Praxisfelder Nähe und Distanz. Der Chassidismus war auch in der Zwischenkriegszeit noch das am meisten in sich geschlossene System. Die Chassidim folgten einer eigenen Zeitstruktur und teilten den sie umgebenden Raum in die zwei Grundeinheiten von Heim und Synagoge, wobei sie ausschließlich religiösen Gesichtspunkten folgten. Auch in materieller Hinsicht unterschieden sie sich von nichtchassidischen Juden, etwa was die Ausstattung des Haushalts mit Koch- und Essgeschirr betraf. Auf den ersten Blick waren chassidische Jungen und Mädchen, Männer und Frauen an ihrer Kleidung zu erkennen. Politische Ideologien suchten oftmals den Bruch mit dieser traditionellen Lebensweise, insbesondere die linken politischen Gruppierungen waren dezidiert säkular ausgerichtet. Auch wenn der physische Raum, in dem jüdische Arbeiter lebten, sich oftmals nicht grundlegend von dem der chassidischen Juden unterschied, so änderten sich doch die Praktiken in erheblichem Maße. Erwerbsarbeit und politische Feiertage wie der erste Mai gaben einen anderen zeitlichen Rhythmus vor als religiöse Wochenstruktur und Jahresfeste. Anhänger des Assimilationsgedankens hatten sich Raum- und Zeitkonzepte des nichtjüdischen Bürgertums und die entsprechenden Praktiken in unterschiedlichem Ausmaß angeeignet. Der Zionismus schließlich zielte auf das Verlassen Polens bzw. allgemein der Diaspora, und lässt sich als Wille zur vollständigen räumlichen Transformation aller Juden verstehen.

Diese vier Haupttendenzen, die sich wie erwähnt auf verschiedenen Ebenen bewegen, waren ineinander verflochten. Zu den Prioritäten einer Richtung mussten auch andere eine Position entwickeln, Chassidim, Sozialisten und Assimilationsanhänger mussten sich zum Beispiel in irgendeiner Weise zur Frage des Zionismus verhalten und ihren Standpunkt in ihre Agenda integrieren. Die Fragen nach jüdischer Identität und jüdischem Selbstverständnis waren in der Zweiten Polnischen Republik omnipräsent und die Antworten, die ein Individuum auf diese Fragen gab, spiegelten sich in der Lebenspraxis wider. Gleich-

zeitig blieben diese Fragenkomplexe vor 1939 in vielen Fällen noch im Bereich des Präreflexiven, das heißt, sie wurden eher als selbstverständlich angesehen und nicht andauernd ausdrücklich thematisiert. Mit Ausbruch des Krieges kamen die historisch gewachsenen Praktiken nicht sofort zum Erliegen. Deshalb ist es nötig, nach den Kontinuitätslinien zu fragen, in denen die späteren Opfer standen. Sie wirkten in den Ghettos weiter und hatten in vielen Fällen direkte Konsequenzen. So zählten etwa viele chassidische Juden zu den ersten Opfern der deutschen Besatzer, weil sie in ihrer äußeren Erscheinung deren Stereotypen zu entsprechen schienen.

Der Zweite Weltkrieg und der Holocaust beendeten eine jahrhundertelange Entwicklung, die das polnische Judentum durchlaufen hatte. In der Zweiten Polnischen Republik hatte sich der Diversifizierungsprozess, den diese Bevölkerungsgruppe spätestens seit dem 19. Jahrhundert durchlief, weiter zugespitzt. Der allgemeine Umbruchscharakter dieser Zeit schlug sich in der Vielzahl der Lebens- und Gesellschaftsentwürfe nieder, die zur Auswahl standen. Alle diese Entwürfe boten unterschiedliche Konzepte an, mit zeitlichen und räumlichen Rahmenbedingungen umzugehen bzw. sie zu gestalten. Raum und Zeit unterlagen im Polen der Vorkriegszeit besonders intensiven und dynamischen Transformationen, weshalb diese Kategorien in Diskurs und Praxis immer wieder aufschienen. In der Gleichzeitigkeit oftmals sehr gegensätzlicher Wahrnehmungen, Deutungen und Praktiken mögen ein Stück weit die Modernisierungstendenzen zum Ausdruck gekommen sein, denen der neue polnische Staat und seine gesamte Bevölkerung seit 1918 in hohem Maße ausgesetzt war.

Auf der Analyseebene erweisen sich die genannten Kategorien als hilfreich und vermögen reale Veränderungen und deren Relevanz im historischen Alltag abzubilden. Zudem verhandelten die Zeitgenossen ausdrücklich einzelne Gesichtspunkte in bestimmten Bereichen, etwa räumliche Aspekte als Teil der politischen Diskurse um die angespannte Wohnsituation. An dieser Stelle sei trotzdem noch einmal der Unterschied zwischen historiografischer Analyse und historischem Gegenstand betont. Für die meisten Individuen bestand keinerlei Notwendigkeit, andauernd ihre alltäglichen Praktiken zu reflektieren. Sie unterlagen einer gewissen Selbstverständlichkeit, wohingegen die Grundfragen nach Selbstverständnis und Identität explizit diskutiert wurden. Möglicherweise begünstigte gerade dieses Ineinandergreifen von eher unbewussten, weil selbstverständlichen Praktiken und reflektierter, intellektueller Auseinandersetzung die Entwicklung von Deutungsressourcen, die sich unter den radikal veränderten Lebensbedingungen ab September 1939 als hilfreich erwiesen, um die Geschehnisse verstehen zu können.

2. Neue Grundlagen – Kriegsausbruch und Kampfhandlungen

Mit dem Beginn des Zweiten Weltkriegs am 1. September 1939 änderten sich die Lebensbedingungen der polnischen Juden radikal. Die eigentlichen Kampfhandlungen zwischen Deutschen und Polen dauerten nur sehr kurze Zeit, die formale Kapitulation der letzten polnischen Einheiten erfolgte am 6. Oktober 1939.¹⁴⁰ In vielen Orten marschierten deutsche Truppen jedoch schon nach wenigen Tagen ein, und die Besatzungsherrschaft begann eine oder eineinhalb Wochen nach Kriegsausbruch. So besetzten die Deutschen Piotrków Trybunalski nach zweitägigem Bombardement bereits am 5. September, Tomaszów Mazowiecki war einen Tag später, am 6. September, erobert. Auch Łódź fiel schnell an die Deutschen, die die Stadt nach anfänglicher Bombardierung ab dem 9. September kontrollierten. Die Schlacht um Warschau endete am 28. September und dauerte somit etwas länger als die Kämpfe an den anderen Orten. Vier Wochen waren jedoch immer noch eine geringe Zeitspanne für die Einnahme einer Stadt von der Größe Warschaus, die immerhin von einer 120.000 Mann starken polnischen Armee verteidigt worden war.

Angriff und Eroberung waren nach wenigen Tagen vorbei. Allerdings kam es innerhalb dieser sehr kurzen Zeitspanne zu nachhaltigen Veränderungen. Die Todesopfer bedeuteten einen Eingriff in die Sozialstruktur, sie fehlten fortan im sozialen Nahbereich von Familie und Freundeskreis, wo sich in der Folge die Praktiken änderten, an denen sie zuvor teilhatten. Sie fehlten auch in den politischen und religiösen Gemeinden sowie in zwischenmenschlichen und gesellschaftlichen Zusammenhängen auf regionaler und nationaler Ebene. Ähnliches gilt für die zahlreichen Flüchtlinge, die in den ersten Kriegstagen meist Richtung Osten aufbrachen. Häufig handelte es sich um Männer, die Frauen und Kinder zurückließen, weil sie glaubten, diese müssten mit geringeren Restriktionen rechnen. Nicht wenige kamen aus verschiedenen Gründen bereits nach kurzer Zeit wieder zurück, bzw. die Mehrheit der Bevölkerung hatte gar nicht erst versucht zu fliehen. Dennoch waren die Fluchten zu Kriegsbeginn mehr als nur der Auftakt zu größeren Fluchtbewegungen, die während der ersten eineinhalb Jahre der deutschen Besatzung durch das ganze vormalige Polen verliefen. Flucht und Tod und ihre Konsequenzen für das Zusammenleben waren bereits in den Tagen des deutschen Überfalls allgemeine Erfahrungen.

Der Schaden an Leib und Leben, den viele Polen, gleich ob jüdisch oder nichtjüdisch, erlitten, war freilich nicht die einzige Folge der deutschen Angriffe. Die Bomben aus deutschen Flugzeugen hatten oft nur innerhalb weniger Minuten polnische Wohnstätten schwer beschädigt, mitunter vollständig zerstört.

140 Siehe Maier/Rohde/Stegemann/Umbreit, Errichtung, S. 133.

Eigentlich wären umfassende Wiederaufbauarbeiten nötig gewesen. Unter der Besatzung waren diese jedoch kaum zu realisieren, es gelangen bestenfalls notdürftige Reparaturen. Die Veränderungen der räumlichen Rahmenbedingungen aus den ersten Kriegstagen verstetigten sich also, in einigen der späteren Ghettos war ein guter Teil der Häuser in einem erbärmlichen Zustand. Den meisten Bombenopfern war es auch nicht möglich, den Verlust von Möbeln und Hausrat auszugleichen, den sie bei den Angriffen erlitten hatten, und der den späteren Plünderungen und Konfiszierungen durch die Deutschen vorausging.

Während der Kampfhandlungen zwischen NS-Deutschland und Polen veränderten sich räumliche und materielle Rahmenbedingungen und somit entscheidende Grundlagen des Privaten ebenso nachhaltig wie Anzahl und Zusammensetzung der Akteure. Spätere Transformationen des Privaten im Ghetto nahmen im September 1939 ihren Anfang. Die Folgeschwere der Ereignisse zeichnete sich für die Betroffenen in den ersten Wochen des Krieges erst schemenhaft ab. Allerdings verdeutlichte das hohe Tempo, in dem sich die Entwicklungen vollzogen, schon zu diesem frühen Zeitpunkt deren existenzielle Dimension, die hohe Geschwindigkeit wirkte wie ein Katalysator auf die Perzeptionsfähigkeit der Zeitgenossen. In der Zwischenkriegszeit hatten sie räumliche und materielle Rahmenbedingungen oft nur vage und unbestimmt greifen können, wie der kurze Blick auf ausgewählte Biografien im vorigen Kapitel gezeigt hat. Doch was sie damals für mehr oder weniger selbstverständlich gehalten hatten, sahen sie nun innerhalb kurzer Zeit in Frage gestellt, bedroht oder gar vernichtet. Der Schock über die Schnelligkeit der Eroberung war groß, auch wenn die polnische Bevölkerung schon Monate vor Kriegsbeginn verfolgen konnte, wie sich das Verhältnis zwischen Polen und dem Deutschen Reich rapide verschlechterte. Der Ausbruch eines Krieges erschien immer wahrscheinlicher, dennoch hatte keiner mit einem so raschen und umfassenden militärischen Erfolg der Deutschen gerechnet.

Die wenigen Wochen und Tage der Kampfhandlungen im Herbst 1939 treten als Phase, in der viele der direkten Vorbedingungen für das Leben in den Ghettos entstanden, neben die 21 Jahre der Zweiten Polnischen Republik und die Kontinuitätslinien, die sich aus dieser Zeit fortspannen. Gleichzeitig handelte es sich um eine erste Phase der Vernichtung, obschon sicherlich nicht mit der späteren Massenvernichtung des Holocaust vergleichbar. Die Vernichtungsintention war keineswegs auf die jüdische Bevölkerung beschränkt, auch wenn zumindest teilweise eine entsprechende Fokussierung erkennbar ist, etwa wenn deutsche Kräfte gezielt jüdische Viertel an jüdischen Feiertagen angriffen. Es ist angesichts des weiteren Verlaufs des Weltkrieges sowie des Fortgangs der massenhaften Judenvernichtung verständlich, dass manche historische Darstellungen ihr Augenmerk nicht besonders lange auf die kurze Zeitspanne der eigent-

lichen Kriegshandlungen des Polenfeldzugs richten. Im vorliegenden Kapitel soll jedoch gerade diese Schlüsselzeit zwischen der Stabilität der Vorkriegszeit und dem Chaos des ersten Besatzungsjahres näher untersucht werden.

Im Oktober 1939 hatte die Zweite Polnische Republik de facto aufgehört zu existieren und Polen war, nach dem etwas verspäteten Einmarsch sowjetischer Truppen Mitte September, ein weiteres Mal in seiner Geschichte ein geteiltes und besetztes Land. Die Bevölkerung westlich der vereinbarten Demarkationslinie sah sich einem Besatzungsregime unterworfen, das rasch begann, seine rassistische Politik in die Tat umzusetzen. Die Eile, in der die Deutschen ihre drastischen Maßnahmen implementierten, mag im Übrigen ein weiterer Grund für die historiografische Vernachlässigung der vorausgegangenen Kriegstage sein. Die Besatzer trieben die »Germanisierung« von Landesteilen mit hohem deutschem Bevölkerungsanteil schnell voran, etwa im neu geschaffenen Reichsgau Wartheland, den man sogar in das Deutsche Reich eingliederte. Hier wie auch im Generalgouvernement bedeutete »Germanisierung« zunächst vor allem die Umsiedlung der slawischen Bevölkerung und der Juden und die Ansiedlung von »Volksdeutschen«. Der aufmerksame Zeitgenosse konnte sich durchaus ausmalen, dass insbesondere die Juden von den Deutschen nichts Gutes zu erwarten hatten, etwa wenn er die Berichterstattung über die Vorkommnisse im NS-Deutschland der 1930er Jahre aufmerksam verfolgt oder auch die Veränderungen in der deutschsprachigen polnischen Presse wahrgenommen hatte. Eine mentale Vorbereitung auf das, was in der Folgezeit tatsächlich passierte, war dies freilich nicht.

In der Anfangszeit der Besatzung waren die Zuständigkeiten innerhalb der deutschen Verwaltung noch recht unklar und es kam immer wieder zu Machträngeleien. Außerdem fehlte ein klarer Plan für den Umgang mit den mehreren Millionen Juden, die mit einem Mal im deutschen Herrschaftsbereich lebten. Deshalb war die Zeit zwischen dem Ende der Kampfhandlungen und der Errichtung der Ghettos eine Phase der Unsicherheit für die jüdische Bevölkerung. Massive antijüdische Restriktionen und willkürlicher Terror waren an der Tagesordnung, wobei Christopher Brownings Terminus des »chaotischen Terrors« treffend den Charakter der deutschen Aktionen beschreibt.¹⁴¹ Wenn gleich also noch mit unklarem Ziel, so bedeutete die räumliche Konzentration der Juden innerhalb der Städte oftmals Verlust oder zumindest Verringerung des Wohnraumes. Außerdem musste stets mit einem Zugriff der Deutschen gerechnet werden, das heißt, die Unversehrtheit der heimischen Wohnung war nicht länger gegeben. Hinzu kam die Ungewissheit, ob die Maßnahmen der Deutschen auf ein Ghetto abzielten oder nicht bzw. welche Gestalt ein

141 Brownings, *Entfesselung*, S. 49.

solches Ghetto annehmen könnte. Die Kennzeichnungspflicht für Juden mit einem Armband hatte Auswirkungen auf die Bewegungsfreiheit und wies somit ebenfalls eine räumliche Komponente auf. Die Besatzer griffen auch in die zeitliche Struktur ein, indem sie bereits von einem frühen Zeitpunkt an immer wieder Juden zu Arbeitseinsätzen zwangsverpflichteten. Diese hatten kaum die Möglichkeit, sich der Arbeit zu entziehen und mussten sich folglich auch deren zeitlichem Korsett unterwerfen. Ein »Arbeitstag« zählte nicht selten 16 Stunden und mehr. Auch die materiellen Güter waren nicht sicher, denn es kam immer wieder zu »wilde[n] Beschlagnahmen und Plünderungen«.¹⁴² Außerdem waren viele Menschen gezwungen, Teile ihrer geringen Habe zu verkaufen, um Grundnahrungsmittel erwerben und sich so das Überleben sichern zu können. Die instabile Phase war vor allem von Verlust geprägt. Im zweiten Abschnitt des vorliegenden Kapitels wird untersucht, wie die Bewohner der späteren Ghettos diese Verlusterfahrungen in ihren Ego-Dokumenten verarbeiteteten.

a) Szymon Huberband: Zeit- und Raumerfahrungen bei Kriegsbeginn
1939

Als Teil des Geheimarchivs Oyneg Shabes sind zwei umfangreiche Berichte über die Ereignisse der ersten Septemberwochen des Jahres 1939 in Piotrków Trybunalski überliefert.¹⁴³ Verfasst hat sie Rabbiner Szymon Huberband, der den Kriegsbeginn in der zentralpolnischen Kleinstadt erlebte. Huberband nahm denn auch die autobiografische Perspektive ein und erzählte vor allem von seinen eigenen Erfahrungen, wobei er sich freilich bemühte, auch die allgemeine Entwicklung zu skizzieren. In seinen Berichten, die er wohl noch vor seinem Weggang nach Warschau im Frühjahr 1940 und somit wahrscheinlich mit nicht allzu großem zeitlichen Abstand zu den Ereignissen niedergeschrieben hatte, wird sehr deutlich, welche existenziellen Auswirkungen die einschneidenden zeitlichen, räumlichen und materiellen Veränderungen für das Individuum hatten. Darüber hinaus ist bemerkenswert, wie die Transformationen, die die Praxisfelder Nähe und Distanz durchliefen, mit späteren Entwicklungen korrespondierten und sie in vielerlei Hinsicht vorwegnahmen.

Eher kurz ging Huberband zu Beginn seines ersten Berichts »Die Kriegszeit-Erlebnisse eines jüdischen Zivilisten (März bis September 1939)« auf die Monate vor Kriegsbeginn ein. Er schilderte das sich verschlechternde Verhältnis zwischen Polen und dem Deutschen Reich, wobei es ihm wohl weniger um eine

¹⁴² Roth/Löw, Warschau, S. 22.

¹⁴³ Szymon Huberband, Die Kriegszeit-Erlebnisse eines jüdischen Zivilisten (März bis September 1939), Ring. I/451; ders., Kiddush Hashem, S. 3-38.

umfassende Analyse des politischen Geschehens als vielmehr um die nachträgliche Einordnung einer Entwicklung ging, deren voller Sinn sich ihm erst mit Kriegsausbruch erschloss. Die bloßen Ereignisse der ersten Septemberwoche, die im Zentrum seines Berichtes stehen, sind recht schnell nacherzählt. Am ersten Tag des Monats, einem Freitag, gelangte die Nachricht vom Kriegsausbruch erst mit einigen Stunden Verspätung nach Piotrków, Kampfhandlungen fanden an Huberbands Wohnort noch keine statt. Dies änderte sich am folgenden Sabbat, an dem die Deutschen die Stadt aus der Luft angriffen, mit Maschinengewehrfeuer belegten und Bomben abwarfen, wobei es bereits zu ersten Todesopfern kam. Huberband und seine Familie, bestehend aus seiner Frau und seinem Sohn sowie seinen Schwiegereltern, suchten Schutz in einem eilig als Bunker eingerichteten Keller. Der Schwiegervater Jakub Glazer war ein vor Ort bekannter Mann, der als frommer Chassid und Rechtsgelehrter hohes Ansehen genoss. Angesichts der anhaltenden Bombenangriffe beschloss die Familie, in das nicht allzu weit entfernte Sulejów zu fliehen, weil sie wie viele andere auch glaubten, die Deutschen hätten kein militärisches Interesse an diesem kleineren und weniger bedeutenden Ort, und man sei dort folglich sicherer als in Piotrków. Huberbands Schwiegervater widersetzte sich zunächst der Flucht, weshalb die Familie erst am 4. September spät abends tatsächlich dorthin aufbrach. Entgegen ihrer Annahme bombardierten die Deutschen jedoch auch Sulejów. Als Huberband am Abend des nächsten Tages, Mittwoch des 5. Septembers, einen kurzen Moment der Ruhe nutzte, um einen potenziellen Unterstand zu besichtigen, wurde er von seiner Familie getrennt. Das Bombardement aus der Luft setzte wieder ein und es gelang Huberband nicht, zu seinen Angehörigen zurückzukehren. Nach dem Ende dieses Angriffes blieb seine Suche nach ihnen ergebnislos, er musste einsehen, dass Frau, Sohn und Schwiegervater umgekommen waren. Lediglich seine Schwiegermutter traf er lebend an. In der Nacht vom 5. auf den 6. September begaben sich diese nunmehr einzigen Überlebenden der Familie auf eine alpträumhafte Flucht durch die Region, in der sich versprengte polnische Einheiten vor den Deutschen versteckten. Stationen ihrer chaotischen Irrfahrt waren am 6. September das Dorf Paradyz und am 7. September die Kleinstadt Opoczno, die sie nur unter großen Schwierigkeiten erreichten, bevor sie genau eine Woche nach Kriegsausbruch, am Freitag, den 8. September, wieder in Sulejów ankamen. Die Sorge um die Bestattung ihrer Angehörigen gemäß den religiösen Vorschriften hatte sie zurückgetrieben. Nachdem sie diese hatten vornehmen können, kehrten sie am Sonntag, den 10. September, nach Piotrków zurück. Militärisch hatte sich die Lage beruhigt, weil die Deutschen bereits die wenigen polnischen Kräfte besiegt und das Gebiet erobert hatten. Huberband beschreibt im letzten Teil seines Textes die ersten negativen Erfahrungen, die er und andere Juden mit den deut-

schen Besatzern, aber auch mit nichtjüdischen Polen in den Tagen nach dem deutschen Einmarsch machen mussten, wenngleich sein Schwerpunkt nicht auf dieser Zeitspanne liegt. Er schildert abschließend praktische Schwierigkeiten, die sich im Zusammenhang mit hohen jüdischen Feiertagen wie zum Beispiel dem Neujahrsfest Rosch Haschana ergaben, das am 14. September 1939 gefeiert wurde.

Der jüdische Glaube in seiner chassidischen Ausformung war die entscheidende innere Richtschnur im Leben Szymon Huberbands und seiner Familie. Sie waren nachhaltig von den religiösen Geboten und Praktiken geprägt, und sehr viele ihrer Entscheidungen und Handlungen in der ersten Septemberwoche des Jahres 1939 bezogen sich auf diese Grundlage. Der zweite, äußere Faktor, der sich in dieser Zeit auf so gut wie alle Lebensbereiche auswirkte, waren die Kampfhandlungen, vor allem die deutschen Angriffe aus der Luft und später am Boden, und in weitaus geringerem Maße die polnische Verteidigung, die sehr schwach ausfiel und sich nur sehr kurz halten konnte.

Religiöse Gebote und Kampfhandlungen als Schrittmacher zeitlicher Strukturen

Die Religion gab auf mehreren Ebenen die zeitliche Struktur des Lebens vor. So richtete sich der Tagesablauf an den Gebetszeiten aus, und selbst während der ersten Bombardierungen hielten Huberband und seine Angehörigen an der Praxis des Betens zu bestimmten Tageszeiten fest. Die Gebete am Morgen, am Nachmittag und am Abend waren Residuen eines Tagesablaufs, der in den Bombenschutzkellern zum Erliegen gekommen war. Ihre bisherige Funktion als Fixpunkte, die dem Tag Form gaben und kurze Momente der Ruhe und Reflexion darstellten, wurde durch die radikal veränderten Rahmenbedingungen besonders betont. Vor allem Huberbands Schwiegervater Glazer legte großen Wert darauf, die Gebetszeiten einzuhalten und nahm erhebliche Risiken auf sich, als er zum Gebet einige Male den Bombenschutzraum verließ. Auch nach der Ankunft in Sulejów, als bereits alle von der Angst, von den Strapazen der Reise und durch den Schlafmangel geschwächt waren, standen Huberband und seine Familie am nächsten Morgen früh auf, um zur rechten Zeit beten zu können.

Innerhalb der Woche war der Sabbat, der mit dem Sonnenuntergang am Freitagabend begann und den ganzen Samstag fort dauerte, religiös-liturgischer Höhepunkt und zeitliches Strukturelement. Gemäß der biblischen Tradition waren mit diesem siebten Wochentag besondere Praktiken wie mehrfacher Gottesdienst in der Synagoge, Mahlzeiten im familiären Rahmen zu Hause und die Einnahme einer bestimmten Geisteshaltung, der sogenannten Sabbat-Freude, sowie das Verbot bestimmter Formen von Arbeit verbunden. Am

2. September hatte Huberband noch ohne allzu große Verzichte auf grundlegende Inhalte noch in Gemeinschaft mit seiner Familie den Sabbat feiern können. Er hatte mit ihnen gebetet, er hatte, wenn auch ohne Appetit, tages-typische Speisen wie Fisch und Zwiebeln gegessen, und zumindest versucht, ein Gefühl von Sabbatfreude aufkommen zu lassen, was ihm aufgrund der bedrohlichen Situation allerdings nicht gelang. Genau eine Woche später, am Samstag, den 9. September, sammelte er die Leichen seiner Frau, seines Sohnes und seines Schwiegervaters ein und bereitete ihre Bestattung vor. Die Kongruenz, die sich zwischen der ersten Kriegswoche und einer eigentlich »normalen« jüdischen Woche ergeben hatte, führte Huberband und somit auch den Lesern seines Berichtes besonders schonungslos den großen Verlust vor Augen, den er in dieser kurzen Zeit erlitten hatte. Als er wieder in Piotrków angekommen war, fand er in seiner Wohnung noch die Utensilien der letzten gemeinsamen Sabbatfeier vor: »Das weiße Sabbat-Tischtuch lag auf dem Tisch, die Kerzenleuchter standen an ihrem üblichen Platz, als hätte sich nichts geändert und als wäre nichts geschehen. Aber, allmächtiger Herr, wie hatte sich unser Heim verändert.«¹⁴⁴ Die beiden Sabbattage am 2. und am 9. September rahmten Huberbands persönliche Katastrophe.

Auch die Jahresebene spielt in Huberbands Bericht eine Rolle. Wenn er den Beginn des neuen jüdischen Jahres 5.700 (im gregorianischen Kalender der 14. September 1939) und den damit verbundenen religiösen Feiertag erwähnt, so wird einmal mehr deutlich, welchen Halt und welche Orientierung ihm das zeitliche Korsett der Religion bot, als fast alles andere auseinanderbrach. Die religiösen Zeiteinheiten auf Tages-, Wochen- und Jahresebene gaben jedoch nicht nur im September 1939 selbst zeitliche Struktur vor, sondern erfüllten diese Funktion auch bei der späteren Abfassung des Textes. Der Autor Huberband benötigte, so scheint es, genaue Zeitangaben, um das eigentlich Unfassbare, das dem Protagonisten Huberband widerfahren war, überhaupt geordnet darstellen zu können. Jedenfalls legt die auffällig häufige Verwendung von Zeitangaben in fast jedem Absatz seines Berichtes diese Vermutung nahe.

Die Art und Weise, in der Huberband die Geschehnisse am 5. September schildert, dem Tag, an dem er seine engsten Angehörigen verlor und der somit den Kulminationspunkt in einer Kette traumatischer Ereignisse bildete, führt ebenfalls vor Augen, wie das Erleben in der Zeit und das spätere Schreiben darüber zusammenhängen. In der entsprechenden Passage scheint es mitunter, als wäre es Huberband kaum noch gelungen, sich korrekt an die zeitlichen Abläufe zu erinnern. An manchen Stellen ist schwer nachzuvollziehen, von welchem Wochentag Huberband eigentlich schreibt, nicht immer lässt sich auf den

144 Huberband, Kiddusch Hashem, S. 32.

ersten Blick erkennen, ob bereits ein neuer Tag angebrochen ist oder der alte immer noch nicht geendet hat. Dieser konfuse Stil, der einen starken Kontrast zu Huberbands ansonsten sehr klarer und präziser Ausdrucksweise bildet, hat seine Ursache teilweise im Ablauf des Tages selbst, an dem herkömmliche zeitliche Orientierungsmöglichkeiten ausgefallen waren. An den tödlichen Bombenangriff, der zu Beginn der Dämmerung und somit zu einer späten Tageszeit erfolgt war, schloss sich die Suche nach den Angehörigen ebenso an wie der Beginn der wirren Flucht. Diese muss sich über weite Teile der Nacht erstreckt haben, zweimal von kurzen Schlafpausen unterbrochen, die die extreme Erschöpfung der Schwiegermutter erzwungen hatte, und die rein gar nichts mehr mit den herkömmlichen Schlafphasen in ihrem üblichen zeitlichen Kontext zu tun hatten. Huberband ist in dieser Passage sehr unbestimmt und gibt sowohl für die Suche als auch für die Flucht eine Dauer von mehreren Stunden an. Die Frage, ob ihn an dieser Stelle seine Erinnerung vielleicht ein Stück weit im Stich gelassen hatte und die Zeitspannen nicht in Übereinstimmung mit den tatsächlichen Ereignissen wiedergegeben sind, liegt nahe, ist aber wenig zielführend. Wichtiger scheint das Grundgefühl zu sein, das Huberband hier, bewusst oder unbewusst, zu vermitteln wusste, indem er die Auflösung der äußeren Zeitstruktur und den Verlust jeglichen individuellen Zeitgefühls in seinem Text nachzeichnete. In Verlust und Katastrophe fiel für ihn die Zeit auseinander, wie der Leser sehr gut nachvollziehen kann.

Als Huberband in Sulejów seine Familie verlor, hatte er sich eigentlich nur für einen kurzen Augenblick von ihr entfernt. Die Zeitdauer war jedoch lange genug, um Folgen für Leib und Leben zu haben, ebenso wie das Heraustreten aus dem gemeinsamen räumlichen Bezugsrahmen. Immer kürzere Zeitspannen konnten während der Angriffe existenzielle Bedeutung erlangen. Noch vor Kriegsausbruch deutete sich diese Verkürzungslogik erstmals an. Huberbands Angehörige waren in der zweiten Augushälfte für einige Tage nach Kletnia verreist, um sich dort zu erholen.¹⁴⁵ Sie kamen wohlbehalten zurück. Auch wenn keinerlei Probleme aufgetreten waren, hatte man sich angesichts der angespannten politischen Lage doch Sorgen gemacht und sich sehr über die gelungene Rückkehr gefreut. Am ersten Kriegstag, als Piotrków noch keine Angriffe erleben musste, war Huberband eine deutlich kürzere Zeit und über eine geringere Entfernung von den Seinen getrennt. Während Frau und Kind zu Hause blieben, begab er sich für eine gute Stunde mit seinem Schwiegervater in die nahe gelegene Synagoge, wo ihn die Nachricht vom Kriegsausbruch erreichte. Sofort suchte er die Nähe zur Familie und kehrte in die Wohnung zurück. Auch in diesem Fall war nichts passiert, es genügte jedoch die im Vergleich mit dem

145 Ebd., S. 4.

vorausgegangenen Urlaub wesentlich kürzere Trennungsphase, um erhebliche Unruhe auszulösen. Die auf wenige Augenblicke angelegte Trennung am 5. September schließlich zeitigte das bekannte Resultat. Die Zeitspannen, innerhalb derer bestimmte Ereignisse eine folgenschwere Wirkung entfalten konnten, wurden während der ersten Kriegswoche immer kürzer.

Prinzipiell beeinflussten die Luftangriffe der Deutschen die Zeitstruktur auf einer völlig anderen Ebene als die intrinsisch wirkenden religiösen Gebote der Juden. Die Angriffe waren abhängig vom Tageslicht, da die Bevölkerung der Verdunklungsanordnung der polnischen Autoritäten Folge geleistet hatte und Piotrków nachts völlig dunkel lag. Als am 4. September eine Bombe das Elektrizitätswerk der Stadt traf, wäre eine Beleuchtung auch technisch nicht mehr möglich gewesen. Die Angreifer nutzten die Zeit bis zum Einbruch der Dunkelheit und beendeten die Bombardements erst dann, als sie tatsächlich keinerlei Sicht mehr hatten. In den Tagen bis zum deutschen Einmarsch war die Piotrkówer Bevölkerung auf die natürliche Zeiteinteilung von hellem Tag und dunkler Nacht zurückgeworfen, die mit der existenziellen Bedrohung am Tag und einer brüchigen Ruhephase in der Nacht korrespondierte. Dieser unfreiwillige Rückschritt war bezeichnenderweise dann vorbei, als die Deutschen Piotrków besetzt hatten und mit einer ihrer ersten Maßnahmen das Elektrizitätswerk wieder in Stand setzen ließen.

Neben diesen sehr grundsätzlichen Auswirkungen erfuhr die Zeitkomponente bestimmter Praktiken ebenfalls Veränderungen durch die Handlungen der Deutschen. In die frühe Besatzungszeit unmittelbar nach Ende der Kampfhandlungen fiel die pragmatische Reaktion der Juden auf deutsche Razzien. So verschoben sie etwa den Beginn des Gottesdienstes an Rosch Haschana, den man so weit vorverlegte, dass er zeitlich nicht mit diesen Razzien, bei denen jüdische Männer für Zwangsarbeitseinsätze gefunden werden sollten, kollidierte. In dieselbe Phase fiel die deutsche Anordnung, Geschäfte an allen Tagen außer sonntags zu öffnen, was einen tiefen und bewussten Eingriff in die jüdische Wochenstruktur darstellte.

Bewegung im umkämpften Raum

Auch die gewohnte Raumstruktur hatte sich zweitweise fast vollständig aufgelöst. Das Heim der Familie Huberband in Piotrków existierte zwar noch und wurde durch die Angriffe nicht einmal beschädigt, war jedoch als räumliche Grundlage ab dem Moment, in dem sich die Familie zur Flucht entschlossen hatte, nicht länger verfügbar. Tatsächlich zerstört waren später viele der Häuser in Sulejów. Huberband war es nicht einmal möglich, sich bei der Suche nach seinen Angehörigen grundlegend zu orientieren, weil schlichtweg nichts mehr

von dem übrig geblieben war, was den kleinstädtischen Raum zuvor strukturiert hatte. Huberband und seine Schwiegermutter waren in den folgenden Tagen räumlich entwurzelt und irrten umher. Die militärischen Vorgänge schränkten ihre Bewegungsfreiheit ein, bestimmte Gebiete konnten sie nicht durchqueren, weil sich dort polnische Soldaten versteckten, die ihnen den Zutritt verweigerten. In anderen Fällen hätten sie riskiert, zum direkten Ziel deutschen Maschinengewehrfeuers zu werden. Sie mussten deshalb große und beschwerliche Umwege auf sich nehmen. Wiederum war es die Religion, die in all dem Chaos ein Minimum an konkreter räumlicher Orientierung vorgab. So hatten einzig und allein die Gewissensbisse der Schwiegermutter zu der Entscheidung geführt, von Opoczno aus nach Sulejów zurückzukehren. Sie machte sich bittere Vorwürfe, weil sie ihrer religiösen Pflicht nicht nachgekommen war, ihre Angehörigen zu bestatten. Der zeitweise Verlust des Raumbezugs ist eine deutliche Parallele zum Verlust des Zeitbezugs. In beidem manifestierte sich Huberbands Katastrophenerlebnis.

Die räumlichen Rahmenbedingungen veränderten sich also durch die Kampfhandlungen, gleichzeitig wirkte die religiöse Weltsicht von innen weiter. Während der Bombardements in Piotrków war es jedoch kaum möglich, den veränderten Raumbedingungen irgendetwas entgegenzusetzen. Huberband und die seinen befanden sich zu diesem Zeitpunkt mit vielen weiteren jüdischen und nichtjüdischen Anwohnern im Keller eines Hauses. Die Angst der Anwesenden war sehr groß, weshalb man versuchte, eine Kerze zu entzünden. Auf diese Weise wollte man nicht nur der erzwungenen Dunkelheit etwas entgegensetzen, sondern mit einer Handlung, die aus verschiedenen Kontexten vertraut war, ein wenig die Angst abbauen. Explizit religiös motiviert war die Praxis in diesem Moment nicht, wenngleich sie in jüdischer und christlicher Religion eine Rolle spielte und in der konkreten Situation offen für entsprechende Assoziationen war. Allerdings scheiterten alle Versuche, eine Kerze anzuzünden, am mangelnden Sauerstoff. Zu viele Menschen waren in dem Keller, als dass eine Kerzenflamme genügend Nahrung gefunden hätte. Überfüllte Räume, in denen überkommene Praktiken nur eingeschränkt oder, wie in diesem Fall, sogar unmöglich waren, wurden später in den Ghettos die Regel.

Den Widerstreit zwischen einschränkenden Kräften von außen und religiösen Geboten als Mittel von Selbstbestimmung und Selbsterhaltung verdeutlicht im Zusammenhang mit den räumlichen Rahmenbedingungen ein weiteres Mal die Praxis des Schlafens. Nicht mehr in Piotrków oder Sulejów, sondern auf ihrer Flucht trafen Huberband und seine Schwiegermutter auf andere jüdische Flüchtlinge und teilten sich mit ihnen für kurze Zeit einen Ort, an dem sie sich ausruhen konnten. Hierbei mussten sie mit fremden Menschen in ein und demselben Zimmer schlafen, es gab keine räumliche Trennung. Die Nähe zwischen

den Flüchtlingen ergab sich zwangsläufig, es handelte sich um eine Ausnahme-situation als direkte Folge der deutschen Angriffe. Erst diese hatten überhaupt zur Aufgabe des eigenen Heims gezwungen und die Fluchtbewegungen verursacht. Die strikte Geschlechtertrennung, die ihre Religion vorschrieb, befolgten die Flüchtlinge dennoch, indem die Frauen sich auf die eine, die Männer auf die andere Seite des Raumes legten. In dieser zumindest symbolischen Distanz zwischen den Geschlechtern manifestierte sich ein Rest an Selbstbestimmung, den die religiösen Gebote ermöglichten. Ähnliches lässt sich für das Zubereiten und die Aufnahme von Nahrung beobachten. Die Vorgaben der Religion waren hier ebenfalls handlungsleitend, die Praktiken wiesen eine starke räumliche Komponente auf und waren ein Stück weit selbstbestimmt. Als Huberband und seine Schwiegermutter Zuflucht im Hause eines christlichen Bauern fanden, teilten sie trotz ihres großen Hungers nicht die Mahlzeit der Bauernfamilie, weil sie nicht koscher war. Huberband ging in das einzige jüdische Haus in der näheren Umgebung, um dort ein wenig Essen und Trinken zuzubereiten, das dann beide ruhigen Gewissens verzehren konnten.

Bewusst gesuchte räumliche Nähe als Ausdruck von Zusammengehörigkeit und Solidarität über den familiären Rahmen hinaus gab es in den Tagen der Flucht nur sehr wenig. Nur zwei kurze Episoden lassen sich so deuten. So suchten die jüdischen Autoritäten Sulejóws Huberbands Schwiegervater Glazer auf, sobald sie von seiner Ankunft gehört hatten, und bekundeten ihren Respekt. Er muss als frommer Rechtsgelehrter weit über die Grenzen Piotrkóws hinaus bekannt gewesen sein. Später, als Glazer zum Beten in eines der Nachbarhäuser ging, folgten ihm viele weitere Juden in der Hoffnung, von seiner Tugendhaftigkeit profitieren zu können, wenn sie ihm nur nahe genug kämen. In beiden Fällen war die Religion handlungsleitend. Die gesellschaftliche Stellung, die Jakub Glazer unter chassidischen Juden genoss, speiste sich gleichermaßen aus seiner Tätigkeit als religiöser Richter und seinem Ruf als frommer Mann. Sie erwies sich als stark genug, um zumindest in den kurzen Momenten der Ruhe seine Glaubensgenossen vor Ort zu mobilisieren.

Erst als Huberband und seine Schwiegermutter einige Tage nach dem Tod ihrer Angehörigen nach Piotrków zurückgekehrt waren, gab es wieder mehr Spielraum für das selbstbestimmte Suchen von Nähe. Beide erfuhren dort die Solidarität von Freunden und Verwandten. So besuchte eine Freundin der Familie die beiden Trauernden, sobald sie von deren Rückkehr erfahren hatte, und blieb sogar über Nacht. Ein solcher Besuch war durchaus mit Risiken verbunden, weil niemand einschätzen konnte, wie die deutschen Besatzer mit Juden, die sie auf der Straße aufgriffen, umgehen würden. Auch später, unter den Bedingungen der Ghettos, suchten Menschen immer wieder bewusst die direkte Nähe zueinander und nahmen die Gefahren, die damit einhergingen,

willentlich in Kauf. Einmal an ihrem Ziel angekommen, fand ihr Gemeinschaftssinn Ausdruck in einer Vielzahl von Praktiken. Im vorliegenden Fall etwa schilderte die Freundin die Stimmung, die in der jüdischen Bevölkerung herrschte, und informierte die Heimkehrer über die Situation, wie sie sich ihr darstellte. Das gute Verhältnis, das die nicht namentlich genannte Frau anscheinend schon seit Längerem mit der Familie Huberbands verband, hatte sie zu ihrem Besuch motiviert. Im Laufe der nächsten Tage nahm der Besucherstrom zu, obwohl während dieser Zeit insbesondere für männliche Juden die Gefahr wuchs, aufgegriffen und zur Zwangsarbeit herangezogen zu werden. Neben der persönlichen Verbundenheit waren ein weiteres Mal religiöse Traditionen der Grund für die Besuche. Am 11. September »kamen Freunde und Verwandte, um uns zu trösten und aufzurichten in unserer Trauer. Gegen Abend kam eine große Anzahl Leute. Ich staunte über ihre Freundschaft. Wir haben das [Nachmittagsgebet] Mincha gebetet, mit einem Minjan. Die Leute sagten uns, dass dies der erste Minjan in der Stadt seit Ausbruch des Krieges war.«¹⁴⁶ Die Religion bildete den Rahmen und das gemeinsame Beten war die Praxis, in der sich Nähe ausdrückte. Liturgische Gemeinschaft bildete sich über das Gebets-Quorum von zehn Männern, den sogenannten Minjan. Erst wenn zehn im religiösen Sinne erwachsene Männer anwesend sind, ist ein Gebet oder ein Gottesdienst »gültig«. Die religiöse Praxis ist also auf Gemeinschaftsbildung angelegt, gleichzeitig wohnt ihr im chassidischen Judentum ein starkes Exklusionsmoment inne, weil nur Männer, keine Frauen, einen Minjan vollständig machen können. Huberband schildert nichts weniger als den Beginn einer Aufarbeitung der traumatischen Ereignisse, wobei die Besuche selbst und das gemeinsame Beten Hand in Hand mit »trösten und [auf]richten« einhergingen.

Nicht nur über die Veränderungen von Zeit und Raum erfährt der Leser von Huberbands Text sehr viel. Auch mit Blick auf die materielle Dimension bietet der Bericht einige Informationen. Zunächst schildert Huberband, dass die Menschen auf ihre Flucht nur das Nötigste mitnehmen konnten und den Großteil ihrer Habe in ihren Häusern zurückließen. Dieses Vorgehen lag sicherlich in der Natur der Sache. Indem Huberband es eigens erwähnt, betont er die Erfahrung materiellen Verlustes, die in den ersten Kriegstagen fast alle Angegriffenen teilten. Als er erzählt, dass seine eigene Familie nach Sulejów Leintücher, Kleidung und Schmuck mitnehmen wollte, macht er recht genaue Angaben über das Fluchtgepäck und verdeutlicht auf diese Weise ein weiteres Mal den Ausnahmecharakter der Situation. Er schreibt explizit, dass der »übrige Besitz« in ihrer Vier-Zimmer-Wohnung verblieb, und macht mit diesem individuellen und authentischen Beispiel die allgemeine Erfahrung sehr gut nachvollziehbar.

146 Ebd., S. 35.

Es verwundert nicht, dass auch mit Bezug auf die materielle Ebene die Religion ihre Wirkungskraft entfaltete. Jakub Glazer bat seinen Schwiegersohn kurz vor der tatsächlichen Abreise nach Sulejów, zwei Bücherrollen mit Traktaten zur jüdischen Gesetzgebung aus der Wohnung zu holen und ebenfalls mitzunehmen. Später, als Huberband zunächst vergeblich die Leichen seiner Angehörigen suchte, fand er »wie durch ein unbegreifliches Wunder« die beiden Rollen.

Huberband vermittelt im Hinblick auf Materialität jedoch weit mehr als Sachinformationen. Gegenstände, die er nach seiner Rückkehr in die heimische Wohnung unverändert vorfand, erfüllten die Funktion eines Kontrastmittels, das den erlittenen Verlust plastisch vor Augen führte und somit ein tieferes Verständnis für die Geschehnisse ermöglichte. Spätestens im Moment der Niederschrift, als sich Huberband seine Erlebnisse noch einmal vergegenwärtigte, muss ihm dieser Zusammenhang klar geworden sein. Die Gegenstände wurden materielle Marker der Leerstellen, die die Toten ab sofort hinterließen. Zuvor waren sie Teil von Praktiken gewesen. Diejenigen Personen, die mit ihnen hantiert hatten, konnten anders als Huberband (und seine Schwiegermutter) allerdings nicht mehr zurückkehren und sie wieder in Gebrauch nehmen.

Die Veränderungen der räumlichen und zeitlichen Rahmenbedingung während der ersten Kriegstage im September 1939 können nur als extrem bezeichnet werden. Es ist Michael Alberti deshalb in vollem Umfang zuzustimmen, wenn er schreibt, dass die Bedeutung des Polenfeldzugs für die Vernichtung der Juden in Polen gar nicht hoch genug eingeschätzt werden könne.¹⁴⁷ Die Praktiken in den Feldern Nähe und Distanz veränderten sich ebenfalls dramatisch. Eine Aufarbeitung der traumatischen Erlebnisse und ein erstes Verständnis dessen, was sich ereignet hatte, deuteten sich bereits in der Echtzeit der Ereignisse an. Vor allem aber war es das Verfassen des Textes selbst, das für Huberband diese Funktionen erfüllte. Das Archivieren der Texte im Geheimarchiv Oyneg Shabes war der nächste Schritt, mit dem in einem weiteren Sinne Wissen generiert und ein Verständnis der größeren Zusammenhänge ermöglicht werden sollte.

b) Schreibend verstehen: Dokumentation und Deutung der Realität

Szymon Huberbands Text hatte zunächst einmal den Zweck, die Ereignisse in Piotrków Trybunalski zu dokumentieren. Die Rekonstruktion der Ereignisse an sich war der erste Schritt auf dem Weg zu einem Verständnis dessen, was Anfang September 1939 dort geschehen war, in vielem sicherlich den Ereignissen an anderen Orten ähnlich. Huberband richtete bereits seine Darstellung der bloßen Fakten auf ein bestimmtes Narrativ hin aus. Er deutete die Geschehnisse

147 Alberti, Verfolgung, S. 47.

aus einer religiösen Perspektive, verstand den Angriff der Deutschen letztlich als Angriff auf den einen Gott und sein Volk, und fasste den Text deshalb als Martyrologium ab. Er entschied sich dagegen, ausschließlich die Tragödie seiner Familie oder die Eroberung der Stadt Piotrków zu beschreiben.

Konsequent benutzte Huberband für seine verstorbenen Angehörigen den Terminus »Märtyrer«. Im jüdischen Verständnis ist ein Märtyrer eine Person, die entweder um der Religion willen oder um sich für andere Religionsgenossen zu opfern, stirbt. Huberband verwendete den Begriff so, dass er eigentlich nur die erste Bedeutung gemeint haben kann. Zu diesem frühen Zeitpunkt konnte er den deutschen Überfall auf Polen bzw. den Krieg insgesamt kaum bereits als genuinen Versuch deuten, das Volk Israel als solches zu vernichten. Dass er den Verlust seiner Familienmitglieder als Märtyrertod, das heißt als Opfertod für den eigenen Glauben, interpretierte, weist eher in eine andere Richtung. Es scheint, als hätte der Polenfeldzug der Deutschen für Huberband auch den Charakter eines geistigen Angriffes auf Gott und somit von vornherein eine spirituelle Dimension gehabt. Sein chassidischer Glaube war die Deutungsresource, die ihn zu diesem Verständnis gelangen ließ.

Auch auf der (bild-)sprachlichen Ebene lieferte die Religion Vorlagen für Huberbands Text. So schildert er die Nachricht vom Kriegsausbruch als »Hiobsbotschaft«, auf die etliche Anwesende physisch reagierten, indem sie begannen, zu weinen, sich schwach fühlten und sich setzen mussten. Die Bombardements selbst verglich er mit einer Katastrophe biblischen Ausmaßes, es »regnete Tod und Zerstörung«, und die Erschütterungen, so schreibt er über den Angriff auf Sulejów am 5. September, fühlten sich an wie ein Erdbeben. Huberband bediente sich in diesem Zusammenhang biblischer Bilder, er bildete Analogien zu Naturkatastrophen, wie sie als göttliche Strafen immer wieder über die Menschheit hereinbrachen. Noch eindrücklicher fallen diejenigen Passagen aus, in denen er die Landschaft unmittelbar nach Ende der Luftangriffe beschreibt. Huberband nahm hierfür Anleihen an apokryphen Texten des Judentums und deren Schilderungen der Hölle, ebenso wie in der christlichen Überlieferung ein Ort des Feuers, an dem Sünder ihre Strafe erleiden. Was er auf der Flucht aus Sulejów sah, glich einem solchen Inferno. Alles schien verlassen, nur Tote, selten einmal ein Schwerverletzter, säumten seinen Weg, es stank nach verbranntem Menschenfleisch. Obwohl bereits Nacht, war alles hell erleuchtet – die Bomben hatten alles in Flammen gesetzt. Dass die Flüchtlinge nach langen Stunden des Umherirrens ausgerechnet in einem (real existierenden) Dorf für einige Stunden Zuflucht fanden, das den Namen »Paradies« (polnisch Paradyz) trug, erscheint in diesem Zusammenhang fast schon grotesk. Allerdings dauerte die Ruhephase nur kurz. Für den Weg nach Sulejów am 8. September hielt er fest: »Alle paar Schritte lag ein verwesender Körper.

Verteilt auf dem Boden lagen Köpfe, Hände, Beine, sowie weitere menschliche Gliedmaßen und Innereien.«¹⁴⁸

Die Rückkehr nach Piotrków ließ Huberband ausdrücklich eine Analogie zu einer biblischen Geschichte ziehen. Er sah seine Schwiegermutter und sich als Verkörperung der Israelitin Naomi und ihrer Schwiegertochter Ruth, die in unverbrüchlicher Treue unter schwierigen Umständen zueinanderhielten und vor allem beieinanderblieben.¹⁴⁹ An anderen Stellen wurde er weniger konkret, griff aber Symbole und Bilder auf, etwa wenn er Bäume, Gras und Blumen beschrieb, die vor seiner Wohnung noch unverändert standen. Gras und Blumen sind in der an Vergleichen reichen Sprache der Tora Symbole für die Vergänglichkeit menschlichen Lebens, und auch Huberband kam in diesem Zusammenhang auf die vielen Todesopfer der ersten Kriegstage zu sprechen.¹⁵⁰

Die Religion lieferte Huberband eine Formvorlage für seinen Text und stellte ihm sprachliche Bilder zur Verfügung, die ihn in die Lage versetzten, das Erlebte überhaupt darzustellen. Sie war jedoch nicht nur Deutungsressource, sondern erfüllte auch ihre Funktion als Sinnstiftungssystem. Hiobsbotschaft und Himmelsstrafe, Höllendarstellung und Vergänglichkeitsmotive waren, so schrecklich sie in der Gegenwart auch ausfielen, doch vertraute Kategorien aus einer jahrtausendelangen Katastrophengeschichte, die das jüdische Volk durchlaufen hatte. Zumindest implizit schrieb Huberband die Ereignisse in diesen Kontext ein, verlieh ihnen dadurch einen gewissen Sinn und nahm ihnen im Nachhinein etwas von ihrer Bedrohlichkeit. Huberband betonte die Reihe der jüdischen Feiertage, die mit dem Neujahrsfest am 14. September einsetzte und auch im Jahr 1939 gefeiert wurde. Die Feiertage repräsentieren den größeren historischen Kontext der Katastrophen- und Heilsgeschichte des auserwählten Gottesvolkes, die sich in ihnen Jahr für Jahr immer wieder abbildet.

Szymon Huberbands Cousin Kalman Kalonymus Shapiro machte in Warschau ganz ähnliche Erfahrungen menschlichen Verlustes.¹⁵¹ Sein Haus und seine Familie waren während der ersten dreieinhalb Wochen des Krieges von Schäden verschont geblieben. Am Montag, den 25. September 1939 jedoch, zwei Tage nach dem Jom-Kippur-Fest, traf bei einem Luftangriff ein Schrapnell

148 Huberband, Kiddush Hashem, S. 30.

149 Das Buch Ruth ist als eine von fünf Megillot Teil des Tanach (und, wenngleich anders aufeinander bezogen, der christlichen Bibel). Entsprechend der christlichen Tradition zu finden in: Einheitsübersetzung, S. 263-266.

150 Vgl. Psalm 103, Vers 15: »Wie Gras sind die Tage des Menschen, er blüht wie die Blume des Feldes« (Einheitsübersetzung, Ps 103, 15), oder Jesaja 40, 6, »Alles Fleisch ist wie das Gras / und all seine Treue ist wie die Blume auf dem Feld« (Einheitsübersetzung, Jes 40,6).

151 Kahan, Rebbe, S. 7f.

seinen einzigen Sohn Elimelekh und verwundete diesen schwer.¹⁵² Zusammen mit weiteren Familienmitgliedern und einigen Anhängern wollte Shapiro den Sohn in ein Krankenhaus bringen. Allerdings dauerte es mehrere Stunden, bis sie schließlich ein Rot-Kreuz-Krankenhaus fanden, das den jungen Shapiro tatsächlich aufnahm. In mehreren anderen Hospitälern hatte man ihnen zuvor wegen Überfüllung den Zutritt verweigert.¹⁵³

Shapiro, seine Schwiegertochter Gitl, Hannah Hapstein, die Schwester seiner bereits vor dem Krieg verstorbenen Frau, und einige Piaseczner Chassidim warteten vor dem Gebäude. Für einen kurzen Moment ließ Shapiro seine Begleiter zurück, um einen ihm bekannten Arzt zu Hilfe zu holen. Als er zurückkam, musste er zu seinem Schrecken feststellen, dass der Eingang des Krankenhauses von einer Bombe getroffen worden war, keiner der Wartenden hatte überlebt. Auch in diesem Fall entschied eine kurze Zeit der Abwesenheit über Leben oder Tod. Am 27. September kapitulierte die Stadt Warschau, am Abend begann das jüdische Laubhüttenfest Sukkot, das Shapiro trotz seiner desaströsen persönlichen Lage feierte. Am Vorabend des darauffolgenden Sabbats erlag Elimelekh Shapiro schließlich den Folgen seiner Verletzungen. Wenige Wochen danach starb die über 80-jährige Schwiegermutter Kalonymus Shapiros an einem Herzinfarkt, sie hatte sich vom Tod des geliebten Enkels und seiner Frau nicht erholt. Shapiros eigene Trauer über den Tod der Angehörigen war groß, er hatte zu ihnen ein sehr gutes Verhältnis und stand ihnen nahe. In welche existenzielle Krise die Katastrophe Shapiro stürzte, zeigt die große Lücke, die in der Zeit danach seine Predigtsammlung aufweist, die wie Huberbands Texte ebenfalls als Teil des Oyneg-Shabes-Archivs überliefert ist. Fast zwei Monate lang scheint er nicht über die Wochenabschnitte der Tora gesprochen zu haben, eine schriftliche Fassung seiner Ansprachen existiert für diese Zeit jedenfalls nicht. Erst das Verantwortungsgefühl für seine Anhänger, die auf seinen Rat und seine spirituellen Impulse angesichts der Situation, die sich schnell verschlechterte, angewiesen waren, ließ ihn wieder zur Praxis des Predigens zurückkehren. Shapiro war eben trotz des Verlustes der engsten Familienangehörigen nicht völlig allein, sondern wurde von der Gemeinde seiner Anhänger aufgefangen, die ihm ihre Solidarität erwiesen.

Im Februar 1940 erschien in der jiddischsprachigen Zeitung »Forverts«, die in New York herauskam, ein Bericht über Shapiros Erfahrungen.¹⁵⁴ Der Beitrag schildert ausführlich die genannten Fakten, schließt jedoch mit der optimistischen Nachricht, Shapiro habe angefangen, im Ghetto ein Buch zu schreiben.

152 Vgl. hierzu N.N., Sammlung zu September 1939, Fall Warschau (1. bis 27. September 1939), Ring. I/337.

153 Ähnlich über die Eroberung Warschau Eugenia Truskier, AŽIH 301/474.

154 Kahan, Rebbe.

Einmal abgesehen davon, dass im Februar 1940 in Warschau noch kein Ghetto existierte, ist diese abschließende Bemerkung des Artikels ein Hinweis auf die Predigtsammlung, die Shapiro begonnen hatte zusammenzustellen. Die Praktiken des Predigens und des Niederschreibens der Texte waren also nicht nur für Shapiro selbst ein Mittel, um das Geschehene begreifen und das Trauma des Verlustes aufarbeiten zu können, ganz wie im Fall seines Cousins Huberband. Auch für die Menschen in seinem Umfeld setzte er damit ein Zeichen der Ermutigung, wovon der Bericht im »Forverts« einen Eindruck vermittelt. Speziell für seinen Sohn verfasste Kalonymus Shapiro einen Nachruf, den er später seiner Predigtsammlung beigab und der deshalb ebenfalls als Teil des Ringelblum-Archivs überdauert hat. Shapiro rühmt darin seinen Sohn als »Schatz meines Herzens und meiner Seele« sowie als großen Talmudgelehrten und weisen Denker in der Tradition der Familie. Da er sich einer sehr stilisierten und formelhaften Sprache bediente, fällt es schwer, auf individuelle Regungen zu schließen. Gerade in seiner Formelhaftigkeit mag das Genre des Nachrufs jedoch Halt geboten haben. Für Shapiro war das Abfassen des kurzen Textes eine Möglichkeit, sich an ein weiteres Publikum zu richten, der Nachwelt überhaupt von seinem Sohn erzählen zu können und ihn so vor dem Vergessen zu bewahren. Wie Szymon Huberband in Piotrków erfuhr auch Kalman Kalonymus Shapiro in Warschau die radikalen Einschnitte, die der Krieg mit sich brachte, am eigenen Leib. Inmitten seiner persönlichen Katastrophe fand er wie sein jüngerer Cousin Trost und Halt in den Praktiken seiner Religion. Sie war auch für ihn eine Deutungsressource, mit deren Hilfe er sich einem Verständnis der Ereignisse annähern konnte.

Der Verlust von Angehörigen, die bei den Bombardements der Deutschen umkamen, war während der ersten Kriegstage eine zentrale Erfahrung, die jüdische und nichtjüdische Polen miteinander teilten. Ebenso kannte fast jede Familie jemanden, der sich in dieser Zeit zur Flucht entschieden hatte. Der spätere Warschauer Judenratsvorsitzende Adam Czerniaków schrieb am 14. September in sein Tagebuch: »Den Rucksack geschultert, machten sich verschiedene ins Ungewisse auf.«¹⁵⁵ Czerniaków notierte nicht, dass er unmittelbar betroffen war. Doch auch sein Sohn Jaś war Richtung Osten aufgebrochen und gelangte nach Lemberg, wo er sich die nächsten Monate über aufhielt.¹⁵⁶ Jaś Czerniaków hinterließ bei seinen Eltern eine emotionale Leerstelle, Adam und Nunia Czerniaków vermissten ihren Sohn sehr und machten sich immer wieder große Sorgen um ihn. Die entsprechenden Einträge des Vaters fallen innerhalb des Tagebuchs, das über weite Strecken in einem knappen und schlichten Stil

155 Czerniaków, Getto, S. 1.

156 Ebd., S. 179.

gehalten ist, als vergleichsweise gefühlsbetont und herzlich auf. Wenn ein Brief des Sohnes eintraf, wertete Czerniaków dies stets als positives Ereignis, das einem Tag besondere Bedeutung verlieh. So war etwa am 24. Dezember 1939 der »einzige[r] Lichtblick ein Brief von Jaś«.¹⁵⁷

Die Fluchtbewegungen führten jedoch nicht nur zu Leerstellen im sozialen Gefüge. Umgekehrt kamen an den verschiedenen Orten immer wieder Flüchtlinge an, die Wohnraum beanspruchten und deren sonstige Bedürfnisse die sowieso angespannte Lage weiter verschärften. Czerniaków erwähnte den Fall Warschaws in seinem Tagebuch mit keinem Wort, wenngleich die relativ große Lücke zwischen dem 23. September und dem 8. Oktober durchaus beredt Zeugnis von den Ereignissen gibt, in denen der Autor nicht einmal für kurze Einträge Zeit fand. Umso bemerkenswerter ist, dass der erste Gedanke, den er nach dieser Schreibpause für erwähnenswert hielt, den Flüchtlingen galt: »Familien, die zufällig vorbeikamen, haben sich Wohnungen requiriert.«¹⁵⁸ Die in der Folgezeit charakteristische Erfahrung, in überfüllten Wohnungen leben zu müssen, war in den ersten Tagen und Wochen des Krieges bereits angelegt.

Etliche Flüchtlinge waren allerdings nicht dauerhaft weg, sondern nur einige Tage unterwegs. Oftmals mussten sie umkehren, bevor sie ihr geplantes Ziel erreichten, weil militärische Operationen auf ihren Routen ein Fortkommen scheitern ließen. In vielen Fällen war es gar nicht erst möglich, ein konkretes Ziel zu benennen. Die Fluchten erfolgten nicht zielgerichtet, häufig brachen die Flüchtlinge einfach Richtung Osten auf, und nach einer gewissen Zeit war die Rückkehr an den Ausgangspunkt die einzig sinnvolle Option, zum Beispiel wegen überfüllter Straßen.¹⁵⁹ Wie Szymon Huberband und seine Schwiegermutter in der Region um Piotrków, so irrten in den Großräumen Warschau und Łódź Einzelpersonen und kleinere Gruppen von drei bis fünf Personen für einige Tage umher. In dieser erzwungenen Mobilität kam die zeitweilige räumliche Entwurzelung durch die Kriegereignisse zum Ausdruck.¹⁶⁰

157 Ebd., S. 28.

158 Ebd., S. 7.

159 Unbekannter Autor, *A bintl milkhome zikhroynes* [Ein Bündel Kriegserinnerung], 6. September bis 15. Oktober 1939, 477. Ring. I/993. Original Jiddisch. Der Verfasser beschreibt die überstürzte Flucht aus Warschau »gen Osten« und die desillusionierte Rückkehr einige Tage später.

160 Vgl. unbekannter Autor, *Dos tsurikgeyn nokh Lodzh* [Die Rückkehr nach Lodz], 909 Ring. I/967. Der Autor beschreibt die Flucht einer Dreiergruppe aus Łódź, die Ankunft in Warschau sowie den Entschluss, doch wieder zurückzukehren. Über verschiedene Orte gelang schließlich die Rückkehr; ebenso unbekannter Autor, *Lodzh*, 899 Ring. I/961. Der Verfasser schildert die ersten Tage im September 1939, die Flucht aus Łódź, die Erfahrung von Panik und Chaos auf den Straßen. Am 8. September 1939 fand die Flucht in der Nähe von Brzeziny unweit Łódźs ihr Ende, da sich dort an diesem Tag deutsche und polnische Kräfte eine Schlacht lieferten.

Die Geflohenen hinterließen nicht in allen Fällen emotional zerrüttete Angehörige. Ein Beispiel liefert der Warschauer Yitzhak Diamenstein, bei Ausbruch des Krieges 35 Jahre alt, seit zwölf Jahren verheiratet und Vater einer zehnjährigen Tochter.¹⁶¹ Er hielt in seinem Tagebuch fest, wie er und einige seiner Arbeitskollegen von der Flucht der Vorgesetzten profitierten oder sich die Situation zumindest zu ihrem Vorteil aneigneten. Bereits am 6. September hatte die Führung des Unternehmens, in dem er beschäftigt war, Hals über Kopf die Stadt verlassen. Keineswegs alle Bewohner verfügten über die finanziellen Mittel, eine solche Flucht zu realisieren, weshalb die Flucht der Führungsriege ebenso typisch war wie der Verbleib der Arbeiter in Warschau. Die Arbeitsstätten waren bei den Luftangriffen der Deutschen getroffen, aber nicht nachhaltig zerstört worden. Deshalb konnte die restliche Belegschaft in einem Treffen am 28. September beschließen, die Arbeit wieder aufzunehmen. Für Diamenstein und seine Kollegen ergaben sich durch die Kriegssereignisse zumindest kurzfristig ungeahnte Freiheiten, auch wenn er dies in seinen Aufzeichnungen freilich nicht so formulierte. Eher lapidar schrieb er: »Was mich angeht, ich arbeite immer noch in meinem alten Beruf. [...] Ich verdiene genug für meine Familie.«¹⁶²

c) Die Eroberung von Łódź: Radikale Veränderungen

Dawid Sierakowiaks Aufzeichnungen sind im Vergleich zu denen aus Diamensteins Feder wesentlich elaborierter und umfangreicher. Sierakowiak erlebte den Kriegsbeginn zu Hause in Łódź, wohin er wenige Tage zuvor aus einem Sommerlager in den Bergen zurückgekehrt war. Das Heimweh, das er dort empfunden hatte, verweist auf das gute Verhältnis, das ihn zunächst mit seinen Eltern und der jüngeren Schwester verband. Der junge Tagebuchschreiber schilderte die stundenlangen Wanderungen, die er in den heißen Augusttagen mit der Jugendgruppe unternahm, und beschrieb die Schönheit der Landschaft mit großer Begeisterung und sehr ausführlich. Die weit in den Raum ausgreifende Dynamik der Ferienaktivitäten steht in scharfem Kontrast zu den Erfahrungen von Isolation und Stillstand, die Sierakowiak während des Krieges machen musste. Sierakowiak, der sich in seinem ganzen Tagebuch als aufmerksamer und intelligenter Beobachter erweist, vermittelt einen lebendigen Eindruck der patriotischen Stimmung, die während der letzten Augusttage und der ersten Septemberwoche 1939 in Łódź herrschte.

161 Yitzhak Diamenstein, *Meine Geschichte in der Zeit des Zweiten Weltkriegs vom 1. September 1939 bis zum 17. Januar 1945, dem Tag der Befreiung* [Original polnisch], USHMM 2009.107.1.

162 Diamenstein, *Geschichte*, S. 4.

Schreibend deutete Sierakowiak, was um ihn herum geschah. Die Bombardierungen der Stadt durch die deutsche Luftwaffe spielte er herunter, was auch möglich war, weil das Haus, in dem er mit seiner Familie lebte, anscheinend nicht getroffen wurde. Der Fünfzehnjährige stellte sich selbst als mutigen jungen Mann dar, der keinerlei Angst empfand – ganz anders als die Frauen und Mädchen, die sich in den Schutzräumen fürchteten und sich nicht trauten, auch nach Ende eines Alarms auf die Straße oder in die Wohnungen zurückzugehen. Sierakowiak hingegen blieb angesichts der Bombardements, glaubt man seiner Selbstdarstellung, ruhig und gelassen, am 2. September ignorierte er die Alarmsignale und zog sich in aller Ruhe an, bevor er schließlich den Keller aufsuchte. Nun gibt es keinen Grund, Sierakowiaks Aufrichtigkeit in Zweifel zu ziehen. Allerdings fiel sein Selbstporträt so auffällig alters- und geschlechterspezifisch aus, dass zumindest die Vermutung naheliegt, er habe sich auch seiner selbst vergewissern wollen. Er wollte sich jedoch nicht nur als tapfer und männlich sehen, sondern auch als polnischer Patriot, der sich im Rahmen seiner Möglichkeiten selbstverständlich an der Verteidigung seiner Heimatstadt beteiligte. So half er am 30. und 31. August mit, Panzersperren zu errichten und meldete sich Anfang September freiwillig zu einem Patrouillendienst, der die Einhaltung des Verdunklungsgebots überprüfen sollte.

Auch wenn die Wohnung der Familie Sierakowiak nicht durch die deutschen Bomben zerstört worden war, so hatten die Veränderungen des weiter gefassten städtischen Raumes doch auch Auswirkungen auf die Praktiken, die sich dort abspielten. Der Zusammenbruch der Infrastruktur bzw. die kriegsbedingte Schließung des Gymnasiums hatten zur Folge, dass Dawid Sierakowiak gezwungenermaßen den ganzen Tag untätig zu Hause sitzen musste. Hier langweilte er sich nicht nur, sondern empfand die Dauernähe zu seinen Eltern zunehmend als belastend. Vor allem die emotionale und psychische Labilität des Vaters, der die Ereignisse offensichtlich nicht zu verarbeiten vermochte, machten ihm zu schaffen. Hinzu kam die räumliche Isolation der Stadt Łódź, in die so gut wie keine Nachrichten über den Kriegsverlauf gelangten. Das Tagebuchschreiben wurde unter diesen Umständen eine Beschäftigungsmaßnahme, ebenso wie das Lesen von Büchern, die eigentlich in der Schule behandelt hätten werden sollen. Darüber hinaus versuchte Sierakowiak zumindest, dem Informationsmangel eigene Überlegungen und Deutungen entgegenzusetzen. Dies gelang ihm unterschiedlich gut. Anders als Szymon Huberband oder Kalman Shapiro bewegte sich Sierakowiak nicht in einem streng religiösen Umfeld, war allerdings trotz seines jugendlichen Alters historisch gebildet. Sein Bezugspunkt war denn auch die jüdisch-polnische Geschichte der letzten Jahrhunderte und nicht die biblische Geschichte des jüdischen Volkes. Dass diese Deutungsressource jedoch genauso gut funktionierte, zeigte sich, als der

junge Tagebuchschreiber die Änderungen der Öffnungszeiten aller Geschäfte erwähnte und zugleich mit einer Interpretation versah, die von einem erstaunlich tiefen Verständnis der Zusammenhänge zeugt. Es war ihm sofort klar, welch tiefgreifender Eingriff in die religiös begründete und historisch gewachsene Wochenstruktur die Öffnung eines jüdischen Geschäftes an einem Sabbat darstellte. In den vergangenen Jahrhunderten jüdisch-polnischen Zusammenlebens habe es, so führte er aus, trotz mannigfaltiger Diskriminierung so etwas noch nie gegeben. Diese Maßnahme der deutschen Besatzer lasse deshalb auf den fundamentalen Charakter ihrer antijüdischen Restriktionen schließen. Sierakowiak, der sich an dieser Stelle selbst als nicht religiös bezeichnete, waren Religion und Glaube weniger aus eigener Praxis, sondern vielmehr als maßgebliche historische Kategorien vertraut genug, um eine solche Einschätzung vornehmen zu können.

Viele negative Erfahrungen, die Dawid Sierakowiak während der nächsten Jahre im Ghetto Litzmannstadt machte, deuteten sich in den ersten Kriegstagen bereits an. Die intellektuelle Unterforderung und die unfreiwillige Untätigkeit gehörten ebenso dazu wie die emotionalen Dissonanzen mit dem sozialen Nahbereich, insbesondere mit dem Vater, und vor allem die Nahrungsknappheit und der Hunger, die im Tagebuch im Laufe der Zeit immer breiteren Raum einnahmen. Dennoch hatten er und seine Familie die Eroberung Łódźs noch relativ glimpflich überstanden. Viele Kinder und Jugendliche verloren damals ihre Väter, die sich als Freiwillige an bestimmten Stellen der Stadt nützlich machten und in vielen Fällen Opfer der Bombenangriffe wurden.¹⁶³ Auch Dawid Sierakowiaks Vater hatte sich in einem Anflug von Tatendrang zu einer solchen Freiwilligeneinheit gemeldet, aber keinerlei Schaden genommen. Dem Sohn gelang es nicht, seine durchaus alterstypische Kritik am Vater, das heißt seine ganz persönliche Situation, in Abhängigkeit von der Gesamtlage einzuschätzen bzw. zu relativieren. Allerdings war dies kaum Ausdruck mangelnder Selbstreflexion. Vielmehr zeigte sich hierin, wie beharrlich gängige Generationenkonflikte innerhalb der Familie fortbestanden. In gewisser Weise gab es in der Familie Sierakowiak trotz der allgemeinen Auswirkungen der Kriegshandlungen auf das Zusammenleben eben keine völlige Umkehr der Ausgangslage.

Auf den ersten Blick scheint es, als wären die Erfahrungen David Sierakowiaks in Łódź in mancherlei Hinsicht das Gegenteil der Erfahrungen Szymon Huberbands in Piotrków gewesen. Entschieden in Huberbands Fall immer

163 Fela Wiernikówna, *Erinnerungen und Kriegserfahrungen*, 913 Ring. I/482, hier zum Beispiel S. 14. Die Lehrerin Wiernikówna berichtet in diesem Zusammenhang, dass die Schulen zwar geöffnet waren, aber kein einziger Schüler erschien, oft, weil es Todesfälle in den Familien gegeben habe.

kürzere Zeitspannen über Leben oder Tod, so dauerte bei Sierakowiak alles länger als vor dem deutschen Angriff. Man musste stundenlang vor den Geschäften anstehen, um Lebensmittel kaufen zu können, und auch der Schulweg hatte sich, da keine Straßenbahnen mehr fuhren, von einigen Minuten auf eineinhalb Stunden verlängert. Als die Schule ganz ausfiel, dehnte sich bei Sierakowiak die Zeit, die er untätig in der Wohnung verbringen musste, zur Langeweile aus. Ein sehr großer Unterschied waren die Schicksale der jeweiligen Angehörigen. Anders als Huberband musste Sierakowiak nicht den Verlust fast aller Familienmitglieder beklagen, sondern konnte sich, so könnte man zumindest zugespitzt sagen, genau wie vor dem Krieg weiter über seinen Vater echauffieren. Ebenso grundlegend unterschieden sich die Deutungen, die Huberband und Sierakowiak mit Blick auf die ersten Kriegstage unternahmen. Verstand Huberband den Beginn des Krieges als Auftakt zu einem spirituellen Kampf, in dem es als Märtyrer zu bestehen galt, interpretierte Sierakowiak antijüdische Restriktionen der deutschen Besatzer vor dem Hintergrund profanhistorischer Entwicklungen und Kompromisse.

Dass die Wohnungen der beiden in den Luftangriffen nicht zerstört worden waren und sie zu diesem frühen Zeitpunkt noch keine allzu großen materiellen Verluste hatten hinnehmen müssen, war zwar das Ergebnis eines Zufalls. Dieser Zufall wirkte sich jedoch spürbar auf die unmittelbare Folgezeit aus und war deshalb mehr als nur eine oberflächliche Gemeinsamkeit. Darüber hinaus änderten sich die Praktiken des Zusammenlebens der beiden Autoren, im Falle Huberbands durch die Leerstellen, die die toten Angehörigen hinterlassen hatten, im Falle Sierakowiaks durch die erzwungene Nähe zur Familie, der sich Sierakowiak für immer längere Zeitspannen ausgesetzt sah.

Für beide war unter diesen Umständen das Schreiben eine Praxis, die sie als sinnvoll erachteten und mit der sie gleichzeitig Sinn generieren konnten. Ihre Versuche, das Geschehene zu deuten und zu verstehen, unterschieden sich freilich sehr. Dies lag teilweise sicherlich an der verschiedenen großen Erfahrung, die sie mit dem Schreiben hatten. Der zweifellos sehr intelligente und sprachbegabte Sierakowiak hatte allein aufgrund des Altersunterschiedes eine andere Ausgangslage als der ältere Huberband, der bereits seit langen Jahren als Historiker und Journalist in Berufen tätig war, in denen das Schreiben zu den Kernkompetenzen zählt. Zudem handelt es sich bei den Texten der beiden um unterschiedliche Gattungen. Unmittelbar verwoben mit den Ereignissen ist Sierakowiaks Tagebuch, dessen Autor aufgrund der zeitlichen Nähe kaum eine solch umfassende Deutung vornehmen konnte wie Huberband in seinem Martyrologium, das doch mit einigem Abstand entstanden und noch dazu bewusst komponiert war.

Ein Stück weit sind die genannten Unterschiede in der Wahl von Ego-Dokumenten als Quellen angelegt. Es ist nicht verwunderlich, dass sich individuelle Zeugnisse unterscheiden. Umso bemerkenswerter sind die Gemeinsamkeiten auf der Metaebene. Die Bedeutung von Zeit und Raum hatte sich bei Huberband und Sierakowiak und den Protagonisten, deren Ego-Dokumente in diesem Abschnitt behandelt wurden, grundlegend verschoben, die Grundbedingungen des Privaten hatten sich innerhalb weniger Tage radikal verändert. Die Praktiken, innerhalb derer sich Nähe und Distanz entfalteten, waren ebenfalls nicht mehr überall dieselben wie vor dem Krieg. Die Schnelligkeit, mit der diese Veränderungen erfolgten, ist deren hervorstechendes Charakteristikum. Die Łódźer Lehrerin Fiela Wiernikówna brachte es auf den Punkt, als sie in ihrem Bericht über die Eroberung ihrer Heimatstadt und den Beginn der deutschen Besatzungsherrschaft, den sie für das Ringelblum-Archiv in Warschau verfasste, festhielt: »Alles um uns hatte sich verändert, so dass es unmöglich war, das alte, durchschnittliche, normale Leben zu führen.«¹⁶⁴

II. RAHMENBEDINGUNGEN DES PRIVATEN IM GHETTO

1. Private Zeit

Nach Ende der Kampfhandlungen und dem Einmarsch deutscher Truppen standen die besetzten Gebiete zunächst unter einer Militärverwaltung. Sowohl im Reichsgau Wartheland als auch im Generalgouvernement wurde sie am 25. Oktober von Zivilverwaltungen abgelöst. Allerdings waren die Zuständigkeiten innerhalb der Besetzungshierarchie nicht klar geregelt, und es kam noch längere Zeit zu Kompetenzrangeln. Für die jüdische Bevölkerung waren die folgenden Monate eine Zeit permanenter Unsicherheit. Ständig musste man mit willkürlichen Übergriffen der Besatzer rechnen, jederzeit konnten Männer von der Straße weg zu Arbeitseinsätzen herangezogen, Wohnungen und der darin befindliche Besitz konfisziert und ihre Bewohner gedemütigt und misshandelt, im schlimmsten Fall auch getötet werden. Mit Beginn der eigentlichen Besetzungsherrschaft änderten sich die zeitlichen Abläufe und Routinen, denen die jüdische Bevölkerung unterlag. Die deutschen Besatzer gaben den zeitlichen Rahmen zum Teil direkt vor, etwa indem sie zu bestimmten Zeiten des Tages Ausgangssperren verhängten, deren Beginn und Ende zeitliche Zäsuren im Tagesablauf der Juden bildeten. Nicht unmittelbar, aber strukturell in Abhängigkeit von den Deutschen ergaben sich aus jüdischen Reaktionen auf deutsche Restriktionen und Terroraktionen weitere zeitliche Orientierungspunkte. Außerdem versuchten die Bewohner der Ghettos, die Abläufe der Tage und Wochen, Monate und Jahre selbstbestimmt zu gestalten und bemühten sich, an Zeitstrukturen der Vorkriegszeit festzuhalten oder sie zumindest den neuen Realitäten anzupassen. Dieses Kapitel fragt nach der Wahrnehmung der veränderten Zeitstrukturen und nach deren unmittelbaren Auswirkungen auf soziale Praktiken von Nähe und Distanz. Doch es geht nicht nur um die entsprechenden Beobachtungen in Ego-Dokumenten, sondern auch um deren Funktion als Schlüssel zu einem tieferen Verständnis der generellen Situation in den Ghettos.

a) Zeit und Tagesablauf

Die Sehnsucht nach Ordnung und Sinnhaftigkeit

Chaim Aaron Kaplan hielt Veränderungen der zeitlichen Abläufe auf der Ebene der Tage, Wochen, Monate und Jahre akribisch in seinem Tagebuch fest. Er deutete diese Veränderungen und machte klar, dass sie mit den antijüdischen Restriktionen und Terroraktionen der Deutschen zusammenhingen bzw. deren unmittelbare Folgen waren. Bereits in seinem Eintrag vom 13. Oktober 1939, also knapp zwei Wochen nach dem deutschen Einmarsch, war eine kurze Bemerkung über das verhängte Ausgehverbot lediglich der Beginn einer ausführlichen Schilderung der Beeinträchtigungen, denen das Leben in Warschau seit Kriegsbeginn unterlag.¹⁶⁵ Es scheint, als wäre die Erfahrung zeitlicher und räumlicher Einschränkung, wie sie mit dem Ausgehverbot für den Großteil der Warschauer Bevölkerung spürbar wurde, für Kaplan ein Schlüssel, um die Schwere der Repressionen erfassen zu können. Er thematisierte auch die geistige Isolation, die durch den mangelnden Zugang zu unabhängigen Nachrichten entstanden war und die mit der räumlichen Isolation in den Häusern und Wohnungen einherging, die niemand in der von den Deutschen vorgegebenen Zeitspanne verlassen durfte. Kaplan ging in seinem Tagebucheintrag von der Beobachtung der unmittelbaren Folgen des Ausgehverbots aus, wandte sich dann den allgemeineren Auswirkungen der beginnenden Besatzungsherrschaft zu, um schließlich zu versuchen, die tiefere Natur der antijüdischen Maßnahmen, die die Deutschen implementierten, zu erfassen. Wie in vielen der folgenden Einträge sah er im deutschen Hass auf die Juden eine psychische Störung. Man bekommt einen Eindruck davon, wie Kaplan sich bemühte, die Vorgänge um ihn herum zu verstehen, um sie aufschreiben zu können. Wie gut Kaplan seine Umwelt beobachtete, hochkomplexe Zusammenhänge erkannte und interpretierte, zeigt sein Eintrag vom Folgetag, in dem es ebenfalls um die Veränderung der Tagesroutine ging, wenngleich der Kontext ein völlig anderer war. Diesmal wies er zunächst auf die Lebensmittelversorgung der Stadt hin, die sich nach Ende der Belagerung bzw. der eigentlichen Kampfhandlungen etwas verbessert habe.¹⁶⁶ Gleichwohl hätten nach wie vor viele Menschen Mangel zu leiden, wodurch soziale Unterschiede verwischt würden. Nicht zuletzt das stundenlange Anstehen um Lebensmittel sei eine Erfahrung, der Angehörige so gut wie aller Schichten ausgesetzt seien. Anders als später, als die Deutschen die nachmalige Ghettobevölkerung bewusst unterversorgten, war die Mangelversorgung zu diesem frühen Zeitpunkt eher kriegsbedingt. Zutreffend berich-

165 Kaplan, Buch, S. 57.

166 Ebd., Eintrag vom 14. Oktober 1939, S. 58.

tete Kaplan denn auch von der teilweisen Verbesserung. Was auch immer die Ursachen der mangelnden Lebensmittellieferungen gewesen sein mögen, so zielten sie wohl kaum auf eine Änderung des Tagesrhythmus der betroffenen Bevölkerung. Die Nahrungsmittelknappheit hatte, wie Kaplan richtig analysierte, jedoch auch diesen Effekt, unabhängig von Gründen oder möglichen Intentionen.¹⁶⁷ Anders als am Vortag waren Kaplans Beobachtungen in diesem Tagebucheintrag nicht der Einstieg in weiterführende Überlegungen. Vielmehr stand seine Erkenntnis, wie fundamental sich Krieg und Besatzung auf den Tagesablauf auswirkten, am Ende des Gedankenganges.

An genau demselben Tag schilderte Dawid Sierakowiak die Situation in Łódź und ging ebenfalls auf die Veränderungen des Tagesablaufes in seiner Familie ein. Seine Eltern und seine Schwester standen stundenlang in der Warteschlange vor einer Bäckerei, um schließlich zwei Brote zu kaufen. Er notierte, wie erschöpft Mutter und Schwester am Abend gewesen seien.¹⁶⁸ Anders als Kaplan stellte Sierakowiak in diesem Eintrag keinen Zusammenhang zwischen individueller und kollektiver Erfahrung her. Allerdings hatte er bereits früher als Kaplan Gelegenheit, über Formen der Tagesroutine zu schreiben, da die Deutschen in Łódź wie schon erwähnt drei Wochen eher als in Warschau einmarschierten. So berichtete er bereits Mitte September, seine Mutter habe morgens von fünf bis sieben Uhr in der Schlange gestanden, um Brot zu kaufen.¹⁶⁹ Diese Praxis, die sich in ihrem zeitlichen Rahmen sehr von den Gewohnheiten der Vorkriegszeit unterschied, zeitigte nach einer Woche nicht mehr das gewünschte Ergebnis, weil auch in Łódź die Versorgung mit den Grundnahrungsmitteln schwieriger wurde, Mangel an Brot herrschte und Sierakowiaks Mutter mit leeren Händen nach Hause zurückkehrte. Am 24. September erwähnte Sierakowiak, dass eine Person fünf bis sechs Stunden um Brot anstehen müsse, dieses Unterfangen allerdings nur in der Hälfte aller Fälle erfolgreich sei.¹⁷⁰ Die Zeit, die man in Łódź für den Brotkauf aufwenden musste, hatte sich also innerhalb weniger Tage von zwei auf sechs Stunden verdreifacht, wobei sich die Erfolgsaussichten gleichzeitig drastisch verringert hatten. Diese Tendenz setzte sich fort, wie der bereits erwähnte Eintrag vom 14. Oktober zeigt, an dem nicht nur David Sierakowiaks Mutter, sondern die ganze Familie fast den ganzen Tag mit Anstehen verbrachte. In einer Schlange stehen entwickelte sich

167 Die Erfahrung, stundenlang in einer Schlange um Lebensmittel anstehen zu müssen, hielt sich weit in den Betrachtungszeitraum hinein. Noch im Juli 1941 schrieb Leon Hurwicz in Litzmannstadt über dieses Phänomen, s. Hurwicz, *AŻIH* 302, 11-13, Abschnitt I, Juli 1941, Bl. 30.

168 Sierakowiak, *Diary*, S. 52.

169 Ebd., Eintrag vom 15. September 1939, S. 38 f.

170 Ebd., Eintrag vom 24. September 1939, S. 43 f.

vom zeitlichen Strukturelement, das selbst einer einigermaßen überschaubaren zeitlichen Begrenzung unterlag, zu einer Praxis, die einen Großteil des Tages einnahm. Darüber hinaus zeigt sich in Sierakowiaks Einträgen auch, dass es unmöglich war, neue verlässliche Gewohnheiten auszubilden. Auch wenn er in seinem oben erwähnten Eintrag vom 14. Oktober 1939 die Zusammenhänge zwischen den Veränderungen des individuellen Tagesablaufes und deren kollektiven Auswirkungen nicht benannte, hatte er zuvor die Zunahme der Instabilität, die sich in diesen Veränderungen manifestierte, immerhin Schritt für Schritt nachgezeichnet. Die fehlende Gleichförmigkeit der äußeren Tagesabläufe war Ausdruck der allgemeinen Unsicherheit, die die frühe Phase der Besatzungszeit charakterisierte. Die zeitlichen Abläufe der Vorkriegszeit gab es nicht mehr, die stets bedrohten, in gewisser Weise aber doch stabilen Routinen, die sich nach Schließung der Ghettos herausbildeten, gab es noch nicht.

Vor diesem Hintergrund ist es verständlich, dass viele Menschen zumindest versuchten, verlässliche Zeitstrukturen zu entwickeln und sich so ein Mindestmaß an Stabilität zu schaffen. Die Deutschen freilich setzten Rahmenbedingungen, ohne auf solche Bedürfnisse irgendwelche Rücksichten zu nehmen. Aus diesem Grund konnten die Versuche, Zeit selbstbestimmt zu strukturieren, kaum Erfolg haben, wenn man sich herkömmlicher Praktiken bediente. Die Strategien der jüdischen Bevölkerung, sich die Situation anzueignen, waren dann in gewissem Maße erfolgreich, wenn die Akteure die Asymmetrie der Grundsituation prinzipiell anerkannten und neue Praktiken entwickelten. Dawid Sierakowiak hatte angesichts der chaotischen Zustände um ihn herum ein starkes Bedürfnis nach Ordnung, insbesondere nach zeitlicher Ordnung. Sein Bezugspunkt waren die Tages- und Wochenabläufe eines Schülers, die seine Zeit vor Ausbruch des Krieges maßgeblich bestimmt hatten. Abgesehen von den Unterrichtsinhalten selbst, für die er entsprechend seiner großen Begabung ein ausgeprägtes Interesse zeigte, widmete er in seinen Tagebucheinträgen den zeitlichen Transformationen, denen der Schulunterricht unterlag, große Aufmerksamkeit. Die Verlegung des Unterrichts auf die Nachmittagsstunden, die am 21. September 1939 erfolgte, war für ihn persönlich sicherlich ein fundamentaler Einschnitt in den Tagesablauf.¹⁷¹ Dementsprechend kommentierte er dieses Ereignis ausführlich, gab bereits am Vortag einen Ausblick darauf und thematisierte in der Folgezeit mehrere Male, welche Veränderungen sich für ihn in etwas längerer Sicht ergaben.¹⁷² Als er zum ersten Mal den Nachmittagsunterricht besuchte, fühlte er sich, wie er vermerkte, »irgendwie seltsam«.¹⁷³ Er

171 Ebd., S. 43.

172 Ebd., Eintrag vom 20. September 1939, S. 42; außerdem Eintrag vom 25. September 1939, S. 44; ebenso Eintrag vom 27. Oktober 1939, S. 55.

173 Ebd., S. 43.

beschrieb in seinem Tagebucheintrag seine Gefühle und führte sie auf die Einmaligkeit des Erlebnisses zurück. Es sei, so hielt er fest, schließlich das erste Mal in seinem Leben, dass er nachmittags in die Schule ginge. Sierakowiak zog also seine eigene Biografie, die bis zum Ausbruch des Krieges in normalen Bahnen verlaufen war, zum Vergleich heran und konnte auf diese Weise feststellen, was sich für ihn ganz konkret durch die deutsche Besatzungsherrschaft verändert hatte.

Auf den ersten Blick ist es verwunderlich, dass Sierakowiak an dieser Stelle den Zusammenhang zwischen seiner individuellen Erfahrung und der allgemeinen Situation ein weiteres Mal nicht ausdrücklich herstellte. Eine mögliche Erklärung deutet sich in der Kürze der Tagebucheinträge vom 21. bis zum 29. September an. Es scheint, als hätte Sierakowiak an diesen Tagen nicht über allzu viel Zeit für das Schreiben verfügt. In den wenigen Zeilen, die er jeweils verfasste, ging es eigentlich nur um zwei Themenkomplexe, denen er offensichtlich genügend Bedeutung zumaß, um sie schriftlich niederzulegen. Der erste umfasste die besagten zeitlichen Strukturelemente. Auf der individuellen Ebene spielten seine abendlichen Treffen mit Freunden eine ebenso große Rolle wie der Schulbesuch. Außerdem erwähnte er den Jom-Kippur-Feiertag am 22. und 23. September und schilderte, wie das Fest fastend und betend bei ihm zu Hause begangen wurde. Auf diese Weise schlug er zumindest implizit eine Brücke vom individuellen Erleben zum Kollektiv der jüdischen Bevölkerung, innerhalb derer dieser zeitliche Fixpunkt ebenfalls strukturierend wirkte. Der zweite Themenkomplex, dem sich Sierakowiak im genannten Zeitraum widmete, waren die Weltpolitik und damit zusammenhängend der Fortgang des Krieges. Er hielt die Informationen, die er auf verschiedenen Wegen einholen konnte, in seinem Tagebuch fest, wobei er sich im Großen und Ganzen darauf beschränkte, Fakten zu referieren.

Die beiden inhaltlichen Schwerpunkte, zeitliche Struktur einerseits und Informationen über das Zeitgeschehen andererseits, zeugen von Sierakowiaks Wunsch nach Ordnung und Klarheit.¹⁷⁴ Auch wenn er die individuelle und die allgemeine Ebene nicht *expressis verbis* zu verbinden vermochte, stellte er sie in seinem Versuch, schreibend zu ordnen und zu verstehen, immerhin nebeneinander. Die Katastrophenrealität, die ihn umgab, konnte er zumindest auf dem Papier seines Tagebuches für einen Augenblick einhegen. Sierakowiaks sehr knapper, bisweilen etwas schnodderig wirkender Schreibstil, mit dem er in diesen Einträgen wahrscheinlich innere Distanz zu den Ereignissen herstellen

¹⁷⁴ Die Ghettabewohner bemühten sich über den ganzen Betrachtungszeitraum hinweg, Zugang zu Informationen über politische Ereignisse bzw. über den Kriegsverlauf zu erhalten. Vgl. Bericht Zeligler, *AŻIH* 301/2494, Taflowicz, *AŻIH* 302/124, Bl. 39.

wollte, entsprang derselben Logik. Ein Scharnier, das beide Themenbereiche miteinander verband, waren Sierakowiaks Besuche bei einer befreundeten Familie. Durch sie konstruierte er sich eine feste Tagesstruktur, zumindest kurzfristig. An einer Stelle bezeichnete Sierakowiak die Abfolge von Schulunterricht, dem Erledigen der Hausaufgaben in der Wohnung der eigenen Familie, dem Besuch bei den Freunden und das gemeinsame Radiohören ausdrücklich als »meine tägliche Routine«. ¹⁷⁵ Das Hören der Abendnachrichten aus London und die anschließende gemeinsame Diskussion über die Neuigkeiten waren sowohl Teil der Tagesroutine als auch aktive Genese von Wissen zur Deutung der aktuellen Lage. In der Praxis realisierte Sierakowiak die Verbindung von individueller und kollektiver Situation, wenngleich er sich dessen womöglich nicht oder nur vage bewusst war und dieser Zusammenhang deshalb keine Erwähnung in seinen Tagebucheinträgen fand.

Allgemein war die genaue Darstellung zeitlicher Abläufe in den Tagebüchern und Briefen ein Mittel, um der Orientierungslosigkeit und Unsicherheit zumindest im Nachhinein etwas entgegenzusetzen, ein Mindestmaß an Zeitstruktur zu konstruieren oder an und für sich unfassbare Ereignisse überhaupt darstellen zu können. Ein besonders drastisches Beispiel für letztere Funktion ist der Tagebucheintrag des Warschauer Abraham Lewins vom 13. Mai 1942. ¹⁷⁶ Er schilderte darin, wie die Deutschen am Vortag eine Gruppe jüdischer Männer und Frauen gezwungen hatten, sich in einem Bad nackt auszuziehen und sexuelle Handlungen aneinander vorzunehmen. Die Besatzer filmten die Aktion, um einen Beleg für die inszenierte moralische Verkommenheit der Juden zu erhalten. Lewin begann seine Darstellung der Episode mit der Bemerkung, er sei angesichts eines solchen Ereignisses völlig sprachlos, es gebe dafür keine Bezeichnung in »unserer verarmten Zunge«. ¹⁷⁷ Obwohl bereits über zweieinhalb Jahre seit Kriegsausbruch vergangen waren und innerhalb dieser Zeitspanne antijüdische Restriktionen, Terror und Vernichtungsaktionen das Leben der jüdischen Bevölkerung prägten, empfand Lewin die psychische und physische Grausamkeit, die sich in dieser Szene zeigte, als so barbarisch, dass er offensichtlich Schwierigkeiten hatte, das Geschehen in Worte zu fassen. Er behalf sich mit zweierlei Techniken. Zum einen beschränkte er sich auf die bloßen Fakten, zum anderen beschloss er den Abschnitt mit einer zusätzlichen Zeit- und Ortsangabe: »Diese schrecklich grausamen und makabren Barbareien fanden im Warschauer Ghetto am Dienstag, zwischen drei und sechs Uhr nachmittags statt.« ¹⁷⁸ Diese Angaben wären eigentlich nicht nötig gewesen, da sich beides

¹⁷⁵ Sierakowiak, Diary, Eintrag vom 25. September 1939, S. 44.

¹⁷⁶ Lewin, Cup, S. 71 f.

¹⁷⁷ Ebd., S. 71.

¹⁷⁸ Ebd., S. 72.

zwingend aus dem Tagebuchkontext erschloss. Lewin hatte bereits zu Beginn des Abschnittes darauf hingewiesen, dass es sich um ein Ereignis des Vortags handelte. Der Autor zielte an dieser Stelle also nicht auf die Vermittlung des Sachgehalts. Vielmehr konnte er den Absatz mit der Zeit- und Ortsangabe beschließen, für die es in ihrer Formelhaftigkeit keiner besonderen sprachlichen Gewandtheit bedurfte. Gleichzeitig war sie eine Verortung im Hier und Jetzt, mit der Lewin für sich selbst und für einen potenziellen späteren Leser belegen konnte, dass sich der Vorfall bei aller Unvorstellbarkeit wirklich ereignet hatte. Die Orts- und die umfangreiche Zeitangabe, die nicht nur den Wochentag, sondern auch die durch genaue Uhrzeiten definierte Zeitspanne beinhaltete, dienten als Realitätsanker. Ganz allgemein halfen die Angaben von Uhrzeiten und Zeitspannen, Texte zu gliedern. Wie Andrea Löw mit Bezug auf Tagebuchschreiber in Litzmannstadt anmerkt, verliehen die Autoren von Ego-Dokumenten ihren Erlebnissen und Erfahrungen im Prozess des Schreibens eine gewisse Ordnung. Sie versuchten, durch das Schreiben in einer sinnlosen Welt Sinn zu konstituieren.¹⁷⁹ Dieser Beobachtung ist zuzustimmen. Aufbauend auf den Erkenntnissen Löws und anderer über die Funktion, die Schreiben in den Ghettos erfüllte, verspricht der Blick auf die Bedeutung zeitlicher Strukturelemente und die Analyse ihrer formalen und inhaltlichen Funktion innerhalb der Texte ein besseres Verständnis für die Mechanismen, die bei der Genese von Ordnung und Sinn zum Tragen kamen. Ähnliches gilt für die Kategorie Raum.

Neue Zeitstrukturen: Anpassen, selbstbestimmt handeln und verstehen

Die Praxis des Schreibens selbst war eine Möglichkeit, dem Tag Struktur zu verleihen. Dies gelang etwa, indem die Autoren versuchten, immer zur annähernd gleichen Tageszeit zu schreiben, wie zum Beispiel Ruth Goldbarth in Warschau. Goldbarth schrieb ihre Briefe häufig morgens oder abends im Bett, bevor die anderen Familienmitglieder aufstanden bzw. nachdem sie bereits eingeschlafen waren.¹⁸⁰ Indem sie entweder früher aufwachte oder später einschlief als eigentlich nötig, erzielte sie das Höchstmaß an selbstbestimmter Zeitgestaltung, das unter den gegebenen Umständen möglich war. Es ist auffällig, dass sie diese Praxis anscheinend über einen recht langen Zeitraum immer wieder realisieren konnte.

179 Löw verweist in diesem Zusammenhang auf Korman, *AŻIH* 302/112; Löw, *Juden*, S. 423.

180 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 21. Dezember 1939, Edith Brandon papers USHMM RG-10.250*02, Doc. 1, sowie Brief vom 27. und 28. April 1941, Doc. 60.

Ähnlich verfuhr Janusz Korczak in Warschau, der seine persönlichen Aufzeichnungen nachts verfasste, weil dies die einzige Zeit war, in der er mehr oder weniger allein und ungestört sein konnte. Im Falle Korczaks war die Praxis, nachts zu schreiben, Ausdruck seiner persönlichen Vorliebe, nachtsüber zu wachen und tagsüber zu schlafen.¹⁸¹ Als Leiter eines Waisenhauses im Warschauer Ghetto war ihm diese Umkehr kaum möglich, er gestaltete aber seine Nächte ein Stück weit entsprechend diesen Wünschen bzw. formulierte in seinen Aufzeichnungen immer wieder sein Ideal. Eine einzige mehrere Stunden währende Schlafphase lehnte er als kulturelles Fehlkonstrukt rundweg ab. Stattdessen schwebte ihm ein loser Wechsel von ein, zwei Stunden Schlaf, Essen und Trinken, und der Arbeit an seinen Aufzeichnungen vor. Inwiefern dieses Ideal im Ghetto Praxis wurde, lässt sich freilich nicht mit letzter Gewissheit feststellen, auch wenn Korczak in seinem Tagebuch es immer wieder so beschrieb. Auf jeden Fall sollte man den Fehler vermeiden, diesen Nachtablauf vorschnell als Symptom einer Schlafstörung zu diagnostizieren, die den Lebensumständen im Ghetto geschuldet war. Vielmehr war Korczaks Ideal der Umkehrung von Tag und Nacht und der mit dieser Dichotomie gekoppelten Praktiken Ausdruck seines Strebens nach Unabhängigkeit und Selbstbestimmung. In einer extrem fremdbestimmten Umwelt war die individuelle Gestaltung der Schlafpraxis und des Nachtverlaufes eine der letzten verbliebenen Möglichkeiten menschlicher Autonomie.

Chaim Kaplan in Warschau ging in seinen Tagebucheinträgen, in denen er über den Tagesablauf schrieb, weniger auf Praktiken ein, in denen sich Selbstbestimmung ausdrückte, sondern betonte eher die Anpassung an die deutschen Vorgaben. Am 12. Februar 1940 etwa schrieb er, die Juden hielten die Sperrstunde übergau ein, indem sie bereits ab 18 Uhr in ihren Wohnungen blieben und nicht, wie eigentlich vorgeschrieben, erst ab 20 Uhr.¹⁸² Sie schlössen außerdem Tür und Fensterläden und löschten das Kerzenlicht, auch hierin über die Befehle der Besatzer hinausgehend. Kaplan sah dieses Verhalten in der Angst vor deutschen Übergriffen begründet, die sich aus der leidvollen Erfahrung der vergangenen Monate speiste. Die Anordnung der Deutschen zielte vorrangig auf die Kontrolle des öffentlichen Raumes der Straßen und Plätze, die sich im nächtlichen Dunkel schwerer überwachen ließen als am Tag. Als vorbeugende Maßnahme verhängten sie das Ausgehverbot in Abhängigkeit vom natürlichen Tag-und-Nacht-Rhythmus, das heißt Raum und Zeit griffen hierbei ineinander. Die Reaktion der jüdischen Bevölkerung spiegelte diese Verschränkung wider. Die Menschen hielten sich nicht nur wie angeordnet von

181 Korczak, Tagebuch, S. 36.

182 Kaplan, Buch, S. 141.

den Straßen fern, sondern machten sich auch in den Innenräumen der Wohnung sozusagen unsichtbar, indem sie sich im Dunkeln einschlossen. Die bewusste Ausdehnung der Zeitspanne, in der sie sich dieser Isolation unterwarfen, war nicht nur Ausdruck von Angst, sondern auch der Versuch, sich zu schützen. Das Beispiel verdeutlicht jedoch nicht nur den Zusammenhang von Praktiken der Herrschaftssicherung und Praktiken des Selbstschutzes. Es wirft auch ein Schlaglicht auf das Verhältnis, in dem die Kategorien von Zeit und Raum zueinander stehen konnten, und zeigt, wie sich dies direkt auf die Handlungen der jüdischen Bevölkerung auswirkte. In diesem Fall waren natürliche Zeitstrukturelemente wie Taghelle und Nachtdunkel den Raumstrukturelementen Straße und Wohnung vorgeordnet.

Ein halbes Jahr später, als die Entwicklung in Warschau immer eindeutiger auf eine Ghettoerrichtung abzielte, diese aber anders als in Petrikau und Litzmannstadt noch nicht abschließend erfolgt war, äußerte sich Chaim Kaplan zur Tagesroutine einer Teilgruppe der jüdischen Bevölkerung der Stadt. Am 13. August 1940 bezog er sich in seinem Tagebucheintrag auf die 8.000 jüdischen Arbeiter, die der Warschauer Judenrat den Besatzern an neun Tagen des Monats zur Verfügung stellen musste.¹⁸³ Sehr genau registrierte er, dass diese Arbeiter an jedem der neun Tage zehneinhalb Stunden bei der Arbeit bzw. auf dem Hin- und Rückweg verbrachten.¹⁸⁴ Ihnen blieben dreizehneinhalb Stunden arbeitsfreie Zeit, von denen sie höchstwahrscheinlich einen Gutteil für die Beschaffung von Nahrungsmitteln aufbringen mussten, was Kaplan nicht an dieser, aber an anderer Stelle schreibt und wie aus anderen Ego-Dokumenten bekannt ist. Nun waren die Arbeiten, die die Juden verrichten mussten, in der Regel körperlich anstrengend, sodass es fraglich ist, inwiefern sie die Kraft für diese an und für sich notwendige Verrichtung aufbringen konnten. Die Ausbeutung der Warschauer Juden durch die Besatzer thematisierte Kaplan jedoch nur im zweiten und letzten Abschnitt seines Eintrags. An dessen Anfang ging es ihm um Ideologeme des Nationalsozialismus, die er anhand nicht näher spezifizierter Auslassungen Adolf Hitlers wiedergab.¹⁸⁵ Kaplan zitierte dessen Aussprüche, »die Juden würden zwanzig Jahre Sklaven des Reichs sein« bzw. »dass die jüdische Rasse im Falle eines Krieges ausgerottet werden würde«.¹⁸⁶ Als Schritt hin zur Verwirklichung dieser Drohungen sah Kaplan die Zwangsarbeitseinsätze, zu denen Juden im gesamten deutsch besetzten Polen herangezogen wurden. Er wählte für diesen Absatz einen sehr zugespitzten und scharfen, fast zynischen

183 Ebd., S. 214.

184 Kaplan weist bereits am 8. Juli 1940 darauf hin, dass die Zwangsarbeiter an neun Tagen eines Monats zum Einsatz kamen. Ebd., S. 203.

185 Ebd., S. 213.

186 Ebd.

Stil. Als er sein Augenmerk auf die Situation in Warschau richtete, schlug er jedoch einen sachlicheren Ton an. Präzise rechnete er die Zahl der Arbeitsstunden vor, die seine Landsleute ableisten mussten. Das Arbeitszeitkontingent, das die Deutschen an seinem Wohnort erzwangen, war ihm wahrscheinlich aus den entsprechenden Verordnungen des Judenrats und seinen eigenen Beobachtungen bekannt. Der Möglichkeit, überhaupt genaue Stundenangaben machen zu können, kam in Kaplans Gedankengang eine wichtige Funktion zu. Indem er sich Zeitablauf und Zeitumfang vergegenwärtigte, konnte er begreifen, dass die eigentlich bizarr und fantastisch anmutenden Aussagen Hitlers keineswegs nur martialische Rhetorik waren. Die Besatzer hatten vielmehr begonnen, die rassistische und antisemitische NS-Ideologie, die hier zum Ausdruck kam, in die Tat umzusetzen. Die Auswirkungen auf Zeitabläufe waren konkret messbar, die Sklavenarbeit, die Hitler den Juden in Aussicht gestellt hatte, war Realität geworden. Auch wenn Kaplan in diesem Eintrag noch nicht die Verbindung zur Vernichtungsintention der Deutschen zog, ist hier der spätere Mechanismus des Verstehens angelegt, wobei der Zeitwahrnehmung in diesem Prozess eine bedeutsame Rolle zufiel.

Doch nicht nur die deutschen Besatzer griffen, ob gezielt oder nicht, in die Zeitstrukturen der Menschen ein. Auch nachgeordnete Autoritäten innerhalb der Zwangsgemeinschaft nutzten die mehr oder weniger bewusste Umgestaltung des Tagesablaufs als Mittel der Herrschaftsdurchsetzung bzw. zur Demonstration ihrer Macht. In den letzten Monaten vor den Massendeportationen im Warschauer Ghetto hatten sich entsprechende Machthierarchien längst herausgebildet. Auf der Mikroebene der Wohnhäuser waren es die jüdischen Hausmeister, die innerhalb der von den Deutschen definierten Rahmenbedingungen aktiv zu ihren eigenen Gunsten in die Tagesabläufe der Hausbewohner eingriffen.¹⁸⁷ Nach wie vor war die bereits mehrfach erwähnte Ausgangssperre in Kraft. Im Mai 1942 begann sie allerdings erst um 21 Uhr abends. Etliche Hausmeister waren auf die Idee verfallen, die Tore bereits zwei Stunden früher, also um 19 Uhr, zu schließen. Auf diese Weise konnten sie von den Bewohnern, die nach diesem Zeitpunkt das Haus betreten wollten, für jedes Türöffnen eine Gebühr verlangen. Sie nutzten also die Machtposition, in die sie gelangt waren, aus. Ihr Vorgehen beeinflusste den Tagesablauf der Bevölkerung, die sich zwei Stunden länger in ihren Wohnungen aufhalten musste als von den Deutschen angeordnet, zumindest wenn sie nicht die finanziellen Mittel aufbringen konnte, um sich den Zutritt zu erkaufen. Das Beispiel, in dem wieder die Kategorien von Raum und Zeit ineinandergreifen, zeigt, wie differenziert im dritten Kriegsjahr der Umgang mit der fremdbestimmten Zeitstruktur geworden war.

187 Ebd., Eintrag vom 29. Mai 42, S. 335.

Von einer einheitlichen Erfahrung der Ghettobevölkerung kann keine Rede sein, obwohl prinzipiell alle den gleichen deutschen Anordnungen unterlagen.

Anhand von Schilderungen des Tagesablaufes aus unterschiedlichen Abschnitten des Betrachtungszeitraums lässt sich nicht nur auf individuelle Unterschiede in der Wahrnehmung, sondern auch auf Entwicklungen in den besetzten Städten bzw. später in den Ghettos schließen. So konnte etwa Chaim Kaplan Ende Januar 1940 noch den Eindruck haben, es sei möglich, aus dem Erscheinungsbild der Straße auf die Tageszeit zu schließen, ohne die Uhrzeit wissen zu müssen.¹⁸⁸ Gleichwohl betonte er im selben Absatz, wie sehr sich die Lebensbedingungen in Warschau seit Kriegsausbruch verändert hätten. Die Veränderungen, denen das Straßenbild im Laufe des Tages unterlag, müssen also bereits die Folge von Praktiken gewesen sein, die im Kontrast zu denen der Vorkriegszeit standen. Leider führte Kaplan seine Andeutungen über die Transformationen nicht weiter aus, als Beispiel nannte er lediglich die Zunahme des Gedränges auf den Gehsteigen und das veränderte Verhalten im Fußgängerverkehr, wobei er keinen expliziten Zeitbezug herstellte.

Mehr als zwei Jahre später, Ende Mai 1942, als das Warschauer Ghetto bereits eineinhalb Jahre bestand, hatte sich die Lebendigkeit der Straße in der ganzen Stadt verflüchtigt, auch auf der sogenannten »arischen« Seite. Abraham Lewin notierte in seinem Tagebuch unter dem Datum des 27. Mai 1942, er sitze oft auf einem Balkon in der Sienna-Straße und habe von dort eine gute Aussicht auf die Kreuzung von Marszałkowska- und Sienkiewicz-Straße.¹⁸⁹ Es gäbe kaum Passanten und nur sehr selten seien eine Droschke oder eine Straßenbahn zu sehen. Seinen Vergleich, es sei so ruhig wie um vier Uhr morgens, spitzte Lewin im Folgesatz noch zu: »Nein, sogar noch ruhiger.«¹⁹⁰ Lewins Bezugspunkt war wie bei Kaplan zwei Jahre zuvor die Vorkriegszeit. Er beschrieb die Geschäftigkeit, die damals insbesondere die beiden Straßen, auf die er aus dem Ghetto blickte, geprägt hatte, und beschloss den Abschnitt mit dem Verdikt, sie glichen nunmehr einem Friedhof.

Freilich ohne sich dessen bewusst sein zu können, stellte Abraham Lewin die Behauptung Chaim Kaplans auf den Prüfstand, man könne die Tageszeit durch einen Blick auf die Straße erschließen. Was Kaplan wenige Monate nach Beginn der Besatzungsherrschaft noch zu gelingen schien, wenngleich bereits unter veränderten Bedingungen, war Lewin nicht mehr möglich. Zu groß war der zeitliche Abstand zur Vorkriegszeit, zu tiefgreifend die negativen Erfahrungen, die die Warschauer unter deutscher Besatzung seither hatten machen müs-

188 Ebd., Eintrag vom 30. Januar 1940, S. 131.

189 Lewin, Cup, S. 100f.

190 Ebd., S. 101.

sen, zu groß sicherlich auch die Schwächung der Bevölkerung durch Hunger und Krankheit. Angst und Auszehrung lähmten das öffentliche Leben auf der Straße so sehr, dass der Zusammenhang von Tageszeit und Unterschieden im Straßenbild nicht mehr gegeben war und deshalb nicht für die zeitliche Orientierung herangezogen werden konnte. Diese Entwicklung lässt sich schwerlich mit einem auf die Kategorie Zeit beschränkten Blick erfassen. Die Kategorie Raum ist ihr immanent und muss deshalb mit einbezogen werden. Zu bedenken ist weiterhin, dass sich Lewins Beobachtung auf zwei Straßen im »arischen« Teil Warschaws bezog. Allerdings sah er ausdrücklich Parallelen zur Entwicklung im Ghetto, wo an diesem Tag die Deutschen in manchen Straßen jegliche Form des Handels aktiv unterbunden hatten, was einen ähnlichen Effekt hatte wie jenseits der Ghettomauern. Die Gleichförmigkeit des Straßenbildes im Tagesverlauf war also nicht nur ein Gradmesser für Entwicklungen innerhalb des Ghettos, sondern stellte gleichzeitig eine Erfahrung dar, der sowohl jüdische als auch nichtjüdische Polen unter deutscher Besatzung ausgesetzt waren.

Langeweile oder Stabilität? Zeitwahrnehmung als Maßstab subjektiver Befindlichkeiten

Wenn die Bevölkerung den öffentlichen Raum der Straßen und Plätze nicht mehr zu unterschiedlichen Tageszeiten mit unterschiedlichen Praktiken bespielte, sondern dieser Raum im Laufe der Besatzungszeit immer mehr brach lag, so hätte sich ein Teil dieser Praktiken in die von außen abgeschlossenen Räume der Häuser und Wohnungen verlagern können. In vielen Ego-Dokumenten aber korrespondierte die zeitweise Eintönigkeit des Tagesablaufes zu Hause mit der Eintönigkeit auf der Straße. David Sierakowiak berichtete von seiner Langeweile, die ihn in der elterlichen Wohnung überkam, nicht nur während der Kampfhandlungen und der ersten Tage der Besatzung, als seine Schule geschlossen und er gezwungen war, zu Hause zu bleiben. Immer wieder beschrieb er die »langweiligen bitteren Tage«, die er dort verbringen musste.¹⁹¹ Er empfand die Monotonie in der Wohnung vor allem dann als belastend, wenn sie nicht das Ergebnis einer eigenen Entscheidung war, sondern ihre Ursache in einer Anordnung von außen hatte. Hierbei musste es sich nicht zwangsläufig um eine unmittelbare Maßnahme der Deutschen handeln, wie sein kurzer, nur zwei Zeilen umfassender Eintrag am 18. Dezember 1939 zeigt.¹⁹² An diesem Tag war es die Fürsorge der Mutter, die ihn in der Wohnung festhielt und daran hinderte, in der Stadt Erkundigungen einzuholen. Solcherart zu Hause fest-

191 Sierakowiak, Diary, Eintrag vom 21. November 1939, S. 64.

192 Ebd., S. 72.

gehalten, wusste er nicht, welcher Beschäftigung er dort eigentlich nachgehen sollte bzw. konnte sich nicht entscheiden, ob er Schularbeiten erledigen wolle oder nicht.¹⁹³ Freilich gründete das Verbot der Mutter in ihrer Angst vor einem Zugriff der Deutschen. Ganz abgesehen davon, wie oder ob Dawid Sierakowiak ihre Weisung bewertet haben mag, verdeutlicht sein kurzer Eintrag, wie sich die Besatzungsherrschaft auf den Tagesablauf des Einzelnen auswirken konnte, ohne dass die Besatzer selbst unmittelbar in Erscheinung treten mussten.

Im Falle Sierakowiaks war die Erfahrung von Monotonie und Langeweile zumindest in der Anfangszeit der Besatzung eher die Ausnahme als die Regel. Wie weiter oben beschrieben, waren die ersten Monate in Litzmannstadt gerade von einem Mangel an gleichförmig ablaufenden Tagen geprägt. Mag Sierakowiak die unfreiwillige Untätigkeit in der Wohnung subjektiv als Einschränkung empfunden haben, so manifestierte sich gerade an jenen Tagen auch ein Stück kurzfristiger und labiler Sicherheit. Erst etliche Zeit später, in der relativen Stabilität des geschlossenen Ghettos, wurde ein geregelter Tagesablauf vom ersehnten Element der Beständigkeit zu einem zumindest tendenziell negativ empfundenen Phänomen. Diese Verschiebung deutet sich beispielsweise in Dawid Sierakowiaks Tagebucheintrag vom 10. September 1941 an. Dort schilderte er die Abfolge von Schulbesuch und Nachhilfestunden, mit der er seit einiger Zeit in erheblichem Maße zum Familieneinkommen beitrug, in nicht gerade euphorischem Tonfall:

»Nachhilfestunde auf Nachhilfestunde. Es ist Morgen, ich stehe auf, der erste Schüler, der zweite Schüler, der dritte Schüler, Schule, wieder ein Schüler, Hausaufgaben, schlafen, und wieder ist Morgen usw., usw., und das Tag für Tag. [...] die Zeit vergeht trotz der Monotonie so schnell, dass es schon Samstag ist, bevor ich es merke, dann wieder Samstag, ein Monat ist vorbei, der Sommer ist um, der Herbst kommt.«¹⁹⁴

Die Tagesroutine wirkte sich auf die Zeitwahrnehmung aus und führte zu dem Eindruck, Zeiteinheiten verfließen schneller als eigentlich gewollt. Sierakowiak fiel hierbei durchaus auf, dass ihm durch das strikte Zeitkorsett, dem seine Tage nun unterlagen, weniger Zeit für sein geliebtes Lesen blieb. Der Verlust an privater Freizeit mag denn auch der unmittelbare Grund für den Unmut gewesen sein, der aus seinen Zeilen spricht.

Weitaus schlimmer schien das tägliche Einerlei für Lutek Orenbach in Tomaszow zu sein, wohin er aus Bydgoszcz zu seinem Großvater geflohen war.

193 Ebd.

194 Ebd., S. 128.

Bereits am 20. Dezember 1939 schrieb er an seine Briefpartnerin Edith Blau im westfälischen Minden:

»Bei uns ist alles wie immer, wie ich schon 100 Mal in den Briefen geschrieben habe. Monotonie ohne Grenzen, Unfruchtbarkeit, Leere, Grau, usw. So viel hat sich verändert, dass Schnee gefallen ist, und die Leute und sogar die Häuser durch die Kälte zusammengeschumpft sind. Klar, ich habe eine Erkältung.«¹⁹⁵

Gut einen Monat später, am 17. Januar 1940, klagte er wieder über die Eintönigkeit der Tage. Er selbst sei immer derselbe, ungehalten über seine Großmutter, die andauernd dieselbe Litanei über die schlimmen Zustände anstimme. Er schilderte, wie er auf die triste und öde Stimmung im Haus der Großeltern reagierte: »Ich laufe immer im Kreis um den Tisch und rauche und rauche.«¹⁹⁶ Die Klage über fortdauernde Langeweile bildete auch den Abschluss seines nächsten Briefes, obwohl er zuvor über die Ankunft einiger Gleichgesinnter aus Litzmannstadt berichtete, in denen er interessante Gesprächspartner gefunden habe. Dennoch beschwerte er sich und schrieb: »Langeweile und Langeweile, wie gewöhnlich. Langeweile (mit großem L), das ist meine chronische Krankheit, so wie die Erkältung. Hier gibt es sehr viel Ruhe, außerdem viel Schnee.«¹⁹⁷ Der Mangel an Abwechslung im Tagesablauf, den Orenbach offensichtlich als belastend empfand, und die daraus resultierende Gleichförmigkeit der aufeinanderfolgenden Tage, verrät etwas über die Gesamtsituation, die in Tomaschow während der ersten Monate der Besatzung zu herrschen schien. Anders als in Litzmannstadt oder in Warschau schien es dort möglich zu sein, relativ verlässliche Tagesroutinen zu entwickeln – auch so ließen sich Orenbachs Klagen lesen. Während Dawid Sierakowiak in Litzmannstadt nicht in der Lage war, sein Bedürfnis nach zeitlicher Ordnung im Tagesverlauf über mehrere Tage hinweg zu befriedigen, weil immer wieder neue deutsche Restriktionen in zu schneller Folge in das Leben der Menschen eingriffen, drückte sich derweil im Gefühl der Langeweile, von dem Lutek Orenbach in Tomaschow geplagt wurde, auch ein gewisses Maß an Stabilität aus. Gewiss waren die Zustände, in denen die jüdische Bevölkerung der Kleinstadt seit Ausbruch des Krieges leben musste, schlimm genug. Orenbachs Großmutter, die anders als ihr Enkel schon immer in Tomaschow gelebt hatte, legte mit ihrem Wehklagen, das sie Tag für Tag

195 Lutek Orenbach an Edith Blau, Brief vom 20. Dezember 1939, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*06, Doc. 114, S. 1.

196 Lutek Orenbach an Edith Blau, Brief vom 17. Januar 1940, ebd., Doc. 119.

197 Lutek Orenbach an Edith Blau, Brief vom 27. Januar 1940, ebd., Doc. 120, S. 2. Im polnischen Original heißt es nicht »Langeweile mit großem L«, sondern »Nuda (przez duże N)«.

anstimmt, hiervon Zeugnis ab. Dennoch waren Lutek Orenbachs Beschwerden über Langeweile als chronische Krankheit in erster Linie ein Mittel, seine subjektive Befindlichkeit in Worte zu fassen, und keine um Ausgewogenheit bemühte Beschreibung der Gesamtsituation, wie sie andere Tagebuch- oder Briefeschreiber versucht hätten. Damit sei der Wert von Orenbachs Aussagen nicht geschmälert. Im vorliegenden Fall jedoch ist es hilfreich, die Frage nach dem Grad der Subjektivität, der sich in Orenbachs Brief zeigt, zu stellen, denn auf diese Weise lässt sich besser auf die Funktion schließen, die seine Beschreibung der Tagesabläufe überhaupt erfüllte.

Orenbach drückte seine persönliche emotionale Lage aus, indem er von der Gleichförmigkeit erzählte, in der die Tage in Tomaschow vergingen. Hierbei griff er auf eindruckliche Sprachbilder zurück. Im ersten und dritten Brief verknüpfte er das Gefühl der Langeweile mit der Beobachtung des Jahreszeitenverlaufs. Die witterungsbedingte Veränderung des Landschaftsbildes diente ihm zunächst als Folie, vor deren Hintergrund der allgemeine Stillstand noch deutlicher hervortrat. Über seine Erkältung, deren Ursache er im frostigen Winterwetter sah, schlug er dann den Bogen zurück zu seiner zweiten »Dauererkrankung«. Orenbach war in diesen Briefen nach Deutschland weit davon entfernt, die verschneite Winterlandschaft als idyllisches Gegenbild zur harschen Realität der deutschen Besatzungsherrschaft zu zeichnen, ein Topos, auf den er sicherlich hätte zurückgreifen können. Das Bild des gefangenen Raubtieres, das in der Eintönigkeit und Enge des Käfigs zu krankhaftem Auf- und Abgehen gezwungen war, und das er im zweiten zitierten Schreiben verwendete, passte besser auf die Situation, wie sie sich ihm darstellte.

Lutek Orenbach empfand den Zusammenklang von winterlicher Natur, einer an sich eher harmlosen Begleiterscheinung der Jahreszeit wie seiner Erkältung, und der zumindest gefühlten Gleichförmigkeit der Tagesverläufe als große Belastung, mit der er lange Zeit nicht zurechtkam. Erst nach und nach setzte Orenbach der Langeweile aktiv etwas entgegen. So nahm er im Mai 1940 eine ehrenamtliche Tätigkeit beim örtlichen Judenrat auf, die fortan seinen Tagen zeitliche Struktur verlieh.¹⁹⁸ Als er mit Freunden im November 1940 eine Theatergruppe gründete und alsbald Kleinkunstaktivitäten und Revuen veranstaltete, hatte dies denselben Effekt.¹⁹⁹ Die Abnahme privater Zeit im engeren Sinne, die mit diesen eher öffentlichen Beschäftigungen einherging, empfand Orenbach als Verbesserung der Situation.

198 Vgl. Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 29. Mai 1939, ebd., Doc. 137, S. 1.

199 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 11. November 1940, in: Edith Brandon papers, USHMM RG-10.250*07, Doc. 160, S. 1.

War bereits der Kontrast zwischen der Art und Weise, in der Dawid Sierakowiak und Lutek Orenbach gleichförmige Tagesabläufe schilderten, bemerkenswert groß, so steigert sich dieser Eindruck noch, wenn man Orenbachs Briefe mit denen Ruth Goldbarths aus Warschau vergleicht. Goldbarth hatte einen völlig anderen Charakter als ihr Freund Orenbach, was sich schon im allgemeinen Tonfall ihrer Briefe an Edith Blau in Minden niederschlug. So nimmt es kaum Wunder, dass dieser Gegensatz auch zum Tragen kam, wenn Goldbarth Edith Blau ihre Tagesabläufe schilderte bzw. von entsprechenden Zeitstrukturen berichtete. Sie erzählte von geschäftigen Tagen voll quirliger Umtriebigkeit, an denen sie kaum Zeit für ihre Korrespondenz fand. »Eigentlich wollte ich Dir noch gestern schnell eine Karte schreiben, aber es war wieder so ein typischer Warschauer ›Keine-Zeit-Tag‹, so dass ich beim besten Willen nicht dazu kam«, entschuldigte sie sich etwa im Sommer 1940.²⁰⁰ Ihr Tagesablauf war geprägt von der Arbeit in der väterlichen Zahnarztpraxis, die das Einkommen der Familie weit über die Zäsur der Ghettoerrichtung im Spätjahr 1940 hinaus sicherte. Familie Goldbarth gelang es, die überlebenswichtige Praxis aus dem späteren »arischen« Teil, in dem sie während des ersten Kriegsjahres noch gewohnt hatte, in das Ghettogebiet zu verlegen und dort weiterzubetreiben. In der für Ghettoverhältnisse luxuriösen Mehrzimmerwohnung wurden tagsüber der Flur und eines der Zimmer in Warte- und Behandlungsbereich umfunktioniert. Der Umbau bzw. das Aufräumen und Reinigen der Praxiszimmer waren Ruth Goldbarths erstes Tagesgeschäft, nachdem sie aufgestanden war und gefrühstückt hatte.²⁰¹ Wenn ihr Vater Rudolf Goldbarth im Anschluss das vorbereitete Behandlungszimmer inspizierte, bildete dies gleichsam den Schlusspunkt des Morgens, in dem die Wohnung allein den Familienmitgliedern zur Verfügung stand. Der Vater nahm die Inspektion sehr genau und regelmäßig kam es zu Streitigkeiten zwischen ihm und der Tochter. Die nächste Zeiteinheit war der Vormittag, in dessen Verlauf, so Goldbarth in ihrer Beschreibung weiter, Patienten die Praxis aufsuchten. Um 14 Uhr kamen die Familienmitglieder zum Mittagessen zusammen, von denen einige zuvor auch außerhalb der Wohnung zu tun hatten, wie beispielsweise Goldbarths Schwester Dorothea, die vormittags einen an dieser Stelle nicht näher bezeichneten Kurs belegte. Die Praxis des gemeinsamen Mittagessens führte die Familie für einen bestimmten Zeitraum zusammen und bildete einen zeitlichen Fixpunkt, der den Tag strukturierte. Das Essen fand in einem klar definierten zeitlichen und räumlichen Rahmen statt – um 14 Uhr in der gemeinsamen Wohnung – und konstituierte Nähe, die umgekehrt wie-

200 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 25. Juli 1940, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*02, Doc. 8, S. 1.

201 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 22. November 1940, ebd., Doc. 36.

derum als Zeitstrukturelement fungierte. In der zweiten Tageshälfte, nach Ende des Mittagessens, half Ruth Goldbarth beim Abwasch, nach dem Abendessen, dem Schlusspunkt des Tages, bereitete sie die Betten für die Nacht vor. Aus anderen Briefen geht hervor, dass sie häufig erst gegen Mitternacht schlafen ging, den Tag bewusst verlängernd, denn sie »habe wirklich nicht so viel Zeit! Der Tag ist mir immer zu kurz. Gestern habe ich auch erst nach 12 h Licht ausgemacht und heute wird's auch wieder ziemlich spät.«²⁰²

Bemerkungen über zu wenig Zeit für private Aktivitäten machte Ruth Goldbarth in ihren Briefen immer wieder. Als es mit fortdauerndem Bestand des Ghettos ihrer Mutter und ihrer Großmutter gesundheitlich immer schlechter ging, und sie sich zusätzlich zu ihrer Arbeit um die beiden Frauen kümmern musste, erwähnte sie diese Entwicklung regelmäßig. In dieser Phase war der Abstand zwischen den Briefen, die sie nach Deutschland schickte, größer als zuvor, der Zeitmangel hatte also unmittelbare Auswirkungen auf die Praxis des Schreibens. Hatte sie im November 1939 noch elf Briefe und Postkarten nach Minden geschrieben, war sie im Juni 1941, dem Monat, in dem ihre Großmutter an Krebs erkrankt war, nur noch viermal dazu gekommen, ihrer Freundin einen Brief zu schicken.²⁰³ In jedem der Schreiben beklagte sie die fehlende Zeit. Mitte August 1941, als es der Großmutter vorübergehend ein wenig besser ging, wirkte sich dies zumindest graduell auf Ruth Goldbarths Tagesablauf aus. An manchen Tagen taten sich nun wieder kurze Zeitfenster der Ruhe auf, die Goldbarth zum Schreiben nutzte. Am 12. August 1941 berichtete sie von ihrer »freien Mittagspause«, in der sie sich »auf dem Balkon aale« und einen Brief verfasste.²⁰⁴

Von Monotonie und Langeweile ist in Goldbarths Briefen nicht oft die Rede, eher klagte sie bisweilen, wie schnell die Zeit vergehe.²⁰⁵ Doch selbst als das Haus, in dem sie wohnte, im April 1941 wegen einiger Fälle von Fleckfieber, an dem eine Anzahl Hausbewohner erkrankt war, für einige Tage unter Quarantäne gestellt wurde und auch Familie Goldbarth ihre Wohnung zeitweise nicht verlassen konnte, gewann die junge Briefeschreiberin auch dieser Begebenheit etwas Positives ab: »Mein Kleines, ich habe schrecklich viel Zeit, Dir zu schreiben.«²⁰⁶ Ruth Goldbarth schilderte ihre Tagesabläufe im besetzten

202 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 17. Dezember 1940, ebd., Doc. 42, S. 2.

203 Briefe Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 5., 14., 19. und 25. Juni 1941, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*03, Docs. 68-71.

204 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 12. August 1941, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*04, Doc. 82, S. 1.

205 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 24. August 1941, ebd., Doc. 83, S. 1. Zu diesem Brief s. weiter unten.

206 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 10. April 1941, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*03, Doc. 57, S. 1. Vgl. hierzu N.N., Bleib in Quarantäne, Ring. I/488.

Warschau auch dann in leichtem Tonfall, wenn die Situation eigentlich ernst und bedrohlich war. Ganz offensichtlich bemühte sie sich, der Adressatin ihrer Briefe gegenüber Optimismus zur Schau zu stellen. Es scheint, als wollte sie schreibend sowohl Edith Blau als auch sich selbst Mut zusprechen. Doch ihr Stil und die Art und Weise, Inhalte auszuwählen und darzustellen, waren sicherlich nicht nur das Ergebnis einer Verharmlosungsstrategie. Ruth Goldbarth war, so lassen ihre Briefe erkennen, kein introvertierter und melancholischer Charakter wie der gleichaltrige Lutek Orenbach, sondern eine zupackende und willensstarke Persönlichkeit. Hinzu kam zweifelsohne die relativ gute wirtschaftliche Ausgangslage ihrer Familie, die sich recht lange reproduzieren ließ. Die generelle Stabilität der Tagesabläufe ist zumindest ein Stück weit auch hierauf zurückzuführen. Ruth Goldbarth standen schlichtweg die Mittel zur Verfügung, einen Alltag zu realisieren, der in Teilen an die Vorkriegszeit anknüpfte. Langfristig waren allerdings auch sie und ihre Familie den grundlegenden Einschränkungen der Ghettoerlichkeit ausgeliefert, wie sich an der Gesundheit von Mutter und Großmutter deutlich zeigte. Dennoch hatte Ruth Goldbarth länger als Dawid Sierakowiak und viele andere, denen keine Ersparnisse bzw. keine Einkommensquellen wie die Zahnarztpraxis des Vaters zur Verfügung standen, die körperliche und geistige Kraft, Praktiken zu realisieren, die ihrem Tag Struktur verliehen.

Dass sich individuelle Tagesabläufe in Abhängigkeit von der jeweiligen wirtschaftlichen und sozialen Situation, der persönlichen charakterlichen Disposition, des Geschlechtes oder Alters auch in den Ghettos unterschieden, ist keine allzu überraschende Erkenntnis. Sie liegt in der Wahl von Ego-Dokumenten als Quelle begründet. Der Blick auf Zeitressourcen und Zeitstrukturen zeigt jedoch auch Zusammenhänge, die darüber hinausgehen. Veränderungen zeitlicher Strukturen auf Tagesebene konnte die jüdische Bevölkerung relativ leicht wahrnehmen, denn ganz gleich, welchen Hintergrund der oder die einzelne auch hatte, so gab es doch immer Referenzpunkte aus der Vorkriegszeit. So war die Schilderung eintönig und gleichförmig verlaufender Tage ganz allgemein für viele ein Mittel, um Entwicklungen im Zeitverlauf zu begreifen. Auch Mechanismen der Herrschaftspraxis konnte man zumindest ansatzweise nachvollziehen, etwa indem man nach den Ursachen von Monotonie und Langeweile oder aber von Instabilität und Unsicherheit fragte und feststellte, wie die allgemeinen Rahmenbedingungen der Besatzer ihre Wirkung individuell entfalteten und welche Mittlerebenen dazu beitrugen.

Indem die Autoren in ihren Tagebüchern oder Briefen ihre Tagesabläufe schilderten und bewerteten, konnten sie ihre eigene Befindlichkeit artikulieren. Deshalb empfand der eine den zunehmenden Verlust privater Zeit als Gewinn, weil er sich so von drückender Langeweile befreit sah. Der andere war über den

gleichen Sachverhalt hingegen weniger glücklich, weil ihm Praktiken wie Lesen geholfen hätten, die Ghettoerlichkeit auszublenden, hierfür aber keine Zeit mehr zur Verfügung stand. Das subjektive Zeitgefühl unterschied sich bei den vorgenommenen Bewertungen zum Teil erheblich von äußeren, mitunter objektiv messbaren Faktoren.

Die unterschiedlichen Ghettypen, die an den untersuchten Standorten existierten, wirkten sich ebenfalls auf die Wahrnehmung und Bewertung der Tagesabläufe aus. Die Annahme, in einem kleineren, vor allem aber offenen Ghetto wie Tomaschow sei der Alltag in gewisser Hinsicht einfacher gewesen als in Litzmannstadt oder Warschau, erweist sich durchaus als zutreffend. Doch zeigt der Blick auf den Tagesablauf, dass andere Faktoren zum Tragen kamen als nur der offene Raum. Ruth Goldbarth, die mit Lutek Orenbach ebenso korrespondierte wie mit Edith Blau, berichtete ihrer Freundin im Sommer 1940 in einer Postkarte über ein Schreiben, das sie aus Tomaschow erreicht hatte. Orenbach hatte, so hielt sie fest, auch ihr gegenüber über mangelnde Betätigungsmöglichkeiten geklagt.²⁰⁷ Abgesehen von Orenbachs Tonfall, den er auch Goldbarth gegenüber anzuschlagen schien, verweist die kurze Notiz noch auf einen anderen Sachverhalt. In einer Stadt von der Größe Warschau gab es schlichtweg mehr Möglichkeiten, sich als junger Mensch zu beschäftigen, als im provinziellen Tomaschow. Zumindest vor der Abriegelung des Ghettogebietes im November 1940 wirkten die urbanen Strukturen der Vorkriegszeit bis zu einem gewissen Grad weiter. Auch wenn dieser Befund ebenfalls nicht allzu überraschend ist, wäre er ohne den Vergleich unterschiedlicher Standorte und ohne niederschwellige Analysekatoren wie zeitliche Strukturelemente auf Tagesebene doch nur schwer empirisch zu belegen.

b) Eingriffe in die Zeitstrukturen des Alltags

Wochenverläufe und Angriffe auf jüdische Identitäten

Nicht nur auf Tagesebene, sondern auch mit Bezug auf den Wochenverlauf änderten sich die zeitlichen Bezugspunkte. Bereits die erste Bekanntmachung der jüdischen Gemeindeverwaltung in Łódź, der Vorläuferorganisation des Ältestenrates in Litzmannstadt, hatte diesen Effekt.²⁰⁸ Gemeinsam mit dem Łódzser Rabbinat leitete die Verwaltung Ende Oktober 1939 den deutschen Befehl weiter, Geschäfte und Läden an allen Tagen geöffnet zu halten, wobei man ausdrücklich betonte, dass dies auch für jüdische Feiertage gelte. Gleichzeitig

207 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 30. Juli 1940, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*02, Doc. 9.

208 YVA, O.34, 2.

mussten ab sofort religiöse Einrichtungen wie Synagogen und Gebethshäuser geschlossen bleiben, insbesondere an den Sabbat- und sonstigen religiösen Festtagen. Die Deutschen hebelten mit dieser Anordnung die Wochenstruktur aus, die aus der jüdischen Religion erwachsen war, aber bis in säkulare jüdische Gruppierungen hinein ihre Wirkung entfaltete. Anfang Januar 1940 gab es auch in Warschau entsprechende Verordnungen, die in erster Linie auf die Zerstörung der religiösen Praktiken und Infrastruktur abzielten, sich aber ebenfalls auf den Wochenrhythmus auswirkten.²⁰⁹ In Petrikau und Tomaschow bzw. für das gesamte Generalgouvernement ordneten die Deutschen ebenfalls an, Geschäfte an Samstagen zu öffnen. Die Maßnahme der Deutschen hatte einen dezidiert antijüdischen Charakter, den die jüdische Bevölkerung unschwer erkennen konnte. Es spielte hierbei zunächst keine Rolle, wer seine Religion zuvor tatsächlich praktizierte und zum Beispiel die drei Sabbatmahle am Freitagabend, am Samstagmittag und Samstagabend gemäß der orthodoxen Auslegung der Halacha, der jüdischen Religionsgebote, abhielt oder nicht. So hatte Familie Sierakowiak vor dem Krieg wahrscheinlich den Sabbat in traditioneller Art und Weise begangen, weil das Familienoberhaupt, Majlech Sierakowiak, generell Wert darauf legte, religiöse Gebote einzuhalten. Zumindest berichtete sein Sohn Dawid in den ersten Monaten der deutschen Besatzungsherrschaft noch davon, dass der Vater an den Gebetszeiten festhielt und zum Beten Tallit und Tefillin anlegte.²¹⁰ Im Zeitverlauf wirkten sich die katastrophalen Lebensbedingungen des Ghettos verheerend auf Majlech Sierakowiaks psychische Verfassung aus. Im Tagebuch des Sohnes nahm das immer stärker zerrüttete Verhältnis zum Vater breiten Raum ein, über religiöse Praktiken in der Familie schrieb er nicht mehr. Auch wenn also davon auszugehen ist, dass Religion während eines großen Teils der Ghettozeit keine Rolle mehr spielte, so gilt dies sicherlich nicht für die Vorkriegszeit. Der auf den Sabbat ausgerichtete Wochenrhythmus war Dawid Sierakowiak also in der religiösen Konnotation vertraut, wenngleich er selbst nicht gläubig war, wie sich später an seinen ausgeprägten Sympathien für den dezidiert anti-religiösen Marxismus zeigte. Wie sehr er dennoch den Zwang, Geschäfte an den Samstagen zu öffnen, als Eingriff in die überkommene Wochenstruktur empfand, zeigte sich im Zusammenhang mit den Tagen, an denen seine Schule, einer seiner wichtigsten Bezugspunkte, geöffnet war. Der Unterricht fand von Montag bis Freitag statt, samstags und sonntags war die Schule geschlossen. Aufmerksam und durchaus mit ein wenig Genugtuung registrierte der junge Sierakowiak, dass nicht nur der christliche

209 Vgl. Czerniaków, *Getto*, Eintrag vom 5. Januar 1940, S. 31.

210 Sierakowiak, *Diary*, Eintrag vom 22. Oktober 1939, S. 54.

Sonntag, sondern auch der Samstag ein Schließtag war.²¹¹ Es scheint, als deutete er diese Tatsache als teilweisen Erhalt der traditionellen Wochenstruktur, die außerhalb des Teilbereichs der Schule nicht mehr gegeben war. Jedenfalls verbrachte er die Samstage zunächst zu Hause. Er nutzte sie, um sich von der Woche zu erholen und seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Lesen, nachzugehen.²¹² Auch wenn der Samstag für ihn keine religiöse Bedeutung hatte, so schätzte er ihn doch immerhin als Ruhetag.

Sowohl in Litzmannstadt als auch in Warschau war es ab einem bestimmten Zeitpunkt wieder möglich, in gewissem Umfang religiösen Praktiken nachzugehen. Im August 1940 erging in Litzmannstadt eine Bekanntmachung des Judenältesten Mordechai Chaim Rumkowski, in der die Wiedereröffnung von Gebethäusern erlaubt wurde.²¹³ Zwei Monate später erklärte Rumkowski den Sabbat ausdrücklich zu einem Ruhetag, an dem es untersagt war, Geschäfte zu öffnen und Straßenhandel zu betreiben.²¹⁴ Im Warschauer Ghetto galt die allgemeine Sabbatruhe erst wieder ab Anfang Mai 1941.²¹⁵ An beiden Standorten erfolgte diese teilweise Wiederannäherung an den Vorkriegszustand eine gewisse Zeit nach der jeweiligen Abriegelung des Ghettos. Die Rückkehr zur traditionellen jüdischen Wochenstruktur war auch ein Ausdruck des Paradoxon, dass sich innerhalb der Ghettomauern ein gewisser Grad an relativer Stabilität einstellte, sich die Gesamtsituation aber sehr verschlechterte, etwa im Hinblick auf die Versorgungslage, die Ausbreitung von Krankheiten usw. Es geht hier wohl-gemerkt nicht um die religiösen Praktiken, die Teile der jüdischen Bevölkerung an bestimmten Wochentagen realisierten. An dieser Stelle sind die religiösen Feiertage im Wochen- und Jahresverlauf allein in ihrer Eigenschaft als zeitliche Strukturelemente von Interesse.

In bestimmten Fällen gab es prinzipiell keine Unterscheidung zwischen Werktag und Feiertag. Der Warschauer Judenratsvorsitzende Adam Czerniaków etwa klagte wiederholt, er müsse an allen sieben Tagen der Woche gleich viel arbeiten und stellte in ironischem Ton die rhetorische Frage, weshalb Gott keinen achten Tag zum Ausruhen geschaffen habe.²¹⁶ Gleich ob christlicher Sonntag oder jüdischer Sabbat, Czerniaków war in seinem Büro anzutreffen.²¹⁷ Residuen bürgerlicher Wochenverläufe lassen sich hingegen in Ruth Goldbarths Korrespondenz erkennen. Im August 1941 schrieb sie:

211 Ebd., Eintrag vom 20. September 1939, S. 42.

212 Ebd., Eintrag vom 21. Oktober 1939, S. 54.

213 Der Aelteste der Juden in Litzmannstadt, Bekanntmachung Nr. 106, YVA, O.34, 112.

214 Der Aelteste der Juden in Litzmannstadt, Bekanntmachung Nr. 134, YVA, O.34, 142.

215 Vgl. Czerniaków, Getto, Eintrag vom 3. Mai 1941, S. 142.

216 Ebd., Eintrag vom 10. März 1940, S. 49.

217 Ebd., Eintrag vom 30. Juni 1940, S. 87f.

»Viel zu erzählen habe ich Dir ja nicht, denn es vergeht wirklich ein Tag wie der andere; jeden Montag früh stoße ich einen Seufzer aus, weil schon wieder die eklig lange Woche anfängt und am Freitagabend stelle ich immer wieder erstaunt fest, dass der nächste Tag schon wieder Sonnabend ist (Sonnabend, das heißt meist einen freien Nachmittag und die Aussicht auf Sonntag – lange schlafen und faulenzern) und dass die Zeit rasend schnell vergeht. Der August geht schon zu kurz, der September kommt, es wird kühl und später kalt und dann?«²¹⁸

Abgesehen davon, dass es sich hier um eine der seltenen Stellen handelt, an denen Goldbarth den immer gleichen Tagesablauf beklagt, zeigt sich hier deutlich ihr Assimilationshintergrund, der kurz vor Ende des zweiten Kriegsjahres die Praktiken der jungen Frau immer noch prägte. Ihre Woche war auf den christlichen Sonntag ausgerichtet, auf den sie auch den Samstag hin ordnete (wenngleich sicherlich ohne sich dessen sonderlich bewusst zu sein), indem sie ihn als »Sonnabend« bezeichnete. Doch nicht nur in der gewählten Terminologie, sondern vor allem auch in der Ausgestaltung des Wochenendes verhielt sie sich ganz in Anlehnung an die nichtjüdische, deutsch geprägte bürgerliche Kultur, in der sie in Bromberg aufgewachsen war. Das Wochenende begann am Samstagnachmittag, nachdem der Vormittag noch mit Arbeit angefüllt war. Der Sonntag stand ganz im Zeichen der Rekreation. Von irgendwelchen religiösen Praktiken am Samstag ist nicht die Rede. Auch wenn sich Goldbarths jüdische Identität bisweilen in den Briefen zeigte, hatte sie keine besonderen Auswirkungen auf den Verlauf der Wochen und Tage. Lediglich die Feiertage im Jahresverlauf hatten eine gewisse Bedeutung.

Die Bedeutungsverschiebung von Feiertagen im Jahresverlauf

Als zeitliche Strukturelemente im Jahresverlauf fungierten religiöse und zivile Feiertage. Innerhalb der jüdischen Bevölkerung waren selbstverständlich jüdische Feiertage besonders wichtig, der jüdische Kalender und das jüdische Jahr, das im Herbst mit Rosch Haschana beginnt, waren alternative zeitliche Bezugspunkt. In der Alltagspraxis verwendeten die Juden allerdings auch den gregorianischen Kalender. Christliche Feiertage wurden aufmerksam wahrgenommen und dienten ebenfalls als zeitliche Orientierung, wenngleich man die damit verbundenen Praktiken nicht teilte. Eine Ausnahme waren die zum Christentum konvertierten Juden, die auf sich die Rassengesetze der deutschen Besatzer angewendet sahen und ebenfalls in die Ghettos umgesiedelt wurden.

218 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 24. August 1941, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*04, Doc. 83, S. 1.

Der chassidische Rabbiner, Historiker und Journalist Szymon Huberband hatte bereits in seinem Text über die Tage der Kampfhandlungen in Piotrków Trybunalski religiös begründete Zeitstrukturen wie die Tagesgebetszeiten sehr betont. Nach seiner Ankunft in Warschau im Frühjahr 1940 verfasste er einen weiteren Text im Stile eines Martyrologiums, den er ganz am Ablauf des jüdischen Jahres und den entsprechenden religiösen Feiertagen ausrichtete. Er überschrieb den Text denn auch »Feiertage während des Krieges«, ²¹⁹ Huberband schilderte seinen Weggang aus Petrikau und die Ankunft in Warschau ebenso wie die religiösen Praktiken, die fromme Juden in den ersten Monaten der Besetzung im Geheimen realisieren mussten. Für ihn persönlich war der Aufbruch in die vormalige polnische Hauptstadt ein großer biografischer Einschnitt, hatte er doch zehn Jahre lang in Piotrków/Petrikau gelebt und dort eine Familie gegründet. Nach dem katastrophalen Verlust von Frau, Kind und Schwiegervater war der Umzug der letzte Schritt, diese Vergangenheit auch räumlich hinter sich zu lassen. Die Aufzählung der Feiertage war das Gerüst, das Huberbands Schilderung dieses Umbruchs Struktur und Halt verlieh. Dem Chaos und der Zerstörung, die das erste Dreivierteljahr der deutschen Besatzungsherrschaft für die jüdische Bevölkerung Polens bzw. auch für Huberband selbst bedeutete, setzte der Autor die vertraute Abfolge von Rosch Haschana (14. bis 15. September 1939), Jom Kippur (23. September 1939), Sukkot (28. September bis 4. Oktober 1939), Chanukka (6. bis 14. Dezember 1939), Purim (24. und 25. März 1940), Pessach (23. bis 30. April 1940), Lag ba-Omer (26. Mai 1940) und schließlich Shavuot (12. und 13. Juni 1940) entgegen. Wie in seinem ersten Text stellte Huberband auf diese Weise eine Verbindung zur Heils- und Katastrophengeschichte des jüdischen Volkes her, die sich in diesen Feiertagen widerspiegelte. Gleichzeitig bildete er mit den Feiertagen Praktiken ab, die jenseits ihres religiös-liturgischen Gehalts auch für alljährliche Gewohnheiten und somit Jahresroutinen standen. Unter den veränderten Bedingungen von Krieg und Besatzung gewannen die Feiertage allerdings eine neue Bedeutungsdimension, sodass in ihrer Einhaltung Alltag und Transzendenz noch stärker ineinandergriffen.

Wie bereits erwähnt, wählten die Deutschen während des Polenfeldzugs jüdische Feiertage als Zeitpunkt ihrer Angriffe. Diese Strategie setzten sie auch während der Besatzungsherrschaft und in den Ghettos fort. So erließen sie anti-jüdische Erlasse bevorzugt an religiösen Festen, später begannen an solchen Tagen Deportationen. Umgekehrt reagierten die Deutschen, wenn sie von vermeintlichen oder tatsächlichen religiösen Feiern erfuhren, die Teile der jüdischen Bevölkerung begingen. So notierte Chaim Kaplan am 3. Januar 1941,

219 Szymon Huberband, *Yontoyvim beys der milkhome, Petrikau, Ring. I/151.*, siehe ders., *Kiddush Hashem*, S. 39-65.

die Besitzer hätten einige Wochen zuvor durch Denunzianten von Chanukka-Feiern im Ghetto erfahren. Hierauf sei das Verbot ergangen, das polnische, das heißt das christlich-gregorianische Silvesterfest zu feiern.²²⁰ Die deutsche Reaktion auf das Chanukka-Fest, das zeitlich am Ende des zivilen Kalenderjahres steht, war Kaplan einen ausführlicheren Kommentar wert als der Jahreswechsel. Sehr knapp hatte er lediglich notiert: »Ein neues Jahr der Barbarei«, ²²¹ Auch wenn er mit dem Neujahrstag immerhin die Erkenntnis verband, die Rettung in Form des Kriegsendes werde noch lange auf sich warten lassen, so wird doch deutlich, dass er generell den genuin jüdischen Feiertagen größeres Gewicht beimaß. So nahm er das Pessachfest 1941 zum Anlass, in einem langen Eintrag über die Aktivitäten des Joint (Joint Distribution Committee) und der Jüdischen Sozialen Selbsthilfe zu berichten, zweier jüdischer Selbsthilfeorganisationen, die im Warschauer Ghetto wirkten.²²² Er zog seine Erinnerung an das Pessach des vergangenen Jahres heran, als insbesondere das Joint noch in der Lage gewesen war, dem Großteil der Bevölkerung das Feiern des Festes zu ermöglichen. Damals konnten Spendengelder innerhalb des Ghettos gesammelt und weitergeleitet werden, ein Jahr später führten solche Aktionen nicht zum erwünschten Ergebnis. Der Feiertag war der Auslöser, mit dessen Hilfe Kaplan die Entwicklung nachvollziehen konnte. Kaplan hatte das Fest Jahr für Jahr miterlebt und an dessen immer gleichem Ablauf teilgenommen, außerdem hatte er aufmerksam registriert, dass man – wenngleich unter großen Anstrengungen – die Praxis des Pessach-Feierns bis in die Kriegszeit hinein hatte aufrechterhalten können. Nun fiel es ihm, dem aufmerksamen Beobachter, alles andere als schwer, die neue Qualität zu bemerken, die das Fest 1941 aufwies:

»Ich fürchte, dass wir unseren Feiertag in einen Werktag verwandeln werden. Zum Gebet gibt es weder Synagogen noch Lehrhäuser. Ihre Tore sind geschlossen und Finsternis herrscht in den Zelten Israels. Zum Essen und Trinken gibt es weder Matzen noch Wein.«²²³

Er bemerkte die unterschiedlichen finanziellen Voraussetzungen, das heißt die in diesem Jahr ausgefallenen Spenden, und deren Auswirkungen auf konkrete Praktiken. Die Juden konnten weder die traditionellen Speisen konsumieren, noch stand die Infrastruktur für die großen Festtagsgottesdienste zur Verfügung.

Trotz der vielen Restriktionen und des zeitweisen Verbots erwiesen die jüdischen Feiertage große Beharrungskraft. Auch diejenigen Teile der jüdischen Bevölkerung, in deren Leben Religion und Glaube bereits vor dem Krieg keine

220 Kaplan, Buch, S. 280.

221 Ebd., Eintrag vom 2. Januar 1941, S. 280.

222 Ebd., Eintrag vom 3. April 1941, S. 311-313.

223 Kaplan, Buch, S. 313.

allzu große Rolle mehr gespielt hatten, hielten die Praktiken aufrecht. Die Feste, von denen etliche einen jahreszeitlichen Bezug aufwiesen, erfüllten weiterhin ihre Funktion als Zeitstrukturelemente im Jahresverlauf, auch wenn dies nicht immer die primäre Absicht gewesen sein mag. Über die Feiertage konnte man eben auch die eigene Identität ausdrücken und sich so von Nichtjuden abgrenzen. Auf den ersten Blick ist es deshalb erstaunlich, dass auch christliche Feiertage als zeitliche Orientierung dienten, zumindest wichtige wie Ostern oder Weihnachten. Bei näherem Hinsehen überrascht es aber eigentlich nicht, dass diese Tage Auswirkungen auf die Zeitstruktur hatten, waren sie doch in der Vorkriegszeit der zeitliche Bezugspunkt für die Mehrheitsbevölkerung, mit der die Juden zusammenleben mussten. Ruth Goldbarth brachte diesen Zusammenhang anlässlich des Weihnachtsfestes 1940 auf den Punkt:

»Mir hat die Weihnachtsstimmung und alles drum und dran viel mehr gefehlt, als ich es jemals geglaubt hätte. Man war doch so verwachsen mit der Umgebung, in der man gelebt hat und hat all das so mitempfunden, wenn man auch nicht dazu gehört hat. – Hier war natürlich von allem gar nichts zu merken, auch Channukah [sic!] wird weiter nicht gefeiert.«²²⁴

Die Weihnachtsstimmung und die Vorbereitung auf das Weihnachtsfest hatten Goldbarth in der Vorkriegszeit emotional offenbar stark erfasst, auch wenn ihre Assimilation nicht so weit gegangen wäre, selbst Weihnachten zu feiern. Diese emotionale Prägung entfaltete sich auch noch innerhalb der Ghettomauern. Weihnachten 1940 war der erste größere christliche Feiertag, an dem es den Juden nicht mehr möglich war, die entsprechenden Bräuche ihrer nichtjüdischen Mitbürger zu beobachten, weil sie seit gut einem Monat von nichtjüdischen polnischen und deutschen Bewohnern Warschaus räumlich abgetrennt leben mussten. So blieb nur die Erinnerung an die Vorkriegszeit und das Zusammenleben von Juden und Christen. Goldbarth blendete die Schwierigkeiten dieser Ko-Existenz keineswegs völlig aus, wie ihre Bemerkung über die mangelnde tatsächliche Zugehörigkeit zur nichtjüdischen Bevölkerung zeigt. Wie bei allen Aussagen Goldbarths ist auch in diesem Fall ihr Assimilationshintergrund mitzudenken, aus dem sich ihre Nähe zur christlich-deutschen Mehrheit in ihrem Heimatort Bromberg und deren Art und Weise, das Weihnachtsfest zu feiern, erklärt. Der Brief zeigt weiterhin, dass Goldbarth und ihre Familie auch in Warschau nicht besonders viel Kontakt zu Ghettobewohnern hatten, die ihre Religion praktizierten. Ansonsten wären ihr wohl kaum die vielen Chanukka-Feiern entgangen, die überall stattfanden und von denen unter anderem Chaim Kaplan schrieb. Kaplan

224 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 25. Dezember 1940, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*02, Doc. 43, S. 1.

erwähnte am 26. Dezember 1940, also einen Tag, nachdem Ruth Goldbarth ihren Brief an Edith Blau verfasst hatte, explizit den Zusammenhang zwischen der großen Anzahl an Chanukka-Feiern und der Ghettoerrichtung. Die Ghettomauern böten, so Kaplan, einen gewissen Schutz vor dem Zugriff der Deutschen.²²⁵

Anders als Goldbarth stellte Kaplan in seinem Tagebuch keinen Bezug zum Weihnachtsfest her. Für ihn war Chanukka, dessen erster Tag im Jahr 1940 auf den Weihnachtstag, den 25. Dezember, fiel, eindeutig die wichtigere Referenz. Er schrieb über nichtjüdische Feiertage als Zeitstrukturelement nur dann, wenn sie einen Zusammenhang zu antijüdischen Restriktionen und Terroraktionen aufwiesen. Hierin glich er in gewisser Weise Dawid Sierakowiak, der am 8. November 1939 den Folgetag als »irgendeinen deutschen Feiertag, den Todestag einiger prominenter NS-Aktivisten oder so etwas« ankündigte.²²⁶ Am 9. November selbst, an dem die Nationalsozialisten der »Märtyrer« des gescheiterten Hitler-Putschs von 1923 gedachten und der im Deutschen Reich ein staatlicher Feiertag war, blieb die Schule geschlossen. Nur zwei Tage später, am vormaligen polnischen Nationalfeiertag, implementierten die Besatzer Vorsichtsmaßnahmen, um etwaige patriotische Aktivitäten der Kriegsverlierer zu verhindern und nahmen umfangreiche Verhaftungen vor. Sierakowiak zog die Verbindung zu weiteren Repressionen der Deutschen, die wie der Wechsel der staatlichen Feiertage eine Folge der Eroberung waren. Die Einführung des Deutschen als offizielle Amtssprache erwähnte er ebenso wie die Willkür der Besatzer, der sich vor allem die Juden auf den Straßen und Plätzen ausgesetzt sahen.²²⁷ Der Eingriff in die Abfolge derjenigen Feiertage, für die bislang der polnische Staat zuständig gewesen war, wirkte sich unmittelbar auf Sierakowiak aus. Es gelang ihm, den Gegensatz von alter und neuer zeitlicher Ordnung, der in der engen Aufeinanderfolge von NS-Gedenktage am 9. November und vormaligem polnischen Nationalfeiertag am 11. November so plastisch hervortrat, zu fassen, und in den Kontext der neuen Besatzungsrealität zu stellen, die ihre katastrophale Wirkung bereits entfaltete.

Auch wenn Chaim Kaplan im Dezember 1940 lieber über die vielen Chanukka-Feiern als über Weihnachten schrieb, hatte er sich im Vorjahr durchaus noch für das Weihnachtsfest interessiert. 1939 fiel ihm dessen propagandistische Verwertung durch die Nationalsozialisten auf: »Heute ist auch ein Fei-

225 »Chanukka im Getto. Nie hat es im jüdischen Warschau so viele Chanukkafeste gegeben wie in diesem Jahr der Mauer. [...] Seit der Schaffung des Gettos haben wir vor offenen und geheimen Spionen etwas Ruhe gehabt, und daher wurden fast in jedem Haus Chanukkafeste gegeben, selbst in Zimmern, die auf die Straße hinausgehen.« Kaplan, Buch, Eintrag vom 26. Dezember 1940, S. 278.

226 Sierakowiak, Diary, Eintrag vom 8. November 1939, S. 61.

227 Ebd., Eintrag vom 11. November 1939, S. 61 f.

ertrag des Nazismus, obgleich er ihn mit seinen eigenen Interpretationen und Farbgebungen durchsetzt.«²²⁸ Der Tagebuchschreiber nahm den Umgang der Deutschen mit dem Feiertag zum Anlass, über deren antisemitische und völkische Ideologie zu reflektieren. Der Tag strukturierte weniger Kaplans reale Erlebnisse, sondern diente vor allem als Stichwortgeber innerhalb des Textes. Im darauffolgenden Frühjahr hatte ein christlicher Feiertag durchaus Folgen für die jüdische Bevölkerung Warschaus. An Ostern 1940 kam es zu organisierten antijüdischen Pogromen durch die nichtjüdischen polnischen Warschauer, bei denen sicherlich traditionelle Vorurteile der katholischen Mehrheitsbevölkerung, die einen Bezug zum Tode Jesu aufwiesen, eine Rolle spielten.²²⁹ Kaplan war an dieser Stelle eher Chronist von Ereignissen, die er beobachtet oder von denen er gehört hatte, ihn selbst schienen die Ausschreitungen nicht betroffen zu haben. Auch wenn sich das Osterfest nicht auf seine persönlichen Praktiken auswirkte, fand es über die Realereignisse an seinem Wohnort doch Eingang in seine Tagebuchaufzeichnungen.

Im Falle Ruth Goldbarths beeinflusste zumindest das Silvesterfest 1940 die Handlungen der jungen Frau. Begeistert berichtete sie an ihre Freundin Edith Blau, sie habe sage und schreibe fünf Einladungen zu verschiedenen Feiern. Diese würden sich alle bis in den Morgen hinein erstrecken, weil die Ausgesperre erst dann wieder aufgehoben sei.²³⁰ Noch ein Jahr später feierte auch Adam Czerniaków den Jahreswechsel gemäß bürgerlicher Gepflogenheiten. Am Silvesterabend war er zu einem Empfang eingeladen, wo er entsprechend seiner herausgehobenen Stellung eine Rede halten musste. Wie Goldbarth, die explizit auf die Ausgesperre verwies, hielt Czerniaków ebenfalls fest, wie sich die Besatzung auf diesen Jahreswechsel auswirkte, der nur oberflächlich Ähnlichkeiten mit Praktiken der Vorkriegszeit aufwies.²³¹ Czerniakóws Silvesterrede führte zur spontanen Großspende eines Anwesenden, den Inhalt und emotionaler Gehalt der Ansprache offensichtlich sehr bewegt hatten. Für die stets klammen Kassen des Judenrats war eine solche Spende existenziell. Doch auch in unmittelbarem Zusammenhang mit den Besatzungsinstitutionen waren Silvester und Neujahr ein Einschnitt, der den Jahreswechsel schnell seines vordergründig festlichen Charakters beraubte. Heinz Auerswald, als Kommissar für jüdische Angelegenheiten für das Ghetto zuständig, hatte Czerniaków unmissverständlich auf den Feiertag am 1. Januar hingewiesen, an dem seine Behörde geschlossen habe. Dies wirkte sich unmittelbar auf eine Frist, die wenige Tage nach Neujahr

228 Kaplan, Buch, Eintrag vom 25. Dezember 1939, S. 109.

229 Ebd., Eintrag vom 25. März 1940, S. 159.

230 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 29. Dezember 1940, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*02, Doc. 44, S. 1.

231 Czerniaków, Getto, Einträge vom 31. Dezember 1941 und vom 1. Januar 1942.

auslaufen sollte. Auerswald verweigerte deren Verlängerung, mit der man den arbeitsfreien Neujahrstag, an dem keine Bearbeitung der jüdischen Angelegenheiten erfolgen konnte, hätte ausgleichen können. Die Neujahrswünsche, die Czerniakóws Mitarbeiter dem Judenratsvorsitzenden vor seinem Büro entboten, und ebenfalls an überkommene Gebräuche anknüpften, vermochten sicherlich nicht über die Asymmetrie der Herrschaftsverhältnisse, die sich zuvor so deutlich gezeigt hatte, hinwegzutäuschen.

Auch wenn die Verfasserinnen und Verfasser der Ego-Dokumente Tage wie Silvester und Neujahr an den entsprechenden Daten nach wie vor erwähnten, verbanden sie damit im Laufe der Zeit immer seltener allgemeine Beobachtungen. Nach und nach verwendeten sie Erfahrungen und Erlebnisse aus der Besatzungszeit selbst als zeitliche Bezugspunkte. Dawid Sierakowiaks Tagebucheinträge um den Jahreswechsel von 1942 auf 1943 verdeutlichen diese Verschiebung. Am 31. Dezember 1942 notierte er desillusioniert, der letzte Tag im alten Jahr erinnere ihn daran, wie festlich der Neujahrsabend traditionellerweise im Vorkriegspolen begangen worden sei. Viele hätten geglaubt, dass im nun vergangenen Jahr der Krieg ein Ende fände. Diese Hoffnung sei offensichtlich enttäuscht worden, sodass kaum einer ähnliche Wünsche mit dem neuen Jahr verbinde.²³² An Neujahr bemerkte er kurz und knapp, dass mit diesem Tag das fünfte Kalenderjahr des Krieges beginne.²³³ Sierakowiak bezog sich durchaus auf die Zeit vor Krieg und Besatzung. Allerdings waren sowohl das Jahr 1942 als auch die gesamte Dauer des Krieges als zeitliche Orientierungspunkte für seine Einträge wichtiger geworden.

Fluide Zeitstrukturen: Zeitplanung als Risikofaktor

Zu Anfang der Besatzungsherrschaft war die spätere Ghettobevölkerung noch sehr in der Zeitstruktur verhaftet, die sie vor dem Krieg verinnerlicht hatte. Sie musste erst mühsam und zum Teil um einen hohen Preis lernen, wie tiefgreifend die Veränderungen waren, die sich unter deutscher Besatzung ergeben hatten. Als David Sierakowiak im Oktober 1939 bei einem an sich so harmlosen Gang wie dem Schulweg eine Abkürzung nehmen wollte, um Zeit zu sparen, griff ihn eine deutsche Patrouille auf und zwang ihn zu einem halbstündigen Arbeitseinsatz.²³⁴ Abgesehen vom Schreck und der Demütigung hatte dieser Übergriff keine weiteren Folgen, Sierakowiak konnte wieder zu seinen Eltern zurückkehren. Die Familienmitglieder reagierten geschockt, und diskutierten mögliche Reaktionen.

²³² Sierakowiak, Diary, S. 244.

²³³ Ebd., S. 244.

²³⁴ Ebd., Eintrag vom 4. Oktober 1939, S. 46 f.

Zumindest notierte Sierakowiak den Ausspruch seines Vaters, er wolle ab sofort keine Abkürzungen mehr gehen. Die eindrückliche Szene zeigt, dass überkommene Logiken unter den neuen Umständen nicht mehr galten und sich im Ergebnis sogar in ihr Gegenteil verkehren konnten. Sierakowiak hatte nicht damit gerechnet, dass eine Selbstverständlichkeit wie die Wahl einer Abkürzung ein Risiko bergen könnte. Die Zeitersparnis, auf die er gehofft hatte, war durch die Dauer des Arbeitseinsatzes, der länger dauerte als der ursprüngliche Schulweg, hinfällig geworden. Darüber hinaus lag die Gefahr für Leib und Leben, wie sie das Ergreifen durch die Deutschen darstellte, offensichtlich außerhalb seines Vorstellungsvermögens. Auch wenn die Schlussfolgerung des Vaters für sein zukünftiges Verhalten vor diesem Hintergrund fast schon naiv anmutet, so zeigt sie doch, dass der Vorfall in der Familie einen Lernprozess in Gang gebracht hatte.

Im Laufe der Zeit gewöhnte sich die jüdische Bevölkerung in den Ghettos daran, dass bisherige Gewissheiten unter deutscher Besatzung nicht mehr galten. Razzien und Terroraktionen konnten jede und jeden zu jeder Tag- und Nachtzeit treffen. Auch auf die Zeitspannen, die die Deutschen in Verordnungen angaben, zum Beispiel wenn sie Fristen benannten, innerhalb derer ihre Befehle auszuführen seien, verließ sich bald kaum einer mehr. Als in Warschau im Herbst 1940 die Errichtung des Ghettos kurz vor dem Abschluss stand und viele Juden aus anderen Stadtteilen in das Ghettogebiet umziehen mussten, trat das tiefe Misstrauen in deutsche Zeitangaben zutage. Chaim Kaplan schilderte am 22. Oktober 1940, wie sich eine große Menge Menschen, die von der Umsiedlungsaktion betroffen waren, vor den Räumen des Judenrates einfanden.²³⁵ Sie erhofften sich eine verlässliche Auskunft über die Reichweite des geplanten Ghettos, um ihr weiteres Vorgehen planen zu können. Allerdings änderten die Besatzer ihre Angaben über den Verlauf der Ghattogrenzen beinahe täglich, sodass der Judenrat und seine Mitarbeiter keine konkreten Antworten liefern konnten. Der einzige Ratschlag, den sie erteilten, war, die weitere Entwicklung abzuwarten. In der entsprechenden Passage seines Tagebucheintrags beschrieb Kaplan den Argwohn, der die Juden angesichts dieser Aussicht befiel: »Aber sie fürchten sich zu warten. Die unglückseligen Juden wollen mit dem Umzug der Möbel nicht bis zur letzten Minute warten; wenn es um die Juden geht, hat selbst die im Erlass angesetzte Zeit keine Bedeutung.«²³⁶ Die Betroffenen hatten in einem Jahr Besatzungsherrschaft gelernt, dass sie Ratschlägen, die sich auf die zeitliche Logik der Vorkriegszeit bezogen, besser nicht folgten. Im vorliegenden Fall ging es um viel – die Möbel standen ebenso auf dem Spiel wie das zukünf-

235 Kaplan, Buch, S. 250 f.

236 Ebd., S. 251.

tige Dach über dem Kopf. Unter »normalen« Umständen wäre der Rat, den die jüdische Selbstverwaltung anbot, durchaus vernünftig gewesen, in der Realität der Besatzung wirkte er bestenfalls hilflos. An einem neuralgischen Punkt, wie sie die bevorstehende Ghettoerrichtung darstellte, offenbarte sich, wie sehr sich die Sinnhaftigkeit zeitlicher Strukturelemente verschoben hatte.

c) Von der glücklichen Erinnerung zur verlorenen Zukunft:
Zeitbezüge im Ghetto

Die Feiertage, die als zeitstrukturierende Elemente aus der Vorkriegszeit in die Zeit von Krieg, Besatzung und Ghetto hineinwirkten, verloren in den Tagebucheinträgen und Briefen tendenziell an Bedeutung, auch wenn sie nie ganz verschwanden. Dies war jedoch Teil einer umfassenderen Entwicklung. Meist positiv konnotierte Erinnerungen an die Vorkriegszeit, die nicht nur an Feiertage geknüpft waren, ersetzten die Autoren zunächst durch Zeitbezugspunkte, die innerhalb der Kriegszeit lagen, so wie Dawid Sierakowiak im eben zitierten Eintrag. Eine Zeit lang bezogen sie sich auch auf eine imaginierte, bessere Zukunft, an die sie ihre Hoffnungen knüpften. Als diese nicht eintraf, wichen ihre Wünsche der Einsicht in die Ausweglosigkeit der Situation. Vergangenheit und Zukunft dienten dann nur noch als Kontrast für die Hoffnungs- und Mutlosigkeit der Gegenwart. Freilich sind diese Phasen innerhalb der Ego-Dokumente kaum so klar voneinander abzugrenzen wie in der hier vorgenommenen Aufzählung. Es handelt sich eher um Tendenzen als um ein festes Schema. Die Entwicklung lässt sich auch kaum an konkreten Daten festmachen, die Abfolge unterliegt innerhalb jedes Ego-Dokuments einem eigenen zeitlichen Rhythmus.

Erinnerungen an die Vorkriegszeit

In vielen der Quellenbeispiele aus den vorherigen Abschnitten dieses Kapitels spielte der Bezug zur Vorkriegszeit eine wichtige Rolle, schließlich konnten die Ghettabewohner Veränderungen von Routinen auf Tages-, Wochen- und Jahresebene nur vor dem Hintergrund ihrer früheren Erfahrungen wahrnehmen. In manchen Fällen erwähnten sie ausdrücklich die verschiedenen Zeitebenen ihrer Gedankengänge. Meistens jedoch blieb der zeitliche Konnex unausgesprochen oder vage, auch wenn aus dem jeweiligen Inhalt deutlich hervorgeht, wie wichtig der entsprechende Bezug gewesen sein muss. Im folgenden Abschnitt geht es um Tagebucheinträge und Briefe, in denen die Autoren ganz bewusst über ihre Erinnerungen an die Vorkriegszeit schrieben und aktuelle Aussagen ausdrücklich damit verknüpften.

Die Autoren erinnerten die Vergangenheit in der Regel als etwas Positives, das im mehr oder weniger ausgeprägten Gegensatz zur jeweiligen Gegenwart stand. In einem Brief, den Ruth Goldbarth im August 1940 verfasste, zeigt sich die Funktion, die der Vergangenheitsbezug erfüllte, besonders deutlich. Goldbarth schrieb darin von ihrer Wunschvorstellung, gemeinsam mit Edith Blau Ferien im Grünen zu verbringen:

»Mädelchen, wie wäre das unaussprechlich schön; aber ich glaube, im Moment ist alles Schöne nur noch dazu bestimmt, dass man in Wunschträumen daran denkt oder es in der Vergangenheit sucht. Erinnerungen sind das Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können, sagt Herr Friedland. Ein recht trauriges Paradies, ich wäre oft froh, wenn ich alles vergessen hätte, was war; man würde sich nicht so blödsinnig sehnen.«²³⁷

Der unerfüllbare Wunsch in der Gegenwart stand für Goldbarth auf einer Ebene mit unwiderruflich Vergangenen. Die sicherlich als Trost gemeinte Bemerkung ihres Bekannten, immaterielle Erinnerungen an eine bessere Vergangenheit könne einem niemand nehmen, verkehrte sie in das Gegenteil. Goldbarth empfand die Fähigkeit, sich zu erinnern, als Belastung, weil sie mit deren Hilfe zu erkennen vermochte, wie desaströs der Jetzt-Zustand war. Machte jemand sich das Wechselverhältnis, in dem Vergangenheit und Gegenwart zueinander standen, bewusst, konnte dies in der Situation leicht negative Empfindungen auslösen. In einem Brief, den sie knapp zwei Monate später abschickte, griff sie ebenfalls bewusst auf Erlebnisse aus der Vorkriegszeit zurück, verknüpfte sie diesmal aber nicht mit einem unerfüllbaren Wunsch, sondern mit realen Praktiken, die sie zunächst beobachtete, um sodann aktiv daran teilzunehmen.²³⁸ Den konkreten Anlass bot die Geburtstagsfeier einer Freundin, zu der Ruth Goldbarth eingeladen worden war. Der Jubilarin ging es trotz der allgemein schwierigen Lage offensichtlich recht gut, denn sie konnte es sich leisten, ihren Gästen Kuchen, Süßigkeiten und alkoholische Getränke in größeren Mengen anzubieten. Goldbarth vertraute Edith Blau an, sie habe angesichts der Gesamtsituation in Warschau die Feier mit »bildhübsche[n] Mädchen, Lachen, Singen, Vergnügtsein« als beschämend und surreal empfunden.²³⁹ Erst nachdem sie mehrere Male auf das Wohl der Gastgeberin mit angestoßen habe, habe sie die fröhliche Stimmung der Feiernden teilen können.

Ruth Goldbarth erweist sich in diesem Brief ein weiteres Mal als aufmerksame Beobachterin ihrer Umwelt und ihrer selbst. Es war ihr sehr bewusst, dass

237 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 8. August 1940, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*02, Doc. 13, S. 2.

238 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 5. Oktober 1940, ebd., Doc. 24.

239 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 5. Oktober 1940, ebd., Doc. 24, S. 1.

das Verhalten der Anwesenden, so unpassend ihr es zum jetzigen Zeitpunkt zunächst vorkam, in der Vergangenheit nicht weiter aufgefallen wäre. Weiterhin nahm sie wahr, welch wohltuende Wirkung es auf sie persönlich hatte, es zumindest zeitweise ihren Freundinnen gleich zu tun und die Realität ein Stück weit auszublenden: »Sie machen sich alle so gar nichts aus der ganzen Misere und sind so vergnügt und verdalbert [sic], als lebten wir im Jahre 1938 und nicht 1940. Warum soll ich das nicht auch von Zeit zu Zeit.«²⁴⁰ Die Episode ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Zunächst einmal bietet sie Informationen über die Praktiken, mit denen über ein Jahr nach Beginn der Besatzung wirtschaftlich bessergestellte Teile der jüdischen Bevölkerung Warschaus Geburtstage begingen. Außerdem zeigt sich in Goldbarths Brief, welches zeitliche Bezugssystem sich die junge Frau mittlerweile konstruiert hatte. Im Wissen um die Verhältnisse der Vorkriegszeit begriff sie die Gegenwart als Ergebnis stetiger Verschlechterung der individuellen und kollektiven Situation. Die Geburtstagsfeier der Freundin brachte dieses Erklärungsmuster durcheinander. Im Moment der Irritation, mit der sie auf die Erfahrung reagierte, erkannte sie klar die Zeitbezüge, die sie bislang eher unbewusst hergestellt hatte. In ihrem Brief zeichnete sie diesen Entwicklungsgang, der schließlich in der teilweisen Aneignung der Verdrängungsstrategien ihrer Freundinnen mündete, noch einmal nach.

Auch Dawid Sierakowiak bediente sich ähnlicher Deutungsmuster, mit deren Hilfe er aktuelle Erfahrungen zu verstehen versuchte. Angesichts der Mangelversorgung und des Hungers, unter denen er und seine Familie so wie die restliche Ghettobevölkerung in Litzmannstadt litten, nahmen die Erinnerungen an den Überfluss der Vorkriegszeit zu.²⁴¹ Am Abend eines Putztages legte sich Sierakowiak in sein Bett, das er zuvor mit frisch gewaschenen Leinen neu überzogen hatte.²⁴² Er war erschöpft, weil er und seine Schwester fast alle Arbeit allein hatten leisten müssen, denn die Mutter war körperlich bereits zu sehr geschwächt, um zu helfen. Die saubere Bettwäsche weckte in ihm Erinnerungen: »Genau wie vor dem Krieg. Es fehlen »nur« noch ein Glas heiße Milch und Nudeln.«²⁴³ In einem frisch gemachten Bett zu liegen, war mehr als zweieinhalb Jahre nach Beginn der deutschen Besatzungsherrschaft von einer regelmäßigen zu einer sehr seltenen, beinahe schon einmaligen Erfahrung geworden, die aber immerhin noch möglich war. Die Erinnerung führte Sierakowiak all das vor Augen, was er einmal mit dieser Erfahrung verbunden hatte, sich jetzt aber nicht mehr realisieren ließ. Indem er den Konsum von Nudeln und Milch aus-

240 Ebd., S. 2.

241 Sierakowiak, Diary, Eintrag vom 18. März 1942, S. 147.

242 Ebd., Eintrag vom 31. März 1942, S. 151.

243 Ebd.

drücklich erwähnte und mit der Bettruhe verband, skizzierte er mit wenigen Sätzen ein Bild von Geborgenheit und Fürsorge. Dieses Bild war in Sierakowiaks Fall mit seiner Kindheit verbunden, denn alle Erinnerungen, die der junge Tagebuchautor an die Vorkriegszeit hatte, waren gleichzeitig Erinnerungen an dieses Lebensalter. Das Gefühl, wie ein Kind umsorgt zu werden und sich nicht um Grundbedürfnisse wie Essen, Trinken und Schlafen kümmern zu müssen, war für Dawid Sierakowiak und viele andere im Ghetto Litzmannstadt völlig verloren gegangen.

Nun war Sierakowiak im März 1942 bereits gut 17 Jahre alt und somit sicherlich kein Kind mehr. Doch auch zwei andere Rahmenbedingungen seiner Vorkriegs- und Kindheitserinnerung hatten sich dramatisch verändert. Erstens war seine Mutter, der früher wahrscheinlich der Großteil der Fürsorge um die Kinder oblag, aufgrund ihres immer schlechteren Gesundheitszustands kaum noch in der Lage, entsprechenden Verrichtungen nachzugehen. Zweitens waren Lebensmittel wie Milch und Nudeln schon lange nicht mehr im Ghetto erhältlich. Stattdessen herrschten Hunger, Mangelerscheinungen und Krankheiten als Folge der katastrophalen Versorgungslage.

Putzen und Ausruhen lösten bei Dawid Sierakowiak Erinnerungen an Vorkriegszeit und Kindheit aus. Indem er den Zeitbezug zur Vergangenheit herstellte, konnte er sich der Veränderungen, denen sein Leben seit Ausbruch des Krieges ausgesetzt war, bewusst werden. Diese Veränderungen waren nur teilweise das Ergebnis natürlicher Entwicklung, in der Hauptsache resultierten sie aus der »indirekten Vernichtung« (Ruta Sakowska), denen die Ghettobevölkerung ausgeliefert war.

Zeitbezüge innerhalb des Krieges

Nach und nach entstanden neue zeitliche Bezugspunkte, die nicht mehr in der Vorkriegszeit, sondern in der Kriegs- und Besatzungszeit selbst lagen. Ein be-
redtes Beispiel hierfür lieferte Abraham Lewin, der in seinem Tagebucheintrag vom 27. Mai 1942 den neuen Zeitabschnitt absteckte: »Heute sind 1.000 Tage Krieg vorüber. Welch schrecklicher und tragischer Jahrestag.«²⁴⁴ Obwohl er den entsprechenden Begriff verwendete, markierte er streng genommen eben keinen Jahrestag. Die Zahl von 1.000 Tagen eignete sich freilich besser, um zu verdeutlichen, wie lange die Katastrophe schon andauerte, die das jüdische Volk durchlebte. Konkreter wurde Dawid Sierakowiak, als er Anfang Dezember 1942 den Zustand der Wohnung schilderte. Während das Winterwetter dem der Jahre 1939 und 1940 gleiche, sei es zu Hause »schmutziger, kälter, nasser, Putzen

244 Lewin, Cup, S. 100.

steht völlig außer Frage. Vater ist unglaublich schmutzig und voller Läuse.«²⁴⁵ Räumlicher Bezugspunkt des Vergleichs war die gemeinsame Wohnung, in der die Mutter fehlte, die drei Monate zuvor als arbeitsunfähig eingestuft und in der Folge deportiert worden war. Ihre Arbeitskraft mag zwar nicht sonderlich ins Gewicht gefallen sein, war sie doch, wie bereits erwähnt, etliche Zeit zuvor so geschwächt, dass sie im Haushalt nicht mehr hatte helfen können. Allerdings hing die emotionale Leerstelle, die sie hinterließ, möglicherweise mit dem äußeren Verfall in der Unterkunft der Familie zusammen. Der räumliche Bezug, den Sierakowiak hier herstellte, evozierte den zeitlichen Bezug des Eintrags. Der Autor hatte die Wohnung vor Augen, in der er und seine Angehörigen seit ihrem erzwungenen Umzug in das Ghetto lebten, sodass er auf den entsprechenden Zeitraum verwies. Indem er direkt im Anschluss schilderte, in welcher verheerenden Verfassung sich sein Vater befand, verdeutlichte er die soziale Dimension der Entwicklung.

Drei Wochen später war es wieder das Wetter, das Sierakowiak dazu veranlasste, den Tag in die Zeit der Besatzungsherrschaft einzuordnen. Unter dem Datum des 25. Dezembers 1942 notierte er, heute sei das erste Weihnachten des Krieges ohne Schnee.²⁴⁶ In diesem Eintrag überkreuzen sich alte und neue Zeitstruktur. Das Weihnachtsfest hatte Sierakowiaks Leben vor dem Krieg zumindest peripher zeitlich strukturiert. Krieg, Besatzung und Ghetto stellten für ihn jedoch einen Zeitabschnitt eigener Qualität dar, ähnlich wie für Abraham Lewin. Die Weihnachtsfeste der Jahre 1939, 1940 und 1941 fielen in diese neue Zeiteinheit. Es ist sicherlich kein Zufall, dass sich die Verschiebung der Zeitbezüge einmal mehr im Zusammenhang mit der aktuellen Wetterlage manifestierte. Anders als in Friedenszeiten war das Wetter im Ghetto von existenzieller Bedeutung, zu große Kälte oder andauernde Nässe konnten angesichts des mittlerweile desaströsen Gesundheitszustandes der Bevölkerung, den Mangelernährung und Hunger verursacht hatten, lebensbedrohlich sein.

Nochmals drei Tage später beließ es Dawid Sierakowiak nicht dabei, einen neuen zeitlichen Bezugsrahmen zu nennen.²⁴⁷ Er wandte ihn explizit als Vergleichsfolie an, mit deren Hilfe er versuchte, die Gegenwart zu deuten. Konkret verglich er seinen jetzigen und seinen früheren Allgemeinzustand und kam zu dem Schluss, er werde zukünftige Bedrohungen wahrscheinlich nicht überstehen. Er bezog sich hierbei auf die Erfahrungen, die er seit Kriegsbeginn gemacht hatte. Es scheint, als hätte ihn im Monat Dezember die Frage, wie die

245 Sierakowiak, Diary, Eintrag vom 2. Dezember 1942, S. 235.

246 Ebd., S. 241.

247 Ebd., Eintrag vom 28. Dezember 1942, S. 243.

derzeitige Lage zu verstehen und zu bewerten sei, besonders umgetrieben. Die Antwort fiel desaströs aus:

»Ich bin völlig verzweifelt. Die Aussicht auf Kälte und Hunger erfüllt mich mit unbeschreiblicher Angst. Ich erinnere mich an Leidensszenen in den vorigen Jahren, als es um meinen Gesundheitszustand und meine Kraft noch besser bestellt war. Schon damals war ich kaum in der Lage, die Qualen zu ertragen.«²⁴⁸

Sozusagen ein Sonderfall des Zeitbezugs auf die Kriegsdauer ist der Verweis auf die unmittelbare Gegenwart. Angesichts der schlimmen Lage, in der sich die jüdische Bevölkerung insgesamt befand bzw. ausgelöst durch individuelle Schicksalsschläge, versuchten die Autoren von Tagebüchern und Briefen immer wieder, sich nicht in Erinnerungen zu verlieren und nicht an die Zukunft zu denken. Als beispielsweise Ruth Goldbarth von Lutek Orenbach erfahren hatte, dass dessen Großvater gestorben war, kam sie Edith Blau gegenüber zu diesem Schluss. Man müsse, so schreibt sie, bewusst leben und versuchen, für positive Erfahrungen im Hier und Jetzt dankbar zu sein.²⁴⁹ Für schädlich hielt sie es hingegen, sich zu sehr mit Gedanken um die Zukunft zu belasten.

Zukunftshoffnungen

Freilich war es kaum möglich, sich nicht auf die Zukunft zu beziehen und keine Hoffnungen an ihr festzumachen. In vielen Ego-Dokumenten gibt es entsprechende Passagen, in denen sich der Lebenswille der Autorinnen und Autoren artikuliert. Aus der Vorstellung, eine bessere Zukunft vor sich zu haben, schöpften sie Kraft und Durchhaltevermögen für die Gegenwart. Gleichzeitig war ihnen durchaus klar, wie unsicher und trügerisch solche Hoffnungen waren, weshalb sie häufig versuchten, sie bereits in dem Moment einzuhegen, in dem sie ihre Wünsche aussprachen. Das Bedürfnis, auf einen Zeitpunkt in der Zukunft hinzuleben, ließ sich jedoch nicht unterdrücken.

Noch recht unbedarft und ohne seine Aussage gleich zu relativieren, schrieb Lutek Orenbach an Edith Blau im April 1940: »Wir küssen uns durch die Briefe hindurch und denken: Alles wird gut. Irgendwann, wenn ich ein alter Mann bin, werde ich diese Briefe lesen und denken: Ich war so jung, und alles war so schön.«²⁵⁰ Bereits etwas skeptischer schrieb Ruth Goldbarth einige Monate

248 Ebd.

249 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 22. September 1940, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*02, Doc. 21, S. 1.

250 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 23. April 1940, in Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*06, Doc. 131, S. 1.

später aus dem Warschauer Ghetto: »Ich möchte so gern, ich möchte mich mit aller Kraft daran klammern und mir ausmalen dürfen, wie schön es nochmal sein kann. Wir sind doch noch so jung!«²⁵¹ Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nach dem Krieg war jedoch kein Privileg jüngerer Ghattobewohner. So berichtete Abraham Lewin von einem über 80jährigen Witwer, dessen Sohn im Ghetto gestorben war und der seither völlig allein lebte.²⁵² Der größte Wunsch des Mannes sei es, nach dem Tode Adolf Hitlers und dem gleichzeitigen Ende des Kriegs noch eine halbe Stunde zu leben. Dieser Ghattobewohner trug seinem Lebensalter Rechnung und bezog die Realität durchaus in seine Zukunftshoffnung mit ein. Anders als Orenbach und Goldbarth hatte er den Großteil seines Lebens hinter sich. Es ging ihm offensichtlich vor allem darum, in der Zukunft die Gewissheit zu erlangen, selbst überlebt und den Tod seiner Feinde miterlebt zu haben. Wie lange dieser Zustand anhalten würde, war ihm nicht wichtig. Doch auch er brauchte, so scheint es, eine Hoffnung, an der er sich in der Gegenwart festhalten konnte.

Die Wünsche, die Janusz Korczak an seine Zukunft nach dem Krieg hatte, waren ungleich detaillierter und setzten voraus, dass ihr Urheber Krieg und Ghetto um eine lange Zeitdauer überleben würde.²⁵³ Korczaks Zukunftsvisionen waren jedoch nicht nur mehr oder weniger reale Sehnsüchte, die der Verzweiflung über die Gegenwart entsprangen. Vielmehr baute er sich auf den Seiten seines Tagebuches eine detaillierte Gegenwelt auf, die er aus naheliegenden Gründen in die Zukunft projizierte. Er stellte sich vor, der Krieg sei vorbei, und er und die Kinder aus seinem Waisenhaus hätten die katastrophalen Jahre im Ghetto überstanden. Mit der Hilfe von Spendengeldern ehemaliger Heimkinder, die mittlerweile in den USA lebten, wäre es ihm gelungen, im Libanon ein Waisenhaus zu bauen, wo er seine Idealvorstellung uneingeschränkt umsetzen konnte. Der Arbeit im idealen Waisenhaus könne er seine gesamte Zeit widmen, ohne repräsentative Pflichten außerhalb wahrnehmen zu müssen. Für sich persönlich sah er in dieser Vision ein Einzelzimmer mit durchsichtigen Wänden vor, durch die er ungestört Sonnenaufgang und -untergang beobachten konnte. In dieser Fiktion waren alle Probleme, die Korczak im Frühjahr 1942 umtrieben, gelöst. Er hatte keine finanziellen Sorgen mehr, weshalb er anders als im Ghetto die pädagogische Arbeit als Heimleiter nicht immer wieder unterbrechen und irgendwie Gelder auftreiben musste, die den Betrieb des Waisenhauses notdürftig sicherten. Er und die Waisenkinder konnten sich aus Warschau wegbewegen und waren nicht mehr in einem Ghetto

251 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 6. Februar 1941, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*03, Doc. 49, S. 1.

252 Lewin, Cup, Eintrag vom 5. Juni 1942, S. 118-120.

253 Korczak, Tagebuch, S. 33 f.

eingesperrt. Außerdem hatte er ein Zimmer für sich, das er nicht mit kranken Waisenkindern teilen musste. Korczaks Vorstellung von einer besseren Zukunft gingen nicht nur über die Realität des Ghettos, sondern auch über die ungleich besseren Bedingungen der Vorkriegszeit weit hinaus. Ideale und Fiktionen zu formulieren war im Mai 1942 vielleicht die einzige verbliebene Möglichkeit, der Gegenwart etwas entgegenzusetzen. Allein deshalb ist Korczaks bunte und ausführliche Zukunftsvision bemerkenswert. Darüber sollte man nicht vergessen, dass sie auch noch andere Effekte erzielte. Wie bei all den hier aufgeführten Zukunftsbezügen schwang auch bei Korczak die verzweifelte Hoffnung mit, seine Wünsche würden sich zumindest teilweise realisieren. Außerdem half ihm der Blick in die Zukunft, die Gegenwart zu verstehen und zu begreifen, dass im Ghetto existenzielle Grundvoraussetzungen nicht gegeben waren.

Enttäuschte Hoffnung: Zukunftslosigkeit und Selbstaufgabe

Mit fortlaufender Kriegsdauer schwanden die tatsächlichen Aussichten darauf, den Krieg und das Ghetto zu überleben. Die Ghattobewohner erwähnten in ihren Ego-Dokumenten häufiger, dass sie kaum noch an eine Zukunft nach dem Krieg glaubten. Ihre Annahmen über den Zeitpunkt des Kriegsendes hatten sich zu oft als falsch herausgestellt. Gleichzeitig stellten sie fest, dass ihre Kräfte und ihre Energie immer weiter abnahmen und die Sterblichkeitsrate um sie herum stetig anstieg. In seinem Tagebucheintrag vom 17. April 1942 fing Dawid Sierakowiak den Gegensatz von Praktiken, die sich zumindest auf eine mittelfristige Zukunft bezogen, und der Erkenntnis der eigenen Schwäche treffend ein: »Ich will immer noch lesen und lernen. Ich leihe Bücher aus, mache Pläne und habe Projekte, aber es gibt nichts, das ich verwirklichen könnte.«²⁵⁴ Anders als bisher war nicht das winterkalte Wetter, sondern der zunehmende Hunger die Ursache für Sierakowiaks Kraftlosigkeit, wie er in der Folge treffend bemerkte. Eineinhalb Wochen später, als er den Mangel an Nahrung und Brennmaterial bei sich zu Hause beschrieb, zog er ebenfalls die Verbindung zu seinem fehlenden Willen und der fehlenden Kraft, zu lernen.²⁵⁵ In diesem Zusammenhang reflektierte er, wie die Zeit fortschritt, was ihm die eigene Hoffnungslosigkeit drastisch vor Augen führte:

»Die Zeit vergeht, meine Jugend vergeht, meine Schuljahre, meine Kraft vergeht und mein Enthusiasmus. Nur der Teufel weiß, was ich aus diesem Pogrom retten werde. Ich fange langsam an, meine Hoffnung daran zu ver-

²⁵⁴ Sierakowiak, Diary, S. 155.

²⁵⁵ Ebd., Eintrag vom 29. April 1942, S. 160f.

lieren, dass ich ins Leben zurückkomme, oder zumindest das behalte, das ich gerade führe.«²⁵⁶

Die Zeit hatte ihre Funktion als Strukturelement des Lebens verloren. Eine Zeiteinheit wie die Schulzeit, die bislang noch einigermaßen funktioniert hatte und die implizit auf einen nächsten Schritt in der Zeitfolge hingebunden war, ergab immer weniger Sinn, Zeit verfloß sozusagen ohne Ziel und Zweck. Die Erkenntnis über den vergeblichen Fortgang der Zeit war für Sierakowiak gleichbedeutend mit der Einsicht in die Ausweglosigkeit der Situation. Bald schon war der Verweis auf ein mögliches Ende des Krieges nicht viel mehr als eine rhetorische Reminiszenz an frühere Tagebucheinträge. Die Vernichtungsaktionen der deutschen Besatzer gaben den zeitlichen Takt vor, an dem sich das Leben im Ghetto ausrichtete, und es war wahrscheinlicher, zu sterben und auf dem jüdischen Friedhof im Stadtteil Marysin begraben zu werden, als das Kriegsende zu erleben: »Und so geht es, Tag für Tag, Ration für Ration, Deportation für Deportation bis zum Ende des Krieges, oder der Abreise nach Marysin, oder vielleicht bis wir ins Exil gehen.«²⁵⁷ In seinen letzten Tagebucheinträgen vom April 1943 trat Sierakowiaks zunehmende Hoffnungslosigkeit immer deutlicher zutage. Der Zyklus aus Krankheit, Schwäche und Hunger schien nach einer kurzen Phase geringfügiger Verbesserungen wieder von vorne zu beginnen. Anstelle einer besseren Zukunft wiederholte sich die alpträumhafte Vergangenheit: »Nadzia hat wieder die Krätzesymptome an ihrem Körper bemerkt. Wenn die Dinge so weitergehen, werde ich verrückt. Oh, diese schreckliche, endlose Hoffnungslosigkeit. Keine Chance oder Hoffnung auf Leben.«²⁵⁸

In einem 1944 auf den Seiten eines französischen Romans verfassten Tagebuch eines anonymen Ghettabewohners aus Litzmannstadt nahm die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht erst nach und nach ab. Als der Anonymus im Mai 1944, also zu einem sehr späten Zeitpunkt, mit der Niederschrift des Tagebuches begann, war ihm rational bereits klar, dass es kaum eine realistische Aussicht mehr darauf gab, das Ende des Krieges zu erleben. Wider besseres Wissen brachte er sehr viel Energie für die Antwort auf die Frage auf, ob er später nach Palästina auswandern oder in Polen bleiben solle.²⁵⁹ Er sei, so schrieb er, hin- und hergerissen zwischen sozialistischem Kosmopolitismus und zionistischem Nationalismus, womit er an die politischen Grabenkämpfe der Vorkriegszeit anschloss. Die politischen Ideologien der Zweiten Polnischen Republik und

256 Ebd., S. 161.

257 Ebd., Eintrag vom 21. Mai 1942, S. 171.

258 Ebd., Eintrag vom 4. April 1943, S. 265.

259 Loewy, Notizen, Eintrag vom 15. Mai 1944, S. 37.

ihre Antworten auf die Frage nach jüdischer Identität übertrug er auf eine imaginierte Nachkriegszeit, in der diese Lösungsvorschläge wieder realisiert werden konnten. Dass es sich bei diesen Überlegungen um Wunschvorstellungen handelte, war ihm bewusst: »Das sinnloseste dabei ist – dass ich ein Mann bin, der in der deutschen Falle sitzt – aus der nicht einmal der Tod unbemerkt entkommen kann.«²⁶⁰ Doch nicht nur als Ergebnis eigener Reflexion, sondern auch aus der Reaktion seiner Mitmenschen, mit denen er seine Zukunftspläne besprach, konnte er auf deren mangelnden Realitätsbezug schließen. Seine zwölfjährige Schwester, offenbar die einzige noch lebende Angehörige, erwiderte auf seine Ausführungen lapidar: »Ja, ganz gut, falls wir überleben würden.«²⁶¹ Die Einsicht in die Ausweglosigkeit der Situation, die aus dieser Bemerkung implizit sprach, stürzte den Autor in große Verzweiflung. Es sei schrecklich, dass ein Kind wie die Schwester in fünf Jahren Krieg Erfahrungen hätte machen müssen, die es zu dieser Einschätzung der aktuellen Lage befähigten. Es scheint, als hätte dieser Kommentar dem Anonymus noch deutlicher als die eigenen Überlegungen vor Augen geführt, wie vergeblich es war, Pläne für eine gemeinsame Zukunft nach dem Krieg zu schmieden. Im weiteren Verlauf verkürzten sich die Intervalle zwischen Momenten der Hoffnung und der Verzweiflung in Abhängigkeit von den realen Ereignissen. Als sich die Gerüchte über die Landung der Alliierten in der Normandie, die sich auch im Ghetto Litzmannstadt verbreitet hatten, bestätigten, ließ dies die Bevölkerung ebenso hoffen wie russische Luftangriffe auf deutsche Stellungen, die sich unmittelbar beobachten ließen.²⁶² Als Hans Biebow, der Leiter der deutschen Ghettoverwaltung, persönlich den Judenältesten Mordechai Chaim Rumkowski brutal zusammenschlug, schwang das Pendel in die entgegengesetzte Richtung.²⁶³ Rumkowski selbst war bislang keinen Restriktionen ausgesetzt gewesen, weshalb das veränderte Verhalten der Deutschen ihm gegenüber als Einschnitt empfunden wurde. Die Aussicht auf ein baldiges Ende der deutschen Besatzung, die mit den Erfolgen der Alliierten an West- und Ostfront zunächst real erschien, erwies sich als trügerisch. Im August 1944 klammerten sich viele Menschen ein letztes Mal an die Hoffnung, die Befreiung durch die Sowjettruppen doch noch zu erleben. Wie der Ghetobewohner Markus Margulies berichtet, erwarteten die verbliebenen Ghetobewohner stündlich die Ankunft der Roten Armee, sahen sich jedoch schon bald enttäuscht.²⁶⁴ Die Deutschen begannen angesichts der näher rückenden

260 Ebd.

261 Ebd., Eintrag vom 24. Mai 1944, S. 38.

262 Ebd., Einträge vom 6., 7. und 9. Juni 1944, S. 41 f. bzw. Eintrag vom 21. Juni 1944, S. 48 f.

263 Ebd., Eintrag vom 16. Juni 1944, S. 43 f.

264 Margulies, AŽIH 302/80, Bl. 9.

russischen Frontlinie erneut, große Teile der verbliebenen Ghettobevölkerung zu deportieren bzw. beschossen schließlich, das Ghetto ganz aufzulösen.

d) Zwischenfazit

Die Zeitabläufe, denen die jüdische Bevölkerung unter deutscher Besatzung unterlag, bildeten den Rahmen für Praktiken, die einen im engeren Sinne privaten Charakter hatten. Die Zeitstruktur der Tage, Wochen, Monate und Jahre veränderte sich vom ersten Tag der Besatzungsherrschaft an, und die Menschen konnten diese Veränderungen registrieren, wenn sie sie mit ihren bisherigen Erfahrungen verglichen. Der Wahrnehmung von Zeitabläufen war also ein Bezug auf die Vorkriegszeit immanent, weshalb die in diesem Kapitel vorgenommene Unterscheidung in gewisser Weise künstlich ist. Die Trennung zwischen der Zeitwahrnehmung an sich (wenngleich zum Teil mit implizitem Zeitbezug auf die Vergangenheit) und den Veränderungen der individuellen Zeitkonzepte ist dennoch sinnvoll.

Im ersten umfangreicheren Abschnitt des Kapitels ging es darum, wie die Menschen mit den Veränderungen der Zeitstruktur umgingen bzw. welche Auswirkungen es hatte, dass sie diese Veränderungen überhaupt wahrnahmen und deuteten. So versuchten sie, in chaotischen Phasen ihr Bedürfnis nach zeitlicher Ordnung zu befriedigen, indem sie zumindest kurzlebige Routinen entwickelten. In Zeiten relativer Stabilität, die je nach Standort zu unterschiedlichen realen Zeitpunkten gegeben war, sahen sie Monotonie und Langeweile als Problem, dem sie selbstbestimmt aktives Handeln entgegensetzten. Allgemein konnte sich in der individuellen Gestaltung der Zeitabläufe Selbstbestimmung ausdrücken. Weiterhin bot die Art und Weise, in der man über die Zeitabläufe nachdachte und schrieb, eine Möglichkeit, eigene Befindlichkeiten zu benennen. Auch Mechanismen der Herrschaftspraxis konnte man mit Hilfe der Frage, wie und weshalb sich Zeitabläufe veränderten, erkennen. Dieser Blick auf den Umgang mit den sich verändernden Zeitabläufen offenbart viel über die Adaption der Rahmenbedingungen der deutschen Besatzer. Zeit war eine konstitutive Komponente des Privaten. Die Entwicklung der zeitlichen Rahmenbedingungen im Ghetto nachzuzeichnen bedeutet deshalb, einen Teilaspekt des Privaten selbst zu analysieren.

Der zweite Abschnitt dieses Kapitels behandelte die individuellen Zeitkonzepte, die sich während der Besatzung entwickelten. Auch hier sind Aussagen über das Private im Ghetto möglich, wenngleich der Zusammenhang weniger offensichtlich sein mag als im Hinblick auf Zeitabläufe. Der Bezug auf Vergangenheit und Zukunft machte den Autoren der Ego-Dokumente bewusst, was es in der Gegenwart nicht mehr bzw. noch nicht wieder gab. Ab einem gewissen

Zeitpunkt, der individuell verschieden war, hatte der Wunsch nach einer Wiederaufnahme privater Praktiken eine geringere Bedeutung als die Hoffnung, überhaupt noch eine Zukunft zu erleben. Das Private war also ein Maßstab für die Qualität der Jetzt-Zeit geworden. Solange es noch Praktiken gab, die an die Vorkriegszeit anknüpften, das heißt solange das Private zumindest als Residuum noch existierte, und solange noch eine minimale Aussicht auf Zukunft, gleichsam als Selbstverheißung, sinnvoll war, konnten die Menschen das Leben in den Ghettos ertragen. Aus heutiger Sicht waren solche Hoffnungen von vornherein utopisch. Für die Zeitgenossen allerdings war ein funktionierendes, wenn auch stark verändertes Zeitkorsett überlebenswichtig.

2. Privater Raum

Zu Beginn der deutschen Besatzungsherrschaft war die Raumsituation aller jüdischen Gemeinden von Instabilität und der Unsicherheit geprägt, unter welchen räumlichen Bedingungen die jüdische Bevölkerung in Zukunft würde leben müssen. Auch hohen Funktionsträgern innerhalb der jüdischen Selbstverwaltung war lange Zeit nicht klar, ob die deutschen Pläne für abgetrennte »Jüdische Wohnbezirke« ernst gemeint waren bzw. welche Gestalt die angekündigten Ghettos letztlich haben würden. Diese Phase endete bis zu einem gewissen Grad in den Großghettos mit der Abriegelung der Ghettogebiete, in Litzmannstadt im Mai 1940, in Warschau im November 1940. Die räumlichen Rahmenbedingungen blieben generell jedoch bis zum Ende der Ghettos instabil.²⁶⁵

In Tomaszów und Petrikau gab es solch eindeutige Einschnitte wie die Abriegelung durch Mauern oder Stacheldraht nicht, in beiden Städten entstanden offene Ghettos; räumliche Grenzen waren dort leichter zu umgehen. Der Erfahrung räumlicher Enge war die Ghettobevölkerung an allen Standorten und über den gesamten Betrachtungszeitraum hinweg ausgesetzt.

a) Exklusion und Separierung der jüdischen Bevölkerung

Das Tagebuch des Warschauer Judenratsvorsitzenden Adam Czerniaków macht deutlich, wie lange die Deutschen die jüdische Bevölkerung der Stadt über die endgültige Gestalt des Ghettos im Unklaren ließen. Gleichzeitig zeigt sich, wie bewusst sich Czerniaków der Raumproblematik war, mit welcher Genauigkeit

²⁶⁵ Vgl. die Erinnerungen Stanisław Sznapmans, in denen er von der Instabilität der Ghetto Grenzen selbst nach dem Ende der Massendeportation im Herbst 1942 berichtete. Sznapman, AŻIH 302/198.

er versuchte, die Situation zu erfassen und welche Handlungen beides evozierte. Die Schließung des Ghettos war sicherlich der große Einschnitt, mit dem die Besatzer zunächst einmal Fakten schufen. Allerdings war die solcherart geschaffene Stabilität relativ, denn immer wieder griffen die Deutschen in die Raumstruktur des Ghettos ein, kündigten an, es weiter zu verkleinern und setzten diese Pläne in vielen Fällen auch um. Das Leben in räumlicher Enge und Einschränkung war für den Großteil der Juden eine grundlegende Erfahrung der Besatzungszeit. Sie bezog sich nicht nur auf den engeren Wohnbereich, sondern auch auf den jeweiligen städtischen Raum.

Bereits Ende Oktober 1939 stellten die Besatzer erste Überlegungen über ein Ghetto an, die sie zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nicht realisierten.²⁶⁶ Für Adam Czerniaków müssen solche Ankündigungen, die sich in der Folgezeit wiederholten, immer wieder Momente des Schocks gewesen sein, die einen Gutteil der psychischen Zermürbung ausmachten, die er an sich selbst feststellte. Nicht zum letzten Mal kam es im Spätherbst 1939 in Warschau zu einer Folge aus Ankündigung, Zurücknahme und teilweiser Umsetzung. Es gab im momentanen Ergebnis kein Ghetto, allerdings trennten die Deutschen bestimmte Viertel, in denen sich die jüdische Bevölkerung seit jeher konzentrierte, räumlich ab. Sie definierten das Gebiet und stellten an den Grenzen Pfosten mit Schildern auf, auf denen zu lesen war: »Achtung Seuchengefahr – Eintritt verboten.«²⁶⁷ Dieses Verbot richtete sich an von außen kommende Nichtjuden und entsprang vorgeblich der Sorge um deren Gesundheit. Die hygienischen und sanitären Zustände im »jüdischen Wohnbezirk« (der zu dieser Zeit freilich noch nicht so hieß) unterschieden sich zunächst nicht grundlegend von denen in anderen Teilen der Stadt, sondern verschlechterten sich erst als Folge der deutschen Repressionen, woran die übergroße Enge einen erheblichen Anteil hatte. Die Besatzer taten alles, um das Bild des schmutzigen, mit ansteckenden Krankheiten behafteten Juden Wirklichkeit werden zu lassen, und verkehrten vor der nichtjüdischen Öffentlichkeit bewusst Ursache und Wirkung. Generell kam in der deutschen Herrschaftspraxis der Gestaltung des städtischen Raumes in eine wichtige Funktion zu, wie dieses Beispiel verdeutlicht. Die Formulierung der Schilderinschriften verschleierte nur oberflächlich die eigentliche Intention der Deutschen, die jüdische Bevölkerung zu konzentrieren, auch wenn im November 1939 noch nicht feststand, auf welches Ziel diese Konzentration ausgerichtet war. Die Besatzer hielten im weiteren Verlauf des Krieges konsequent an der offiziellen Lesart fest, die Abtrennung der jüdischen Viertel erfolge primär

266 Czerniaków, Getto, Eintrag vom 4. November 1939, S. 13 f. Czerniaków erwähnte hier kurz den »Ansiedlungsstreifen«, über den ihn die Deutschen informierten, und der nichts anderes war als die Form des Ghettos, die zu diesem Zeitpunkt erwogen wurde.

267 Ebd., Eintrag vom 18. November 1939, S. 16.

als Schutzmaßnahme für die »arische« Bevölkerung. Die Grenzen zwischen der Deutung und Inszenierung der Raumgestaltung und der tatsächlichen Beherrschung des Raumes als Ausdruck der Herrschaftsdurchsetzung waren fließend.²⁶⁸

Im ersten Jahr der Besatzung konnte ein Teil der jüdischen Bevölkerung Warschaus trotz dieser Maßnahmen noch in ihren alten Wohnungen in nunmehr als »deutsch« oder »polnisch« definierten Vierteln wohnen bleiben. Auch war der Übertritt aus dem jüdischen Teil der Stadt physisch möglich, da es um den entsprechenden Bereich noch keine Mauern gab. Weitere Maßnahmen der Deutschen ließen freilich nicht lange auf sich warten. Die Pflicht, als Jude eine Armbinde zu tragen, die in Warschau ab Dezember 1939 galt, stand auch im Zusammenhang mit der räumlichen Exklusion der jüdischen Bevölkerung, denn auf diese Weise konnten die Deutschen die schrittweise Separierung überhaupt erst vornehmen. Im Hinblick auf die physische Abtrennung erwogen die Besatzer zunächst, ein späteres Ghetto mit Stacheldraht umzäunen zu lassen, bevor sie den Befehl gaben, mit dem Bau von Mauern zu beginnen.²⁶⁹ Czerniaków verwendete den Begriff »Ghetto« zunächst in Anführungszeichen, sah jedoch bald davon ab, das Wort besonders zu kennzeichnen. Er hatte sich offensichtlich an die Vorstellung gewöhnt, es werde ein wie auch immer geartetes Ghetto geben. Von einem frühen Zeitpunkt an betonte Czerniaków, wie sich die räumliche Separierung auf die Bevölkerungsdichte in den betroffenen Gebieten auswirkte. Bereits Ende Oktober 1939 hielt er fest, in Warschau lebten 360.000 Juden.²⁷⁰ Elf Monate später rechnete er aus, wie viele Juden in einem Zimmer leben müssten, sollten die Stadtteile Grochów und Wola zum Ghettogebiet werden, wie es die Überlegungen der Deutschen in diesen Tagen offenbar vorsahen.²⁷¹ Hierbei verwendete er keineswegs nur ungefähre Angaben, sondern griff auf sehr genaue Zahlen zurück. In den betroffenen Vierteln teilten sich ursprünglich zwei bis drei Menschen einen Raum. Wären zu den knapp 80.000 Bewohnern, für die diese durchschnittliche Verteilung galt, das Gros der Warschauer Juden, das heißt etwa 350.000 weitere Menschen, hinzugekommen, so hätte dies das absurde Verhältnis von 25 bis 30 Personen pro Raum bedeutet, je nach Berechnungsgrundlage. Czerniaków bereite mit den Berechnungen in seinem Tagebuch eine Eingabe an die Besatzer vor, in der er auf diese Konsequenzen hinweisen wollte. Er benutzte exakte Angaben, um sowohl sich selbst als auch den Deutschen die abwegige Unvernunft der Planun-

268 Vgl. auch N.N., AŻIH 301, 69.

269 Czerniaków, Getto, Einträge vom 18. und 29. März sowie vom 1. April 1940, S. 53, S. 56 und S. 57.

270 Ebd., Eintrag vom 31. Oktober 1939, S. 13.

271 Ebd., Eintrag vom 9. September 1939, S. 112.

gen vor Augen zu führen. Czerniaków nahm, so scheint es, nach wie vor an, die Besatzer seien für rationale und mit messbaren Angaben gestützte Argumente empfänglich. Doch dass die Deutschen letztlich ihre Pläne abänderten und das Ghetto in Muranów errichteten, ist sicher nicht auf Czerniakóws Initiative zurückzuführen. Der Versuch des Judenratsvorsitzenden, auf der Grundlage dieser geradezu grotesken Zahlen zu argumentieren, wirkt hilflos und verzweifelt. Doch unabhängig von der Effektivität und Relevanz, die Czerniakóws Aufstellung in diesem Fall tatsächlich hatte, stand ihm mit der zu erwartenden Bevölkerungsdichte eines zukünftigen Ghettos ein Mittel zur Verfügung, zumindest einen Aspekt der Geschehnisse zu erfassen, und dieses Mittel hatte er in diesem Zusammenhang zum ersten Mal angewendet.

Anfang September 1940 begingen die Deutschen den Jahrestag des Kriegsbegins mit der Umbenennung von Straßen und Plätzen und der gleichzeitigen Exklusion der jüdischen Bevölkerung aus diesen Räumen. Die Umsiedlungsaktion in das spätere Ghettogebiet hatte noch nicht begonnen, das heißt immer noch lebten jüdische Familien in Vierteln, die nun als »deutsch« oder »arisch« galten. Deutsche konnten sich in diesen Stadtteilen selbstverständlich frei bewegen, die endgültige räumliche Separierung aller Juden erfolgte erst ab Oktober 1940 und fand ihren Abschluss mit der Abriegelung des Ghettos im November. Diese intensive Phase der Ghettoisierung und deren Bedeutung für die räumlichen Rahmenbedingungen des Privaten wird im nächsten Abschnitt ausführlich behandelt. Bereits vor dieser Zeitspanne war es Deutschen prinzipiell untersagt, den Jüdischen Wohnbezirk, das Gebiet des späteren Ghettos, zu betreten. Auch sonst gab es vor Beginn der eigentlichen Ghettoisierung kaum unmittelbare Kontakte zwischen den deutschen Besatzern und den Juden, denn in der Regel führte der Judenrat deutsche Befehle aus. Wenn deutsche Soldaten, Polizisten oder Angehörige der SS dennoch Häuser und Wohnungen der Juden aufsuchten, geschah dies stets in der Absicht, Repressionen und Restriktionen zu implementieren. Das Verhältnis zwischen deutschen Besatzern und Juden wies somit eine eindeutige räumliche Komponente auf.

Vor diesem Hintergrund ist eine Episode umso erstaunlicher, die in Ruth Goldbarths Briefen im August und September 1940 breiten Raum einnahm, und in der für einige wenige Stunden dieses Verhältnis von Herrschenden und Beherrschten, das entlang räumlicher Trennlinien verlief, aufgehoben wurde. Edith Blaus Onkel Hermann Bradtmüller aus Minden, mit Blaus Tante, einer Jüdin, verheiratet, selbst aber kein Jude, war im Herbst 1940 als Wehrmachtsoldat in Polen stationiert. Bereits in der ersten Augushälfte ließ er seine Nichte seinen Besuch in Warschau ankündigen, was bei Ruth Goldbarth und ihrer Familie zu großer Begeisterung führte:

»Weißt Du, worüber ich mich am meisten gefreut habe? Dass Dein Onkel so nahe bei uns ist! Kleines, wenn er uns besuchen wollte!!! Wie kannst Du nur fragen, ob es uns recht ist! Du kannst Dir doch sicher vorstellen, wie schrecklich wir uns freuen würden! Also wenn es ihm möglich ist, wir wären begeistert, wenn er zu uns käme!«²⁷²

Bradt Müller, der sich im August 1940 in Minden im Fronturlaub befunden hatte, brach von hier aus Richtung Warschau auf. Goldbarth verlieh ihrer Freude über den bevorstehenden Besuch in einem weiteren Brief Anfang September euphorisch Ausdruck. Sie präziserte, es sei vor allem die Tatsache, sich mit jemandem unterhalten zu können, der kurz zuvor noch in realiter mit Edith Blau gesprochen hatte, über die sie sich so sehr freue. Goldbarth hatte die Freundin zu diesem Zeitpunkt seit fast einem Jahr nicht mehr gesehen und gesprochen, und es bestand kaum Aussicht auf ein Wiedersehen. Die große Entfernung, in der die beiden jungen Frauen voneinander lebten, und die eine Folge der Kriegseignisse war, wäre kaum zu überwinden gewesen, konnte Goldbarth doch nicht einmal die Grenzen des Bezirks Warschau, geschweige denn des Generalgouvernements legal übertreten. Als es Hermann Bradt Müller am 8. September 1940 tatsächlich gelang, für einige Stunden Familie Goldbarth zu besuchen, überwand die Begegnung zumindest mittelbar diese räumliche Trennung. Goldbarths Glücksgefühle teilen sich in einem Brief mit, den sie sofort nach dem Aufbruch Bradt Müllers verfasste. Ausführlich schilderte sie den Überraschungsmoment, den Bradt Müllers Ankunft auslöste, mit der die Familie an diesem Tag nicht gerechnet hatte: »Herrgott, ein Mensch, trotz seiner Kleidung, und ein Stückchen von Dir, vor einer Woche saß er noch mit Dir zusammen.«²⁷³ Obwohl Ruth Goldbarth Edith Blas Onkel nicht persönlich kannte, fühlte sie sich dem Besucher schnell vertraut und emotional verbunden. Bradt Müllers Mittlerrolle zwischen den beiden Freundinnen manifestierte sich nicht nur in dem Besuch selbst. Der Soldat hatte Ruth Goldbarth einen Apfel aus Edith Blas Garten mitgebracht, dem Garten, um den es in der Korrespondenz der beiden immer wieder ging und der im Laufe der Zeit zu einem virtuellen Gegenraum wurde. Der Apfel machte diesen Gegenraum einen Moment lang für Ruth Goldbarth haptisch fassbar und bildete somit den materiellen Kern der Episode, gemeinsam mit den vielen weiteren Lebensmitteln, die der Gast für die ganze Familie mitgebracht hatte.²⁷⁴ Ein weiterer Besuch

272 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 19. August 1940, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*02, Doc. 15, S. 2.

273 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 8. September 1940, ebd., Doc. 19, S. 1.

274 Auch in Litzmannstadt hatten die zahlreichen Pakete, die im Ghetto eintrafen, einen materiellen und ideellen Wert, da sie die Verbindung mit der Außenwelt sicherstellten.

Hermann Bradtmüllers ließ sich nicht realisieren, weil der Mindener bald veretzt wurde bzw. weil Ruth Goldbarth und ihre Familie in das Ghetto umziehen mussten, wo sich ein Besuch um etliches schwieriger gestaltet hätte.

Der räumliche Bezug zwischen Warschau und Minden, der in der gesamten Korrespondenz eine Rolle spielte, kam eineinhalb Jahre nach Bradtmüllers Besuch noch einmal über persönliche Kontakte zum Tragen. Edith Blau und ihre Mutter Meta waren mittlerweile aus Minden in das Rigaer Ghetto deportiert worden, der Briefverkehr zwischen Blau und Goldbarth war deshalb zum Erliegen gekommen. Allerdings hatte Ruth zumindest sporadisch Kontakt mit Edith Blaus Tante, Hermann Bradtmüllers Ehefrau Frieda. Der letzte überlieferte Brief aus Ruth Goldbarths Feder, der vom 23. April 1942 datiert, richtete sich denn auch an Frieda Bradtmüller.²⁷⁵ Goldbarth bedankte sich darin für die Nachrichten über das Schicksal von Mutter und Tochter Blau. Außerdem schilderte sie, wie sie eine Bekannte der Familie Bradtmüller, die Jüdin Hanne Selbiger, die aus Minden nach Warschau deportiert worden war und dort in einem Auffanglager lebte, besucht hatte. Hanne Selbiger und ihr Sohn Alfred hatten im Haus von Edith Blaus Verwandten während der ersten Kriegsjahre Unterschlupf gefunden. Ruth Goldbarth musste Frieda Bradtmüller mitteilen, dass die Deutschen Alfred Selbiger bereits mit unbekanntem Ziel deportiert hatten. Sie versprach, sich um Hanne Selbiger zu kümmern, soweit ihr das unter den gegebenen Umständen möglich sei. Ein zweites Mal war die räumliche Entfernung zwischen Minden und Warschau aufgehoben worden, allerdings unter völlig anderen Vorzeichen als im September 1940. Im April 1942 war es die Vernichtungsintention der Deutschen, die das instabile räumliche Gefüge, innerhalb dessen sich Ruth Goldbarth so wie viele andere eingerichtet hatte, zum Einsturz brachte. Die Deportationen aus Minden nach Riga und Warschau waren existenziell bedrohlich und bildeten somit einen scharfen Kontrast zum Besuch des Onkels. Die einzige Gemeinsamkeit, die beide Ereignisse aufwiesen, war die jeweilige Solidarität, die zuerst Bradtmüller, später Goldbarth aufbrachten, und in der sich eine Verbundenheit ausdrückte, die über die Entfernung hinweg gewachsen war.

Vgl. Hurwicz, AŽIH 302/11-13, Abschnitt I, Eintrag vom 16. September 1941, Bl. 48; Bericht Feldman, AŽIH 301/279 f., Bl. 2.

275 Brief Ruth Goldbarths an Frieda Bradtmüller vom 23. April 1942, in Edith Brandon papers, RG-10.250*04, Doc. 101.

b) Ghettoisierung

Die Errichtung der geschlossenen Ghettos in Litzmannstadt und Warschau waren neuralgische Punkte in der Entwicklung der räumlichen Rahmenbedingungen und hatten tiefgreifende Auswirkungen auf künftige soziale Praktiken des Privaten. In Litzmannstadt kam es bereits im Februar 1940 zu Umsiedlungsmaßnahmen, alle Juden mussten in die Altstadt, nach Bałuty und Marysin umziehen, sofern sie nicht von jeher dort gelebt hatten.²⁷⁶ Die Szenen auf der Straße waren geprägt von Panik und Angst, hinzu kam der Ärger über die Schadenfreude der nichtjüdischen polnischen Bevölkerung.²⁷⁷ Während der Umsiedlung kam es zu Gewaltexzessen seitens der Deutschen.²⁷⁸ Am 6. März 1941, dem sogenannten »blutigen Donnerstag«, erschossen die Besatzer mehrere Hundert Juden, die noch nicht in das Ghetto übergesiedelt waren.²⁷⁹ Es war schwierig, im zukünftigen Ghettogebiet eine Wohnung zu finden, zahlreiche Neuankömmlinge mussten deshalb zunächst in Sammelunterkünften untergebracht werden.²⁸⁰ Am 10. Mai 1940 riegelten die Deutschen das Ghetto von der restlichen Stadt ab.²⁸¹

Unsicherheit und Instabilität

In Warschau verdichteten sich im Oktober 1940 in Adam Czerniakóws Tagebuch die Notizen im Zusammenhang mit der Ghettoerrichtung in Warschau, die entsprechenden Absätze wurden umfangreicher. Auch wenn sich die Aussagen der Deutschen von Tag zu Tag änderten, lässt sich in der Rückschau deutlich die Tendenz erkennen, das zukünftige Ghettogebiet immer mehr zu verkleinern. Gleichzeitig fällt auf, wie lange der Judenrat sich darüber im Unklaren war, wie das Ghetto genau aussehen würde. Noch Anfang Oktober 1940, wenige Wochen vor der tatsächlichen Schließung des Ghettos, mutmaßte Czerniaków, es werde sich wohl um ein offenes Ghetto handeln, weil die Deutschen ansonsten kaum Entlassungsscheine ausgestellt hätten.²⁸² Den Fortgang der Umsiedlungen innerhalb der Stadt erfasste er hingegen recht klar, wobei ein weiteres Mal genaue Zahlengaben hilfreich waren. Am 18. Oktober 1940

276 Poznański, Tagebuch, Eintrag vom 12. Dezember 1942, S. 40f.

277 Frank, AŻIH, 302/3, Eintrag vom 8. Februar 1941.

278 Vgl. Kon, AŻIH 301/26.

279 Siehe Bericht Roland AŻIH, 301/2099, Trunk, Getto, S. 6. Vgl. Löw, Juden, S. 88–90.

280 Vgl. Mendel Tron, AŻIH 301/159.

281 Der Oberbürgermeister Werner Ventzki an den Ältesten der Juden in Litzmannstadt, 30. April 1940, in: Eisenbach, Dokumenty, S. 74f. Für die Perspektive der Opfer vgl. Leon Szykier, AŻIH 301/699.

282 Czerniaków, Getto, Eintrag vom 3. Oktober 1940, S. 120.

berichtete Czerniaków Otto Mohns, dem Assistenten des für die Umsiedlung verantwortlichen und bevollmächtigten Waldemar Schoen, wie langsam der Wohnungsaustausch zwischen jüdischem und »arischem« Stadtteil voranginge.²⁸³ Erst 8.600 der insgesamt 11.567 »arischen« Wohnungen im Ghetto seien wie angeordnet verlassen worden bzw. man habe zumindest die entsprechenden Formalitäten in Angriff genommen, wohingegen 55.000 Juden die Obdachlosigkeit drohe. In diesem Fall hatte Czerniakóws Bericht zumindest eine gewisse Auswirkung, denn Mohns erreichte bei seinen Vorgesetzten eine Verlängerung der Umsiedlungsfrist bis Mitte November. Ein weiteres Mal war es der Austausch mit den Besatzern, der Czerniaków zu seiner Bestandsaufnahme veranlasste. Doch auch wenn ihm offensichtlich detailliertes Zahlenmaterial vorlag und er es in seinem Sinne einzusetzen wusste, fiel es ihm schwer, die Tragweite der deutschen Maßnahmen voll zu erfassen. Im Tagesgeschäft, in dem er vollauf damit zu tun hatte, auf die deutschen Vorgaben zu reagieren, mag ihm für die erforderliche Reflexion kaum Zeit geblieben sein. Darüber hinaus drücken sich in der Gleichzeitigkeit von Sachkenntnis und fehlendem Grundverständnis auch die allgemeine Instabilität und Unsicherheit der Phase aus, die der Ghettoerrichtung vorausging.

In der Mehrzahl seiner Tagebucheinträge referierte Adam Czerniaków allgemeine Entwicklungen, bisweilen hielt er Ideen als Entwürfe fest, die er in anderem Kontext weiter ausbaute. An einigen Stellen wird jedoch deutlich, wie sehr Czerniaków ganz persönlich von Raum- und Wohnungsfragen im Kontext der Umsiedlung betroffen war. Das Wechselverhältnis von Individuum zu Kollektiv, das sich anhand der zeitgenössischen Ego-Dokumente in vielen Facetten erschließt, ist gerade mit Bezug auf den Raum besonders gut greifbar.²⁸⁴ Als die Ereignisse ab September 1940 an Fahrt gewannen und Czerniaków fast nur noch mit der Umsiedlung beschäftigt war, sah er sich selbst der Frage gegenüber, wo er und seine Frau in Zukunft wohnen sollten, da ihr bisheriges Appartement außerhalb der angekündigten Ghettogrenzen lag.²⁸⁵ Verbunden mit der Sorge um das zukünftige Heim waren die Ängste, Möbel und Kleidung zu verlieren, die häufig während der Umzüge gestohlen wurden bzw. gar nicht erst mitgenommen werden durften, wie Czerniaków nur allzu gut wusste. Am 18. Oktober 1940 hatte Czerniaków immer noch keine neue Unterkunft gefunden, was angesichts der Verbindungen, über die er in seiner herausgehobenen Stellung sicherlich verfügte, verwundert.²⁸⁶ Der Pädagoge und Waisenhausleiter Janusz Korczak, mit dem Czerniaków regelmäßig verkehrte, unterbreitete

283 Ebd., S. 125 f.

284 Vgl. für den Prozess der Umsiedlung auch Ogien, *AŻIH* 301/1.

285 Czerniaków, *Getto*, Eintrag vom 22. September 1940, S. 116.

286 Ebd., S. 123.

ihm am Folgetag das wohl nicht ganz ernst gemeinte Angebot, den Kontakt zu einem Gemeindeangestellten herzustellen, der gegen Schmiergeld eine Wohnung verschaffen könne.²⁸⁷ Korczak, dessen spöttisch-humorvolle Bemerkungen Czerniaków in seinem Tagebuch ab und zu wiedergab, hatte das Groteske einer Situationen erfasst, in der Untergebene bessere Zugriffsmöglichkeiten auf existenzielle Ressourcen wie eine Wohnung hatten als der Judenratsvorsitzende selbst, der kaum offene Bestechungsversuche in der eigenen Behörde unternehmen konnte. Zumindest stellte er drei Tage später keinen unmittelbaren Zusammenhang mit Korczaks Vorschlag her, als er nüchtern notierte: »Man hat eine Wohnung für mich gefunden.«²⁸⁸

In anderen Fällen war die Frage nach einer Unterkunft nicht erst im Zuge der Ghettoisierung, sondern bereits zu einem früheren Zeitpunkt brisant. So verlor Chaim Kaplan bereits am ersten Tag nach dem deutschen Einmarsch in Warschau, am 2. Oktober 1939, seine Wohnung, als die Deutschen fünf Häuser in der Nowolipki-Straße beschlagnahmten und die jüdischen Bewohner, darunter Kaplan und seine Frau, vertrieben. Innerhalb kürzester Zeit hatte das Ehepaar keine Wohnung mehr und war deshalb gezwungen, bei Bekannten um Unterkunft zu bitten. Auch wenn Kaplan dies nicht ausdrücklich schreibt, so ist doch davon auszugehen, dass er und seine Frau dort wesentlich beengter wohnten als bislang. Gleichzeitig war den beiden mit einem Schlag die finanzielle Existenzgrundlage entzogen, denn sie kamen nicht mehr an die Ersparnisse heran, die sich noch in der Wohnung befanden. Eigentlich waren sie auf dieses ersparte Vermögen angewiesen, da Kaplan nach der erzwungenen Schließung seiner Schule kein Einkommen aus seinem Lehrerberuf mehr erwirtschaftete. Der radikale Eingriff in die räumlichen Rahmenbedingungen privaten Lebens ging also mit dem Verlust materieller Grundlagen einher. Auch der zeitliche Ablauf der Ereignisse spielte eine Rolle und war Kaplan bewusst, wie sein Eintrag vom darauffolgenden Tag zeigt, in dem es heißt: »Die Arbeit eines ganzen Lebens steckt in dieser Wohnung: ich lebte vierundzwanzig Jahre lang darin; ich tapezierte sie und verschönerte sie; und ich verlor sie in den Wirren einer einzigen Stunde.«²⁸⁹ Die Geschwindigkeit, in der die Deutschen Wohnung und Ersparnisse beschlagnahmt hatten, bedeutete in der Wahrnehmung Kaplans eine Verschärfung der Vorgänge, die er ohnehin nur als desaströs empfinden konnte. Chaim Kaplan hatte zumindest was sein Eigentum anging Glück im Unglück, denn zwei Tage nachdem die Besatzer ihn und seine Frau aus der Wohnung geworfen hatten, gelang es ihnen auf ungewöhnliche Weise, einen

287 Ebd., Eintrag vom 19. Oktober 1940, S. 124.

288 Ebd., Eintrag vom 22. Oktober 1940, S. 125.

289 Kaplan, Buch, Eintrag vom 3. Oktober 1939, S. 49.

Großteil des verloren geglaubten Guts zurückzuholen und bei Verwandten unterzustellen. Das nichtjüdische Dienstmädchen der Kaplans und eine wahrscheinlich ebenfalls nichtjüdische Freundin betraten die im ersten Stock gelegene Wohnung und reichten dem unten auf der Straße stehenden Ehepaar alle Gegenstände durch ein geöffnetes Fenster hinunter. Passanten blieben stehen und beobachteten die Aktion, mit der die Deutschen sicherlich nicht gerechnet hatten, als sie Kaplan wie einigen anderen vormaligen Bewohnern die kurze Rückkehr in die Wohnungen gestatteten. Die Episode bezeugt nicht nur Kaplans Unternehmungsgeist, den er zu Beginn der Besatzungsherrschaft noch aufbrachte und den deutschen Restriktionen entgegensetzte. Sie zeigt auch, wie wichtig die jeweilige räumliche Ausgangssituation war, auf die freilich niemand Einfluss hatte. Die Lage der Wohnung im ersten Stock ermöglichte das Vorgehen überhaupt erst; hätte sich die Wohnung in einem höheren Stockwerk befunden, wäre die Entfernung zur Straße zu groß gewesen, um etwas hinunterzubefördern. Kaplans Idee, dem Fenster für die Dauer von zwei Stunden die Funktion der Tür als Übertritt vom privaten Raum der Wohnung in den öffentlichen Raum der Straße zuzuweisen, war erfolgreich. Gleichzeitig lag darin das Groteske der Situation, das die Aufmerksamkeit der Menge auf der Straße auf sich zog.

Im Herbst 1940, als die Deutschen die Konzentration der Juden im späteren Ghettogebiet vorantrieben, hatten Betroffene etwas mehr Zeit, sich auf das Verlassen der Wohnung oder des Hauses vorzubereiten. Allerdings war das individuelle Überraschungsmoment in vielen Fällen auch nach Monaten der Besatzungsherrschaft kaum geringer als bei Kaplan. Vielen war die Tragweite der Ereignisse bewusst, wie das Beispiel der Warschauerin Noemi Szac-Wajnkranc zeigt. Sie schildert in ihrem Tagebuch die Gefühle ihres Onkels und ihrer Tante, als diese ihr Haus auf der sogenannten »arischen Seite« der Stadt verlassen mussten:

»Onkel und Tante hatten Tränen in den Augen; für sie war es nicht nur ein Umziehen ins Getto [sic!], für sie war es das Verlassen ihres Hauses, das sie für das Geld aus der Arbeit ihres ganzen Lebens gekauft hatten, eines Hauses, das sie umgebaut, an dem sie gearbeitet hatten, das für sie die Sicherung ihres Alters sein sollte.«²⁹⁰

Die Beschreibung des vormaligen Hauses als Ertrag aus der Lohnarbeit und als Investition in die Altersvorsorge zeigt die Nähe zu bürgerlichen Kategorien von Wohlstand und Sicherheit, deren Verlust für die Betroffenen zweifelsohne ein Schock war. Noemi Szac-Wajnkranc und ihre Angehörigen verstanden, dass die

Besitzer ihre Zukunftsplanung zunichtemachten, in der dem Besitz eines Hauses zentrale Bedeutung zukam.

Auch Ruth Goldbarth und ihre Familie wussten bereits im September 1940 um den bevorstehenden Umzug in das Ghetto. Es war ihnen klar, dass sie die Wohnung in einem der »deutschen« Viertel, in der sie seit ihrer Ankunft in Warschau im Dezember 1939 gelebt hatten, verlassen mussten. An der großen Ungewissheit, in der sie lebten, änderte dies jedoch wenig. Goldbarth schilderte ihrer Briefpartnerin die Ängste, unter denen sie litt:

»... viele unserer Bekannten ziehen so aus wie Ihr damals von Trude L. Oft geht es in 5 Minuten. Ich weiß ja, wie einem dabei zumut [sic] ist. Zu alledem kommt noch hinzu, dass wir bis jetzt nicht wissen, wo wir werden wohnen können, also können wir gar keine Wohnung suchen, können überhaupt nicht vorbeugen, sondern müssen warten, bis es eines schönen Tages heißt »Raus«. Du kannst Dir vorstellen, was es für ein himmlisches Gefühl ist, so auf dem Pulverfass zu sitzen. Wir überlegen hin und her, aber man kann absolut nichts tun.«²⁹¹

Goldbarth beschrieb das Ohnmachtsgefühl, das sie und ihre Familie angesichts der bevorstehenden Umsiedlung befallen hatte, und das sich aus zwei Faktoren speiste. Erstens erhöhte die Aussicht auf einen überstürzten Umzug ohne konkrete Vorankündigung die Anspannung. Zweitens relativierte die Unkenntnis über das geplante Ghettogebiet das Wissen um die Umsiedlung, Familie Goldbarth konnte dieses Wissen nicht zu ihrem Vorteil nutzen und sich nicht um eine neue Wohnung kümmern. Sie sah sich dem Eingriff der Deutschen in den Wohnraum völlig ausgeliefert und letztlich ohne jeden Handlungsspielraum. Der Gedankengang, den Goldbarth in ihrem Brief entwickelte, spann sich von der Schilderung der individuellen Situation fort zu einer tieferen Einsicht in die Auswirkungen der Umsiedlungsmaßnahmen. Es sei ihr »sonnenklar«, so Goldbarth weiter, dass dieser Eingriff lediglich den Auftakt zu weiteren Repressionen darstelle. Inwieweit Goldbarths Einschätzungen zutreffend waren, ist an dieser Stelle weniger wichtig. Bemerkenswert ist vielmehr die Funktion, die der Kategorie Raum in diesem Zusammenhang zufiel. Goldbarth registrierte die Gefühle, die sie angesichts der erzwungenen räumlichen Veränderungen und der mangelnden Handlungsoptionen überkamen und schloss hieraus auf die Gesamtsituation. In ihrer Deutung behielt sie die zuvor eingenommene Perspektive auf den Raum bei, bezog sich nun allerdings nicht mehr nur auf den Wohnraum der Familie, sondern auf die räumlichen Einschränkungen, de-

291 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 30. September 1940, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10-250*02, Doc. 22.

nen die jüdische Bevölkerung Warschaus bzw. des gesamten deutsch besetzten Polens bereits vor der Ghettoabriegelung unterlag: »Man ist in der Mausefalle – Edithlein, ich möchte weg von hier – ganz weit fort, egal wohin. Aber auch das ist unmöglich. Seit ein paar Wochen besteht ein Ausreiseverbot.«²⁹² Die Ungewissheit, die Ruth Goldbarth plagte, korrespondiert mit der des Warschauer Judenrats und seines Vorsitzenden Adam Czerniaków. Bis kurz vor der Abriegelung des Ghettos veränderten die Deutschen das Ghettogebiet, was Planungen für die Umsiedlung sehr erschwerte. Gewährten die Besatzer Fristverlängerungen, erfuhr Czerniaków qua Amt sofort davon. In Goldbarths Briefen schlugen sich diese Nachrichten lediglich als Gerüchte nieder.²⁹³

Am 5. Oktober 1940 leitete Goldbarths Klage über die Umsiedlung, genauer gesagt über die Schwierigkeiten, eine möblierte Wohnung im Ghettogebiet zu finden, einmal mehr die Erweiterung des Raumbezugs über Warschau hinaus ein.²⁹⁴ In ihrem Brief berichtete sie von Neuigkeiten aus der Heimatstadt einer Freundin, bei der es sich wahrscheinlich um Litzmannstadt handelte. Jedenfalls beschrieb sie einen von Mauern und Stacheldraht umzäunten Ort, »keiner darf rein und raus, [...], oft 10 bis 15 Menschen in einem kleinen Raum, unmögliche hygienische Verhältnisse, ...«.²⁹⁵ Goldbarth bewertete diese Zustände und schrieb Edith Blau, man bekomme das Grausen, wenn man nur daran dächte. Die Raumkategorie diene als Vergleichsmaßstab, anhand derer sich die eigene Situation einordnen ließ.

Zwei Wochen später, am 19. Oktober, weitete Goldbarth den Blick in ganz ähnlicher Weise. Sie und ihre Angehörigen wussten sicher, dass sie bis Ende des Monats ihre bisherige Wohnung räumen mussten. Diesmal fand sie drastische Worte, um ihre Situation zu beurteilen und ihre Emotionen zu schildern. Obwohl sich die Suche nach einer neuen Wohnung sehr schwierig gestaltet hatte, war sie letztlich doch erfolgreich. Goldbarth war zunächst verzweifelt über die neue Unterkunft, die im zukünftigen Ghettogebiet in Aussicht stand: »... ich könnte eher in die Weichsel gehen als hier wohnen.«²⁹⁶ Letztlich überwog jedoch ihr Pragmatismus und sie glaubte, sich mit der neuen Wohnsituation arrangieren zu können, auch wenn dies eventuell bedeutete, mit fünf bis sechs Personen zusammen in einem Raum leben zu müssen. Es scheint, als wäre ihr im Moment des Schreibens klar geworden, dass eine vollständige Isolation, die

292 Ebd.

293 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 3. Oktober 1940: in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*02, Doc. 23: »... man spricht von einer Aufschiebung, entweder von 2 Wochen, 1 Monat oder 3 Monaten, aber das sind alles Gerüchte!«

294 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 5. Oktober 1940, ebd. Doc. 24.

295 Ebd.

296 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 19. Oktober 1940, ebd. Doc. 25.

mit der Abriegelung des Ghettos einhergehen könnte, weitaus schlimmer sei als die jeweilige Situation in der alten oder neuen Wohnung. Sie erweiterte die Perspektive von den räumlichen Rahmenbedingungen, die ihr und ihrer Familie drohten, auf den gesamten Ghettoraum und die Kontaktmöglichkeiten nach außen: »Wenn wir von der Welt abgeschnitten werden! Nichts mehr von Euch hören! Wenn wir keine Lebensmittel, keine Kohlen bekommen! Wenn Krankheiten ausbrechen! Wenn, wenn ... ach, was weiß ich!«²⁹⁷ Ruth Goldbarth fürchtete, in Warschau könne es zu ähnlichen Verhältnissen wie in Litzmannstadt kommen, an deren Schilderung sie sich an dieser Stelle womöglich erinnerte, und hatte Angst, der Umzug in das Ghetto ziehe das Ende des Briefkontaktes mit Edith Blau nach sich. So unterschiedlich weit die Räume reichten, die Goldbarth ansprach, so waren sie doch alle relevant für sie. Jedenfalls schloss sie den Absatz des Briefes mit der Bitte, ihre Freundin solle sich nach den Modalitäten für eine Auswanderung erkundigen. Ausgehend von ihrer Verzweiflung über die individuelle Lage im zukünftigen Ghetto, hatte sie wieder den Bezug zum gesamten unter deutscher Herrschaft stehenden Polen hergestellt, aus dem sie fliehen wollte. Ruth Goldbarth nahm die Veränderungen der räumlichen Rahmenbedingungen, in denen sie leben musste, aufmerksam wahr und bewertete sie sehr negativ. Der Kontakt zu der über 800 Kilometer entfernt lebenden Edith Blau schärfte ihren Blick für die Bezüge zu weiter gefassten Räumen, in denen sie nach wie vor lebte und die sie nicht verlieren wollte.

Pragmatische Strategien der Anpassung

Ein weiterer Inhaltsstrang der Briefe, die Ruth Goldbarth im Herbst 1940 verfasste, sind die pragmatischen Strategien, die sie und ihre Familie letztlich entwickelten, um die Unvorhersehbarkeit der Ereignisse so gut es ging einzuhängen. Sie reagierten auf die unsichere Lage, indem sie vorsichtshalber ihre mobilen Habseligkeiten in Koffer packten, um jederzeit für den Aufbruch bereit zu sein.²⁹⁸ Außerdem vereinbarten sie, dass eine Person als Wache stets in der Wohnung zu bleiben habe. Auch für die Möbel fand sich die Lösung, sie bei Bekannten unterzustellen, die offensichtlich nicht von der Umsiedlung betroffen waren.²⁹⁹

Auch andere Betroffene entwickelten während und unmittelbar nach dem erzwungenen Umzug in das Ghettogebiet pragmatische Strategien. Als Noemi Szac-Wajnkranc mit ihrer Familie in der neuen Wohnung angekommen war,

297 Ebd.

298 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 5. Oktober 1940, ebd., Doc. 24.

299 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 21. Oktober 1940, ebd. Doc. 26.

waren sie wie so viele mit einer völlig neuen Situation konfrontiert: Statt in einem großen Mehrfamilienhaus zu leben, galt es nun, sich eine kleine Wohnung mit zwei weiteren Parteien zu teilen. Kurz und lapidar notierte sie in ihr Tagebuch, wie sie mit der neuen Raumsituation umging: »Am selben Tag zog in das dritte Zimmer eine dritte Familie ein, und ich schrieb an die Tür – einmal läuten: Szenberg, zweimal: Wajnkranc, dreimal: Ahezojen.«³⁰⁰

Dieses Vorgehen war kein Einzelfall, wie ein besonderes Archivale aus dem Ringelblum-Archiv zeigt.³⁰¹ Es handelt sich um das handgeschriebene Klingelschild einer Wohnung im Warschauer Ghetto, deren Bewohner den verschiedenen Mietparteien ebenfalls unterscheidbare Klingelsignale zuordneten. Allerdings entwickelten sie ein noch feineres System, galt es doch, nicht nur drei, sondern sieben Parteien zu berücksichtigen. Wer zu »Lurie« wollte, sollte einmal klingeln, wer zu »Rotsztajn« zweimal, zu »Rogozińscy« viermal, zu »Koplewicz« fünfmal. Die Parteien »Szlengel« und »Brandsteter« teilten sich dreimaliges Klingeln als Signal. Eine Kombination aus zweimaligem kurzem und zweimaligem langem Klingeln hatte zu tätigen, wer die beiden nur mit Vornamen genannten Bewohnerinnen Lunia und Wanda besuchen wollte. Wenn Angehörige des Ordnungsdienstes oder des Werkschutzes, ghettointerner Exekutivorgane also, der Wohngemeinschaft als Ganzes einen Besuch abstatteten, so sollten sie sechsmal hintereinander schellen. Wie in der Episode aus Szac-Wajnkranc' Tagebuch, so strukturierten und organisierten auch die Anweisungen auf diesem Klingelschild die Folgen der räumlichen Einschränkungen im Ghetto. Die Bewohner regelten den Übertritt der Grenze zwischen öffentlichem Raum und privatem Wohnraum neu. Die vormaligen Sphären von Individuum (mit oder ohne Familie) im privaten Wohnraum und Kollektiv im öffentlichen Raum waren durch den Zwang, mit Fremden zusammenleben zu müssen, aufgelöst worden. Die Codes auf den Klingelschildern ließen diese Sphären zumindest ein Stück weit und für einen kurzen Moment wieder aufleben.

Ende Oktober 1940 war auch der Umzug der Familie Goldbarth in das Ghettogebiet zunächst abgeschlossen. Die Unzufriedenheit mit der Wohnung und den Raumverhältnissen war jedoch sehr groß, und man sah sich bereits wieder nach einer neuen Unterkunft um.³⁰² Ruth Goldbarth empfand die Enge, in der sie nun leben musste, als Belastung und schilderte ihrer Briefpartnerin, zu welch grotesker Mehrfachnutzung der Räume sie gezwungen waren: »Hast Du schon einmal eine Speisekammer in der Toilette gesehen? Nein? Dann komm mal in unsere »neue Wohnung. Das Haus ist mindestens 150 Jahre alt, sonst

300 Hampe, Feuer, S. 21.

301 RING. II/492.

302 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 28. Oktober 1940, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*02, Doc. 27.

wäre es nicht so blödsinnig gebaut.«³⁰³ Goldbarth unternahm den Versuch, sich die Situation anzueignen und ihr Zuhause so gut es ging zu gestalten, stieß aber schnell an Grenzen. Sie fand nicht einmal genügend Platz, um das Fotoporträt Edith Blaus, das diese ihr geschickt hatte, aufzustellen.³⁰⁴ Sie vermochte nicht, der räumlichen Enge der Wohnung dieses Symbol für den so wichtigen Kontakt mit der Außenwelt entgegenzusetzen. Verglichen mit der Situation anderer Ghettabewohner war die Lage der Goldbarths allerdings recht gut. Immerhin hatten sie einen guten Teil ihrer Möbel mitnehmen können, auch wenn sich der Transport sehr schwierig gestaltet hatte. Sogar die Zahnarztpraxis des Vaters war am neuen Standort bereits wieder eröffnet worden.³⁰⁵ In den fünf Zimmern der Wohnung lebten neun Personen, Ruth Goldbarths Großmutter hatte das größte Zimmer zugewiesen bekommen, die anderen vier Räume teilten sich je zwei Personen. Diese Verteilung mutet im Vergleich zu den durchschnittlichen Wohnverhältnissen im Ghetto, wo mehr als sechs Personen in einem Raum keine Ausnahme waren, noch einigermaßen erträglich an. Goldbarth freilich empfand den Umzug als Abstieg, kam sie doch aus anderen wirtschaftlichen Verhältnissen als die große Mehrheit der Ghettabewohner. Vor allem aber war es das Zusammenleben mit Menschen, die der Familie als Eingesiedelte vorübergehend zugeteilt waren, das sich als schwierig herausstellte. Insbesondere das Verhältnis zu einer Frau Goldberg, die mit ihrer Tochter Lilli eines der Zimmer bewohnte, war von dauernden Konflikten geprägt, unter denen alle Familienmitglieder, vor allem aber Goldbarths Mutter, sehr litten. Die Parteien konnten nicht mit der neuen Wohnsituation umgehen. Anders als früher war die Wohnung nicht mehr der Rückzugsraum, zu dem Außenstehende nur im Rahmen feststehender Regeln, etwa bei Einladungen oder auch längeren, aber zeitlich begrenzten Besuchen, Zutritt hatten. Goldbarth berichtete von den pragmatischen Versuchen, sich der neuen Realität anzupassen, indem man die eigenen Ansprüche verringerte. In der spezifischen Personenkonstellation waren diese Versuche jedoch nicht erfolgreich, und die unterschiedlichen Wohnheiten konnten nicht zusammengeführt werden. Die physische Ausdehnung bzw. Begrenzung des Raumes, die im vorliegenden Beispiel noch relativ großzügig ausfiel, hatten letztlich kaum positive Auswirkungen auf die Praktiken, in denen sich Raum ebenfalls manifestierte. Der Pragmatismus stieß trotz der vergleichsweise guten Rahmenbedingungen an Grenzen.

303 Ebd.

304 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 4. November 1940, ebd., Doc. 29.

305 Auch Karol Rothgeber und seine Frau betrieben als Zahntechniker und Zahnärztin in Warschau gemeinsam eine Zahnarztpraxis. Ihnen war es ebenfalls gelungen, ihre Ausrüstung inklusive des sperrigen Behandlungsstuhls über mehrere Umzüge hinweg zu retten. Vgl. Rothgeber, AZIH 302/84.

Nach den Ursachen fragen

Im Gegensatz zu Ruth Goldbarth ging Chaim Kaplan in seinem Tagebuch, das anders als deren Briefe nicht den deutschen Zensoren ausgesetzt war, ausdrücklich auf die Abriegelung des Ghettos ein. Seine Einträge machen deutlich, welch Ausnahmefall Familie Goldbarths Vier-Zimmer-Wohnung darstellte: »Reiche Familien, die in Fünf- und Sechszimmerwohnungen lebten, müssen sich mit einem Zimmer begnügen.«³⁰⁶ Allerdings ging Kaplan über die bloße Beschreibung der Umsiedlung und ihrer Konsequenzen hinaus. Er stellte sich immer wieder die Frage, weshalb dies alles geschehe und wieso es ausgerechnet den Juden widerfahre. Die unerträglich hohe Bevölkerungsdichte, die im »Jüdischen Wohnbezirk« bereits vor der endgültigen Errichtung des geschlossenen Ghettos herrschte, begriff er als Erfüllung biblischer Katastrophenprophezeiungen.³⁰⁷ Im Tagebucheintrag vom 14. Oktober 1940 schilderte er, wie der Vorbeter einer liturgischen Feier zwei Tage zuvor im Begriff stand, das letzte Gebet des Jom-Kippur-Tages zu sprechen. Als der Vorbeter jedoch die Nachricht von der Ghettoerrichtung erhielt, brach er das Gebet ab, weil »die Tore des Erbarmens verschlossen waren«.³⁰⁸ Der »Versöhnungstag« Jom Kippur ist der höchste Feiertag im jüdischen Kalender, und das letzte Gebet, das Neila, beschließt sowohl diesen Tag als auch die Zeit der Hohen Feiertage insgesamt, die mit dem Neujahrsfest Rosch Haschana zehn Tag zuvor beginnt. Der Inhalt des Festes ist das Bekenntnis der Sünden, die Reue der Sünder und die Bitte um göttliche Vergebung. Gläubige Juden vertrauen auf Gottes Erbarmen und dessen Bereitschaft zur Versöhnung mit den Menschen. Die Einhaltung der liturgischen Vorgaben ist für sie freilich nicht nur an diesem Tag ein verbindliches Gebot. Das Schlussgebet des Versöhnungstages erinnert an das Buch des Lebens, in das alle menschlichen Taten Eingang finden, und an die Tore des Erbarmens, die bei mangelnder Bußbereitschaft geschlossen bleiben. Der Vorbeter bezog die aktuelle Situation in Warschau auf den Gehalt des Feiertages bzw. des Neila-Gebetes und sah keinen Sinn mehr darin, die Feier zu Ende zu bringen. Für ihn hatte Gott durch die Ereignisse deutlich gemacht, dass das auserwählte jüdische Volk nicht mehr mit Erbarmen und Versöhnung rechnen könne, und Kaplan machte sich diese Auffassung zu eigen. Mehr noch: Der abgeschlossene Ghettoraum, auf den die Umsiedlungen abzielten, glich für ihn der Hölle als Ort, an dem Gott abwesend war. Die Voraussagen des Propheten Jesaja, aus denen auch an Jom Kippur gelesen wurde und die Kaplan bislang eher als abstrakte Gedankengänge verstanden hatte, sah er in der Gegenwart tatsächlich erfüllt. Die

306 Kaplan, Buch, Eintrag vom 31. Oktober 1940, S. 257.

307 Ebd., Eintrag vom 14. Oktober 1940, S. 247 f.

308 Ebd.

Überfüllung und Enge, die bereits im Oktober das spätere Ghettogebiet prägte, führten ihm die als einzigartig empfundene Perspektivlosigkeit der jüdischen Bevölkerung vor Augen und ließen ihn an der Existenz Gottes zweifeln: »Es gibt keinen Platz im Ghetto – keine leere Ritze, nicht ein unbesetztes Loch.«³⁰⁹ Das Bild der Hölle bemühte Kaplan auch am Folgetag, um die chaotischen Zustände auf den Warschauer Straßen zu beschreiben, als die Juden überstürzt in das Ghetto umzogen.³¹⁰ Wieder veranlassten ihn seine Beobachtungen zu der Frage nach dem Warum. Ausdrücklich überlegte er, ob die Errichtung des Ghettos auf Tod und Vernichtung abziele und stellte fest, die Weltöffentlichkeit kümmere sich nicht um die Ereignisse. Bis zur tatsächlichen Abriegelung des Ghettos Mitte November analysierte Kaplan in seinem Tagebuch mehrfach den Zusammenhang von Ghettoraum und der Vernichtungsintention der Besatzer. »Ein geschlossenes Ghetto bedeutet den Tod durch Verhungern in einem Konzentrationslager mit unmenschlichen Lebensbedingungen«, schrieb er am 17. Oktober 1940 und zog zum Vergleich die Situation in Litzmannstadt heran, ganz ähnlich wie zur selben Zeit Ruth Goldbarth.³¹¹

In einigen Tagebucheinträgen bezeichnete Kaplan das jüdische Volk als eingepferchte Herde Vieh, neben der Hölle das zweite Sprachbild, mit dem er versuchte, die Realität zu beschreiben.³¹² Das Ghetto selbst nannte er »Kerker« und »Massengrab«. Chaim Kaplan verfügte über die sprachlichen und intellektuellen Fähigkeiten, um aus seinen Beobachtungen sehr grundlegende Schlussfolgerungen zu ziehen. Er verstand das Geschehen explizit als einzigartig, etwa als er den Zorn und Hass auf die Besatzer kommentierte, den der Bevölkerungsaustausch zwischen jüdischem Wohnbezirk und den »arischen« Stadtteilen bei jüdischen und nichtjüdischen Polen gleichermaßen hervorrief: »Nie herrschte so großes Leid und Wehklagen im jüdischen Warschau, wie an den Tagen des Laubhüttenfestes vom Jahre 5701.«³¹³ Die Bevölkerungsdichte, die er sich für das Ghetto ausrechnete – er sprach von einer halben Million Menschen, die auf einer kleinen Fläche zusammengedrängt würden –, beschrieb er als in ihrer Unmenschlichkeit eigentlich unvorstellbar, aber dennoch real: »Dein Herz sagt: Das ist ein Gefängnis, in das ich, noch bevor die Mauern fertig waren, gekommen bin. Ist das nicht ein Traum? Nein, es ist bittere tragische, jüdische Wirklichkeit. Es ist das Schicksal eines ganzen Volkes.«³¹⁴ Anhand der Kategorie

309 Ebd., S. 248.

310 Ebd., Eintrag vom 15. Oktober 1940, S. 248.

311 Ebd., S. 249.

312 Ebd., Eintrag vom 31. Oktober 1940, S. 258 und Eintrag vom 10. November 1940, S. 265.

313 Ebd., Eintrag vom 22. Oktober 1940, S. 252.

314 Ebd., Buch, Eintrag vom 13. November 1940, S. 265.

Raum war es Kaplan möglich, Sachverhalte zu verstehen, klar zu benennen und zu bewerten. So erkannte er den Zwang und die Gewalt der deutschen Besatzer, denen die Juden ausgeliefert waren, als zentralen Bestandteil der Umsiedlungsaktion. Aus heutiger Sicht ist diese Erkenntnis wenig bemerkenswert, Zwang und Gewalt gelten als Charakteristika nationalsozialistischer Herrschaftspraxis. Und auch unter Kaplans Zeitgenossen schrieben etliche immer wieder über die deutschen Terroraktionen, denen insbesondere die jüdische Bevölkerung ausgesetzt war. In ihrer Klarheit und Weitsicht hob sich Kaplans Analyse der Gesamtlage jedoch von den entsprechenden Ausführungen anderer Autoren ab. Gerade angesichts dieser großen Unterschiede tritt die Funktion, die der Kategorie Raum in den Ego-Dokumenten im Kontext der Ghettoerrichtung zufiel, besonders deutlich zutage. Raum diente in ganz ähnlicher Weise wie Zeit als Vergleichskriterium, Bewertungsmaßstab und Schlüssel für das Verständnis größerer Zusammenhänge, auch wenn dieses Verständnis individuell unterschiedlich weit reichte. In Warschau war die Abriegelung des Ghettos ein Kulminationspunkt der Besatzungsherrschaft, der in Form einer Neuordnung des Raumes auch eine zeitliche Zäsur markierte.³¹⁵ Zeit und Raum griffen bei diesem Ereignis ein weiteres Mal ineinander, wie Chaim Kaplan in seinem Tagebucheintrag vom 17. November 1940 treffend in Worte fasste:

»Am Rüsttag des Sabbats Paraschat Wajera, dem vierzehnten im Monat Marcheschwan 5701, gingen wir im jüdischen Viertel zu Bett und erwachten am nächsten Morgen in einem geschlossenen Getto. [...] Wir sind in einen neuen Lebensabschnitt eingetreten und man kann sich unmöglich die Panik vorstellen, die im jüdischen Viertel ausgebrochen ist. Plötzlich sehen wir uns von allen Seiten her eingeschlossen. Wir sind von der Welt und ihrer Vielfalt abgesondert und abgeschnitten, wir sind aus der Gesellschaft des Menschengeschlechts ausgestoßen worden.«³¹⁶

Raum als Vergleichskriterium

In Tomaschow errichteten die Deutschen ebenfalls ein Ghetto und griffen hierbei in die Raumstruktur der Stadt ein, obwohl sie es nicht durch eine Mauer abriegelten und die Ghettabewohner zumindest zu bestimmten Tageszeiten die anderen Stadtteile aufsuchen konnten. Lutek Orenbachs Bewegungsradius in Tomaschow war während des ersten Jahres der Besatzung noch relativ groß, er

315 Vgl. hierzu auch N.N., Schließung des Ghettos, Ring. I/361.

316 Kaplan, Buch, S. 266f.

schien ohne Schwierigkeiten am Rande der Stadt spazieren gehen zu können.³¹⁷ Anfang Mai 1940 gelang es ihm sogar, mit seinem Vater für ein paar Tage nach Warschau zu reisen.³¹⁸ Er traf Ruth Goldbarth und verschaffte sich einen Eindruck von den Zuständen in der vormaligen Hauptstadt. Der Ausflug fand ein abruptes Ende, als die Mutter ein Telegramm sandte, in dem sie Vater und Sohn aufforderte, umgehend zurückzukehren.³¹⁹ Grund waren die Ereignisse in Tomaschow, wo die Besatzer Umsiedlungen angekündigt hatten. Der Besuch in Warschau war für Orenbach eine wichtige Erfahrung, auf die er sich in den Briefen der folgenden Monate immer wieder bezog, vor allem wenn er Umsiedlung und Ghettoerrichtung in Tomaschow beschrieb. Über seine persönliche Situation äußerte er sich Edith Blau gegenüber zunächst nur zurückhaltend.³²⁰ Ohne ins Detail zu gehen, schrieb Orenbach am 10. Mai 1940 lediglich, in Tomaschow sei alles »bereit« (Anführungszeichen auch im Original). Seine Familie befinde sich noch in der bisherigen Wohnung, das heißt im Haus seines Großvaters, müsse aber bald umziehen. Kurz schilderte er die allgemeine Lage. Alles sei in schrecklicher Unordnung und totaler Verwirrung, keiner wisse irgendetwas sicher. Er selbst könne sich noch in der ganzen Stadt frei bewegen, weil er als offizieller »Beamter« der ortsansässigen Kulturgemeinde eine entsprechende Bescheinigung vorweisen könne. Orenbach berichtete seiner Freundin sodann sehr ausführlich, was er in Warschau erlebt hatte und fasste seine Empfindung zusammen: »Poesie findet sich nur in Büchern, Schönheit in Bildern und Abenteuer im Theater, und das hier, hier gibt es nur ... hier gibt es nur so ein, ... ein Warschau ...«³²¹ Orenbach beschrieb also die individuelle und die allgemeine Situation in Tomaschow und stellte den Bezug zu seiner Warschauerreise her, indem er den Namen dieser Stadt gleichsam zum Symbol für alles Negative erhob. Sein Gang durch Warschau hatte ihm die Augen für die Tragweite der Ereignisse geöffnet: »Ich saß in Tomaszow und wusste nichts über die Welt, erst in Warschau ... Wie soll ich Dir es beschreiben, Trauer, Trauer, Trauer ... Ich wollte weinen, als ich die ehemalige *capitale polonaise* gesehen habe.«³²² Weniger die Besuche bei Bekannten und Freunden, die alle traumatische Erlebnisse hinter sich hatten und Orenbach und seinem Vater davon erzählten, sondern vielmehr die Erfahrung des städtischen Raumes mit seinen markanten Punkten wie dem Nationaltheater oder dem Denkmal des Schriftstellers Adam

317 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 20. Dezember 1939, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*06, Doc. 114.

318 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 1. Mai 1940, ebd., Doc. 132.

319 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 10. Mai 1940, ebd., Doc. 134.

320 Ebd.

321 Ebd.

322 Ebd.

Mickiewicz, hatte Orenbach dermaßen verstört und aufgerüttelt. Von nun an war Warschau ein Bezugspunkt, mit dem der junge Mann die räumliche Situation in Tomaschow vergleichen konnte. Er machte »Warschau« darüber hinaus zu einer Chiffre für Verfall und Vergänglichkeit, die er nicht nur auf einen Raum, sondern auch auf die Menschen anwandte: »Jeder Mensch ist nun ein Warschau.«³²³

Erst im Herbst 1940 waren die Umsiedlungen in Tomaschow abgeschlossen.³²⁴ In diesem Zusammenhang war die im Verhältnis zur jüdischen Gesamtbevölkerung große Zahl von 1.500 Juden in Viehwagen aus der Stadt weggebracht worden.³²⁵ Auch wenn diese Aktion Orenbach und seine Familie nicht betraf, befiel ihn angesichts der Deportationen Verzweiflung:

»Wir haben so viele neue Sorgen hier, dass mein Kopf zerreißt. Dita ... die Dinge beginnen sehr schlecht zu laufen in Tomaszow. [...] Es herrscht momentan schreckliches Chaos. Der ganze Judenrat ist auf der Straße bei den Wagen – die Stimmung ist schrecklich. Ich will nicht mehr leben.«³²⁶

Gut drei Wochen später schrieb er, die Familie sei nun »in eine Art Ghetto« umgezogen, das aber nur sehr provisorisch sei.³²⁷ Es schien Orenbach schwerzufallen, sich an die neue Wohnung zu gewöhnen, er stellte Edith Blau gegenüber jedoch Optimismus zur Schau.³²⁸ Noch im Dezember schien sich die allgemeine Unsicherheit und Verwirrung nicht gelegt zu haben, und Orenbach verglich die Situation wieder mit Warschau: »Ich berichte Dir in aller Kürze, dass die Dinge hier genauso sind wie bei Ruth. Zurzeit gibt es große Verwirrung, Chaos. In der Gemeinde wurde alles gehalten.«³²⁹

In Petrikau errichteten die Besatzer bereits wenige Tage nach Ende der eigentlichen Kampfhandlungen ein offenes Ghetto.³³⁰ Der Holocaust-Überlebende Yisrael Hadasi, der 1915 in Piotrków geboren worden war und in den 1930er Jahren in Warschau lebte, war während der ersten Kriegstage in seine Geburtsstadt geflohen. Dort wurde er Zeuge, wie die deutschen Besatzer alle

323 Ebd.

324 Vgl. E. Skornicki, 11. Mai 1946, AŽIH 301/5262.

325 An die Deportationen aus Tomaschow erinnerte sich auch Samuel Talman, November 1947, AŽIH 301/3184.

326 Brief von Lutek Orenbach an Edith Blau vom 18. Oktober 1940, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*07, Doc. 157, S. 1.

327 Brief von Lutek Orenbach an Edith Blau vom 11. November 1940, ebd., Doc. 160, S. 1.

328 Brief von Lutek Orenbach an Edith Blau vom 22. November 1940, ebd., Doc. 161, S. 1.

329 Brief von Lutek Orenbach an Edith Blau vom 17. Dezember 1940, ebd., Doc. 165, S. 1.

330 Vgl. Jakub Glogowski, 31. Dezember 1946, AŽIH 301/2204.

Juden dazu verpflichteten, Armbinden zu tragen, um so die Einhaltung der strikten Ausgangssperre überwachen zu können.³³¹ Innerhalb des Ghettogebiets durften Juden sich zunächst nur von 7 bis 17 Uhr auf der Straße aufhalten, das Ghetto verlassen konnten sie von 11 bis 13 Uhr.³³² Die jüdische Bevölkerung unterlag in Petrikau ebensolchen zeitlichen und räumlichen Einschränkungen wie anderswo, auch wenn die Deutschen das Ghetto nicht mit Stacheldraht oder Mauern von der restlichen Stadt abgetrennt hatten. Auch hier zogen die Besatzer männliche Juden im Alter von 16 bis 60 zu Zwangsarbeit heran. Im Laufe der Zeit verkürzten sie jedoch die Ausgangssperre und erlaubten, in gewissem Umfang Handel mit nichtjüdischen Polen zu treiben, was die Versorgungslage im Vergleich mit den Großstädten Warschau und Litzmannstadt verbesserte. Szymon Huberband schrieb im Frühjahr 1940, als er für das Pessach-Fest von Warschau nach Petrikau reiste, das Leben im Petrikauer Ghetto sei trotz ähnlicher antijüdischer Restriktionen wie in Warschau doch etwas leichter.³³³ Als im Herbst 1940 der 16-jährige Isaac Goodfriend mit seiner Familie nach Petrikau kam, war auch er überrascht über die Möglichkeiten, die sich dort boten.³³⁴ Anders als in Litzmannstadt, wo er zuvor gelebt hatte, konnten seine Großeltern ihr Geschäft weiterführen, das sie bereits seit Jahrzehnten innehatten.³³⁵ Das so erworbene Geld wiederum konnten sie verwenden, um Lebensmittel von Schmugglern oder aber von polnischen Landwirten aus der unmittelbaren Umgebung Petrikaus zu kaufen. Die räumlichen Bedingungen eines offenen Ghettos hatten unmittelbar positive Konsequenzen für die Lebensqualität der Ghettobevölkerung.

c) Privater Raum im Ghetto

Das Leben in der Hausgemeinschaft

Im Petrikauer Ghetto war die Hausgemeinschaft die wichtigste räumliche Bezugsgröße.³³⁶ Die meiste Zeit des Tages verbrachten Juden entweder in einer der Fabriken, in der sie Zwangsarbeit leisten mussten, oder zu Hause. Die durchschnittliche Anzahl an Bewohnern hatte sich durch den steten Flüchtlingsstrom permanent erhöht, die Erfahrung von Enge prägte das Leben der Ghettoebe-

331 Testimony of Yisrael Hadasi, 1993, YVA O.33/6656.

332 Der Stadtkommissar der Stadt Petrikau Drechsel, Verfügung für Juden vom 1. Dezember 1939, in: Ring, I/763.

333 Huberband, Kiddush Hashem, S. 60f.

334 Ein weiterer Rückkehrer nach Petrikau war Gerszon Strykowski, AŻIH 301/529. Über die Einsiedlung von Juden aus Tuszyn berichtete Regina Rubinsztajn, AŻIH 301/4751.

335 Goodfriend, Fate, S. 69.

336 Vgl. die Erinnerung Blanka Goldhusts, 17. Juli 1945, AŻIH 301/1565.

wohner in Petrikau ebenso wie in Warschau, Litzmannstadt und Tomaschow. Isaac Goodfriend beschrieb die Stimmung im Haus seiner Großeltern, als der Rest seiner Familie aus Litzmannstadt ankam:

»Jeder in unserem Haus war nervös, nicht nur wegen der Besatzung, sondern vor allem weil es so unbequem war, all diese zusätzlichen Leute in dieser kleinen Wohnung zu haben. Wir hatten ein Schlafzimmer, ein Esszimmer, eine Küche und das Ladengeschäft. Nicht nur das Essen, sondern auch der Platz musste geteilt werden. Als meine Mutter, mein Vater, Schwestern und Brüder einen Monat später runterkamen, bedeutete das sieben Personen mehr in dem bereits überfüllten Haus. Alles musste sieben Mal mehr aufgeteilt werden, was die Rationen von ungefähr 40 Leuten verkleinerte.«³³⁷

Goodfriend stellte hier ausdrücklich eine Verbindung zwischen Raum und Nahrung her. Durch den Zuzug der Familie änderten sich abgesehen von der Versorgungslage auch weitere Praktiken.³³⁸ Goodfriends Familie war im traditionellen Sinne fromm und folgte jüdischen Religionsgeboten in der chassidischen Auslegung. Diese sah auch innerhalb der eigenen Familie eine Trennung der Geschlechter vor, etwa im Hinblick auf das Schlafen. Solche und ähnliche Vorschriften ließen sich nun nicht mehr mit der gewohnten Strenge aufrechterhalten. Weibliche und männliche Familienmitglieder schliefen gemeinsam auf dem Boden, in Sesseln, auf dem Bett und auf den Sofas. Diese Anpassung an die räumlichen Rahmenbedingungen stand durchaus im Einklang mit dem Geist der religiösen Gebote. Es war erlaubt, sie zu transformieren, wenn auf diese Weise das Überleben von Juden erleichtert wurde.

Das Zusammenleben der Familie gestaltete sich generell nicht einfach. Die sehr angespannte Lage im Ghetto, in dem die jüdische Bevölkerung jederzeit mit Übergriffen von Seiten der Deutschen rechnen musste, steigerte das Konfliktpotenzial in der überfüllten Wohnung.³³⁹ Selbst angesichts unbedeutender Vorkommnisse kam es zu kurzen, aber heftigen Streitereien, mit deren Hilfe Spannung abgebaut wurde.³⁴⁰ Dass alle der gleichen Bedrohung ausgesetzt waren, führte letztlich aber zu einem wachsenden Zusammengehörigkeitsgefühl.³⁴¹

337 Goodfriend, *Fate*, S. 70.

338 Ebenfalls aus Litzmannstadt nach Petrikau geflohen war die Familie von Paulina Welner, vgl. Welner, 6. Juli 1947, AŽIH 301/2543.

339 In mehreren Erinnerungen aus der Nachkriegszeit berichteten Überlebende vom Gefühl permanenter Angst, z.B. Testimony Volf Blakhman, YVA, O.3/527.

340 Ebd.

341 Eine ähnliche Tendenz beschrieb Eleanor Lenson in ihrem Zeitzeugenbericht für Yad Vashem. Vgl. Testimony Eleanor Lenson (Alter), 1973, YVA, O. 3, 3964.

Isaac Goodfriend beschrieb das häusliche Leben in der räumlichen Enge des Petrikauer Ghettos in seinen Erinnerungen relativ ausführlich. Ruth Goldbarth in Warschau widmete diesem Thema in ihren Briefen an Edith Blau in Westfalen jedoch noch wesentlich mehr Aufmerksamkeit. Kaum waren Goldbarth und ihre Familie im neu errichteten Warschauer Ghetto angekommen, bot sich ihrer Familie die Möglichkeit, umzuziehen.³⁴² Dieser Umzug ging mit der Trennung von Mutter und Tochter Goldberg einher, die bislang bei Familie Goldbarth einquartiert waren. Da sich das Verhältnis der beiden Parteien sehr problematisch gestaltet hatte, war Ruth Goldbarth sehr froh, dass diese Belastung nunmehr ein Ende fand. Goldbarth beschrieb detailreich, wie ihre Eltern an die neue Wohnung gekommen waren. Sie hatten sich auf eine entsprechende Annonce hin bei dem Besitzer einer Mietwohnung gemeldet und konnten sich nach wenigen Tagen der Verhandlung auf einen akzeptablen Preis einigen. Den Umzug, der nur eineinhalb Tage dauerte und ohne jede Schwierigkeit ablief, empfanden alle Familienmitglieder als unverhoffte Verbesserung, zumal sich die Beschreibung der Wohnung in der Anzeige als zutreffend erwies: »4 Zimmer, mit allem Komfort, Warmwasserversorgung, frisch renoviert.«³⁴³ Goldbarth drückte auch ihr Bedürfnis nach räumlicher Stabilität aus, wenn sie von dem »zweiten, hoffentlich vorläufig letzten« Umzug sprach.

In ihrem nächsten Brief vom 22. November 1940 deutete sie die katastrophalen Bedingungen, unter denen die Juden im neu errichteten Ghetto leben mussten, lediglich an, denn sie rechnete damit, dass die Deutschen die Briefe lasen und Zensur übten. Eine ausführliche Beschreibung der neuen Wohnung hingegen schätzte sie zu Recht als harmlos und erlaubt ein, der Brief pasierte offensichtlich die Zensur und wurde zugestellt. Goldbarth legte ihrem Schreiben sogar eine Skizze des Wohnungsgrundrisses bei und kommentierte:

»Was soll ich Dir nun von uns erzählen? Fangen wir mit dem erfreulicheren an: Von unserem Stolz, der Wohnung (der Plan liegt bei. Hoffentlich wirst Du draus schlau!). Was das für ein Glück für uns ist, kannst Du Dir gar nicht vorstellen!«³⁴⁴

Goldbarth beschrieb den Grundriss anhand der Tätigkeiten, die sie und ihre Angehörigen in den einzelnen Räumen zu unterschiedlichen Tageszeiten ausübten; der Zusammenhang von Raum, Praktiken und Tagesablauf wurde bereits an anderer Stelle analysiert. Die vier Zimmer bewohnten nun die fünf

342 Über ihren Wohnungswechsel im Warschauer Ghetto berichtete auch Estera Biezuner, AŽIH 301/468.

343 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 16. November 1940, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*02, Doc. 34, S. 2.

344 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 22. November 1940, ebd., Doc. 36, S. 2.

Familienmitglieder sowie ein Ehepaar namens Friedland, wohingegen die Goldbergs wie bereits erwähnt nicht mit umgezogen waren. Die Wohnung verfügte über eine verhältnismäßig große Küche, die wie Bad und Toilette über einen Korridor zu erreichen war. Eine Besonderheit der neuen Unterkunft waren zwei Balkone, die auf die Straße bzw. die Hofseite hinausgingen und zumindest im Sommer eine Erweiterung der ohnehin schon recht großen Grundfläche darstellten. Ansonsten bestand die Wohnung aus einem Schlafzimmer, das die Eltern bewohnten, dem Sprechzimmer, dem Zimmer des Ehepaars Friedland sowie einem Wohnzimmer. Wohn- und Sprechzimmer dienten nachts als Schlafräume für die Großmutter bzw. die beiden Töchter der Familie Goldbarth. Die Freude über die neue Wohnung hielt jedoch nicht die Zerrüttung in der Familie auf, insbesondere im Hinblick auf den Vater, der immer jähzorniger wurde. Die Befürchtungen und Ängste des Vaters, den die Deutschen noch in Bromberg verhaftet und längere Zeit festgehalten hatten, wuchsen stetig an, und die psychische Belastung hatte immer größere Auswirkungen auf sein Verhalten.

Strategien der Aneignung und Residuen des Privaten

Neben der Wohnung, in der Ruth Goldbarth von November 1940 bis Oktober 1941 mit ihrer Familie lebte, war das Haus, in dem sich diese Wohnung befand, der nächste räumliche Bezugspunkt. Goldbarth beschrieb sowohl die physische Beschaffenheit des Hauses und seine Lage im Ghetto, als auch die Bewohner und die Art und Weise, in der sie mit ihnen verkehrte.³⁴⁵ Am 25. Dezember 1940, als sie schon gut einen Monat in der neuen Unterkunft wohnte, fügte sie in ihren Brief eine kleine Skizze ein, in der sie die Position des Hauses in der Żelazna-Straße 8 näher schilderte.³⁴⁶ Es befand sich an einer Stelle, an der das von Mauern umgrenzte Ghettogebiet einem Nadelöhr gleich eine nur sehr geringe Fläche umfasste. Es handelte sich um die einzige breitere Verbindung zwischen den beiden größeren Teilgebieten des Ghettos, die ansonsten durch einen Streifen »arischen« Gebiets voneinander getrennt waren. Die Deutschen bewachten die schmale Verbindung, in der Goldbarth wohnte, gut, und Goldbarth erwähnte die vier Posten, die in der Nähe ihres Hauses standen. Sie führte den geringen Betrieb, der in der väterlichen Zahnarztpraxis herrschte, zumin-

345 Julian Kudasiewicz machte in seiner Erinnerung aus der frühen Nachkriegszeit ganz ähnliche Angaben über die geografische Lage seiner Bürstenmacherei im Ghetto und beschrieb auch den Grundriss seines Ladengeschäftes. Kudasiewicz, Januar 1946, AŻIH 301/1750.

346 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 25. Dezember 1940, in: Edith Brandon papers, USHMM RG-10.250*02, Doc. 43.

dest teilweise auf diese für die jüdische Bevölkerung ungünstige Lage zurück, die deutsche Wachtposten so gut es ging zu meiden versuchte.

Das Haus, in dem sie lebte, beschrieb Goldbarth als groß und den Warschauer Gepflogenheiten entsprechend aus zwei großen Höfen mit jeweils zwei Flügeln und einem Hinterhaus bestehend. Mit Ausnahme ihrer eigenen Familie wohnte in jedem Zimmer eine Familie, sodass über 30 Menschen das ganze Haus bewohnten.³⁴⁷ Goldbarth war sich der herausgehobenen wirtschaftlichen Position, dank derer sie in anderen Wohnverhältnissen lebte als ihre Hausgenossen, sehr bewusst: »Wir kommen uns immer wie die Hochstapler vor, obgleich wir ja genau genommen auch nur in einem geheizten Raum hausen.«³⁴⁸ Sie erzählte von den verschiedenen Aktivitäten, zu denen sich innerhalb des Hauses entsprechende Gruppen zusammenfanden; so gäbe es unter anderem zwei Jugendgruppen, eine Bridge-Gruppe und eine Musikgruppe. Das Haus war somit ein Ort sozialer Interaktion. Den organisatorischen Rahmen lieferte das Hauskomitee, im Warschauer Ghetto die kleinste Verwaltungseinheit, der im Laufe der Zeit eine besondere soziale Bedeutung zukam. Auch der Warschauer Henryk Bryskier, selbst Vorsitzender des Hauskomitees in der Leszno-Straße 5, beschrieb die zahlreichen Angebote, zu der seine Mitbewohner zusammenkamen:

»Abendaufführungen, Kartenspielrunden, Buffets oder Tanztees wurden von den Hauskomitees immer häufiger organisiert. Diese Veranstaltungen fanden im Gemeinschaftsraum oder in der Wohnung eines Hausbewohners statt und dienten dem Zweck, ein Gemeinschaftsgefühl entstehen zu lassen, eine echte Hausgemeinschaft, außerdem sollte so das Bedürfnis nach Unterhaltung geweckt werden. Vor allem aber ging es darum, Geld einzunehmen, um die Aktivitäten des Hauskomitees zu ermöglichen.«³⁴⁹

Ita Dimant, Mitglied des Hauskomitees in der Franciszkańska-Straße 12, berichtete ebenfalls von Veranstaltungen, die sich speziell an Jugendliche und junge Erwachsenen richteten, und die ebenfalls in Privatwohnungen stattfanden.³⁵⁰ Wie viele jüngere Ghettobewohner genoss auch Ruth Goldbarth solche Angebote. Insbesondere in den Abendstunden, wenn die Ausgangssperre ein Verlassen des Hauses unmöglich machte, war sie froh, nicht immer für sich bleiben zu müssen. Anfänglich begegnete sie den Hausgenossen noch recht distanziert und berichtete von »ein paar ganz annehmbare[n] junge[n] Mädels«³⁵¹ und weiteren ungefähr Gleichaltrigen, mit denen sie sich öfter traf. Gemeinsame

347 Ebd.

348 Ebd.

349 Bryskier, *AŻIH* 302/90.

350 Ita Dimant, *Testimony*, YVA O.3/3153.

351 Ebd.

Interessen wie etwa die Begeisterung für Bücher führten zu intensiven Beziehungen, die sich schnell zwischen den jungen Leuten entwickelten. Bereits im Januar hatte sie zu einer weiteren jungen Frau ein solches Vertrauensverhältnis aufgebaut, dass sie jederzeit Zutritt zu deren Zimmer hatte und von ihrem Schlüssel, der auch in das Schloss der Zimmertür der neuen Freundin passte, stets Gebrauch machen durfte.³⁵²

Ruth Goldbarth und ihre Hausgenossen lebten nicht freiwillig zusammen, sondern bildeten eine Zwangsgemeinschaft.³⁵³ Der leichte Ton, den Goldbarth Edith Blau gegenüber anschlug, konnte darüber nur bedingt hinwegtäuschen. So schrieb sie in einem Brief vom 27. und 28. April 1941:

»Unser 4. Stockwerk ist erst vor ein paar Jahren aufgestockt worden, infolgedessen ganz modern mit Etagenheizung, wunderschönen Badezimmern, großen, breiten Fenstern etc. Die ganze Etage besteht aus einem langen Korridor, zu dessen beiden Seiten wie im Hotel Zimmer sind. Und in jedem dieser 14 Zimmer wohnt eine Familie, d.h. allergrößten Teils sind es junge Ehepaare [...]. Und die Leutchen leben sehr nett miteinander. Wenn man abends raufgeht u[nd] irgendjemand Bestimmten sprechen will, dann findet man ihn nie in seinem eigenen Zimmer. D.h. es gibt 2 Möglichkeiten: Entweder man rennt von Zimmer zu Zimmer oder aber man stellt sich mitten auf den Korridor u. schreit aus vollen Kräften den Namen des gesuchten. Irgendwo öffnet sich dann eine Tür u[nd] der Gesuchte steckt den Kopf raus.«³⁵⁴

Die Tatsache, dass in jedem der 14 Zimmer eine Familie lebte, führt die Raumsituation im Ghetto nochmals deutlich vor Augen. Allerdings erschloss die Praxis, sich zu bestimmten Zeiten gegenseitig zu besuchen, Raum über das eigene Zimmer hinaus. Indem die Bewohner temporär die räumlichen Beschränkungen aufhoben und auf diese Weise bewusst Gemeinschaft bildeten, reduzierten sie den Zwangscharakter der Situation. Ruth Goldbarths Beschreibung ihres eigenen Umgangs mit den ungewöhnlichen Wohnverhältnissen zeigt zweierlei. Sie konnte erstens die abendlichen Besuche deshalb in so lockerem Stil schildern, weil ihre Familie eben nicht in nur einem Zimmer leben musste, sondern sich in einem der unteren Stockwerke eine Mehrzimmerwohnung leisten konnte. Indem sie Edith Blau das Ganze als geradezu

352 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 10. Januar 1941, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*03, Doc. 46.

353 Vgl. hierzu Szymon Lebenbojm, der die Wohnbedingungen im Warschauer Ghetto erinnert. Lebenbojm, *AŻIH* 301/4864.

354 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 27. und 28. April 1941, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*03, Doc. 60.

unterhaltsame Episode darstellte, gelang es ihr außerdem zweitens, ein Stück weit die der Situation immanente Bedrohlichkeit auszublenken. Sie referierte also nicht nur die Praktiken der Bewohner, sondern vollzog deren Aneignung in ihrem Brief nach.

Die Korrespondenz zwischen Ruth Goldbarth und Edith Blau ist eine herausragende Quelle. In kaum einem zeitgenössischen Ego-Dokument gibt es solch ausführliche und ausdrückliche Beschreibungen der individuellen Raumsituation in den Ghettos. Aufgrund ihrer wirtschaftlichen Position konnte Ruth Goldbarths Familie auch unter deutscher Besatzung und unter den katastrophalen Bedingungen des Ghettos relativ lange Zeit an den Praktiken festhalten, die sie aus der Vorkriegszeit gewohnt war. Die Trennlinie zwischen öffentlichem und privatem Raum lief mehr oder weniger immer noch entlang der Grenzen der Wohnung, die durch Wände, Türen und Fenster vom Außenraum abgetrennt war. Die Praktiken, die sich in der Wohnung entfalteten, unterlagen dennoch Veränderungen, etwa wenn ein und derselbe Raum tagsüber als Arbeitszimmer, nachts als Schlafzimmer diente, eine Mehrfachnutzung, die für Goldbarths Familie neu und ungewohnt war. Die Familie setzte diesen Transformationen die bewusste Benennung von Räumen entgegen, auch wenn diese Räume nicht mehr der gewohnten Anmutung entsprachen. So bezeichneten sie einen Raum als Badezimmer, in dem Waschschüsseln standen und sich die Bewohner wuschen. Allerdings gab es dort keine Badewanne und keinen Ofen, um den Raum oder das Wasser zu heizen, zwei Dinge, die offenbar zur Ausstattung von Ruth Goldbarths Wohnung in Bromberg gehört hatten. Familie Goldbarth versuchte, sich mit solchen Strategien an die neuen Gegebenheiten anzupassen und Gewohnheiten und Handlungsweisen beizubehalten, wenn auch in veränderter Form. Im Falle von Familie Goldbarth ging dies verhältnismäßig gut, weil sie über die nötigen Mittel verfügte, um Residuen des Privaten aufrechtzuerhalten. Innerhalb des Hauses gab es die Grenzen zwischen Öffentlichem und Privatem ebenfalls, allerdings kam es hier zu größeren Verschiebungen, wie das Beispiel des Korridors im vierten Stockwerk gezeigt hat. Der Übertritt aus der einen in die andere Sphäre hatte sich räumlich verlagert und neue Praktiken evoziert. Andererseits erinnern die Formen, innerhalb der Hausgemeinschaft Nähe herzustellen, indem man sich zum Bridgespiel oder zum gemeinsamen Musizieren traf, stark an Gepflogenheiten der Vorkriegszeit. Trotz der unterschiedlichen finanziellen Möglichkeiten der Mietparteien gab es also auch mit Bezug auf den Raum des Wohnhauses Reste von Privatheit.

Vertrauen, Zuneigung und Entfremdung

Im Laufe der Zeit blieb es nicht aus, dass sich einige der männlichen Hausbewohner für Ruth Goldbarth zu interessieren begannen, und umgekehrt auch sie Gefühle der Zuneigung für den ein oder anderen jungen Mann entwickelte. Die jungen Menschen verbrachten jeden Tag geraume Zeit miteinander und tauschten sich über ihre Erlebnisse und Erfahrungen aus. Nähe manifestierte sich jedoch nicht nur im freundschaftlichen Gespräch, sondern auch im gemeinsamen Essen. Hinzu kamen Praktiken, die Vertrauen und Zuneigung wachsen ließen. So freundete sich Goldbarth mit vier jungen Männern namens Leo, Georges, Rysio und Viktor an. Der Warschauer Leo, dessen Nachnamen sie nicht nannte, gab ihr Unterricht im Jiddischen – das sie als »ekelhafte Sprache« abqualifizierte –, wofür sie im Gegenzug versuchte, ihm »ein vernünftiges Deutsch« beizubringen. Das Sprachtandem scheint jedoch nach kurzer Zeit wieder eingeschlafen zu sein, zumindest erwähnte es Goldbarth in ihren Briefen nicht mehr. Anders verhielt es sich mit der Beziehung zum etwas jüngeren Georges, dessen auffällige Hilfsbereitschaft sie zunächst dankbar registrierte, ohne tiefere Gefühle als deren Ursache zu vermuten. Im Sommer des Jahres 1941 hatte sich die Situation allerdings so weit zugespitzt, dass sich Goldbarth genötigt sah, ihrem mittlerweile sehr eifersüchtigen Verehrer »eindeutig und hart die volle Wahrheit zu sagen, was ihn ziemlich schwer getroffen hat. Es ist mir selbst nicht leicht gewesen, aber es war der einzige Ausweg.«³⁵⁵ Das Verhältnis blieb weiterhin problematisch, und im August beklagte sich Goldbarth bei Edith Blau über die fortwährenden Liebeserklärungen des jungen Mannes, die ihr zu weit gingen und sie dazu veranlassten, eine Zeit lang nicht mehr mit ihm zu sprechen.³⁵⁶

Ruth Goldbarth selbst fühlte sich zumindest oberflächlich zum äußerlich attraktiven Viktor hingezogen, von dem sie Edith Blau eine lebendige Beschreibung gab: »Der ideale Flirt für die Ferien. Groß und fabelhaft gewachsen, mit einem frechen, hübschen Jungengesicht, bestimmt nicht übermäßig klug, aber ganz helle, witzig und guter Laune. Mit einem Wort: Bel ami! Alter: keine zwanzig. Beruf: Lumpensammler...«³⁵⁷ Viktors Avancen gefielen Goldbarth: »Viktor, der beauté unseres Hauses, der sich neuerdings sehr für mich interessiert. Unerhört schmeichelhaft für mich!«³⁵⁸ Ihr eigentliches Interesse galt aller-

355 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 12. Juli 1941, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*04, Doc. 75.

356 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 24. August 1941, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*04, Doc. 83.

357 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 12. Juli 1941, ebd., Doc. 75.

358 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 21. April 1941, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*03, Doc. 59.

dings dem ernsthaften und verschlossenen Rysio: »Rysio besonders entwickelt sich zu einem lieben Jungen, mit dem man sich glänzend unterhalten und zu dem man viel Vertrauen haben kann.«³⁵⁹ Leider änderte sich nichts an dessen distanziertem Verhalten, und trotz intensiver Gespräche siezten sich die beiden im Juli 1941 immer noch, wovon Goldbarth enttäuscht nach Deutschland berichtete.³⁶⁰ Insgesamt war das Verhältnis zu den Hausgenossen während des Jahres, in dem die Hausgemeinschaft bestand, Schwankungen unterworfen. Im Laufe der Zeit stellten sich bei Goldbarth eine gewisse Ernüchterung und Entfremdungserscheinungen ein. Sie stellte fest, sie sei allgemein sehr froh über die sozialen Kontakte, habe aber auch erkannt, dass sie zu vielen der Bewohner innerlich nicht recht passe.³⁶¹ Konflikte blieben nicht aus, auch wenn es nie zu einem dauerhaften Zerwürfnis kam, sondern Streitigkeiten stets innerhalb einer gewissen Zeit beigelegt wurden. Der Freundeskreis stellte in dieser Hinsicht ein Gegengewicht zu den Verhältnissen innerhalb der Familie dar, wo wie bereits erwähnt der Vater immer gereizter und unleidiger wurde und Mutter und Großmutter mit ernsthaften gesundheitlichen Problemen zu kämpfen hatten. Goldbarths Bericht über den Selbstmord eines Hausbewohners, mit dem sie nicht in engerem Kontakt stand, und der sich dem Vernehmen nach wegen des Dauerkonfliktes, den seine drei Schwestern austrugen, erhängt hatte, mag ihr vor Augen geführt habe, wie harmlos im Vergleich dazu die größtenteils aus Gründen der Eitelkeit geführten Streitereien im Freundeskreis eigentlich waren. Jedenfalls erzählte sie in diesem Brief sichtlich erleichtert, dass sich wieder alle miteinander vertragen hätten.³⁶²

Das alles in allem noch recht friedliche Zusammenleben fand sein Ende, als die Deutschen das Ghettogebiet im Herbst 1941 weiter verringerten und den schmalen Streifen, in dem sich Ruth Goldbarths Haus befand, aus dem Ghetto heraustrennten. Im Oktober 1941 musste Ruth Goldbarths Familie deshalb noch einmal umziehen.³⁶³ Die neue Wohnung war wesentlich kleiner als die vorherige, wenngleich mit zwei Zimmern immer noch verhältnismäßig komfortabel. Goldbarth kommentierte die Zimmeranzahl denn auch ironisch: »Wir sind ja vornehm!«³⁶⁴ Die beiden Räume erfüllten jeweils mehrere Funktionen gleichzeitig. Der eine diente zum Schlafen, Wohnen und Essen,

359 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 12. Juli 1941, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*04, Doc. 75.

360 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 31. Juli 1941, ebd., Doc. 79.

361 Ebd.

362 Ebd.

363 Vgl. N.N., Verkleinerung des Warschauer Gettos Anfang Oktober 1941, Ring. I/212.

364 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 6. November 1941, Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*04, Doc. 96, S. 1.

außerdem stand ein Herd darin, an dem gekocht wurde. Das »Badezimmer« bestand aus einem Waschtisch, der durch einen Paravent vom restlichen Zimmer abgetrennt war. Die Familienmitglieder konnten Körperpflege und Hygiene also geschützt vor den Blicken der anderen vornehmen. Die Zahnarztpraxis des Vaters, die tagsüber im zweiten Raum eingerichtet war, erbrachte auch am neuen Standort ein gutes Einkommen, insgesamt hatte sich die Situation der Familie Goldbarth aber verschlechtert. Die räumliche Enge, der sie mit einiger Verspätung nun auch ausgesetzt war, beschleunigte den Zerrüttungsprozess, der bereits zuvor eingesetzt hatte:

»Die Praxis geht ganz gut, aber es ist alles furchtbar unbequem und Vati bekommt mindestens drei Tobsuchtsanfälle täglich. Ich mache mir ernstliche Sorgen um ihn. Er ist furchtbar runter und sieht entsetzlich aus. Natürlich tyrannisiert er die ganze Familie, mit dem Erfolg, dass Mutti Herzanfälle bekommt, Dorli heult, und ich die Nerven verliere. Ein himmlischer Zustand.«³⁶⁵

Den Kontakt zur alten Hausgemeinschaft hielt Goldbarth zunächst aufrecht, sie vermisste den Austausch mit den Gleichaltrigen. Mit Georges erwog sie sogar den Plan, beide Familien sollten sich gemeinsam um eine Wohnung bemühen. Das Zusammenleben in demselben Haus hatte eine Gemeinschaft entstehen lassen, die im Ghetto als Netzwerk hätte funktionieren können. Leider ist nicht bekannt, ob Ruth Goldbarths Pläne erfolgreich waren, denn ihre Korrespondenz mit Edith Blau endete mit den Schreiben, die sie Ende November 1941 nach Minden geschickt hatte.

Sich im Raum verorten: Mittel der Selbstvergewisserung

Weshalb gab Ruth Goldbarth sich solche Mühe, ihrer Freundin genau zu schildern, wie sie und ihre Familie im Ghetto wohnten? Es scheint, als hätte die ausführliche Antwort auf die Frage: »Wo bin ich?« der Selbstvergewisserung gedient. Goldbarth konnte anhand der Beschreibung ihrer Wohnung und ihres Hauses die eigene, verhältnismäßig gute Lage mit der Gesamtsituation im Ghetto vergleichen, das heißt Raum war ein Distinktionsmerkmal. Sie konnte sich selbst und ihre Briefpartnerin Edith Blau davon überzeugen, dass es zumindest in ihrem Fall etwas Positives zu berichten gab. Vor dem Hintergrund der großen räumlichen Veränderungen, die alle Freunde Goldbarths seit Ausbruch des Krieges hatten erleben müssen, wuchs der Verortung im Raum eine weitere, tiefere Bedeutung zu. Edith Blau war von Danzig über Bromberg nach Minden

365 Postkarte Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 23. November 1941, ebd., Doc. 100.

gekommen, Lutek Orenbach von Bromberg nach Tomaschow und Goldbarth selbst von Bromberg nach Warschau. Doch nicht nur im engeren Freundeskreis konnte Goldbarth diese Beobachtung machen. Auch ihr fortwährendes Engagement für Juden, die aus ihrem Heimatort ebenfalls in die vormalige polnische Hauptstadt umgesiedelt worden waren, trug zu der Erkenntnis bei, dass Entwurzelung und erzwungene Mobilität eine Grunderfahrung war, die ein großer Teil der jüdischen Bevölkerung unter deutscher Besatzung machen musste. Das Leben in einem geschlossenen Ghetto, das ab November 1940 auch in Warschau Realität war, bildete hierzu den größtmöglichen Kontrast. Die Selbstwahrnehmung im Raum war durch diese Entwicklungen immer wichtiger geworden. Auch in anderen Korrespondenzen war die Frage nach dem »Wo?« stets präsent, wobei die geografischen Bezüge oftmals noch weiter gefasst waren als im Falle Edith Blaus und ihrer Briefpartner. Roman Ryterband in Zürich zum Beispiel unterhielt Briefkontakte mit seinen Eltern Abram und Golda in Litzmannstadt und seinem Bruder Stasiek in Warschau. In den Schreiben seiner Angehörigen finden sich Hinweise, dass Ryterband häufig nach ihrem Aufenthaltsort und dessen räumlichen Rahmenbedingungen fragte.³⁶⁶ Leo Arnfeld, der mit seiner Frau Sara im Warschauer Ghetto lebte, korrespondierte regelmäßig mit seinem Bruder Chaim, der von Vilnius aus in das japanische Kobe geflohen war. Arnfelds Mühen, die Verbindung zum Bruder über diese weite Entfernung aufrechtzuerhalten, entsprang der Sorge um dessen Wohlergehen. Arnfeld artikuliert in seinen Briefen aber auch das Bedürfnis, sich der räumlichen Gegebenheiten und sich somit seiner selbst immer wieder neu zu vergewissern.³⁶⁷

Solidar- und Zwangsgemeinschaften

Ruth Goldbarths Briefe werden deshalb so eingehend analysiert, weil sich anhand dieser Texte die allgemeinen Charakteristika der Raumsituation im Ghetto erschließen, obwohl Goldbarths Situation nicht typisch für die Mehrheit der Ghettobevölkerung war, der es in der Regel um einiges schlechter ging als der Brombergerin und ihrer Familie. Ein Beispiel für das Leben in einem Wohnhaus, dessen Bewohner nicht über die wirtschaftlichen Ressourcen der Familie Goldbarth verfügten, liefert ein Text aus dem Ringelblum-Archiv. Auf fünfzehn handschriftlich verfassten Seiten schilderte Stefania Szereszewska im April 1942 die Aktivitäten des Hauskomitees eines Hauses in der Gęsia-Straße

366 Roman Ryterband letters, USHMM Acc. 2007/227.

367 Leo Arnfeld papers, USHMM, Acc. 1990.16.99.

in Warschau.³⁶⁸ Ihre Hauptquellen waren das Rechnungsbuch des Hauskomitees aus dem Zeitraum von April bis Dezember 1941 sowie Interviews, die sie mit dem Vorsitzenden des Komitees, einem Mann namens Wajzer, geführt hatte. Szereszewska betonte den allgemeinen Niedergang des Hauses und seiner Bewohner, deren Situation sich stetig verschlechterte und die deshalb ihren Zahlungsverpflichtungen an das Hauskomitee immer weniger nachkommen konnten. Das Interesse der Autorin galt weniger den sozialen Interaktionen innerhalb des Hauses, die sie deshalb nur an wenigen Stellen andeutete. Wertvoll sind vielmehr die Informationen, die ihr Text im Hinblick auf Anzahl und Zusammensetzung der Hausbewohnerschaft bietet. In dem vierstöckigen Haus lebten als Mieter und Untermieter 138 Menschen. Die meisten von ihnen bestritten ihr Einkommen als kleine Hausierer und Straßenverkäufer, lebten also bestenfalls von der Hand in den Mund und zählten somit zur Unterschicht. Zu dem Zeitpunkt, als Szereszewska ihre kurze Abhandlung verfasste, hatten viele Bewohner ihr niedriges, wenn auch mehr oder weniger regelmäßiges Einkommen bereits verloren und lebten von der Unterstützung durch die jüdische Selbstverwaltung bzw. die Jüdische Soziale Selbsthilfe. Eine Gruppe mit besonders prekärem Status bildeten zwanzig Flüchtlingsfamilien, die entweder von schnell dahinschwindenden Ersparnissen oder eben auch von Unterstützungszahlungen der Gemeinde leben mussten. Vor diesem Hintergrund bildete ein Hausbewohner, der wirtschaftlich erfolgreich ein Handwerk betrieb, eine Ausnahme.

Wie im Ghetto allgemein, war auch dieses Hauskomitee zunächst eine Fürsorgeeinrichtung und die Gemeinschaft der Hausbewohner eine mehr oder weniger freiwillige Solidargemeinschaft. Regelmäßige Geld-, Sach- und Lebensmittelspenden der Bewohner sollten die generelle Not abfedern und eine Art soziales Netz bilden. Szereszewska berichtete von Hausfrauen, die für zwanzig Kinder zusätzliche Essen in ihren Zimmern zubereiteten, das heißt, es gab über die Spenden hinaus auch karitative Aktionen. Anders als in den meisten Häusern rahmte das Komitee in der Gęsia-Straße nicht das soziale Miteinander, das heißt, es rief keine Gruppen ins Leben, die sich an verschiedenen Interessen und Neigungen wie Musizieren, Kartenspielen oder Ähnlichem ausrichteten. Selbst unter den katastrophalen Bedingungen des Ghettos war diese mangelnde Initiative ungewöhnlich, und Szereszewska führte sie auf die besondere Bedürftigkeit der Hausbewohner zurück. Das Hauskomitee wurde im Dezember 1941 durch den Vorsitzenden aufgelöst, da außer dem Bäckereibesitzer niemand mehr in der Lage war, die erforderlichen Beiträge zu leisten. Mittlerweile waren die über

368 Stefania Szereszewska, Studie über die Aktivitäten des Hauskomitees in der Gęsia-Straße 19, in: Ring. I/297.

1.000 Hauskomitees im Ghetto jedoch wichtige Verwaltungseinheiten, weshalb auch in diesem konkreten Fall die Selbstauflösung de facto folgenlos blieb. Es galt schließlich weiterhin, gemeinschaftliche Aufgaben wie Strom- und Wasserversorgung, Müllentsorgung usw. wahrzunehmen und in irgendeiner Weise zu organisieren. Über die Zeit war dieses Wohnhaus von einer Solidar- zu einer reinen Zwangsgemeinschaft geworden, die man nicht verlassen konnte. Das Verhältnis der Hausbewohner untereinander sowie zu den Mitgliedern des Hauskomitees war nachhaltig zerrüttet, jedenfalls kam es zu tätlichen Angriffen auf den bisherigen Vorsitzenden Wajzer. Stefania Szereszewska betonte mehrfach, wie typisch die generelle Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage der Bewohner sowie deren zwischenmenschliche Probleme für die Verhältnisse im gesamten Ghetto waren, trotz der erwähnten Spezifika. Insofern war dieses Haus bis zu einem gewissen Grad repräsentativ, auch wenn Szereszewska es für ihre kurze Skizze lediglich deshalb als Beispiel gewählt hatte, weil sie dort wohnte.

Gleichzeitig verdeutlicht das Beispiel auch, welche Grenzen der vorliegenden Arbeit gesetzt sind. Die Dokumente des Ringelblum-Archivs, die sich mit den Hauskomitees befassen, liefern jedenfalls nur eingeschränkt Antworten auf die Frage nach dem Wohnhaus als räumlichem Bezugspunkt. Der Text Szereszewskas ist noch relativ ausführlich, andere Texte gehen wesentlich weniger ins Detail und belassen es bei einer kurzen Aufzählung des organisatorischen Rahmens.³⁶⁹ Doch letztlich ist der bloße Umfang der Dokumente wenig entscheidend. Auch die mehrere Hundert Seiten umfassende Studie Celina Lewins, in der es um das Hauskomitee in der Nalewki-Straße 23 geht, und die unter anderem Protokolle zahlreicher Komitee-Sitzungen wiedergibt, verrät kaum etwas über die Praktiken des Zusammenlebens, die sich in diesem Haus unter den räumlichen Bedingungen von Krieg, Besatzung und Ghetto ergaben.³⁷⁰ Stattdessen bietet die Autorin lange Namenslisten der Sitzungsteilnehmer sowie Übersichten über die sich wandelnden Organisationsstrukturen des Komitees und seiner Unterabteilungen. Der Schwerpunkt dieses Bestandes des Ringelblum-Archivs lag wohl eher auf der Dokumentation von Sachverhalten als auf deren Analyse. Es war den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Archivs daran gelegen, möglichst genau festzuhalten, welchen institutionellen Rahmen sich die Menschen im Ghetto aufbauten, um mit den Restriktionen, denen sie ausgesetzt waren, umzugehen. Individuelle soziale Praktiken waren in dieser Perspektive von

369 Vgl. etwa NN., Die internen Strukturen der Hauskomitees, Ring. I/66; oder NN., Jugend in den Hauskomitees. Gurfinkiel Ewa, geboren 1921, Ring. I/40.

370 Celina Lewin, Das Hauskomitee in der Nalewkistraße 23 in Warschau. Protokolle der Sitzungen des Hauskomitees in der Nalewkistraße 23 (Juli 1939 bis April 1942), Ring. I/67.

nachgeordnetem Interesse, weshalb sie sich aus diesen Quellen nur indirekt erschließen.

Es verwundert zunächst, dass die Autoren des Oyneg-Shabes-Archivs ihren feinen Blick für die Details sozialer Interaktion, mit dem sie viele andere Bereiche des Ghettolebens betrachteten, nur eingeschränkt auf die so wichtigen Hauskomitees anwandten. Emanuel Ringelblum selbst hatte sich sehr stark für die flächendeckende Einrichtung der Komitees eingesetzt, weshalb ihm besonders an deren Dokumentation lag. Es ist nicht ganz eindeutig, ob eine Handreichung für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Archivs, die über dieses Thema schreiben wollten, seiner Feder entstammt.³⁷¹ In jedem Fall muss er von der zweiseitigen Mustergliederung gewusst haben, die als Orientierungshilfe zahlreiche Aspekte des Phänomens Hauskomitee aufführte und versuchte, eine umfassende Systematik zu entwerfen, die der großen Zahl der Hauskomitees Rechnung tragen und deren Relevanz für das Leben der Ghettobevölkerung angemessen abbilden sollte. Im Ergebnis führte diese Systematik zu einer beeindruckenden Aufzählung von Namen, Ereignissen und Institutionen, die alle in einer Beziehung zu den Komitees standen. Sie evozierte jedoch gleichzeitig eine Darstellung, die kaum Platz für die mannigfaltigen Praktiken ließ, deren Rahmen der Raum des Wohnhauses bildete. Obwohl sich die Organisationsform des Hauskomitees explizit auf diesen Raum bezog, sind die genannten Dokumente für die Frage nach Räumen des Privaten eher als Hintergrund wichtig, vor dem sich entfaltete, was Ruth Goldbarth, Chaim Kaplan und andere in ihren Ego-Dokumenten so ausführlich beschrieben.

Grenzen des Privaten in Auffangslagern für Flüchtlinge und Eingesiedelte

Auch lange nach der Errichtung der Ghettos blieb die Raumfrage an allen Standorten virulent. Immer wieder nahmen die Deutschen Einsiedlungen vor. Sowohl aus umliegenden Dörfern als auch aus dem Altreich kamen sehr viele neue Ghettobewohner an, die die Bevölkerungsdichte weiter erhöhten.³⁷² Dawid Sierakowiak in Litzmannstadt berichtete von den über 20.000 Juden, die im Oktober und November 1941 aus deutschen Städten wie Trier oder Köln, aber auch aus Prag oder Luxemburg eintrafen: »Die Aktion der Evakuierung und Umsiedlung hat schon begonnen, mehrere Familien hausen in einem Zim-

371 NN., Arbeitsentwurf für die Hauskomitees im Warschauer Getto, Ring. I/138.

372 Die Einsiedlung von Juden aus der Umgebung Litzmannstadts sowie aus Wien in das Ghetto Litzmannstadt schildert Mejer Rokitowicz, AŽIH 301/869, ebenso Abraham M. Galbas, AŽIH 301/1889.

mer, pro Kopf sind 3,5qm festgesetzt.«³⁷³ Die Ghetto-Chronik vermerkte die Einsiedlung ebenfalls ausführlich.³⁷⁴

Die Erfahrung räumlicher Enge traf die Neuankömmlinge in Litzmannstadt besonders hart.³⁷⁵ Die Deutschen hatten sie über Nacht aus ihren jeweiligen Herkunftsorten herausgerissen und lange in Ungewissheit darüber gelassen, wohin sie deportiert werden sollten. Im bereits überfüllten Ghetto angekommen, brachte man sie in Lagern unter, die man in öffentlichen Gebäuden eingerichtet hatte. Oskar Rosenfeld, der mit einem Transport aus Prag am 4. November 1941 Litzmannstadt erreichte, schilderte in seinen Aufzeichnungen die Ankunft in der Schule, in der die 1.000 Personen umfassende Gruppe, zu der er gehörte, wohnen sollte: »Der Eingang war voller Kot und Wasser, und es war sehr schwer, mit dem Gepäck beladen den Eingang zu durchschreiten, den Hof zu überqueren und sich durch die schmalen dunklen Gänge durchzupressen.«³⁷⁶ Rosenfeld, der das Schulgebäude als schmutzig, eng und dunkel empfand, beschrieb in diesen wenigen Zeilen den Übertritt aus dem Ghettogebiet, das er und seine Leidensgenossen nur kurz durchschritten hatten, in den kleineren räumlichen Bezugsrahmen, in dem sie sich ab sofort aufhalten mussten. Zwar waren die Auffanglager für die Neueingesiedelten physisch nicht vom restlichen Ghetto abgeriegelt und man konnte sich zu den allgemein erlaubten Zeiten frei im Ghetto bewegen. Innerhalb des Ghettos bildeten die Gebäude, in denen die Neuankömmlinge lebten, dennoch so etwas wie herausgehobene Räume, in denen sich Menschen aufhielten, die sich in hohem Maße von der ursprünglichen jüdischen Bevölkerung unterschieden. Innerhalb dieser Räume waren die Einschränkungen, denen die ganze Ghettobevölkerung unterlag, nochmals drastischer spürbar. Rosenfeld zufolge belegten etwa 60 Personen jeweils einen Saal, in den Gängen, die ebenfalls als Schlafplatz dienten, war die Zahl etwas geringer. Sehr genau hielt Rosenfeld fest, wie viel Raum dem Einzelnen zur Verfügung stand:

»Holzpritschen wurden an der Seite der Fenster eingerichtet, eine Pritsche für 2 Personen, 75 cm breit und so lang, dass die Füße über den Holzrand ragten. In diesem engen und schmalen Raum musste jeder auch sein Gepäck unterbringen, den Rucksack gewöhnlich zu Haupten, Koffer und Bündel zu Füßen, wenn man es nicht gleich vorzog, die Habseligkeiten, Kleider,

373 Soweit Sierakowiaks Tagebuch in deutscher Übersetzung vorliegt, wird aus der entsprechenden Edition zitiert; Sierakowiak, Ghettotagebuch, Eintrag vom 7. Oktober 1941, S. 104.

374 Feuchert/Leibfried/Riecke (Hrsg.), Chronik 1941, September 1941, S. 231.

375 Vgl. zur Einsiedlung ausführlich Löw, Juden, S. 230-233.

376 Rosenfeld, Welt, S. 47.

Schuhe, Wäsche und Ess-Schüsseln auszuräumen, irgendwo an der Wand zu platzieren und abzuwarten, wie sich das Leben hier abspielen werde.«³⁷⁷

Die Neueingesiedelten lebten in noch größerer Enge als die übrigen Ghettobewohner, sie hatten keinerlei Möglichkeiten, sich zurückzuziehen und Momente der Intimität gab es keine. Die Menschen schliefen nicht nur in den Gängen und Sälen, sondern hielten sich auch tagsüber dort auf. Sie mussten hier auf die einzige Mahlzeit des Tages, eine dünne Suppe, warten und konnten deshalb die meiste Zeit nicht nach draußen ausweichen. Außerdem begann schon bald nach Ankunft der letzten Eingesiedelten der Winter, und angesichts der eisigen Temperaturen und der körperlichen Schwäche, die sich durch die Mangelernährung schnell eingestellt hatte, empfahl es sich, innerhalb der Gebäude zu bleiben. Einige der Bewohner versuchten, ihre Schlafpritsche zumindest symbolisch abzugrenzen und umspannten sie mit Stricken, auf denen sie nasse Wäsche zum Trocknen aufhängten.³⁷⁸ Einen echten Sichtschutz stellten die Wäschestücke freilich nicht dar, und Geräusche der anderen Lagerinsassen drangen ebenfalls über diese Behelfsbarriere hinweg. Auch wenn Rosenfeld die Bemerkung sehr beiläufig in seinen Text einarbeitete, zeigt sie doch, dass es selbst unter den Bedingungen der Massenunterkünfte Bemühungen gab, Distanz zu den Menschen in der unmittelbaren Umgebung aufzubauen und so zumindest rudimentäre Formen des Privaten aufrechtzuerhalten. Einem ähnlichen Impuls gehorchte eine Frau D. in Warschau, von der Cecylia Ślapakowa in ihrer Studie über die Erfahrungen jüdischer Frauen während des Krieges erzählte, die sie für das Ringelblum-Archiv 1942 verfasst hatte.³⁷⁹ Frau D. und ihr Mann hatten ihre Wohnung in den Bombenangriffen der Deutschen im September 1939 verloren. Aus diesem Grund waren sie zunächst gezwungen, in einem sogenannten Punkt, einem Auffanglager für Flüchtlinge, unterzukommen. Dort hängte sie die wenigen Quadratmeter, die ihr und ihrem Mann zu Verfügung standen, mit einer Decke ab, um so zumindest eine Illusion von Privatheit zu erzeugen. Ihr sehnlichster Wunsch in dieser Zeit sei es gewesen, wieder in einem richtigen Zimmer wohnen zu können.

In Litzmannstadt schliffen sich unter den Bedingungen der Auffanglager für die Neueingesiedelten innerhalb kurzer Zeit Grundregeln des zivilisierten Zusammenlebens ab. Als immer mehr Menschen an Hunger und Erschöpfung starben, geschah dies vor den Augen aller Lagerbewohner, jeder konnte die Ago-

377 Ebd.

378 Ebd., S. 49.

379 [Cecylia Ślapakowa], Die jüdische Frau im Warschauer Ghetto von September 1939 bis Ende 1941, Ring. I/128. Die Autorschaft Ślapakowas stützt sich auf Angaben Emanuel Ringelblums. In der Studie selbst wird keine Autorin namentlich genannt.

nie der Sterbenden sehen und hören. Man gewöhnte sich schnell daran, dass der Tod in der Öffentlichkeit stattfand und nicht mehr im geschützten Raum eines Zimmers in der heimischen Wohnung, zu dem in der Regel nur Angehörige Zutritt hatten. In der Folge brachte bald kaum einer mehr Empfindungen wie Mitleid und Trauer auf, der Anblick von Leichen, die aus dem Saal getragen wurden, war normal geworden. Rosenfeld illustrierte diese Normenverschiebung, die sich in der räumlichen Enge der Gemeinschaftsunterkunft ergeben hatte, mit dem Beispiel eines jungen Mädchens, das sich beim Schminken von Leichenträgern gestört fühlte und ihren Unwillen darüber zum Ausdruck brachte.³⁸⁰ Weiterhin entzündeten sich Konflikte zwischen einzelnen Insassen immer häufiger an Nichtigkeiten, was Rückschlüsse auf deren physischen und psychischen Zustand zulässt, der sich rapide verschlechtert hatte.

Im April 1942 lebten die Westjuden immer noch in den Auffanglagern, da im Ghetto nach wie vor keine Wohnungen für sie frei waren. Oskar Rosenfeld beobachtete aufmerksam, wie sich das monatelange Zusammenleben auf engstem Raum auf seine Mitmenschen auswirkte. Er verband seine Beobachtungen mit Reflexionen über die Umwelt, in der sie sich nun befanden, und die er als Landschaft empfand, die nicht zu dem der »Natur entfremdeten westlichen Menschen« passe.³⁸¹ Beim Blick über den Horizont vermisste Rosenfeld die Kulturlandschaften, die seine Heimatstädte Wien und Prag umgaben. Das Gefühl der Fremdheit, das ihn mit ausdrücklichem Bezug auf den Raum der Stadt und ihres Umlandes befiel, korrespondierte mit dem Gefühl großer Einsamkeit, das er bei den Bewohnern der Lager wahrnahm. Die Menschen seien sich trotz der räumlichen Enge fremd geblieben und das Fehlen von Intimität werde als Qual empfunden.³⁸² Folgt man Rosenfeld, war unter den Neueingesiedelten kein Gemeinschaftsgefühl entstanden, obwohl sich alle den gleichen existenziellen Bedrohungen ausgesetzt sahen. Rosenfeld erklärte sich die Entmenslichung, die er in den Lagern registrierte, mit den fundamentalen Veränderungen der räumlichen Rahmenbedingungen, innerhalb derer die Neugesiedelten in Litzmannstadt leben mussten. Ein großer Teil der Westjuden wurde im Mai 1942 bereits wieder aus Litzmannstadt deportiert und nach Kulmhof gebracht, wo die Deutschen sie ermordeten.³⁸³

In Warschau gab es ähnliche Auffanglager, deren Bewohner im August 1942 zu den ersten Opfern der Massendeportationen nach Treblinka zählten. Wie in Litzmannstadt bildeten diese Lager in Warschau innerhalb des Ghettos einen Raum, dessen Lebensbedingungen um ein Vielfaches schlechter waren als im

380 Rosenfeld, *Welt*, S. 56.

381 Ebd., S. 69.

382 Ebd., S. 70.

383 Vgl. Löw, *Juden*, S. 274-282. Vgl. Frank, *AŽIH* 302/3, Eintrag vom 29. April 1942.

restlichen Ghettogebiet.³⁸⁴ Die Lagerinsassen vegetierten vor sich hin, Residuen des Privaten gab es hier nicht mehr. Józef Rode, der eines dieser Lager im Sommer 1942 besuchte, gab eine lebhafteste Darstellung der dortigen Zustände, die noch drastischer ausfiel als Oskar Rosenfelds Schilderungen der Pendants in Litzmannstadt:

»Die Stadt der Flüchtlinge in der Dzika-Straße 1, 3 und 5. Uns bot sich dort ein Bild, das nicht einmal die lebhafteste Fantasie eines Künstlers hätte schaffen können, das nicht einmal in Träumen vorkommt. Exkreme rannen über die Flure und Treppen; Haufen von Essensresten, Müll, im Hof Exkreme bis zum ersten Stock; in den Zimmern die Lebenden – wenn man sie überhaupt noch Lebende nennen kann – neben den Leichen schlafend, Typhusranke neben den Gesunden, Männer, Frauen, Kinder – Fantasieschatten. Das Ganze – wie Dantes Inferno.«³⁸⁵

d) Transformation von Raumkomponenten

Bei der angestammten jüdischen Bevölkerung in den Ghettos unterlagen die Praktiken des Privaten großen Veränderungen. Hierbei lassen sich zwei Pole ausmachen. Zum einen behielten Ghettobewohner Praktiken bei, die bislang eher in privaten Räumen stattgefunden hatten und verlegten diese in öffentliche Räume, oder gaben zumindest teilweise den Geräusch- und Sichtschutz auf, der bislang eine Komponente der Praxis ausgemacht hatte. Zum anderen verlagerten sie Praktiken in umgekehrter Richtung aus eher öffentlichen in eher private Räume. Bereits in der Vorkriegszeit ließen sich die beiden Sphären nicht so klar voneinander abgrenzen, wie es hier aus analytischen Gründen geschieht, und auch unter den Bedingungen der Ghettos durchdrangen sich öffentlicher und privater Raum.

Private Praktiken in der Öffentlichkeit

Zwei Beispiele für die räumliche Verlagerung von Praktiken bietet der Tagebucheintrag Chaim Kaplans vom 5. November 1940. Er schilderte an diesem Tag, wie Mütter ihre Babywiegen auf die Gehsteige, Straßenkreuzungen oder leere Bauplätze stellten, um ihren darin liegenden Säuglingen Sonnenlicht und frische Luft zuzuführen.³⁸⁶ Dies hatte zunächst Auswirkungen auf den ohnehin schon überfüllten öffentlichen Raum, in dem ein Vorankommen durch die

384 Vgl. N.N., *Fun plitim shtetl. Dzhike un Niske*, Ring. I/426.

385 N.N. [Rode], *AZIH* 302/129.

386 Kaplan, *Buch*, S. 260f.

oftmals im Weg stehenden Wiegen weiter erschwert wurde. Darüber hinaus jedoch zeigt dieses erste Beispiel, dass die Mütter an der Praxis des Wiegens im Kern festhielten, aber sich an die veränderten räumlichen Rahmenbedingungen anpassten. Sie konnten ihre Kinder unter deutscher Besatzung nicht mehr wie zuvor auf den Terrassen oder Balkonen ihrer Häuser und Wohnungen wiegen, und auch die Möglichkeit, öffentliche Parks oder Gärten aufzusuchen, gab es nicht mehr. Die Intimität und Zweisamkeit, die mit dem Wiegen prinzipiell verbunden waren, gaben sie mit ihrer Entscheidung, in den öffentlichen Raum auszuweichen, auf. Im zweiten Beispiel folgten die Akteure einer ähnlichen Logik.³⁸⁷ Ein Kantor und sein Sängerkhor gaben auf der Straße ein Konzert, weil ihnen die Synagoge als der eigentliche Raum, in dem sie ihre Musik aufführten, zum damaligen Zeitpunkt nicht mehr bzw. noch nicht wieder zur Verfügung stand. Anders als im Falle der Mütter mit ihren Babywiegen hatte diese Episode einen kommerziellen Aspekt, denn der Chor machte laut Kaplans Angaben ein gutes Geschäft mit dem Straßenkonzert. Viele Ghettobewohner spendeten den Sängern etwas Geld. Abgesehen von diesem Unterschied überwiegen doch die Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Akteursgruppen. Auch die Sänger hielten an der eigentlichen Praxis, der Aufführung von Synagogengesängen, fest, transferierten sie jedoch aus dem teilöffentlichen, aber geschlossenen Raum des Gottesdienstes auf die offene Straße. Gleichzeitig vollzogen sie die erzwungene Aufgabe des liturgischen Kontextes nach und wendeten sie zu ihrem eigenen Nutzen, indem sie versuchten, sich als Straßensänger ein Einkommen zu erwirtschaften.

Chaim Kaplan fielen die räumlichen Verschiebungen auf, die er in seinem Tagebuch als Teil einer ausführlichen Beschreibung des jüdischen Viertels festhielt. Ausgehend von der Beobachtung, wie überfüllt das zukünftige Ghettogebiet bereits vor der endgültigen Abriegelung durch eine Mauer war, schilderte er die verschiedenen Phänomene im öffentlichen Raum, darunter die beiden zitierten Episoden. Er gab zu, dass ihn viele der Szenen auf den Straßen abstießen, und stellte ironisch die Frage, ob dies alles ein »Symbol der Ewigkeit Israels« sei.³⁸⁸ Schließlich bewertete er seine Eindrücke jedoch als Ausdruck des Lebenswillens des jüdischen Volkes. Die Aneignung der räumlichen Rahmenbedingungen durch die jüdische Bevölkerung empfand er als positiv. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Ringelblum-Archivs interessierten sich ebenfalls für das Straßenbild im Ghetto und verfassten eine ganze Reihe von Studien, in denen sie sich mit den Veränderungen des öffentlichen Raumes

387 Ebd., S. 261 f.

388 Ebd., S. 262.

beschäftigten.³⁸⁹ Sie thematisierten die sozialen Unterschiede, die sich im äußeren Erscheinungsbild der Passanten ebenso manifestierten wie im geringen Verkehrsaufkommen in denjenigen Straßen, in denen bessergestellte Ghettobewohner lebten. Allgemein gesprochen analysierten die Autoren, wie sich unter den Rahmenbedingungen des Ghettos Praktiken veränderten, die bereits in der Vorkriegszeit ihren Platz auf der Straße hatten. Die Verlagerung von Praktiken aus geschlossenen, privaten Räumen auf die Straße spielt in ihren Texten hingegen nur eine untergeordnete Rolle. Bei genauerem Hinsehen lassen sich aber zumindest Hinweise darauf finden. So beschrieben sie, wie sich Freunde und Bekannte immer öfter auf der Straße trafen und dort vertrauliche Gespräche führten, was in den überfüllten Wohnungen, wo man stets mit unwillkommenen Zuhörern rechnen musste, nicht mehr so leicht möglich war. Außerdem richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf die Straßenmusikanten. Allerdings war nicht immer klar, inwiefern diese Akteure bereits vor dem Krieg vornehmlich auf der Straße aufgetreten oder, ähnlich wie im Falle des von Kaplan beschriebenen Synagogenchors, erst im Ghetto auf die Straße ausgewichen waren.

Private Räume entstehen neu

In umgekehrter Richtung verlagerte sich der Unterricht für jüdische Kinder in private Räume, die dort vor den Blicken der Besatzer geschützt waren, wie Chaim Kaplan an mehreren Stellen seines Tagebuchs schrieb. Kaplan bezog sich hierbei sicherlich auch auf die traditionelle jüdische Ausbildungsform des Cheder, einer Talmudschule, deren Unterricht stark religiös geprägt war und überwiegend im Erlernen biblischer Texte bestand. Diese Schulform war im Zuge der Zerstörung der religiösen Infrastruktur verboten worden. Doch auch andere jüdische Schulen hatten die Deutschen in Warschau geschlossen bzw. jüdischen Schülern den Zutritt zu polnischen Schulen untersagt. Der Hebräischlehrer und Schulleiter Kaplan war hiervon unmittelbar betroffen und interessierte sich deshalb sehr für Fragen des Schulwesens im Ghetto. Für ihn bedeutete die Schließung der Schulen den Wegfall seines Einkommens, weshalb er sich bereits wenige Woche nach dem Beginn der deutschen Besatzungsherrschaft mit einigen Kollegen zusammenschloss, um Privatunterricht zu organisieren.³⁹⁰ Zwei Lehrerinnen aus seiner Schule und Kaplan selbst unterrichteten drei kleinere Schülergruppen in Kaplans Wohnung, wo er eigens ein Zimmer mit fünf

389 Stanisław Różycki, *Straßenbilder des Gettos*, Ring. I/429; NN., *Nalewki. Straßenbild in Warschau während der Besatzung (Dezember 1939 bis Februar 1940)*, Ring. I/674/4; NN., *Der Straßenverkehr*, Ring. I/1012 (1331); NN., *Straße*, Ring. I/135.

390 Kaplan, *Buch*, Eintrag vom 14. Dezember 1939, S. 102.

Pulten für zehn Schüler eingerichtet hatte.³⁹¹ Die Verlagerung in den privaten Raum der Wohnung entsprang wirtschaftlichem Kalkül: »Diese zeitweilige und improvisierte Erwerbsquelle entspringt der Not, deren erstes Gebot die Anpassungsfähigkeit ist.«³⁹² Solche Aktivitäten mussten in den eigenen vier Wänden Kaplans stattfinden, denn sie waren illegal und durften von den Besatzern nicht bemerkt werden. Als die Deutschen dennoch von dieser Initiative jüdischer Lehrer erfuhren – Kaplan schrieb von einigen Hundert Kollegen, die ebenso verfahren wie er –, leiteten sie umgehend Nachforschungen ein. Das heißt, die Bemühungen Kaplans und der anderen Lehrer waren mit einem hohen Risiko verbunden, das den Betroffenen bewusst war.³⁹³

Aufmerksam verfolgte Chaim Kaplan die weitere Entwicklung und widmete der für das gesamte Generalgouvernement erlassenen Verordnung über Schulen und Berufsausbildungszentren vom September 1940 einen längeren Tagebucheintrag.³⁹⁴ Diese Verordnung sah für jüdische Kinder nur eine rudimentäre Schulbildung vor, weiterführende Schulen blieben geschlossen. In sogenannten »Ausbildungspunkten« sollte der Schwerpunkt darauf liegen, berufliche Fertigkeiten zu vermitteln. Im Ghetto wurden diese Ausbildungspunkte als Tarnung für Schulen im herkömmlichen Sinne genutzt, wobei deren Betreiber darauf hofften, nicht an die Deutschen verraten zu werden. Zusätzlich zu den Ausbildungspunkten, die oft in den Arbeitsstätten untergebracht waren, gab es noch weitere Schulen im Ghetto, die sich nicht hinter dieser legalen Institution versteckten. Kaplan schrieb im Februar 1941, dass der Unterricht weiterhin im Geheimen stattfinde, »in Hinterzimmern, auf langen Bänken bei einem Tisch, [...]«.³⁹⁵ Das Ghetto, das zu diesem Zeitpunkt seit einem Vierteljahr bestand, erwies sich insofern als ein in eingeschränktem Maße geschützter Raum, da nun nicht mehr ständig mit deutschen Kontrollen zu rechnen war. Leider schrieb Kaplan nicht mehr über den Unterricht in seiner eigenen Wohnung, es ist aber davon auszugehen, dass er diese Tätigkeit weiter ausübte, um Geld zu verdienen.

Kaplan war als Individuum den gleichen Einschränkungen unterworfen wie alle Lehrer im Ghetto, die denn auch ganz ähnliche Strategien entwickelten, um mit den Restriktionen umzugehen. Damit sie die Praxis des Unterrichts und somit die Erwerbsarbeit aufrechterhalten konnten, nahmen die Betroffenen eine räumliche Verlagerung vor und funktionierten den privaten Raum der Wohnung entsprechend um. Allerdings waren Schulstunden in der Wohnung des Lehrers in der jüdischen Tradition nichts völlig Neues. Im chassidischen

391 Ebenfalls im Untergrund unterrichtete Stefania Halbersztadt-Arkin, AŽIH 301/546.

392 Kaplan, Buch, Eintrag vom 14. Dezember 1939, S. 102.

393 Ebd., Eintrag vom 27. August 1940, S. 225.

394 Ebd., Eintrag vom 13. September 1940, S. 229 f.

395 Ebd., Eintrag vom 15. Februar 1941, S. 287.

Cheder war der Unterricht im Schlaf- und Wohnraum des wirtschaftlich meist nicht allzu gut gestellten Lehrers eher die Regel als die Ausnahme. Chaim Kaplan war diese Unterrichtsform sicherlich bekannt, auch wenn er in seiner Warschauer Schule ein anderes pädagogisches Konzept verfolgte. Es verwundert, dass er in seinem Tagebuch keinen Bezug zwischen dieser überkommenen Schulform und der Entwicklung im Warschauer Ghetto herstellte, ließ er sich doch sonst kaum eine solche Gelegenheit entgehen.

In Petrikau fand der Unterricht ebenfalls im Geheimen statt.³⁹⁶ Isaac Goodfriend besuchte eine Talmudschule, wo er seine traditionelle chassidische Ausbildung fortführte. Die Klasse setzte sich lediglich aus vier bis fünf männlichen Schülern zusammen, gemäß der Tradition waren Mädchen nicht zugelassen. Der Unterrichtsraum wechselte von Tag zu Tag, um so das Risiko zu verringern, von den Deutschen entdeckt zu werden. Diese Mobilität war eine Extremform der Transformationsmechanismen, die sich auch in Warschau entwickelt hatten. Um die Praxis des Unterrichtens aufrechterhalten zu können, mussten die Ghettabewohner die bisherigen räumlichen Rahmenbedingungen aufgeben.

In Warschau entstand im Laufe der Zeit ein Untergrundnetzwerk, das den Geheim-Unterricht im Ghetto als Teil der Fürsorge für Kinder und Jugendliche organisierte. Chaim Kaplan stand mit diesem Netzwerk nicht im Austausch. Zumindest erwähnte er kein einziges Mal eine Verbindung zu entsprechenden Organisationen wie der Geheimen Bildungskommission oder den Verbänden der Direktoren staatlicher und privater Schulen, obwohl er in der Vorkriegszeit ganz sicher Kontakte zu den entsprechenden Akteuren hatte.³⁹⁷ Bei diesen Verbänden handelte es sich um nichtjüdische polnische Organisationen, die unter deutscher Besatzung versuchten, ein geheimes polnisches Schulwesen aufrechtzuerhalten und sich hierbei an Lehrinhalten orientierten, die vor 1939 gegolten hatten. Lehrerinnen und Lehrer im Ghetto standen mit ihnen im Austausch und lehnten sich an die Lehrpläne und Examensrichtlinien ihrer Kollegen auf der »arischen« Seite der Stadt an. In vielen Fällen glichen die geheimen Unterrichtsstunden denen, die Kaplan in seinem Tagebuch beschrieb.³⁹⁸ Zdzisław Libin, ein Lehrer, der anders als Kaplan über Kontakte zu den genannten Geheimorganisationen im Bildungssektor verfügte, schilderte den Unterricht folgendermaßen: »Schulstunden fanden an sechs Tagen der Woche statt, normalerweise vier Stunden am Tag. Viele Schulen, wie zum Beispiel die Spójnia-Schule, wählten den Sonntag als freien Tag, andere den Samstag.«³⁹⁹ Wie ein anonym er Autor des Ringelblum-Archivs ergänzte, hatte man die Klassengröße

396 Goodfriend, *Fate*, S. 76.

397 Sakowska, *Menschen*, S. 142–145.

398 NN., *Zweieinhalb Jahre Krieg im Leben der Jugend* (Überblick), ARG I/45.

399 Libin, *AŻIH*, 301/6094.

auf sechs bis zehn Schüler reduziert.⁴⁰⁰ Deren Zahlungen für den Unterricht waren die Einkommensquelle der professionellen Pädagogen, wie bei Kaplan fanden die 40-minütigen Unterrichtseinheiten in Privatwohnungen statt.

Nusen Koniński, ebenfalls ein Oyneg-Shabes-Mitarbeiter, berichtete in einem längeren Aufsatz über Bildungs- und Erziehungsinitiativen der Wohltätigkeitsorganisation CENTOS, einer Unterabteilung des American Joint Distribution Committee mit einem Schwerpunkt auf der Unterstützung jüdischer Kinder und Waisen, die Schulen in Suppenküchen betrieben.⁴⁰¹ CENTOS unterhielt jedoch keine höheren Schulen, sondern konzentrierte sich auf den grundständigen Unterricht für jüngere Kinder.⁴⁰² Doch nicht nur in diesem Punkt unterschieden sich die CENTOS-Schulen vom Unterrichtsangebot vormaliger Gymnasial- und Lyzeumslehrer wie Chaim Kaplan (ganz gleich, ob sie wie dieser unabhängig arbeiteten oder in geheimen Verbänden organisiert waren). Anders als die Gymnasiasten erhielten die Grundschulkinder ihren Unterricht nicht im privaten Raum der Wohnung, sondern in den innerhalb des Ghettogebietes öffentlich zugänglichen Suppenküchen. Gleichwohl handelte es sich um Geheimaktivitäten, die nicht von den Besatzern entdeckt werden durften, weil sie deren Anordnung zuwiderliefen. Auch in Hauskomitees und auf Initiative des Judenrates gab es pädagogische Angebote für Kinder, die oft über die Vermittlung schulischer Lerninhalte hinausgingen. Mehr als im Falle der CENTOS-Schulen hatten sich diese Praktiken der Kinderbetreuung und Ausbildung in den geschützten Raum des Privaten verlagert.

In ähnlicher Weise wie der Schulunterricht verschoben sich religiöse Praktiken aus den Synagogen und Gebetshäusern in den Privatbereich.⁴⁰³ Am Vorabend des jüdischen Neujahrsfestes zu Beginn des Jahres 5701, im gregorianischen Kalender also am 2. Oktober 1940, fand eine Vielzahl an Gottesdiensten verborgen vor den Augen der deutschen Besatzer in den Wohnungen und Häusern statt, da die religiöse Infrastruktur für die Liturgien nicht zur Verfügung stand.⁴⁰⁴ Chaim Kaplan berichtete von »hunderte[n] von geheimen Minjanim in ganz Warschau«, die in Hinterzimmern zusammenkämen, deren Fenster auf den Hof gingen.⁴⁰⁵ Die Lage der Räume in den Wohnungen war entscheidend, weil die deutschen Besatzer in der Regel auf den Straßen patrouillierten, von

400 NN., Erziehungswesen, ARG I/74.

401 Nusen Koniński, Das Gesicht des jüdischen Kindes, ARG I/47.

402 Vgl. Józef Barski-Gitler, AŻIH 301/1244, außerdem Irena Filozof, AŻIH 301/4513.

403 Über das Verbot, zu Gebeten und Gottesdiensten zusammenzukommen, das auch im Ghetto Litzmannstadt galt, siehe Maria Karczewer, 5. Februar 1946, AŻIH 301/4341.

404 Izrael Lajbisz erinnerte sich nach dem Krieg an ähnliche Gebetstreffen im Ghetto Litzmannstadt. Lajbisz, 30. Juni 1948, AŻIH 301/1907.

405 Kaplan, Buch, Eintrag vom 2. Oktober 1940, S. 240.

wo sie nicht in die Hoffenster blicken konnten – so zumindest das Kalkül der jüdischen Bevölkerung. Kaplan betonte die Einmaligkeit des Ereignisses. Noch nie zuvor in der langen Geschichte des Judentums habe es keine öffentlichen Gebete gegeben, woran man die einmalige Grausamkeit des gegenwärtigen Feindes erkennen könne. Weiterhin beschrieb er, dass die gläubigen Juden trotz der räumlichen Verlagerung genau an den liturgischen Vorgaben festhielten, in den Gottesdiensten nicht einmal die schwierigsten Hymnen ausließen und es sogar Predigten gab. Allerdings unterlag die Liturgie der fundamentalen Einschränkung, dass alle gesprochenen und gesungenen Bestandteile nur im Flüsterton rezitiert wurden.

Die Schutzfunktion des Privaten

Beides, die Verlagerung der Gottesdienste in einen alternativen physischen Raum und die Abänderung der religiösen Praktiken, entsprang der Angst vor Entdeckung durch die Deutschen, die keine Genehmigung zur Abhaltung der Neujahrsgottesdienste erteilt hatten. Durch diesen Rückzug in das Abgeschlossene und Geheime entstand für viele der Beteiligten zum ersten Mal ein geschützter privater Bereich. Zuvor spielte diese Kategorie in der traditionellen Lebenswelt frommer Juden so gut wie keine Rolle, denn sie deuteten alles aus einer religiösen Perspektive. Unter der Besatzung sahen sie sich zu extremen Maßnahmen gezwungen, um ihre jüdische Identität aufrechtzuerhalten, die in hohem Maße von der religiösen Praxis abhing. Die neu entstandene Privatheit hatte einen defensiven Charakter. Anders als in herkömmlichen Privatheitskonzepten, in denen lokale Privatheit ebenfalls als schützenswert vor äußerem Zugriff gilt, hatte das Pendant im Warschauer Ghetto eine grundlegend existenzielle Dimension. Die Entdeckung der in offenem Widerspruch zu den deutschen Anordnungen stehenden Praktiken hätte sicherlich Vergeltungsmaßnahmen inklusive der Ermordung etlicher Akteure hervorgerufen.

Einige Tage nach dem Neujahrsfest feiern gläubige Juden den Versöhnungstag Jom Kippur, der mit dem Neujahrsfest Rosch Haschana in engem Zusammenhang steht und der in der Festtagshierarchie eine besondere Stellung einnimmt. Beide Feste zusammen werden als Hohe Feiertage bezeichnet, die sich über zehn Tage erstrecken. In Warschau wurde im Jahr 1940 für Jom Kippur erlaubt, was an Rosch Haschana noch verboten war.⁴⁰⁶ Auch wenn die Synagogen geschlossen bleiben mussten, war es gestattet, Gemeindegottesdienste abzuhalten. Diese mussten allerdings weiterhin in Privatwohnungen und unter Vermeidung von Lärm und Gedränge gefeiert werden. Die Gottesdienstpraxis

406 Ebd., Eintrag vom 12. Oktober 1940, S. 245 f.

selbst unterschied sich also nicht sehr von der am Neujahrsfest, wenngleich sie aus der Illegalität herausgetreten war. Chaim Kaplan hielt auch in diesem Eintrag fest, wie genau seine Glaubensgenossen die liturgischen Vorgaben des Festes beachtet hatten. Nach der Schließung des Ghettos dauerte es noch eine ganze Weile, bis die Synagogen wieder offiziell eröffnet wurden. Religiöse Feiern blieben erlaubt, waren allerdings genehmigungspflichtig. In vielen Fällen hielt sich die Ghettobevölkerung jedoch nicht daran und richtete ihre Gottesdienste weiterhin im privaten Raum aus, ohne sich um eine offizielle Genehmigung zu bemühen.⁴⁰⁷ Der Rückzug in das Private erfolgte vorderhand nicht mehr mit Blick auf die Besatzer, sondern auf die jüdische Selbstverwaltung. Der Effekt war jedoch derselbe – Privatheit entstand als Schutzraum neu. Ähnlich wie für den geheimen Schulunterricht suchten die Menschen auch für religiöse Praktiken den Schutz der Fürsorgeorganisationen. Religiöse Verbände arbeiteten mit atheistisch oder laizistisch ausgerichteten Organisationen zusammen und stellten hierfür die Gegnerschaft der Vorkriegszeit hintan.⁴⁰⁸

Räume selbstbestimmter Solidarität

Schnell hatte die Warschauer Ghettobevölkerung herausgefunden, welche Schlupflöcher die Mauer bot, die das Ghettogebiet von der restlichen Stadt abtrennte.⁴⁰⁹ Die Stellen, die man ausgespart hatte, um die Straßenbahnen aus dem »arischen« Stadtteil nicht umleiten zu müssen, sondern auf den alten Gleisen weiterfahren lassen zu können, nutzten die Bewohner des Ghettos schon bald, um einen intensiven Schmuggelhandel aufzubauen.⁴¹⁰ An einem anderen Ort kam es ebenfalls zu Kontakten zwischen Juden aus dem Ghetto und »Ariern« aus dem »arischen« Teil der Stadt. Das Gerichtsgebäude mit einem Eingang in der im Ghetto liegenden Leszno-Straße und einem zweiten Eingang in der Ogródowa-Straße, die außerhalb des Ghettos lag, wurde zu einer räumlichen Schnittstelle, an der man sich in unterschiedlicher Art und Weise begegnen konnte.⁴¹¹ Partner, die in einer sogenannten gemischtrassigen Ehe lebten, konnten nur in diesem Gebäude aufeinandertreffen, wie Abraham Lewin in seinem Tagebuch festhielt:

407 Vgl. ebd., Eintrag vom 26. Dezember 1940, S. 278 f.

408 Vgl. Sakowska, Menschen, S. 168.

409 Henryk Bryskier beschrieb den Durchgangsverkehr in der Karmelicka-Straße, siehe Bryskier, AZIH 302/90.

410 Kaplan, Buch, Eintrag vom 19. Februar 1941, S. 289 f.

411 Ebd., Eintrag vom 27. Mai 1942, S. 333 f.

»Auch sie treffen sich im Gerichtsgebäude, reden kurz miteinander, die christliche Frau bringt ihrem jüdischen Ehemann ein wenig Essen mit, sie küssen sich und gehen wieder in die jeweiligen Stadtteile zurück. Werden zukünftige Generationen glauben, dass so das Alltagsleben im Jahr 1942 aussah?«⁴¹²

Gesten der Zuneigung und Fürsorge als Ausdruck von Nähe waren für diese Paare nur für kurze Zeit und in einem besonderen Raum möglich. Lewin erfasste, wie weit sich die Praktiken über zweieinhalb Jahre nach dem Ausbruch des Krieges von ihrer ursprünglichen Form entfernt hatten. Auch wenn der beschriebene »Alltag« der »gemischtrassigen« Ehepaare im Ghetto eine Ausnahme war, zeigt das Beispiel, dass Lewin zweieinhalb Jahre nach Kriegsausbruch ein Gespür für die Veränderungen der räumlichen (und zeitlichen) Rahmenbedingungen entwickelt hatte. Bemerkenswert ist weiterhin, dass die betroffenen Paare an den Praktiken überhaupt festhielten. Über ihre Motive schrieb Lewin allerdings nichts, und so ist unklar, inwieweit sie aus einer emotionalen Verbundenheit heraus handelten oder ob eher materielle Erwägungen die Ursache waren. Die Episode mag dennoch als Indiz für gelebte Solidarität im Ghetto gelten.

In anderen Konstellationen war das Gewähren physischer Nähe ein eindeutiges Zeichen der Solidarität. Etwa zum gleichen Zeitpunkt, als Abraham Lewin das Gerichtsgebäude als Schnittstelle zwischen dem Ghetto und dem »arischen« Teil der Stadt beschrieb, ging Janusz Korczak auf die räumliche Situation in seinem Waisenhaus ein, wo er mit 200 Kindern und einigen Erzieherinnen lebte.⁴¹³ Die Beschreibung seines Zimmers war der Ausgangspunkt seiner Überlegungen über Schlafen und Schreiben. Dieses Zimmer grenzte an den großen Kinderschlafsaal der Einrichtung. Er bewohnte es jedoch nicht alleine, sondern teilte es sich mit einer wechselnden Anzahl besonders kranker Kinder, außerdem mit dem schwerkranken Vater einer seiner Angestellten, der im Laufe der Tagebuchniederschrift verstarb. Während der Nacht schliefen Korczaks Zimmergenossen in der Regel, während Korczak selbst einen Teil dieser Zeit nutzte, um zu schreiben, und nur einige wenige Stunden schlief. Im Mai 1942 notierte er: »Ich liege im Bett. Es steht mitten im Zimmer. Meine Untermieter: Der kleine Monius (wir haben vier, die so heißen), Albert und Jerzyk. Auf der anderen Seite an der Wand Felunia, Gienia und Haneczka.«⁴¹⁴ Korczak berührte die Frage, wie man die eigene Schlafpraxis innerhalb der vorgefundenen räumlichen (und zeitlichen) Möglichkeiten gestalten könne. Die ungewöhnliche Zeitstruktur, an der Korczak seine Nächte ausrichtete und die in gewisser Weise sein Bedürfnis nach Autonomie und Selbstbestimmung

412 Lewin, Cup, Eintrag vom 3. Juni 1942, S. 116.

413 Vgl. Rachela Galperson, Ala Erechner, AŽIH 301/4644.

414 Korczak, Tagebuch, S. 25.

befriedigte, wurde bereits an anderer Stelle analysiert. Doch es geht in Korczaks Aufzeichnungen auch um den Zugang zum eigenen Schlafbereich. Korczak war durch den Platzmangel in seinem Waisenhaus gezwungen, einen Bereich seines privaten Zimmers mit Kranken zu teilen. Allerdings hatte er, glaubt man seinen Aufzeichnungen, kein Problem mit diesem Mangel an Distanz. Vielmehr verstand er die bewusste Öffnung seines Privatbereiches als konsequente Umsetzung seiner Pädagogik, in deren Zentrum die Zuwendung zum Kind als vollwertiger Persönlichkeit stand. Diese Haltung der Zuwendung drückte sich im Gewähren von Nähe und dem Verzicht auf Distanz aus, wie das folgende Zitat zeigt. Korczak räumte sein eigenes Bett für einen Jungen aus dem großen Schlafsaal, der schlecht geträumt hatte, beruhigte ihn und machte ihm Mut:

»Wie schnell die Stunden vergehen. Eben erst war es zwölf Uhr, und nun ist es schon drei. Ich hatte einen Gast im Bett. Der kleine Mendel hatte einen schlechten Traum. Ich brachte ihn in mein Bett. Er streichelte mein Gesicht (!) und schlief ein. Er wimmert leise. Es ist ihm unbequem. ›Schläfst du?‹ – ›Ich hatte gemeint, ich bin im Schlafsaal.‹ Verwundert guckt er aus seinen dunklen runden Affenäuglein. ›Du warst auch im Schlafsaal. Willst du in dein Bett zurück?‹ – ›Störe ich Sie?‹ – ›Du legst dich jetzt auf die andere Seite. Ich bringe dir ein Kopfkissen.‹ – ›Gut.‹ – ›Ich werde weiterschreiben. Wenn du Angst hast, dann komm zurück.‹ – ›Gut.‹«⁴¹⁵

Korczak drückte seine Verbundenheit mit den Schwächsten unter den Ghetobewohnern, den Waisenkindern, aus, indem er räumliche Nähe zuließ. Das Beispiel verdeutlicht die Doppelbedeutung von »Raum« als physisch definiertem Ort und als Schauplatz sozialer Interaktion. Korczak beließ es nicht dabei, Zutritt zum eigenen Schlafzimmer und in das eigene Bett zu gewähren, sondern behandelte den Waisenjungen Mendel innerhalb dieses Raumes mit geradezu väterlicher Fürsorglichkeit. Der Pädagoge bemühte sich, es dem Jungen bequem zu machen und ihm so über den Schreck des Albtraums hinwegzuhelfen. Er nahm den Jungen als Person für voll und seine Ängste und Bedürfnisse ernst. Die Sprache des Tagebucheintrags, in dem er das Kind als seinen »Gast« bezeichnete, spiegelt wider, wie willkommen ihm Mendel war, auch die Beschreibung des Kindergesichts zeugt von Korczaks Zuneigung. Korczaks Gefühle teilen sich in diesem Eintrag deshalb so unmittelbar mit, weil er ihn gleich im Anschluss an den nächtlichen Besuch verfasste. Es wird ebenfalls deutlich, dass Korczak der Waise ohne äußeren Zwang Zugang zu seinem persönlichen Bereich gewährte. Er wollte für den Jungen da sein und ihm das Gefühl von Nähe und Fürsorge vermitteln, anstatt ihn an eine der Erzieherinnen zu verweisen oder ihn im

Schlafsaal sich selbst überlassen. Die beiden letztgenannten Optionen wären angesichts der Uhrzeit durchaus nachvollziehbar und legitim gewesen, hätten allerdings so gar nicht Korczaks Selbstverständnis als Pädagoge entsprochen. Dass er sich anders entschied, lässt auch erkennen, wie sich in der Zugangserlaubnis zum eigenen Zimmer, einem sicherlich nicht allzu großen Raum, Selbstbestimmung manifestierte. Ganz ähnlich wie in der Gestaltung des zeitlichen Ablaufs der Nacht zeigte sich in der Verfügungsgewalt über den Raum einer der letzten Reste menschlicher Autonomie, der im Ghetto möglich war.

Den im Grunde genommen gleichen Vorgang, allerdings mit unterschiedlichen Vorbedingungen und Auswirkungen, schilderte Dawid Sierakowiak in seinem Tagebucheintrag vom 19. Dezember 1942.⁴¹⁶ Der Teenager lebte im Ghetto in Litzmannstadt nur noch mit seinem Vater und Schwester Nadzia in der gemeinsamen Wohnung, da die Mutter einige Wochen zuvor deportiert worden war. Die drei mussten sich zwei Schlafstätten teilen, weil sie den Holzrahmen eines dritten Bettes als Brennmaterial verbraucht hatten. Genauer gesagt schlief Dawid Sierakowiak in dem einen, Vater und Tochter im anderen Bett. Die große Nähe der beiden war in diesem Fall also weniger selbstbestimmter Ausdruck von Zuneigung und Fürsorge, sondern entsprang schlicht der äußeren Not. In der Folge steckte sich Dawids Schwester Nadzia bei ihrem Vater mit der Hautkrankheit Krätze an, was angesichts der medizinischen Versorgung im Ghetto und des schlechten Allgemeinzustandes seiner Bewohner, deren Körper kaum noch über die nötigen Abwehrkräfte verfügten, lebensbedrohlich war. Den jungen Sierakowiak selbst schätzte ein Arzt ebenfalls als ansteckungsgefährdet ein, da er mit den Erkrankten auf engem Raum zusammenlebte.⁴¹⁷

Was bei Janusz Korczak selbstbestimmter Mitmenschlichkeit und Zuwendung entsprang, löste bei den Mitgliedern der Familie Sierakowiak Krankheit und Angst aus. Der Vergleich der beiden Episoden, die sich in ihrem rein technischen Ablauf so ähneln, zeigt die Grenzen, denen die Aneignung des Raumes durch die Ghattobewohner unterlag. Die Kategorie Raum erweist sich einmal mehr als geeignetes Instrument zur Feinbestimmung zwischenmenschlicher Verhältnisse im Spannungsfeld von Nähe und Distanz und verdeutlicht Mechanismen des Zusammenlebens innerhalb der Zwangsgemeinschaft. Die Intentionen und Motive der Akteure, ihre zur Auswahl stehenden Optionen, und die Entscheidungen, die sie trafen, zeigen, welch große Bedeutung der Selbstbestimmung als Maßstab für die Qualität von Privatheit zukam.

⁴¹⁶ Sierakowiak, *Diary*, S. 240.

⁴¹⁷ Ebd., Eintrag vom 21. Dezember 1942, S. 241.

Der reduzierte Raum

Als Teil der Transformation, der die Praxis des Schlafens im Ghetto unterlag und die in den beiden vorigen Episoden bereits deutlich wird, veränderte sich auch die Nutzung des Bettes. Für Dawid Sierakowiak wurde das Bett im Laufe der Zeit zu einem Symbol für den allgemeinen Niedergang im Ghetto. Seine ursprüngliche Hauptfunktion als Ort zum Schlafen trat immer mehr in den Hintergrund, andere Nutzungen kamen hinzu. Freilich war das Bett schon in der Vorkriegszeit nicht nur zum nächtlichen Schlafen bestimmt. Im Krankheitsfall diente es temporär auch tagsüber als Stätte der Ruhe und Erholung. Im Ghetto wurde das Liegen im Bett am helllichten Tage dann von der Ausnahme zur Regel, wenn die Bewohner zu schwach wurden, um für längere Zeit aufzustehen. Neben körperlicher Schwäche führten auch psychische Probleme dazu, dass immer mehr Menschen apathisch im Bett liegen blieben und kein Interesse an den Vorgängen um sie herum oder an der Interaktion mit ihren Mitmenschen hatten. So klagte Dawid Sierakowiak auf den Seiten seines Tagebuchs darüber, dass sein Vater tagsüber mit dem Gesicht zur Wand auf dem Bett liege und erst aufstehe, wenn der Rest der Familie die Wohnung verlassen habe.⁴¹⁸ Die zunehmende Apathie des Vaters drückte sich auch in dessen mangelnder Körperhygiene aus, die bereits zur Verlausung geführt hatte.⁴¹⁹ Sierakowiak schilderte im November 1942, dass man die Bettdecken bereits seit vier Monaten ohne Leintücher benutze und sie dementsprechend schmutzig seien. Doch auch Sierakowiak selbst legte sich immer häufiger während des Tages in das Bett, weil es dort wärmer war als in der kaum geheizten Wohnung.⁴²⁰ Als Sierakowiak Ende Februar 1943 die hygienischen Verhältnisse in den beiden Betten der Familie als unvorstellbar ekelerregend beschrieb, hatte sich der ohnehin besorgniserregende Gesundheitszustand des Vaters dramatisch verschlechtert.⁴²¹ Die Schilderungen von Bett und Krankheit gingen in Sierakowiaks Tagebuch deshalb ineinander über, weil der Autor die Wechselwirkungen zwischen der Antriebslosigkeit und Schwäche des Vaters, die diesen mehr und mehr an das Bett fesselten, und der negativen Auswirkungen der mangelnden Hygiene auf die Gesundheit erkannte. Am 6. März 1943 starb der Vater schließlich und

418 Ebd., Eintrag vom 17. November 1942, S. 230.

419 Die problematischen hygienischen Verhältnisse innerhalb des Ghettos waren nicht nur Folge zunehmender Apathie, sondern hatten ihre Ursache in der räumlichen Enge und der schlechten sanitären Grundausstattung. Viele der neu in das Ghetto eingesiedelten Juden beschwerten sich über den Schmutz, den sie in den Wohnungen vorfanden. Vgl. Hurwicz, *AŻIH* 302/11-13, Abschnitt I, Juli 1941, Bl. 41 f.

420 Sierakowiak, *Diary*, Eintrag vom 2. Januar 1943, S. 246.

421 Ebd., Eintrag vom 26. Februar 1943, S. 252.

ließ Dawid und Nadzia Sierakowiak als Vollwaisen zurück.⁴²² Anders als seine Schwester war Dawid Sierakowiak nicht in der Lage, Trauer zu artikulieren, obwohl ihm der Tod des Vaters offensichtlich sehr nahe ging. So schilderte er am Folgetag, dass er sich sehr nervös und ängstlich fühle und von hohem Fieber geplagt werde.⁴²³ Ein herbeigerufener Arzt diagnostizierte einen Infekt und verordnete Bettruhe. Doch allein die Vorstellung, im Bett bleiben zu müssen, erfüllte Sierakowiak mit der Furcht, er könne seine Gedanken, Ängste und Erinnerungen, die auf ihn einstürzten, während er untätig im Bett liege, nicht bändigen. Das Bild des Vaters, der in seinem Bett dahinsiechte, mag hier als abschreckendes Beispiel gedient haben. Auch das Angebot einer Cousine, sich um frische Leintücher zu bemühen, vermochte seine Befürchtungen nicht zu verringern. In der folgenden Nacht wachte Sierakowiak immer wieder erschrocken auf, abwechselnd geplagt von Herzrasen und verlangsamtem Herzschlag.⁴²⁴ Als Ursache für seinen Zustand sah er neben dem Fieber und der Trauer um seinen Vater den Zwang, im Bett bleiben zu müssen, das zum Sinnbild für den Tod geworden war: »Oh, wäre ich doch nur auf den Beinen! Nur nicht in diesem Bett, das zum Symbol eines Grabes im Ghetto wurde; nur nicht in dieser verfluchten Wohnung bleiben, wo keine Heilung und keine Hilfe ist.«⁴²⁵

Der Bewegungsradius der jüdischen Bevölkerung war seit Kriegsbeginn immer kleiner geworden. Zunächst hatten die Deutschen die Juden aus öffentlichen Straßen und Plätzen, bald schon aus ganzen Vierteln exkludiert und dann im Ghetto eingesperrt. Die traumatischen Erlebnisse und die katastrophale physische Verfassung, in der sich die Ghattobewohner dreieinhalb Jahre nach Beginn der Besatzungsherrschaft befanden, führten dazu, dass sie immer weniger Kraft hatten, um ihre Unterkunft zu verlassen. Dawid Sierakowiaks Erfahrung ist ein eindrückliches Beispiel für diese kollektive Erfahrung. Das Bild des Vaters vor Augen, der die Tage vor seinem Tod apathisch in seinem Bett verbracht hatte, verzweifelte er angesichts der eigenen Schwachheit, die ihn nun ebenfalls an das Bett fesselte. Der Raum, der ihm zur Verfügung stand, hatte sich an einem Tiefpunkt seiner Biografie auf ein absolutes Minimum reduziert.

e) Natur und Garten als Gegenräume

Der räumlichen Enge, die Ghattobewohner in den Zimmern, Wohnungen und Häusern, aber auch auf den Straßen und Plätze innerhalb des Ghettos erlebten, konnte generell physisch niemand entkommen. Etliche ersannen daher alterna-

422 Ebd., Eintrag vom 6. März 1943, S. 252.

423 Ebd., Eintrag vom 7. März 1943, S. 253.

424 Ebd., Eintrag vom 8. März 1943, S. 253.

425 Ebd.

tive Möglichkeiten, dieser negativen Grunderfahrung etwas entgegenzusetzen. Orte der Erholung wie Gärten und Grünanlagen, auf die man hätte ausweichen können, gab es in den Ghettos prinzipiell nicht, weshalb die Bevölkerung kreative Strategien entwickelte, um Ersatz zu schaffen. In diesem Abschnitt geht es um ebenjenen Umgang mit dieser Leerstelle und um die erzwungenermaßen virtuellen Gegenräume, die die Ghettabewohner konstruierten. Auf diese Weise soll die beschriebene Entwicklung der Räume des Privaten in einen weiteren Kontext eingeordnet werden.⁴²⁶

In Warschau verboten die Deutschen den Juden im Zuge der räumlichen Ausgrenzung, die der Errichtung des Ghettos vorausging, öffentliche Parkanlagen und Plätze zu betreten. Am 28. Juli 1940 erwähnte Adam Czerniaków in seinem Tagebuch eine entsprechende Verordnung, die es Juden von nun an untersagte, den Ujazdowski-Park zu besuchen. Es war Czerniaków wohl bewusst, wie wichtig Parks und Grünflächen für eine großstädtische Gemeinschaft waren. Zumindest notierte er die Absicht, eigene Parks für die jüdische Bevölkerung zu beantragen, zusammen mit Häusern und Kinos. Auch wenn diese Idee von der Fehleinschätzung zeugt, der Czerniaków mit Bezug auf die deutschen Besatzer immer noch erlag, so zeigt sie doch, welchen Stellenwert er diesen Erholungsmöglichkeiten zumaß. Die schrittweise Exklusion der Juden aus dem Stadtbild schlug sich auch sprachlich nieder. Die Deutschen benannten Plätze, Straßen und Parkanlagen um, was häufig zeitgleich mit dem Ausschluss der Juden aus diesen Räumen geschah. Die deutsche Herrschaft manifestierte sich darin, die Namen von Räumen zu bestimmen und darüber zu entscheiden, wer Zutritt zu welchen Räumen hatte. Am ersten Jahrestag des Kriegsbeginns, am 1. September 1940, kam es zur Umbenennung des Piłsudski-Platzes, des Hauptplatzes im Warschauer Zentrum, in Adolf-Hitler-Platz. Eine Woche später erging die Bekanntmachung, dass es Juden verboten sei, diesen Platz zu überqueren.⁴²⁷ Die beiden Einträge in Czerniakóws Tagebuch sind deshalb interessant, weil der Autor den Platz als Plac Saski, das heißt als Sächsischen Platz bezeichnete. Er verwendete den althergebrachten Namen des Ortes, der auf Polens Geschichte verwies, in der im 18. Jahrhundert das sächsische Adelsgeschlecht der Wettiner die polnischen Könige stellte. Die Umbenennung in Piłsudski-Platz, die erst im Jahr 1928, also drei Jahre nach dem Staatsstreich Józef Piłsudskis, erfolgt war, hatte auch mehr als zehn Jahre später noch keinen Eingang in den alltäglichen Sprachgebrauch des Warschauers Czerniaków gefunden. Das Beispiel zeigt sehr gut, wie die Namen von Plätzen und Straßen Teil des kollektiven Bewusstseins und nationaler Identität sein konnten. Czerniaków, der sich als assimilierter

426 Vgl. Fischer/Wolschke-Bulmahn (Hrsg.), Gärten.

427 Czerniaków, Getto, Einträge vom 1. und 7. September 1940, S. 109 und 111.

Jude sehr mit der polnischen Nation identifizierte, erkannte die Zusammenhänge zwischen den Praktiken der Deutschen, mit denen sie allgemein ihre Herrschaft zu sichern versuchten, und ihren gezielt antijüdischen Maßnahmen, in diesem Fall vor allem die räumliche Separierung. Auch Chaim Kaplan erwähnte die Umbenennung des Piłsudski-Platzes und bemerkte, dass dieser Angriff auf die Reste des polnischen Nationalstolzes den christlichen Polen einen Eindruck davon vermitteln sollte, wie es den Juden ergehe:

»Sie [die nichtjüdischen Polen] sangen am Grabe Józef Piłsudskis, dessen Namen die Eroberer vom schönsten und repräsentativsten Platz der Hauptstadt entfernt haben, einen Trauergesang, eine Art Kaddisch. Von nun an wird der Platz nach dem Naziführer selbst heißen (Adolf-Hitler-Platz).«⁴²⁸

Kaplan kommentierte ebenfalls das vollständige Verbot, als Jude bestimmte »für besonders heilig geltende Plätze« nicht überqueren zu dürfen, »weder zu Fuß noch im Auto oder in der Straßenbahn«.⁴²⁹ Seine ironische Beschreibung, die Deutschen hätten aus der schönen polnischen Hauptstadt eine ihnen heilige Stadt gemacht, lässt darauf schließen, dass ihm die ideologische Komponente der deutschen Maßnahmen nicht entgangen war.

Das Bedürfnis, der schrittweisen räumlichen Exklusion und später der Enge der Ghettos Parks und Gärten als Gegenräume entgegenzusetzen, artikulierten auch die Verfasser anderer Ego-Dokumente. Bis Herbst 1940 war es dem besser gestellten Teil der jüdischen Bevölkerung noch möglich, Warschau zu verlassen. Adam Czerniaków unternahm im Juli 1940 mehrfach den Versuch, für einen Tag Urlaub im nahe gelegenen Otwock zu machen.⁴³⁰ Nachdem er zweimal kurzfristig daran gehindert wurde, gelang es ihm am 20. Juli schließlich, die kurze Reise anzutreten: »Heute morgen um 7 habe ich mir zum ersten Mal seit so vielen Monaten erlaubt, einen Tag Urlaub zu nehmen – ich fahre nach Otwock. Das Wetter ist schön, morgens um 5 + 16° C.«⁴³¹ Allerdings verging der Tag für Czerniaków nicht völlig ohne Arbeit. In seiner Eigenschaft als Warschauer Judenratsvorsitzender besichtigte er das Otwocker Sanatorium, wo er immerhin mit einigen Patienten am Klavier spielte und sang, Praktiken, die eher mit Freizeit assoziiert waren.

Einen Monat später gelang es auch Ruth Goldbarth, zweieinhalb Tage auf dem Land nahe Warschau, genauer gesagt am Rande des Ortes Józefów, zu verbringen. Ähnlich wie bei Czerniaków hatte sich auch Goldbarths Aufenthalt zunächst kurzfristig verschoben, eine verlässliche Planung war unter den Bedin-

428 Kaplan, Buch, Eintrag vom 1. September 1940, S. 227 f.

429 Ebd., Eintrag vom 13. September 1940, S. 229.

430 Czerniaków, Getto, Einträge vom 7. und 13. Juli, S. 90 und S. 93.

431 Ebd., S. 95.

gungen der Besatzung nicht möglich. Ihrer Enttäuschung machte sie in ihrem Brief an Edith Blau vom 10. August 1940 Luft, in dem sie beschrieb, wie sie sich die ländliche Idylle als Gegenwelt zu ihrer momentanen Umgebung bereits ausgemalt hatte: »Es soll dort nämlich wirklich ganz herrlich sein. 20 km von hier (eine Station vor Otwock); Fräulein Lillis Familie besitzt dort eine kleine Villa mit Garten mitten im Walde, und wir wollten uns allein verpflegen und sonst nichts tun als in der Sonne liegen.«⁴³² Bereits in diesen wenigen Zeilen wird deutlich, welche Elemente den Kurzurlaub für Goldbarth so erstrebenswert machten. Zunächst war es die geografische Lage des Ferienortes, der außerhalb der Großstadt Warschau mit ihrem strikten Besatzungsregime lag, gleichzeitig aber noch nahe genug war, um innerhalb relativ kurzer Zeit dorthin gelangen zu können. Vor allem aber war es der direkte Zugang zur Natur, der vom Haus der Bekannten aus möglich war und einen starken Kontrast zu den räumlichen Rahmenbedingungen bildete, die Goldbarths Leben in der Stadt prägten. Die Praktiken, die sich Goldbarth bereits ausgemalt hatte, machten den zweiten Teil der imaginierten Gegenwelt aus und waren mindestens ebenso wichtig wie deren physische Beschaffenheit. Unabhängigkeit und Freiheit sollten ihren Ausdruck in der selbstständigen Verpflegung und der Möglichkeit zum Nichtstun finden. Beides, Stille und Abgeschiedenheit in der Nähe der Natur sowie Ruhe und Erholung durch zeitweises Aussetzen der täglichen Verrichtungen, waren Wünsche, die auch vor dem Krieg mit der Sehnsucht nach Ferien und Urlaub verbunden waren, und die Ruth Goldbarth sicherlich etliche Male mit ihrer Familie realisiert hatte. Unter der deutschen Besatzung, deren Auswirkungen Goldbarth bereits am eigenen Leib zu spüren bekommen hatte, wuchs diesen Wünschen eine neue Intensität und Bedeutung zu, weshalb die Enttäuschung der jungen Frau umso größer gewesen sein muss. Einige Tage später ließ sich das Unternehmen doch noch realisieren. Auch wenn Goldbarth früher als geplant zurückkehrte, hatte sie die zwei Tage in Józefów offenbar sehr genossen.⁴³³ Die Naturerfahrung im Wald war tatsächlich der erhoffte Gegensatz zu Warschau: »Na, und der Wald, Edith! Ist das schön! Ich habe nicht geglaubt, dass es noch so etwas gibt! Die Villa steht ganz tief im Wald, und die Ruhe und die Luft sind unbeschreiblich. Besonders, wenn man aus Warschau kommt.«⁴³⁴ Goldbarth erlebte all das, was ihr in Warschau verwehrt war. So ging sie mit ihrer Begleiterin stundenlang im Wald spazieren, das heißt sie unterlag weder räumlichen noch zeitlichen Einschränkungen seitens der Besatzer und musste keinerlei sonstigen Verpflichtungen nachgehen. Sie traf während der Spazier-

432 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 10. August 1940, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*02, Doc. 13, S. 1.

433 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 19. August 1940, ebd., Doc. 14, S. 1.

434 Ebd., S. 3.

gänge keine anderen Menschen, anders als in der Enge der überfüllten Stadt. Einzig die soziale Interaktion mit Lilli Goldberg trübte ein wenig das positive Erlebnis. Goldbarth schilderte die Bekannte als ausgesprochen intelligent und im Umgang durchaus nicht unangenehm, allerdings sei es ihr nicht gelungen, einen emotionalen Zugang zu der jungen Frau zu finden, die sich ihr gegenüber allzu steif und förmlich verhalten habe. Sie verglich Goldberg mit Edith Blau, und es überrascht wenig, dass dieser Vergleich nicht zugunsten der aktuellen Begleiterin ausfiel. Hinzu kam sicherlich die Erinnerung an die dauernden Konflikte, die das erzwungene Zusammenleben der Familien Goldbarth und Goldberg in der gemeinsamen Warschauer Wohnung wie oben bereits erwähnt prägte. Insgesamt war der kurze Ausflug jedoch ein Lichtblick in Ruth Goldbarths Leben. Der Gegenraum, den sie sich so sehr gewünscht hatte, war ein letztes Mal noch Wirklichkeit geworden.

Die deutschen Besatzer hatten freilich keinerlei Interesse daran, der jüdischen Bevölkerung innerhalb der Ghettos solche Räume zu ermöglichen. Vor diesem Hintergrund ist der Spottname »Stadtgarten Czerniaków« zu verstehen, der im Herbst 1940 für das neuerrichtete Ghetto aufkam. Die Spötter spielten auf den Warschauer Stadtteil, der den Namen des Judenratsvorsitzenden trug und außerhalb des Ghettos lag, ebenso an wie auf das eng bebaute Ghettogebiet, innerhalb dessen es keinerlei Grünanlagen gab.⁴³⁵ Die Gärten, die es im Viertel Muranów ursprünglich durchaus gegeben hatte, waren zu »arischen« Exklaven erklärt worden, zu denen die Ghibtobewohner keinen Zutritt hatten. Adam Czerniaków schilderte Ende Mai 1941 einen Fall, in dem diese Exklusion verspätet nachgeholt wurde. Mit einigen Mitarbeitern besichtigte er die Kommandantur der Jüdischen Polizei. Das entsprechende Gebäude hatte über einen Garten verfügt, den die Deutschen jedoch einige Tage zuvor abgetrennt und mit einer vier Meter hohen Mauer umgeben hatten.⁴³⁶ Am Folgetag intervenierte Czerniaków vergeblich bei Ferdinand Kamlah, einem SS-Offizier im Kommissariat für den Jüdischen Wohnbezirk, der ihm mitteilte, den Garten nicht zurückgeben zu können.⁴³⁷ Die kurze Episode zeigt, dass die Deutschen jederzeit willkürlich in das Ghibtogegebiet eingreifen konnten und von dieser Möglichkeit auch Gebrauch machten. Die tatsächlichen Gründe, die die Besatzer in diesem Fall dazu bewogen, den Garten aus dem Ghibto herauszutrennen, wo sie ihn zuvor ja immerhin über ein halbes Jahr geduldet hatten, sind nicht bekannt. Ferdinand Kamlahs Angabe, es geschehe zu militärischen Zwecken, ergab wenig Sinn und war wohl eher vorgeschoben. Möglicherweise

435 Czerniaków, Ghetto, Eintrag vom 3. November 1940, S. 127.

436 Ebd., Eintrag vom 25. Mai 1941, S. 153.

437 Ebd., Eintrag vom 26. Mai 1941, S. 153.

empfanden die Deutschen es schlichtweg als unangemessen, dass einem Teil der Ghettabewohner nach wie vor ein Garten zur Verfügung stand, wo sie doch den Zutritt zu solchen Erholungsräumen bereits vor der Ghettoerrichtung unterbunden hatten. Der Bau der unverhältnismäßig hohen Mauer legt einen solchen Zusammenhang zumindest nahe, denn er hatte zur Folge, dass den Juden nicht einmal mehr der Blick auf etwas Grünes möglich war.

Den Deutschen war durchaus bewusst, dass der Ghettobevölkerung Erholungsräume wie Parks und Gärten abgingen. Am 5. Juni 1941, also nur wenige Tage nach der Begebenheit mit dem Garten der Polizeikommandantur, versprach Heinz Auerswald, der Kommissar für den Jüdischen Wohnbezirk, Czerniaków in einem Atem die Ausweitung des Ghettogebiets und die Zutritts-erlaubnis zum Krasiński-Garten.⁴³⁸ Über einen Monat lang erinnerte Czerniaków Auerswald immer wieder an die gegebene Zusage, und Mitte Juli sah es schließlich so aus, als erfüllte sich die Aussicht auf einen Park für die Ghettabewohner.⁴³⁹ Im letzten Moment erhielt der Judenratsvorsitzende jedoch einen abschlägigen Bescheid. Der Park könne nicht für Juden geöffnet werden, weil dort verwundete deutsche Soldaten spazieren gingen, hieß es.⁴⁴⁰ Was auch immer letztlich die Hintergründe dieser Entscheidung gewesen sein mögen, so zeigt die ganze Episode, dass das Fehlen von Parks und Gärten nicht nur eine sekundäre Folge der Ghettoisierung war, sondern es durchaus in der Absicht der Besatzer lag, den Juden solche Räume vorzuenthalten. Hohe Funktions-träger wie Auerswald wussten um deren Bedeutung für das Wohlergehen der Ghettobevölkerung, an dem sie jedoch prinzipiell kein Interesse hatten. Wenn es ihnen zweckdienlich erschien, stellten sie temporär entsprechende Verbesserungen in Aussicht, verfolgten deren Umsetzung aber nicht aktiv bzw. setzten gegenläufige Prioritäten.

Die Ghettabewohner entwickelten verschiedene Strategien, um mit diesem Mangel umzugehen. Zum einen verlagerten sie die Konstruktion von Gegenwelten in ihre Ego-Dokumente oder in ihre Vorstellungswelt, zum anderen passten sie Praktiken, deren räumlichen Rahmen bislang Gärten und Parkanlagen gebildet hatten, den neuen Gegebenheiten an. Ein eindrückliches Beispiel für erstere Strategie liefern zwei Briefe Ruth Goldbarths. In einem langen Brief, den sie am 15. April 1941 begann und am 20. April beendete, also über mehrere Tage hinweg verfasste, schilderte sie ihrer Freundin ausführlich die Zustände im Ghetto.⁴⁴¹ Sie erzählte vom Hunger, unter dem ein Großteil der Bevölkerung

438 Ebd., S. 158.

439 Ebd., Einträge vom 16. Juni 1941 und vom 15. Juli 1941, S. 161 bzw. S. 168.

440 Ebd., Eintrag vom 16. Juli 1941, S. 168.

441 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 15. Bzw. 20. April 1941, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*03, Doc. 58.

litt, und von den Menschen, die auf den Straßen tot umfielen und unbeachtet liegen blieben, außerdem von der Zunahme der Typhuserkrankungen und von ihren Schwierigkeiten, an Heizmaterial zu kommen. Während des Pessach-Festes, das begangen wurde, als Goldbarth ihren Brief unterbrach, hatten die Deutschen zudem ein großes Kontingent an Zwangsarbeitern angefordert, dessen Aushebung zu schrecklichen Szenen im Ghetto führte. Ganz am Ende des sieben Seiten umfassenden Briefes erkundigte sich Goldbarth nach dem Garten Edith Blas, von dem sie offensichtlich zuvor erfahren hatte: »Schreib mir doch wieder ein bisschen mehr über Euch. Arbeitet Ihr schon im Garten? Da muss es doch schon anfangen zu blühen. Mein Gott, muss das schön sein!«⁴⁴² Der Garten der Freundin verkörperte für Goldbarth das Gegenteil all der Schrecken, die sie zuvor aufgezählt hatte, er wurde gleichsam zum Symbol für all das, was in Goldbarths Leben im Warschauer Ghetto fehlte. Um eine Schilderung der Gartenarbeit zu bitten, war zu diesem Zeitpunkt die einzige verbliebene Möglichkeit, zumindest im übertragenen Sinne diesen Gegenraum betreten zu können. Die Frage nach dem Garten stellte Goldbarth immer dann, wenn die Lage im Ghetto ganz besonders schlimm und das Bedürfnis, der Situation etwas entgegenzusetzen entsprechend groß war. Als ihre Großmutter im Juni 1941 wegen einer Krebserkrankung im Krankenhaus lag, dort vergeblich auf einen Operationstermin wartete und sich Goldbarth mit ihrer ganzen Familie große Sorgen machten, fragte sie wieder: »Was macht der Garten? Kinder, muss das schön sein, so ein Fleckchen Grünes, mit Bäumen und Blumen. Du glaubst gar nicht, wie man sich nach so etwas sehnen kann. Hoffentlich tut Dir die Arbeit im Freien gut.«⁴⁴³ In Goldbarths Vorstellung spielte die Größe des Gartens keine Rolle, wichtig war ihr die Flora, die den Garten zum Sinnbild eines Raumes voller Leben machte, in dem man sinnvolle, gesunde Arbeit verrichten konnte.

Von einem weiteren Versuch, sich einen virtuellen Garten oder eine Parklandschaft zu schaffen, erzählt Marcel Reich-Ranicki in seiner Autobiografie »Mein Leben«. Er schildert dort kulturelle Aktivitäten im Ghetto, insbesondere Konzerte, bei denen professionelle Musiker Werke klassischer Komponisten spielten, um sich so ihren Lebensunterhalt zu sichern. Im Laufe der Zeit seien diese Veranstaltungen zu einer Gegenwelt geworden, in die sich viele Menschen für die Dauer der Aufführungen geflüchtet hätten.⁴⁴⁴ Reich-Ranicki beschreibt, welche Symphonien sich besonderer Beliebtheit erfreuten:

»So ist es kein Zufall, dass zu den beliebtesten Werken Beethovens neben der »Eroica«, der Fünften und der Siebten die »Pastorale« gehörte: Wo es keine

442 Ebd., S. 7.

443 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 5. Juni 1941, ebd., Doc. 68, S. 4.

444 Reich-Ranicki, Leben, S. 228.

Wiesen gab und keine Wälder, keine Bäche und keine Büsche, lauschten viele, die sonst wenig für Beethovens Programmmusik übrig hatten, dankbar dem ›Erwachen heiterer Gefühle bei der Ankunft auf dem Lande‹ und anderen idyllischen Szenen – und sie waren dankbar nicht obwohl, sondern weil diese Idyllen nichts mit ihrer Umgebung gemein hatten.«⁴⁴⁵

Ludwig van Beethoven griff in seiner sechsten Symphonie, der »Pastorale«, Traditionen des 18. Jahrhunderts auf, in denen das Landleben als ursprüngliche und naturgemäße Existenz der Menschen idealisiert worden war. Der Komponist stellte den einzelnen Sätzen Überschriften voran, die entsprechende Bezüge herstellten. Der von Reich-Ranicki erwähnten Szene der Ankunft auf dem Land, die den ersten Satz charakterisiert, folgen weitere pastorale Topoi wie zum Beispiel der Dorftanz der Landbevölkerung, ein Gewitter oder Hirten gesänge, deren Stimmung Beethoven in Musik umsetzte, wobei er freilich keine Handlung im eigentlichen Sinne tonmalerisch darstellte. Akustische Phänomene wie Vogelrufe, Schalmeyenmelodien oder Donner und Blitz lassen sich dennoch leicht identifizieren. Vielen Ghettabewohnern waren diese Zusammenhänge sicherlich bekannt, so wie Reich-Ranicki oder auch Ruth Goldbarth, die an anderer Stelle ihre musische Bildung unter Beweis stellte. Das Hören dieses Werkes war eine weitere Möglichkeit, mit dem Fehlen tatsächlicher Parks und Gärten sowie der Unmöglichkeit, das Ghetto zu verlassen, um einen Besuch auf dem Land zu realisieren, umzugehen.

Neben der Verlagerung der Idee von Park und Garten in die Virtualität von Musik und Ego-Dokumenten gab es eine Reihe von Versuchen, dem Mangel dieser Räume reale Praktiken entgegenzusetzen. So schilderte Ruth Goldbarth Ende April 1941 einen Plan, den einige Bekannte entwickelten. Einer ihrer Freunde wollte auf dem Nachbargrundstück ein Garten-Café eröffnen, eine Idee, die allgemein großen Anklang fand.⁴⁴⁶ Um bei schönem Wetter auch nach Beginn der Ausgangssperre um 21 Uhr dort noch draußen sitzen zu können, hatten sich Goldbarth und ihre Mitbewohner einen alternativen Weg überlegt, der die Straßen vermied: »Wenn man also durch eine Parterre-Wohnung, durch ein Fenster und durch eine Mauer kriecht (Kleinigkeit), kann man da hinkommen, ohne über die Straße zu gehen.«⁴⁴⁷ Ruth Goldbarth und ihre Bekannten

445 Ebd.

446 Cafés und Restaurants gab es in den Ghettos, allerdings konnte es sich nur die jeweilige Ghettoelite leisten, diese Etablissements regelmäßig zu besuchen. Die Idee, die Goldbarths Bekannter hatte, trug dazu bei, den sozialen Schieflagen im Ghetto etwas entgegenzusetzen. Vgl. Rozenstajn, AZIH 302/115, Eintrag vom 8. Juni 1941, sowie Feuchert/Leibfried/Riecke (Hrsg.), Chronik, Eintrag vom 7. bis 9. Juni 1941, S. 161.

447 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 27. April 1941, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*03, Doc. 59, S. 2.

eigneten sich die räumlichen Rahmenbedingungen an, um Praktiken wie das Zusammenkommen in einem Garten, das Zusammensitzen, Reden, Trinken usw. aufrechterhalten zu können. Sie funktionierten bestimmte Raumelemente wie Türen oder Mauern um bzw. griffen in deren physische Beschaffenheit ein, um der Gefahr zu entgehen, während der Ausgehsperrre auf der Straße gefasst zu werden und sich gleichzeitig dennoch von Haus zu Haus bewegen zu können. Das Garten-Café war ein Raum, in dem sich Nähe manifestieren konnte. Ein geschäftstüchtiger Zeitgenosse erkannte das Bedürfnis nach solchen Räumen und konnte mit der Innovationskraft der Ghettobewohner rechnen, deren Kreativität den Besuch des Garten-Cafés ermöglicht hätte. Das Garten-Café wurde schließlich Realität und Ruth Goldbarth bekam sogar eine bezahlte Arbeit als Bedienungskraft angeboten, die sie allerdings ausschlug.⁴⁴⁸ Das Café war also auch ein kommerzieller Erfolg, der Wunsch der Ghettobewohner nach einem solchen Raum ließ sich zu Geld machen.

Mehr als ein Jahr später schilderte Chaim Kaplan ebenfalls ein Szenario, in dem Ghettobewohner Praktiken beibehielten, die sie vor dem Krieg in den öffentlichen Park- und Gartenanlagen realisiert hatten. Kaplan erinnerte sich in seinem Tagebucheintrag an die schrittweise Exklusion aus den Parks der Stadt, die vor allem für die Kinder der armen Schichten, deren Wohnhäuser in der Regel über keine Grünflächen verfügten, auf denen sie hätten spielen können, ein harter Einschnitt war. Innerhalb des Ghettos seien die Juden, so Kaplan weiter, »jedes Baumes und jeder Blume beraubt worden«.⁴⁴⁹ Er erwähnte auch den Krasin'ski-Garten, um dessen Verbleib im Ghattogebiet Adam Czerniaków sich vergeblich bemüht hatte. Kaplan beließ es jedoch nicht dabei, den Verlust der Gärten zu beschreiben, sondern legte dar, welche Strategien die Ghettobewohner ersannen, um diesem Verlust etwas entgegensetzen zu können. Sie benutzten die Gärten von vormals »arischen« Häusern, deren ursprüngliche Besitzer umgesiedelt worden waren und ihre Grundstücke gezwungenermaßen sich selbst überlassen hatten, als Ersatz. Sowohl für Kinder als auch für alte und kranke Menschen seien diese Gärten eine Möglichkeit, zumindest ansatzweise so etwas wie Erholung in der Natur zu erfahren. Kaplan betonte, diese Gärten seien allesamt recht klein und in der Regel ohne jeden Pflanzen- oder Baumbestand. Außerdem sei der Eintritt nur gegen eine hohe Gebühr möglich, die man den gegenwärtigen jüdischen Pächtern entrichten müsse. Dennoch sah Kaplan in diesem Prozess der Aneignung vor allem einen Ausdruck jüdischen Lebens- und Durchhaltewillens.

448 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 6. Mail 1941, ebd., Doc. 62, S. 1.

449 Kaplan, Buch, Eintrag vom 17. Juni 1942, S. 348.

Auch andere Räume deuteten die Ghettabewohner in Gärten um und wiesen ihnen entsprechende Funktionen zu. So kamen viele Menschen mit Säuglingen und kleinen Kindern in die Ruinen eines Krankenhauses, das während der deutschen Angriffe zerstört worden war. Adam Czerniaków, der vom Fenster seiner Wohnung aus beobachtete, wie die Leute das Gelände des ehemaligen Heilig-Geist-Spitals in Scharen aufsuchten, stellte explizit den Bezug zu den fehlenden Gärten im Ghetto her.⁴⁵⁰ Die jüdische Bevölkerung behielt die Praxis bei, mit Kindern spazieren zu gehen, einen Park zu besuchen und sich an der frischen Luft aufzuhalten, auch wenn die äußeren Rahmenbedingungen dieser Praxis nicht mehr gegeben waren. Anders als im Falle des Garten-Cafés oder der vormals »arischen« Gärten, hatte die Umdeutung des Krankenhausgeländes keine kommerzielle Komponente.

Kinder verspürten ebenfalls das Bedürfnis, sich bisweilen im Grünen aufzuhalten und entwickelten erstaunliche Initiative, um dieses Ziel zu erreichen. Janusz Korczak gab in seinen Aufzeichnungen im Frühjahr 1942 den Text eines Bittbriefes wieder, den fünf Waisenkinder aus der von ihm geleiteten Einrichtung verfasst hatten.⁴⁵¹ Der Brief richtete sich an den Pfarrer der Aller-Heiligen-Gemeinde, deren Kirche und Kirchgarten innerhalb des Ghettos lag. Die Kinder baten den Geistlichen in wohlformulierten Sätzen darum, samstagsmorgens den Garten aufsuchen und »Luft und Grün« genießen zu dürfen. Ähnlich wie Chaim Kaplan sah Korczak bereits in der Energie, die die Kinder aufbrachten, um sich selbst Zugang zu einem wenn auch sicherlich nicht allzu großen Garten zu verschaffen, ein Zeichen der Ermutigung, ganz gleich, ob der Versuch von Erfolg gekrönt war oder nicht.

Auch in Litzmannstadt spielten Gärten als Gegenräume zur Enge des Ghettos eine wichtige Rolle. Der Besitz einer Gartenparzelle konnte existenziell bedeutsam sein, selbst wenn der Garten noch so klein war, angesichts der katastrophalen Ernährungslage zählte jeder Quadratmeter, der für den Gemüseanbau genutzt werden konnte. Im August 1941 schilderten die Autoren der Ghetto-Chronik, wie groß der Zusatzverdienst war, den die Gärtner mit ihren Produkten erwirtschaften konnten.⁴⁵² Viele Ghettabewohner gärtnernten jedoch nicht nur aus finanziellem Kalkül oder um sich selbst zu versorgen, wie eine kurze Notiz veranschaulicht: »Ein Großteil der Kleingärtner geht mit großem Enthusiasmus dieser neuen Beschäftigung nach. ›Nach dem Krieg werde ich nichts anderes machen, so gut gefällt mir das,‹ bekommt man oft zu hören.«⁴⁵³

450 Czerniaków, Getto, Eintrag vom 29. Juli 1941, S. 174.

451 Korczak, Tagebuch, S. 63 f.

452 Feuchert/Leibfried/Riecke (Hrsg.), Chronik 1941, Eintrag vom 4. August 1941, S. 211 f.

453 Ebd., S. 212.

Dieser Bezug auf die Zukunft verdeutlicht die positive Sichtweise der Ghettabewohner, die der Praxis des Gärtnerns eine ideelle Dimension zusprachen. Es ging auch um den ästhetischen Mehrwert, der einem Garten innewohnen konnte. Unter den Beständen des Ghettoarchivs in Litzmannstadt findet sich ein Gedicht mit dem Titel »Frühling hinter Stacheldrähten«, in dem die praktische und die emotional-ideelle Bedeutung der Ghettogärten gleichermaßen eine Rolle spielte. Dort heißt es:

»Da regte sich der Getto-Fleiß
Und zauberte im Schwäche-Schweiß
Aus Dreck und Schmutz wie nie zuvor –
Blühende Felder und Gärten hervor!
Wo das Auge jetzt blickt hin
Erfreut es sich – am jungen Grün!
Hauptsächlich Gemüse wurde angebaut,
Weil das Getto auf seine Erhaltung schaut.
Doch – wenn man über die Brücke geht –
Erblickt man auch: Ein Blumenbeet!«⁴⁵⁴

Bereits der bloße Anblick eines einzelnen allgemein zugänglichen Blumenbeetes bedeutete den Ghettabewohnern offenbar sehr viel. Der materielle und ideelle Wert von Grünflächen zeigte sich auch in den Schilderungen des ghetto-internen Erholungsheims, das der Judenälteste Rumkowski im Sommer 1941 in Marysin eingerichtet hatte. Die Plätze in diesem Heim waren sehr begehrt, weil dort die Versorgung mit Nahrungsmitteln viel besser als im Restghetto war.⁴⁵⁵ Gleichzeitig gab es Wiesen und Blumenbeete, die bei den Ghettabewohnern Erinnerungen an die Vergangenheit weckten und einen Kontrast zum »stinkenden Ghetto« darstellten, wie Leon Hurwicz in seinem Tagebuch im Juli 1941 bemerkte.⁴⁵⁶

Zugang zu Grünflächen und Gärten zu haben oder gar einen eigenen Garten zu besitzen und bewirtschaften zu können, stellte einen echten Wert dar, auf den man stolz sein konnte. Diesen Wert verteidigten die Ghettabewohner mit großer Tatkraft und besonderem Einfallsreichtum, wie Oskar Singer in der Ghettochronik von Litzmannstadt noch im Jahr 1944 bezeugte. Dort heißt es unter dem Datum des 19. Mai 1944 in der Rubrik »Kleiner Getto-Spiegel«:

454 Alicia de Bunon, Frühling hinter Stacheldrähten, Frühjahr 1942, YVA, O.34/608.

455 Dass Marysin zuvor durchaus auch negativ konnotiert war, zeigt der Bericht Judel Kleinmans. Kleinman erzählt von einer Kindererschießung, die sich im September 1940 in diesem Teil des Ghettos ereignete. Kleinman, AŽIH, 301/90.

456 Hurwicz, AŽIH, 302/11-13, Abschnitt I, Juli 1941, Bl. 31 f. In diesem Sinne zu Marysin ebenfalls Eстера Epsztejn, AŽIH 301/220

»Ein neues Weltwunder? Nach den hängenden Gärten der Semiramis darf das Getto den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, auch einen fahrbaren Garten erfunden zu haben. Ein Arbeiter der Schneidereibetriebe, der im Vorjahre einen kleinen Garten besaß und ihn nun durch die neue »Agrarpolitik« verloren hat, füllte rasch entschlossen einen alten Doppelkinderwagen mit Erde und setzte dort einige Steckzwiebel herein. Diesen seinen Garten fährt er nun täglich ins Ressort, stellt ihn an eine sonnige Stelle im Hof und kann vom Fenster aus sein »Grundstück« leicht bewachen. Die fahrende Działka ist der Mittelpunkt des Interesses und der pfiffige Großbauer hat die Lacher auf seiner Seite. – O.S.«⁴⁵⁷

Das markante an diesem Beispiel ist die Art und Weise, in welcher der Arbeiter des Schneidereiressorts mit der Situation im Ghetto umging. Er hatte sein kleines Gartengrundstück verloren, auf dem er Gemüse anbauen und so zumindest ein Stück weit der verheerenden Versorgungslage im Ghetto hätte trotzen können. Ihm war dieses Grundstück wohl wie allgemein üblich von der zuständigen Behörde der jüdischen Selbstverwaltung zugewiesen worden, die es ihm im Zuge einer entsprechenden Restrukturierung denn auch wieder entzog. Doch der Arbeiter ergriff die Initiative und eignete sich die Situation an. Mit seiner Idee, einen Kinderwagen als Ersatz mit Erde zu befüllen und zu bepflanzen hob er die normalerweise unhinterfragte Dichotomie von »mobil« und »immobil« auf. Auf diese Weise vermochte er seiner Verlusterfahrung etwas entgegenzusetzen. Die physische Voraussetzung für die Realisierung der »Idee« Garten, das normalerweise eindeutig lokalisierbare und unbewegliche Gartengrundstück, wurde durch die Handlung des Arbeiters obsolet. Es war weniger der materielle Wert des neuen Gartens bzw. des entsprechenden Ernteertrags, der einen entscheidenden Mehrwert bedeutete. Vielmehr mag es das Gefühl gewesen sein, überhaupt mit der Situation umgehen und sie sogar ins Positive wenden zu können. Jenseits der tatsächlichen Eigentums- und Besitzverhältnisse im juristischen Sinne war es die Möglichkeit, den Verlust von Eigentum zumindest symbolisch ungeschehen zu machen. Erwähnt sei noch das inszenatorische Moment. Der Autor der Rubrik Oskar Singer wies darauf hin, indem er das Phänomen zum einen als neues Weltwunder bezeichnete und zum anderen das große Interesse und die positive Resonanz in der Ghettobevölkerung beschrieb. Viele Menschen konnten den beweglichen Garten sehen, das heißt, die herkömmliche Trennung von privat und öffentlich, wie sie ansonsten gerade in Verbindung mit einem Garten vorgenommen wird, wurde auch in dieser Hinsicht transformiert.

f) Zwischenfazit

Dieses Kapitel über die Entwicklungen, denen Räume des Privaten in den Ghettos unterlagen, basiert auf ausgewählten Ego-Dokumenten der jüdischen Bevölkerung. Deren Leben war von den deutschen Besatzern bestimmt, die über die räumlichen (und zeitlichen) Rahmenbedingungen entschieden. Einfluss auf diese Entscheidungen konnten die Ghettobewohner prinzipiell nicht nehmen. Dauernden direkten Kontakt mit den Deutschen hatte die Mehrzahl der Juden ebenfalls keinen, schon gar nicht nach der Abriegelung der Ghettogebiete in Litzmannstadt und Warschau. Die Befehle und Anordnungen der Besatzer führten in der Regel die jüdische Polizei, Ordnungsdienst genannt, bzw. in manchen Fällen Behördenvertreter der jüdischen Selbstverwaltung aus und suchten hierbei oft ungefragt und ohne Vorankündigung die Wohnungen der Ghettobewohner auf.⁴⁵⁸ So gut wie jeder machte im Laufe der Zeit die Erfahrung, dass der Raum der eigenen Wohnung nicht mehr vor solchen Zugriffen von außen geschützt war. Diese Zugriffe wirkten oftmals willkürlich, die ghettointernen Exekutivorgane nahmen außerdem keine besondere Rücksicht auf Privat- und Intimsphäre. Frühmorgens, spätabends oder nachts drangen sie in Räume ein, in denen die Ghettobewohner zu diesen Zeiten schliefen, sich wuschen, umkleideten, sexuell aktiv waren oder sonstigen Praktiken nachgingen, bei denen sie darauf vertrauten, von niemandem gesehen zu werden. Ruth Goldbarth berichtete im April 1941 über einen solchen Vorfall, bei dem Mitglieder einer Gesundheitskommission, die ihre Wohnung desinfizieren sollten, sie beim Umziehen überraschten: »Die erste [Kommission kam] um halbsieben. Ohne anzuklopfen fielen sie in unser Zimmer, wo ich mir gerade den Schlafanzug auszog.«⁴⁵⁹ Angesichts solcher Vorfälle ist es verständlich, dass sich Zorn, Wut und Verzweiflung über Anordnungen, die das Leben der Ghettobewohner erschwerten bzw. unerträglich machten, häufig nicht gegen die eigentlichen Urheber, die deutschen Besatzer, sondern gegen die Judenräte und ihre Exekutive richteten.⁴⁶⁰

458 Vgl. Hurwicz, AŻIH 302/11-13, Abschnitt II, März 1941, Bl. 26, oder Frank, AŻIH, 302/3, Eintrag vom 11. Januar 1941. Die Strategie der Deutschen, innerhalb des Ghettos Juden gegen Juden einzusetzen, setzte sich bis zur Auflösung des Ghettos in Litzmannstadt fort, vgl. Hiller, AŻIH 302/10, Eintrag vom 7. Juli 1944.

459 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 10. April 1941, Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*03, Doc. 57.

460 Vgl. Hurwicz, AŻIH 302/11-13, Abschnitt I, Eintrag vom 25. September 1941, Bl. 53 f., außerdem Rozenstajn, AŻIH 302/115, Eintrag vom 26. Februar 1941. Wie Andrea Löw zeigt, überschätzten die Menschen im Ghetto permanent die Handlungsspielräume des Litzmannstadter Judenältesten und der jüdischen Selbstverwaltung. Vgl. Löw, Juden, S. 147 f.

Es war für die Mehrzahl der Ghettobewohner nicht einfach, die Ursachenkette der Restriktionen, denen sie unterlagen, zu durchschauen. An deren anderem Ende standen in vielen Fällen Entscheidungsträger, die hohe Positionen in der deutschen Besatzungshierarchie einnahmen. In Litzmannstadt hatte der Bremer Kaufmann Hans Biebow (1902-1947) eine solche Stellung inne, der ab Mai 1940 die Ghettoverwaltung leitete. Ihm war somit auch der Judenrat unterstellt. Biebow war zunächst alleine nach Litzmannstadt gekommen, später kam seine Frau Hedwig gemeinsam mit den Kindern nach. Hans Biebow war sehr auf eine angenehme Privatsphäre bedacht und setzte alle ihm zur Verfügung stehenden Mittel ein, diese auch aufrechtzuerhalten. Auf der Rückseite des Wohnungsscheins, der ihm im Mai 1940 ausgestellt worden war und der ihn berechnete, eine Dienstwohnung in zentraler Lage zu mieten, findet sich eine handschriftliche Notiz, in der er sein Entsetzen über den »unglaublichen Zustand«, in dem die Wohnung sich befinde, bekundete.⁴⁶¹ Dies ist jedoch nur ein erster Hinweis auf den Stellenwert, den Biebow seinem privaten Wohnraum zumäß bzw. mit welcher Anspruchshaltung er auftrat.

Im Spätsommer 1941 ereignete sich eine Episode, die zeigt, wie strikt Hans Biebow Privates und Dienstliches voneinander trennte. Biebow setzte seine ganze Autorität als Amtsleiter ein und nutzte seine Kontakte in der Stadtverwaltung, um gegen Bruno Müller, einen Angestellten des Fuhrparks, vorzugehen. Müller habe, so Biebow in seinen Beschwerdeschreiben, unerlaubt die privaten Räume von Biebows Dienstwohnung betreten und sich seiner Ehefrau gegenüber ungebührlich verhalten, indem er ihr Fragen dienstlicher Natur gestellt habe. Die Verletzung des räumlichen Privatbereiches wog für Biebow ebenso schwer wie das Thematisieren von Inhalten, die seiner Meinung nach in diesem Bereich nichts zu suchen hatten. Obwohl Biebow als Amtsleiter einen dichten Terminplan hatte, brachte er viel Energie und Zeit auf, um für Müller einen formalen Verweis zu erwirken. Er wandte sich am 9. September 1941 zunächst an den Stadtkämmerer und Bürgermeister Karl Marder, schilderte diesem den Vorfall und bewertete Müllers Verhalten als »außerordentlich ungebührlich«.⁴⁶² Er beschloss sein Schreiben mit einer doppelten Forderung: »Ich darf zumindest erwarten, dass sich Herr Müller persönlich oder aber schriftlich bei mir entschuldigt, und ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir kurz mitteilen würden, ob Müller einen energischen Verweis erhalten hat.«⁴⁶³ Die Angelegenheit zog sich weitere vier Wochen hin und wanderte durch die Instanzen der Stadtverwaltung. Schließlich erteilte der Oberbürgermeister Werner Ventzki

461 Zuweisung eines Dauerquartiers, 25. Mai 1940, APŁ, GV, Syg. 221, 677.

462 Schreiben Hans Biebows an Karl Marder vom 9. September 1941, APŁ, GV, Syg. 221, 682.

463 Ebd.

dem Angestellten Müller höchstpersönlich eine arbeitsrechtlich wirksame Verwarnung wegen seines Verstoßes gegen die Betriebsordnung.⁴⁶⁴ Ventzki, die höchste Autorität in der örtlichen Verwaltungshierarchie, ermahnte Müller: »Ich erwarte in Zukunft von Ihnen ein durchaus korrektes in- und außerdienstliches Verhalten.«⁴⁶⁵

Hans Biebow hatte alle möglichen Maßnahmen ergriffen, um die Verletzung seiner Privatsphäre harsch zu ahnden. In seiner Vorstellungswelt war die Dichotomie von »privat« und »öffentlich« offensichtlich stark verankert. Er setzte sich gegen Bruno Müller durch, weil er eine Machtposition innehatte, die der Stellung des Fahrers weit überlegen war. Das Machtgefälle war jedoch nicht der einzige Grund für Biebows Erfolg. Seine Kollegen in der Stadtverwaltung folgten seiner Einschätzung des Vorfalles und seiner Argumentation möglicherweise deshalb so bereitwillig, weil auch sie in den Kategorien von Öffentlichkeit und Privatheit dachten und deshalb Biebows Sorge um seine Privatsphäre generell gut nachvollziehen konnten, so übertrieben sie in diesem Fall auch gewesen sein mag.

Zeitgleich mit dieser Episode bereiteten die Deutschen die Einsiedlung von mehreren Tausend Juden aus dem Altreich und aus besetzten westeuropäischen Gebieten in das Ghetto Litzmannstadt vor. Die räumliche Enge, die das Leben der jüdischen Bevölkerung im Ghetto zu diesem Zeitpunkt bereits seit über einem Jahr geprägt hatte, wurde dadurch noch größer. Praktiken des Privaten unterlagen in den Ghettos vom ersten Tag der deutschen Besatzung an grundlegenden Transformationen, mussten in vielen Fällen gar vollständig aufgegeben werden. Eine Privatsphäre im herkömmlichen Sinne gab es kaum noch. Es ist offensichtlich, dass die deutschen Besatzer keinerlei Gedanken an Räume des Privaten in den Ghettos verschwendeten. Gleichzeitig spielten eben jene Räume in ihrem eigenen Leben eine wichtige Rolle. Privatheit stand den Mitgliedern der rassistisch definierten Volksgemeinschaft zu, nicht jedoch den jüdischen »Untermenschen«. Für die Besatzer war diese Annahme eine Selbstverständlichkeit, die deshalb unreflektiert in ihre Herrschaftspraxis einfluss. Angesichts der deutschen Vernichtungspolitik, der bis zum Ende des Krieges fast alle Ghettabewohner zum Opfer fielen, ist es verständlich, dass die Geschichtswissenschaft diesen Aspekt der Ghettoesgeschichte lange Zeit kaum im Blick hatte. Allerdings sollte die Selbstverständlichkeit, mit der die Täter die Räume vorformten, in denen ihre Opfer leben mussten, von der Forschung dekonstruiert werden. Die Beschäftigung mit der Frage nach den räumlichen

464 Schreiben Werner Ventzkis an Bruno Müller vom 9. Oktober 1941, APŁ, GV Syg. 221.

465 Ebd.

Bedingungen der Ghettos zeigt, dass die deutschen Vorgaben für die Ghettobewohner ein Ende bisheriger Selbstverständlichkeiten und unhinterfragter Annahmen bedeutete, sie mussten auf die letztlich unverrückbaren Vorgaben reagieren und Praktiken des Privaten anpassen.

Dieses Kapitel thematisierte die Kategorie Raum in ihrer doppelten Bedeutung als physischer Rahmen und als soziale Interaktion, beides zusammen konstituierte Raum im Ghetto. Es ging somit nicht nur um äußere Rahmenbedingungen, sondern auch um räumliche Komponenten von Praktiken des Privaten. In dieser Anfangszeit der Besatzungsherrschaft konnte man noch größere räumliche Bezüge über den jeweiligen Standort hinaus im Blick behalten, Besuche aus oder in weiter entfernte Orte waren unter großem Aufwand möglich. Der Vergleich mit räumlichen Rahmenbedingungen anderswo war ein Versuch, sich die eigene Situation klarzumachen. Außerdem reflektierten die Ghettobewohner ihre Raumsituation, um dem Gefühl der Unsicherheit zumindest auf dem Papier ihrer Ego-Dokumente etwas entgegensetzen zu können. Juden in herausgehobenen Positionen wie der Warschauer Judenratsvorsitzende Adam Czerniaków setzten das so generierte Wissen ein, um an die Vernunft der Besatzer zu appellieren, was jedoch keinen Erfolg hatte.

Im Vorfeld der Ghettoabriegelungen in Litzmannstadt und Warschau kam es zu erzwungenen Massenbewegungen in das jeweilige Ghettogebiet. Die Besatzer kündigten die Umsiedlungen einige Wochen zuvor an, änderten jedoch bis zuletzt ihre Angaben über den genauen Ablauf. Deshalb war der konkrete Zeitpunkt des Umzugs für viele Betroffene trotz der allgemeinen Vorlaufzeit nicht vorhersehbar. Die zukünftigen Ghettobewohner entwickelten pragmatische Strategien, um den Überraschungsmoment einzuhegen. Im Zuge der Ghettoisierung verlor innerhalb kürzester Zeit ein großer Teil der jüdischen Bevölkerung Haus bzw. Wohnung und somit den gewohnten räumlichen Bezugspunkt des bisherigen Lebens. Die Geschwindigkeit, mit der diese räumliche Umwälzung geschah, verdeutlichte die Schwere der Ereignisse. Die Verschlechterung der individuellen räumlichen Situation wahrzunehmen, war für viele Menschen ein erster Schritt, um auf die negative Entwicklung der Gesamtlage zu schließen. Außerdem war die Selbstverortung im Raum eine Reaktion auf die hohe Mobilität, zu der viele Juden in den ersten Tagen und Wochen des Krieges gezwungen waren. Die Frage nach dem Aufenthaltsort von Familienangehörigen, Freunden und Bekannten ging oft der Frage nach der Raumsituation, in der man selbst lebte, voraus.

Nachdem die Abriegelung der Ghettos abgeschlossen war, blieb die Raumfrage weiterhin relevant. Den Übertritt aus dem öffentlichen Raum der Straßen und Plätze in den privaten Raum der Wohnung gestalteten einige Bewohner in einer Mischung aus Pragmatismus und Innovation, wie das Beispiel der

Klingel-Codes verdeutlicht hat. Innerhalb der Häuser und Wohnungen lebten die Menschen auf engem Raum in Zwangsgemeinschaften zusammen und eigneten sich diese Situation individuell unterschiedlich an. Das Zusammenleben in den Hausgemeinschaften unterlag Konjunkturen, mitunter ergaben sich Freundschaften und Beziehungen, ebenso häufig kam es zu Streitigkeiten. Ganz ähnlich wie im vorherigen Kapitel mit Bezug auf die Zeit, ist die Bandbreite an Praktiken, die im räumlichen Bezugsrahmen des Hauses beobachtet werden kann, auf die Quellengattung der Ego-Dokumente zurückzuführen und war so zu erwarten. Abgesehen von dieser sehr allgemeinen Feststellung ergab die Analyse, dass Raum für die Zeitgenossen eine Kategorie war, mit deren Hilfe sich Stimmungen und Befindlichkeiten erfassen und artikulieren ließen. Bestimmte Räume wurden in den Texten zu Topoi des Niedergangs und der Verzweiflung. Eine solche Funktion fiel etwa in Lutek Orenbachs Briefen der vormaligen polnischen Hauptstadt Warschau zu.

Innerhalb der Texte ließen sich bestimmte Transformationsmechanismen feststellen, denen die räumliche Komponente konkreter Praktiken unterlag. Eine Möglichkeit, auf den Wegfall physischer räumlicher Begrenzungen zu reagieren, bestand darin, sich mit Symbolen als Ersatz zu behelfen und so den ursprünglichen räumlichen Kontext zu rekonstruieren. Eine weitere Möglichkeit war es, eine Praxis in einen neuen räumlichen Bezugsrahmen zu verlagern, zum Beispiel das Wiegen von Babys von der Wohnung auf die Straße. Häufig fand diese Verlagerung aus dem geschützten privaten Bereich in eine eher öffentliche Sphäre statt, umgekehrt gab es Beispiele, in denen man Praktiken aus der Öffentlichkeit in einen privaten Raum verlegte. In beiden Fällen wurde die jeweilige Praxis auf ihren Kern reduziert. Einen Sonderfall innerhalb der Ghettos stellten die Auffanglager für Flüchtlinge und Eingesiedelte dar, die zu unterschiedlichen Zeiten in Warschau und Litzmannstadt eingerichtet wurden. Selbst für Ghettoverhältnisse herrschten dort besonders prekäre räumliche Bedingungen, Praktiken konnten hier oftmals nicht mehr transformiert, sondern mussten aufgegeben werden. Die Konstruktion von virtuellen und realen Gegenräumen folgte ähnlichen Mechanismen, wie der Blick auf Gärten und Grünanlagen am Ende des Kapitels gezeigt hat. In diesem Abschnitt wurde weiterhin deutlich, dass die Raumfrage auch im Ghetto eine ideelle Dimension aufwies.

III. INDIVIDUUM UND SOZIALER NAHBEREICH

1. Alleinsein im Ghetto

In den beiden vorherigen Kapiteln ging es ausführlich um Räume des Privaten und um private Zeit bzw. soziale Praktiken, in denen sich beides manifestierte. Die Analysekategorien Zeit und Raum kommen auch in diesem Kapitel zur Anwendung, sind aber nicht mehr dessen zentrale Strukturelemente. Im Mittelpunkt dieses Kapitels stehen nun das Individuum und dessen Bedürfnisse nach Alleinsein. Es handelt von den Möglichkeiten und Strategien, die einzelne Ghettabewohner ersannen, um Distanz zu ihren Mitbewohnern herzustellen. Das Thema des ersten Unterkapitels sind allgemeine Versuche, sich unwillkommener Gesellschaft zu entziehen. Es folgen zwei Unterkapitel über das Schreiben bzw. stilles Lesen als Praktiken, für die ein Mindestmaß an Distanz und Ungestörtheit nötig war. Anhand dieser Beispiele lässt sich gut zeigen, wie die Ghettabewohner die räumlichen und zeitlichen Komponenten dieser Praktiken verschoben, um sie im Kern beizubehalten. Es geht hier allerdings nicht mehr nur um die Rahmenbedingungen, sondern auch um die Grundfunktion, die beide Praktiken für die Ghettabewohner erfüllten. Auf den Seiten ihrer Ego-Dokumente konstruierten sie Sinn und schrieben ihre Erfahrungen in vertraute Kontexte der Vorkriegszeit ein.

a) Sehnsucht nach Distanz

»Ich bin gerne allein. Zuhause sind immer viele Leute (die ganze Familie lebt bei meinem Großvater), es gibt Lärm, Klatsch und Tratsch usw. Das mag ich alles überhaupt nicht, und deshalb laufe ich einfach davon. Ich gehe und halte mich auf den Wiesen in der Nähe der Gaswerke auf. Unser Hofhund Muszka folgt uns, er ist ein schmutziger, hässlicher Köter, aber ich ziehe ihn den Leuten vor, denn er ist nicht falsch oder hinterhältig, er ist, paradoxerweise, ›menschlicher‹ als sie.«⁴⁶⁶

466 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 20. Dezember 1939, Edith Brandon papers USHMM, RG-10.250*06, Doc. 114.

In Tomaschow konnte man sich, glaubt man Lutek Orenbachs Beschreibung, im Dezember 1939 als Jude noch recht frei bewegen, zumindest für eine bestimmte Zeit und innerhalb gewisser Grenzen.⁴⁶⁷ Die räumlichen Einschränkungen als Folge der deutschen Besatzung machten sich jedoch auch hier unmittelbar bemerkbar. Die Familienmitglieder teilten sich schließlich nicht freiwillig die räumliche Enge des sicherlich nicht allzu weitläufigen großväterlichen Hauses. Vielmehr waren sie aus verschiedenen Orten Polens nach Tomaschow geflohen und lebten dort gezwungenermaßen zusammen. Es schien kaum möglich zu sein, einander aus dem Weg zu gehen und die unvermeidlichen Begleiterscheinungen einer solchen Menschenansammlung, das heißt den »Lärm, Klatsch und Tratsch«, zu vermeiden. Für einen eher introvertierten Charakter wie Orenbach war diese erzwungene Gesellschaft offenbar unerträglich. Das Quellenbeispiel führt noch einmal die Doppelbedeutung von »Raum« vor Augen, wie sie für dieses Buch zentral ist. Zum einen gibt es die materielle Seite – das Haus des Großvaters mit den entsprechenden Begrenzungen und der entsprechenden räumlichen Struktur, dem konkreten Grundriss. Zum anderen konstituiert sich räumliche Enge in sozialer Interaktion. Erst durch die sozialen Praktiken wurden räumliche Einschränkungen erfahrbar. Dass sich Lutek Orenbach nicht nur an einen anderen Ort begab, sondern auch noch den Hofhund als bessere Gesellschaft zur Begleitung mitnahm, macht diesen Zusammenhang ebenfalls deutlich. Die zeitliche Komponente spielt in der Episode ebenfalls eine Rolle, wenngleich Orenbach sie nicht so explizit erwähnte wie den Raum. Sein Spaziergang am Rande der Stadt war nur vor Anbruch der Ausgangssperre möglich, die in Tomaschow genauso galt wie in den anderen Standorten.

Einen ähnlichen Tonfall schlug Orenbach in einem Brief an, den er knapp zwei Wochen später am ersten Tag des Pessach-Festes schrieb. Darin beklagte er sich zunächst über unwillkommene Gesellschaft, die nicht mehr nur aus geflohenen Verwandten, sondern nunmehr auch aus Freunden bestand:

»Doch etwas Schreckliches passiert hier: Meine Freunde und all die anderen Teufel sitzen hier von morgens bis abends herum. Ganz Tomaszow ist hier! Nichts hilft. Ich verstecke mich, ich renne weg und sie warten immer noch. Ich kann keine freie Minute für mich selbst finden. Sie sind eine Krankheit, verdammt, eine Plage. Es ist aber auch mein Glück, dass jeder zu mir kommt. Werde ich endlich [wreszcze] einen gesegneten Frieden bekommen?! Werde

467 An die Bewegungsfreiheit im offenen Ghetto erinnerte sich auch Maria Cymbalist, 13. März 1946, AŽIH 301/1450.

ich jemals [kiedys] eine Minute für mich haben?! Niemals!!! [Nigdy!!!] Heute war eine ganze Konferenz hier. Ich konnte sie gar nicht alle zählen ...»⁴⁶⁸

Möglicherweise angeregt vom religiösen Festtag bediente Orenbach sich in diesem Abschnitt religiöser Chiffren wie »Teufel«, »Plage« und »gesegneter Friede«. Im exaltierten Sprachduktus, der unter anderem von übertriebenen Zeitangaben wie »von morgens bis abends«, der Verwendung der Zeitadverbien »endlich« und »jemals« und der durch drei Ausrufezeichen betonten Antwort »Niemals!!!« lebt, teilt sich die Verärgerung über die störenden Besucher unmittelbar mit. Im weiteren Verlauf seines Schreibens drückte er seine Wut darüber aus, dass es ihm derzeit nicht mehr möglich sei, mit dem Bus nach Warschau zu reisen, er also nicht aus Tomaschow wegkomme. Obwohl er vergnüglichere Episoden des Gemeinschaftslebens nicht aussparte – so hatte zum Beispiel einer seiner Łództer Cousins einen Tanzabend veranstaltet –, war der Grundton des Briefes zutiefst pessimistisch.

Leider schrieb Orenbach zu keinem Zeitpunkt genau, mit wie vielen Menschen er zusammenleben musste. Anfang April 1940 berichtete er Edith Blau jedoch von der Ankunft weiterer Angehöriger im Haus des Großvaters:

»Wir haben keine Nachricht von meinem Onkel in Rumänien [...] aber wir hörten, dass er weiter weg gezogen ist. Doch ich – ich stehe still. Nein, ich gehe rückwärts! [...] Unsere Cousins aus Lodz sind angekommen – sie sind ebenfalls hergekommen, um bei uns zu bleiben. Es gibt viel Lärm und jeder ist besorgt.«⁴⁶⁹

Diese kurze Bemerkung zeigt zunächst, dass die Flüchtlingsströme auch einige Monate nach Ende der eigentlichen Kriegshandlungen noch nicht versiegt waren. Offensichtlich war es Orenbachs Cousins möglich, aus Litzmannstadt und somit aus dem Reichsgebiet zu entkommen. Die Risiken, die sie hierfür auf sich genommen hatten und die Schwierigkeiten, auf die sie sehr wahrscheinlich gestoßen waren, erwähnte Orenbach nicht. Unmittelbar betraf ihn lediglich die Tatsache, dass es nun noch komplizierter war, innerhalb des Hauses Ruhe zu finden und alleine zu sein. Darüber hinaus ist auffällig, wie er in seinem Brief die weitere Verschlechterung der Raumsituation beschrieb und diese Beschreibung in einen Zusammenhang mit der eigenen Immobilität brachte. »Ich stehe still« – im Gegensatz zu seinem Onkel und auch zu seinen Cousins hatte er nicht die Gelegenheit, sich wegzubewegen, weder aus dem überfüllten Haus des Großvaters noch aus Tomaschow oder gar aus dem Generalgouvernement.

468 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 23. April 1940, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*06, Doc. 131.

469 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 9. April 1940, ebd., Doc. 128.

Die Ausweglosigkeit der allgemeinen Lage erschloss sich ihm über die Wahrnehmung der räumlichen Enge und des Mangels an Distanz als direkte Folgen des Krieges und der deutschen Besatzungsherrschaft.

An Orenbachs Bedürfnis nach Alleinsein und nach zumindest zeitweiser Distanz zu Familie und Freunden änderte sich lange Zeit nichts. Obwohl in Tomaschow die räumlichen Bedingungen besser waren als in Warschau oder Litzmannstadt, wirkte sich dies nicht auf sein subjektives Empfinden aus. Das Haus des Großvaters, in dem er im ersten Jahr unter deutscher Besatzung lebte, verfügte sogar über einen eigenen Garten. Wovon man in Warschau und Litzmannstadt nur träumen konnte bzw. was man unter großen Mühen und mit viel Kreativität zeitweise einzurichten versuchte, war für Orenbach Realität. Allerdings verweigerten der Großvater bzw. die Eltern niemandem von außerhalb den Zutritt zu ihrem Garten. Viele Freunde und Bekannte der Familie, die nicht in einer so glücklichen Lage zu sein schienen wie Familie Orenbach, machten von diesem Angebot Gebrauch. Vor allem im Sommer erfreute sich das Gartengrundstück großen Zuspruchs, worüber Lutek Orenbach nur wenig begeistert war: »Unser Garten ist wieder voll. Die Freunde haben schon Feierabend, es war ein leichter Tag. Ich muss vor Zuhause fliehen, es sind zu viele Leute da. Es ärgert mich alles«, schrieb er im Juli 1940 an Edith Blau.⁴⁷⁰ Wie aus dieser kurzen Notiz hervorgeht, nutzten die Freunde der Familie den Garten vor allem abends, um sich nach einem Arbeitstag dort auszuruhen. Freizeitpraktiken setzten sich unter der Besatzungsherrschaft also auch in Tomaschow fort. Während der zeitliche Rahmen gleich blieb, mussten viele jüdische Bewohner auf den Garten der Orenbachs ausweichen, weil sie selbst keinen Garten hatten oder aufgrund der Sperrstunde nicht die Grünflächen außerhalb der Stadt aufsuchen konnten, was tagsüber möglich zu sein schien. Für Lutek Orenbach bedeutete dies in der Folge, nicht nur im Inneren des Hauses, sondern auch draußen nicht alleine sein zu können, was ihn sehr belastete. Die Enge, die er im Garten erlebte, verknüpfte er in seinen Briefen bisweilen mit Klagen über die allgemeinen räumlichen Rahmenbedingungen in Tomaschow, wo er sich ja keineswegs freiwillig aufhielt und zu dem er eigentlich auch keine Beziehung hatte. Ein Beispiel für einen solchen Gedankengang, in dem er vom Garten ausgehend die räumliche Perspektive erweiterte, enthält sein Brief vom 9. August 1940. Darin schrieb er:

»Der Garten ist wieder voll. Wir lernen ein bisschen Mathe, vielleicht braucht man das mal. Ich sehe jetzt, dass ich alles vergessen habe. – Ach Tomaschow! Wenn der Onkel kommt, dann bleibe ich keinen einzigen Tag in

470 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 17. Juli 1940, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*07, Doc. 146.

diesem Dorf! Weg! Weg! Weg! Immer die gleichen Gesichter, immer die gleichen Gespräche. Es wird mir einfach nur schlecht.«⁴⁷¹

»Onkel« war möglicherweise ein Codewort für die Verschärfung der antijüdischen Maßnahmen durch die Deutschen. In der Korrespondenz, die Edith Blau mit Ruth Goldbarth in Warschau führte, war dieses Wort Teil eines umfassenderen Code-Systems, mit dessen Hilfe die beiden Frauen versuchten, die deutsche Zensur zu umgehen. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, dass die jungen Leute, Blau, Goldbarth und Orenbach, untereinander eine Art rudimentären Soziolekt entwickelten, als sie sich in Bydgoszcz/Bromberg vor Ausbruch des Krieges kennengelernt und eine intensive Zeit miteinander verbracht hatten. Orenbach verwendete »Onkel« weitaus seltener als Ruth Goldbarth, aus dem Kontext der jeweiligen Briefstellen erschließt sich jedoch recht deutlich, dass es sich wohl nicht um einen Verwandten handelte. In obigem Zitat schloss Orenbach mit dem pessimistischen Blick auf die nähere Zukunft, in der mit der Ankunft des »Onkels« zu rechnen war, unmittelbar an die Beschreibung des wieder einmal überfüllten Gartens an. Dabei schien es zunächst, als wäre er an diesem Tag über die Gesellschaft nicht allzu unglücklich gewesen. Schließlich beschäftigten er und die Gartenbesucher sich mit etwas, dem Orenbach Sinn abgewinnen konnte. Als er jedoch feststellen musste, dass er sich fast ein Jahr, nachdem er das Gymnasium erfolgreich abgeschlossen hatte, kaum noch an die Lerninhalte erinnerte, änderte sich der verhalten positive Tonfall sofort. Sein allgemeiner Unmut über das Leben, das er in Tomaschow führen musste, verband sich mit dem Zorn über die spezielle Erfahrung, im Garten nicht alleine sein zu können, obwohl der doch eigentlich seinem Großvater und niemandem sonst gehörte. Dieser Zorn bezog sich wohl weniger auf die tatsächliche momentane Situation, die Orenbach nicht allzu sehr gestört haben kann, sondern hatte seine Ursache eher darin, dass er den ganzen Sommer 1940 so gut wie nie den Garten für sich hatte. Hatte in Winter und Frühjahr die Erfahrung räumlicher Enge im Haus Orenbachs Verständnis für die Qualität der Gesamtlage geschärft, so stellte er auch im Sommer, als er dauernd in Gesellschaft sein musste und nie alleine sein konnte, diesen Zusammenhang her.

Der musisch begabte Lutek Orenbach fand im Laufe der Zeit eine Möglichkeit, sich Familie und Freunden zeitweise zu entziehen und gleichzeitig eine Gegenwelt zur Ghettorealität aufzubauen. Gemeinsam mit einigen Gleichgesinnten begann er, Soireen zu veranstalten, bei denen sie Gedichte rezitierten und Lieder und Musikstücke vortrugen. Nicht in allen Fällen waren diese Veranstaltungen für die Ghetto-Öffentlichkeit zugänglich, häufig zogen sich die

471 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 9. August 1940, ebd., Doc. 148.

jungen Künstler an einen geschützten Ort zurück. Hierbei war sich Orenbach der zeitlichen Beschränkung bewusst, denen ihre Handlungen im geschützten Raum unterlagen. Die Analysekategorie »Raum« bedarf freilich nicht nur dann der Ergänzung durch die Analysekategorie »Zeit«, wenn der Zusammenhang so offen zutage tritt wie in Orenbachs Beschreibungen:

»Bisweilen gibt es den Frieden eines Augenblicks. Einen kurzen Moment. Dann können wir einen künstlerischen Abend arrangieren, dann können wir ein bisschen lachen (durch unsere Tränen, durch unsere Tränen).«⁴⁷²

Knapp zwei Monate später, als es wieder um die Aufführungen ging, erwähnte Orenbach auch, wo diese überhaupt stattfanden:

»Ein Lächeln ist das Emblem unserer Theatergruppe. So oft es geht werfen wir das Joch des Alltags ab, treffen uns in Frau Sz.s Dachboden und haben ein wenig Spaß. Lieder, Musik, Monologe. Neulich hatten wir da oben ein Konzert, inklusive einer Aufführung der berühmten ›Oma‹ Makow, der vormaligen Pianistin von der Warschauer Oper.«⁴⁷³

Scheint das Konzert öffentlich gewesen zu sein, so war der Dachboden ansonsten der Rückzugsort für die jungen Leute um Orenbach, an den sie für kurze Zeit fliehen konnten. Wie bei anderen Ghettabewohnern gab es also auch bei Orenbach eine Kongruenz zwischen einem Raum, der vor den Augen des sozialen Nahbereichs bzw. einer weiteren Öffentlichkeit geschützt war, und einer Handlung, die als Flucht ins Innere verstanden werden kann.

Eine weitere Strategie Orenbachs, sein Bedürfnis nach Ruhe und Alleinsein zu befriedigen, waren lange Spaziergänge, wie bereits das Eingangszitat dieses Kapitels vom Dezember 1939 gezeigt hat. Im offenen Ghetto Tomaschow war es auch im Sommer 1941 noch möglich, im Grünen spazieren zu gehen – ein großer Unterschied zu den abgeriegelten Ghettos in Litzmannstadt und Warschau. Lutek Orenbach verband die Erfahrung, alleine sein zu können, mit Gedanken und Erinnerungen an Edith Blau:

»Es ist sehr schön, unter den Bäumen zu spazieren, in vollkommener Stille. Ich flüchte dann außerhalb der Zeit und erinnere mich an Dich. Alles riecht nach Dir und es kommt mir vor, als wärst Du in der Nähe. Ich fühle wieder Kraft in mir, die Jugend spielt mit allen Akkorden. Kleine Wolken am Himmel und so viel Sonne.«⁴⁷⁴

472 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 17. Dezember 1940, ebd., Doc. 165.

473 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 6. Februar 1941, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*08, Doc. 169.

474 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 25. Juni 1941, ebd., Doc. 184.

In diesem Beispiel wird noch einmal deutlich, weshalb Orenbach überhaupt dem Alleinsein solch großen Wert beimaß. Er brauchte Zeit und Ruhe, um ungestört seinen Gedanken nachhängen zu können. Mit seiner Schilderung des Spaziergangs unter Bäumen griff er romantische Topoi der Naturverklärung auf und implementierte sie in die eigene Gefühlswelt. Die Naturerfahrung knüpft an das weiter oben behandelte Phänomen der Gärten als Gegenräume der Ghettos an. Indem sich Orenbach den zeitlichen und räumlichen Rahmenbedingungen des Ghettos entzog, schaffte er die Voraussetzung dafür, sich durch Erinnerungen an eine glücklichere Vergangenheit auch geistig von der Gegenwart zu distanzieren.

Im Laufe der Zeit nutzten sich die unterschiedlichen Strategien, sich entweder ganz zu entziehen oder zumindest in einer Gruppe Gleichgesinnter Zuflucht zu finden, ab. Zunächst war die Kleinkunst- und Theatergesellschaft, in der Orenbach als künstlerischer Leiter wirkte, ein Gegengewicht zur Familie, der er in der Wohnung zwangsläufig andauernd ausgesetzt war. Die Gruppierung kam seinen musischen Interessen und Begabungen entgegen. Außerdem konnte er zumindest bis zu einem gewissen Grad selbst entscheiden, mit wem er sich dort umgeben oder ob er überhaupt teilnehmen wollte, eine Möglichkeit, die ihm im familiären Kontext nicht offenstand. Im Herbst 1941, als Orenbach schon fast zwei Jahre in Tomaschow lebte, hatten sich in der Theatergesellschaft allerdings ähnliche Mechanismen herausgebildet wie zu Hause. Orenbach empfand die regelmäßigen Treffen immer mehr als Belastung, der ursprüngliche Effekt stellte sich nicht mehr ein. Im Oktober beschrieb er Edith Blau seine negativen Gefühle sehr ausführlich und nannte bereits Alternativen, die er für sinnvoller hielt, als weiterhin an den Treffen teilzunehmen:

»Der eine ist dem anderen langweilig geworden oder man hasst sich gegenseitig. Unsere ›Gesellschaft‹ verbringt schreckliche Nachmittage oder vergnügt sich mit Gesprächen auf dem Niveau von durchschnittlichen Idioten. [...] Nach solchen ›gesellschaftlichen Treffen‹ habe ich nur Selbstmordgedanken. Ich habe mir gesagt, es reicht, ich will sie eine Zeit lang nicht sehen, sie nerven mich und ich sie, ich will nicht, ich will nicht. Ich möchte alleine sein, besser wäre es, wenn ich lese, schreibe, singe, schlafe, nichts mache, nur um diese gelangweilten Gesichter nicht mehr zu sehen, um nicht den eigenen und fremden Blödsinn zu hören.«⁴⁷⁵

Zwei der Praktiken, die Lutek Orenbach anführte, waren besonders mit dem Alleinsein verbunden. Das Schreiben von Ego-Dokumenten und das stille Le-

475 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 14. Oktober 1941, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*09, Doc. 199.

sen waren abhängig davon, alleine sein zu können bzw. davon, gute alternative Möglichkeiten, das heißt Zeiten und Räume zu suchen oder anzupassen, um ungestört schreiben und lesen zu können. In den beiden folgenden Unterkapiteln geht es deshalb um diese beiden Praktiken, anhand derer weitere Aspekte des Alleinseins untersucht werden sollen.

b) Schreiben von Ego-Dokumenten

In diesem und dem folgenden Abschnitt geht es um die Praktiken des Schreibens und Lesens als konkrete Handlungen eines Individuums. Die Vorstellung, Ego-Dokumente seien immer in bewusst gesuchter Distanz zur Umwelt verfasst worden, ist naheliegend, ließ sich aber gerade im Ghetto häufig nicht realisieren. Im Kern handelte es sich dennoch um eine Tätigkeit, die der Autor allein ausübte. Im Zentrum des Kapitels stehen räumliche und zeitliche, teilweise auch materielle Komponenten des Schreibens im Ghetto. Schreiben als Praxis lässt sich allerdings kaum von Struktur, Inhalt und Funktion der verfassten Texte trennen. Diese Aspekte werden deshalb ebenfalls berücksichtigt, wenngleich keine sprachwissenschaftliche Analyse der Ego-Dokumente intendiert ist und auch gar nicht zu leisten wäre. Komplementär zum eigenen Schreiben war das stille Lesen fremder Texte eine Praxis, die dem Individuum vorbehalten war. Meistens handelte es sich um die klassische Buchlektüre, in manchen Fällen auch um die Lektüre der Ego-Dokumente von Freunden und Bekannten. Dieses Unterkapitel fragt, wo und wann die Autoren schrieben und wie diese äußeren Faktoren die Inhalte der Texte beeinflussten, oder umgekehrt. Außerdem geht es um die Funktion des Schreibens sowie um die Begrenztheit der Sprache, die sich bei einigen Autoren sehr deutlich zeigte.

Bereits die Kämpfe um Warschau wirkten sich unmittelbar auf die Praxis des Schreibens aus. In den Beständen des Ringelblum-Archivs gibt es einige Tagebuchfragmente, die die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter für wert hielten, aufbewahrt zu werden. Ein nur eine Seite umfassender Ausschnitt aus dem Tagebuch eines anonymen Autors verrät bereits einiges über die zeitlichen Rahmenbedingungen, denen das Tagebuchschreiben während der Kampfhandlungen unterlag.⁴⁷⁶ Ein namentlich nicht genannter Mitarbeiter des Ringelblum-Archivs hatte den Eintrag vom 13. September 1939, dem Vorabend des jüdischen Neujahrsfestes Rosch Haschana, aus dem Originaltagebuch abgeschrieben und sehr wahrscheinlich auch zuvor ausgewählt. Der Eintrag ist in fünf Abschnitte unterteilt, die um 10 Uhr, um 15 Uhr, um 16:30 Uhr, um 16:45 Uhr und um 17:30 Uhr verfasst wurden. Die Zeitangaben gehen aus dem Text hervor bzw.

476 N.N., Aus einem Tagebuch, in: Ring. I/1011 (1330).

sind den Abschnitten vorangestellt, strukturieren also den Eintrag und machen den zeitlichen Ablauf unmittelbar nachvollziehbar. Dies war wahrscheinlich auch der Grund dafür, dass man ausgerechnet diesen Tagebucheintrag für das Archiv ausgewählt hatte.

Im ersten Abschnitt, der nur sechs handschriftliche Zeilen umfasst, beschrieb der Anonymus, dass er an diesem Morgen wie viele andere stundenlang in einer Warteschlange um Brot hatte anstehen müssen. Bereits um drei Uhr früh hatte er sich angestellt, und um zehn Uhr vormittags immer noch kein Brot bekommen. Der Vater hatte ihn zwischenzeitlich abgelöst, um ihm so eine kurze Ruhepause zu Hause zu ermöglichen, und der Autor nutzte dieses Zeitfenster, um den kurzen Eintrag in sein Tagebuch vorzunehmen. Schon in diesen wenigen Zeilen zeigen sich einige der grundlegenden Komponenten des Schreibens unter der Besatzung bzw. später im Ghetto. Der Tagebuchautor schrieb in der Wohnung, wo er nicht nur vor fremden Blicken geschützt war, sondern im konkreten Moment auch nicht damit rechnen musste, von seinem Vater gestört zu werden, der sich ja in der Warteschlange befand. Er oder sie ergriff also die Gelegenheit, allein zu sein. Einmal zu Hause, war Schreiben offensichtlich wichtiger, als sich nur auszuruhen, was zunächst der eigentliche Zweck der Ablösung durch den Vater war. Die Schilderung des Tagesverlaufs bis zum Zeitpunkt der Niederschrift macht den ersten kurzen Teil des ersten Abschnitts aus. In der zweiten Hälfte beschrieb der Anonymus lediglich das schöne Wetter, erwähnte, dass der Vortag ohne Luftangriffe vergangen sei und der heutige Feiertag schön zu werden verspreche. Außerdem habe sich die Versorgungslage insgesamt verbessert, was noch wichtiger als die Feiertagsstimmung sei. Dass sich der Autor auf den Feiertag als vertrautes zeitliches Strukturelement bezog und die wenigen positiven Aspekte des Tages der negativen Erfahrung des Brotkaufs entgegenstellte, deutet eine psychologische Funktion des Tagebuchschreibens an, die im weiteren Verlauf der Entwicklung immer wichtiger wurde. Viele Autoren verstanden ihr Tagebuch oder die Briefe, die sie schrieben, bewusst als Gegenwelt zur Realität des Ghettos, in dem sie leben mussten. Ein Stück weit erklärt sich hieraus auch der unbedingte Wille, an der Praxis des Schreibens selbst unter sehr widrigen Umständen festzuhalten.

Zunächst hatte es den Anschein, als verginge der Feiertag tatsächlich ohne größere Störung. Der Autor äußerte sogar die Hoffnung, sich ausnahmsweise einmal für die Nacht umkleiden und wirklich schlafen legen zu können, anders als die Nächte zuvor, während derer sich die Warschauer Bevölkerung vor den Bomben in Schutzkellern verstecken musste. Eine Kundin des Vaters kam in die Wohnung der Familie, um etwas einzukaufen und ihr Aufbruch markierte das Ende des Arbeitstages. Es scheint, als hätte der Autor diesen Besuch sozusagen in Echtzeit beschrieben und den Abschnitt kurz nach 16:30 Uhr beendet. Nur wenige Minuten später, nach den Angaben des Autors um 16:45 Uhr, setzte

ein Luftangriff der Deutschen ein, den der Anonymus eindringlich schilderte. Seine Familie konnte nicht verstehen, wie er unter diesen Umständen noch schreiben konnte: »Sie wundern sich, dass ich die Geduld habe, zu schreiben. Meine Hand zittert ständig.«⁴⁷⁷ Bei einem Blick aus dem Fenster sah er Menschen in Panik aus ihren Häusern fliehen und fühlte sich schließlich doch außerstande, mit dem Schreiben fortzufahren: »Ich kann nicht länger schreiben. Meine Nerven halten das nicht aus.«⁴⁷⁸ Um 17:15 Uhr endete der Bombenalarm und eine Viertelstunde später schloss der Autor seinen Eintrag mit einer dreizeiligen Andeutung der erlittenen Schäden ab. Dieses Beispiel belegt in seiner unmittelbaren Dramatik besonders eindrucksvoll, welche Energie Autoren von Ego-Dokumenten zum Schreiben aufbringen konnten. Die geradezu heroische Wirkung, die sich aus der in diesem Text angewendeten Echtzeittechnik ergab, passte hervorragend zur Intention des Oyneg-Shabes-Archivs, das den unbedingten Willen, die Ereignisse zu dokumentieren, für sich selbst beanspruchte, aber eben auch Belege für diese Haltung unter der jüdischen Bevölkerung sammeln wollte. Allerdings ist nicht mehr nachvollziehbar, inwiefern es sich bei dieser Quelle um einen Auszug aus einem echten Tagebuch handelt, oder nicht doch um eine (möglicherweise ja von entsprechenden Originalstellen inspirierte) Kompilation, mit deren Hilfe die genannten Punkte essenzialistisch veranschaulicht werden sollten. Umso wichtiger ist es, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass viele Tagebuchschreiber während der Bombardierung oder auch später in den Ghettos nicht in der Lage waren, die erforderliche mentale und physische Stärke aufzubringen, um an der Praxis des Schreibens festzuhalten.

Bedingungen des Schreibens

Die großen Anstrengungen, die etliche Autoren von Ego-Dokumenten unternahmen, um überhaupt schreiben zu können, verraten auch etwas über die Rahmenbedingungen, denen das Schreiben unterlag. So notierte etwa Chaim Kaplan bereits am 2. Oktober 1939, er schreibe »im trüben Licht einer Kerze«. Einen detaillierten Einblick in die Praxis des Schreibens bietet ein Tagebucheintrag der jungen Rywka Lipszyc, den sie am 28. Februar 1944 in Litzmannstadt vornahm. In diesem Tagebuch sind Schreiben und Lesen neben Religion und Glaube die vorherrschenden Themen. In der Zeit vom 3. Oktober 1943 bis zum 12. April 1944 verfasste Lipszyc 93 Tagebucheinträge. Nach Aussage einer Cousine, die im Gegensatz zu Rywka Lipszyc den Holocaust überlebte, führte das Mädchen bereits seit Beginn des Jahres 1943 Tagebuch, die entspre-

⁴⁷⁷ Ebd.

⁴⁷⁸ Ebd.

chenden Aufzeichnungen sind aber entweder verloren oder die Cousine konnte sich nicht mehr richtig erinnern. In den ersten Einträgen wirkte Lipszyc noch recht unbeholfen, häufig wusste sie nicht genau, wie sie ihre Gefühle und Gedanken in Worte fassen sollte. Es scheint, als hätte sie bisweilen vor allem deshalb den äußeren Ablauf des Schreibens geschildert, um auf diese Weise in einen Schreibfluss zu kommen. Zunächst schrieb sie zu Hause, und als sie ab Ende Oktober 1943 wieder regelmäßig zum Schulunterricht ging, der in ihrem Arbeitsressort stattfand, schrieb sie manchmal in der Schulpause.⁴⁷⁹ In den ersten Monaten klagte sie oft über den Zeitmangel, der es ihr an manchen Tagen nicht erlaube, Tagebucheinträge vorzunehmen oder zumindest nur sehr kurze Einträge zur Folge hatte.⁴⁸⁰

Am 28. Februar 1944 war sie nicht dazugekommen, im Arbeitsressort zu schreiben. Entgegen ihrer ursprünglichen Befürchtung ergab sich am Abend doch noch die Gelegenheit, zu Hause einen Eintrag zu verfassen. Zunächst war nur ihre Cousine Chanusia in der Wohnung, mit der sich aber kein Gespräch ergab, sodass Lipszyc relativ ungestört war. Ein erstes Mal musste sie unterbrechen, um Wasser zu holen. Wieder zurückgekommen, dauerte es eine Weile bis sie an den Schreibfluss des Anfangs anschließen konnte. Erschwerend kam hinzu, dass ihre Schwester in ihrer Abwesenheit die Schreibfeder weggenommen hatte und sie deshalb gezwungen war, vier Stahlfedern auszuprobieren, von denen jedoch keine besonders gut ging. Sie bemerkte selbst, wie ungünstig sich die kurze Unterbrechung auf ihre Aufzeichnung auswirkte. Sie kommentierte: »Ach, es ist nicht gut, das Schreiben zu unterbrechen. Ich schreibe jetzt ganz anders ...« Ein zweiter Einschnitt war die Ankunft der anderen Cousinen, die zwar zu keiner unmittelbaren Unterbrechung führte, sich aber auf die Atmosphäre und Stimmung auswirkte: »Eben war ich wirklich ein bisschen froh, aber jetzt? ... Vielleicht, weil jetzt die Cousinen zu Hause sind [...] Ihre ständige Gereiztheit und Nervereien regen mich furchtbar auf ...« Lipszyc gelang es, mit dem Schreiben fortzufahren, allerdings schlug sich die Anwesenheit der Cousinen in einem deutlich pessimistischeren Grundton nieder.

Dabei hatte der Tagebucheintrag inhaltlich recht zuversichtlich begonnen. Rywka Lipszyc berichtete von ihrer Arbeit im Kleider- und Wäscheressort, wo sie ein Kleid für ihre jüngere Schwester nähte. Allgemein sah sie in ihrer Arbeit im Ressort einen Sinn, sie hatte das Gefühl, durch die Ausbildung im Nähen erschließe sich ihr eine Zukunftsperspektive. Sie erinnerte sich an Zukunftsvorstellungen vergangener Tage, in denen sie sich im Kreis ihrer Familie oder in einer Wohngemeinschaft mit ihrer Schwester sah. Sie trage in diesen »Träumen«

479 Lipszyc, Tagebuch, Einträge vom 23. und 29. Oktober 1943, S. 74 und S. 76.

480 Ebd., außerdem Eintrag vom 24.11.1943, S. 80.

mit ihren Nährarbeiten wesentlich zum Unterhalt bei. Es wird deutlich, wie sehr sich Rywka Lipszyc wünschte, gebraucht und anerkannt zu werden, und wie wichtig es ihr war, sich stark und unabhängig fühlen zu können. Die zweite Tätigkeit, die sie neben dem Nähen aus der Gegenwart mit in die Zukunft hineinprojizierte, war das Schreiben: »Abend, ein Arbeitsstübchen, ein Schreibtisch, am Schreibtisch sitzt eine Frau (schon älter) und schreibt... [...] Sie vergisst alles um sich herum und schreibt... Ich sehe mich in dieser Frau.« Es gelang ihr an dieser Stelle nicht nur, eine kraftvolle Zukunftsvision zu entwerfen, was angesichts der katastrophalen Gesamtsituation im Ghetto bereits eine bemerkenswerte Leistung war. Sie war darüber hinaus in der Lage, bestimmte Elemente ihrer aktuellen Gegenwart auf diese Zukunftsvision hinzuordnen. So trug sie dem realen Verlust des Großteils ihrer Familie, der deportiert worden war, in der imaginierten Zukunft Rechnung, indem sie erstaunlich nüchtern feststellte, es sei »heute viel wahrscheinlicher, dass ich mit Cipka zusammenwohne«, neben ihr selbst die einzige Überlebende der Familie. Lipszyc passte also ihre Zukunftsvorstellungen an die Realität der Gegenwart an.

Nachdem Rywka Lipszyc durch das Wasserholen aus der Konzentration herausgerissen worden war, gelang es ihr zunächst nicht, in die positive Grundhaltung des Anfangs zurückzufinden. Lange verweilte sie bei der Erinnerung an ihre Mutter, und wie schon etliche Male zuvor plagte sie ein schlechtes Gewissen wegen vermeintlichen Fehlverhaltens in der Kindheit. Sie meinte aber auch, an sich selbst Wesenszüge der Mutter zu erkennen. Im letzten Drittel des Eintrags fiel es ihr sichtlich schwerer, die Konzentration aufrechtzuerhalten, es häuften sich Halbsätze, die unvollständig blieben und in Auslassungspunkten endeten. Zum Teil mag die Anwesenheit der Cousinen der Grund dafür gewesen sein, aber wahrscheinlich hatte der Konzentrationsabfall auch mit der Tageszeit zu tun. Nach einem langen Tag im Ressort war die Autorin wohl müde, auch wenn sie es in ihren Aufzeichnungen nicht zugeben mochte. Dennoch wagte sie abschließend einen weiteren Blick in die Zukunft, wenngleich nur in Form einer Frage: »Ach, werde auch ich einmal Mutter sein?« Ähnlich abgeschwächt bildete sie die Logik des ersten Abschnittes nach, indem sie eine Verbindung zwischen diesem Ausblick und ihrer Gegenwart herstellte und bemerkte, sie fühle sich wie eine Mutter für ihre Geschwister. Der Eintrag hat keinen richtigen Abschluss, sondern läuft mit einem in Klammern gesetzten Satz eher unmerklich aus, der die Bedeutungsschwere der vorangehenden Seiten etwas relativiert: »(Warum schreibe ich das eigentlich?)...«

In diesem Tagebucheintrag waren die Zeitbezüge zu Vergangenheit und Zukunft wichtig, personalisiert in der Erinnerung an die Mutter. Darüber hinaus werden die Auswirkungen äußerer Bedingungen des Schreibens auf die innere Logik des entstandenen Textes deutlich. Rywka Lipszyc erwähnte die

Unterbrechungen und die Gesellschaft, in der sie sich befand, explizit. Die Tageszeit, zu der sie ihren Eintrag verfasste, erschließt sich mittelbar aus einer entsprechenden Bemerkung zu Beginn, lässt sich aber noch besser am Zerfasern des Textes gegen Ende hin erkennen. Der Zusammenhang zwischen äußerem Rahmen und Textstruktur erschöpft sich jedoch nicht in der bloßen Nennung der Umwelteinflüsse, sondern spiegelt sich in der Emotionskurve des Eintrags wider. Diese ist charakterisiert durch einen Bruch zwischen realitätsbezogener, aber vorsichtig zuversichtlicher Zukunftshoffnung im ersten und vergangenheitsbezogener Trauer im zweiten Drittel des Eintrags, zwei Pole, die erst im letzten Drittel in einem mehrfach relativierten Zukunftsbezug zusammengeführt werden.

Nicht nur die zeitlichen und räumlichen Rahmenbedingungen der jeweiligen Situation beeinflussten die Textgestalt der Ego-Dokumente. Wie die gesamte Ghettobevölkerung war auch Rywka Lipszyc permanent existenziell bedroht. Die Auswirkungen von Deportationen, Mangelversorgung und Hunger hatte sie bereits am eigenen Leib erfahren, bevor sie im Herbst 1943 begann, Tagebuch zu schreiben. Während der sieben Monate, für die das Tagebuch überliefert ist, setzte sich diese Bedrohung fort. In einem weiter gefassten Sinne zählt die dauernde Ausnahmesituation, in der Lipszyc leben musste, auch zu den äußeren Bedingungen, denen ihr Schreiben unterlag. Dennoch brachte sie immer wieder sehr viel Energie auf, um äußere Einflüsse so gut es ging außen vor zu halten, um ungestört schreiben zu können.

Ungestörtes Schreiben

Oft mangelte es Rywka Lipszyc an Zeit, um in ihr Tagebuch zu schreiben. Grund war neben den vielfältigen Aufgaben, die sie im Haushalt wahrnehmen musste, auch ihr Wunsch, beim Schreiben nicht gestört zu werden. Wenn sie, etwa wegen mangelnder Tinte, nicht dazu kam, in der Schule zu schreiben, wartete sie darauf, einen Moment allein in der Wohnung sein zu können, die sie mit ihrer jüngeren Schwester Cipka und den drei älteren Cousins Estusia, Minia und Chanusia teilte. Oft dauerte es jedoch einige Tage, bis sich eine solche Gelegenheit bot, und häufig war das entsprechende Zeitfenster eher kurz. Am 24. November 1943 hatte sich eine solche Möglichkeit aufgetan, allerdings rechnete Lipszyc offenbar jederzeit mit der Rückkehr ihrer Mitbewohnerinnen, weshalb sie sich zum Schreiben nicht einmal hingesetzt hatte: »Ich schreibe das stehend an einem kleinen Tisch. Deshalb kritze ich so.«⁴⁸¹ Lipszyc empfand das Schreiben als etwas Intimes, das sie nicht mit ihren Cousins, zu denen

481 Lipszyc, Tagebuch, S. 80.

sie ein schwieriges Verhältnis hatte, teilen wollte. Es gelang ihr allerdings nur teilweise, ganz auf die Schule auszuweichen, obwohl sie sich dort im Laufe der Zeit mit den entsprechenden Utensilien ausstattete. »Es war ein guter Einfall, Tagebuch, Feder und Tinte in die Schule mitzunehmen. Anders hätte ich so gut wie nichts geschrieben«, lobte sie sich am 24. Dezember 1943 selbst.⁴⁸² Die Schulpause war der zeitliche Rahmen des Schreibens, wie Lipszyc an manchen Stellen ausdrücklich festhielt. »Jetzt bin ich in der Schule in unserer Klasse, aber ich kann nicht weiterschreiben, weil die Pause vorbei ist ...«⁴⁸³ In den folgenden Wochen schien sie sich an diese Praxis zu gewöhnen. Anfang Januar 1944 leitete eine Bemerkung über das Läuten der Pausenklingel den letzten Absatz eines Eintrags ein,⁴⁸⁴ und eineinhalb Monate später, Ende Februar, schloss sie noch einmal ähnlich: »Ach, es läutet schon, ich muss Schluss machen, dabei hätte ich so gern weitergeschrieben ...«⁴⁸⁵ Nicht immer war die Schule ein angenehmer Ort, um zu schreiben, wie Lipszyc am 13. Februar schilderte: »Sonntag ... Ich sitze in der Schule und warte wie alle Mädchen auf die Suppe ... Es ist schrecklich kalt, draußen schneit es und die Klasse ist nicht geheizt. Ich schreibe, oder vielmehr krakele, die linke Hand steckt im Muff ...«⁴⁸⁶ Die Auslassungspunkte, die so im originalen Text stehen, vermitteln eine bildliche Anmutung der winterlichen Kälte, in der das Mädchen in ihr Tagebuch schrieb.

Rywka Lipszyc unterwarf sich der oftmals wenig bequemen Atmosphäre der Schule und dem zeitlichen Korsett des Schultages deshalb, weil sie im an und für sich eher öffentlichen Raum des Ressorts nicht den Blicken und der Kritik ihrer Cousinen ausgesetzt war. Lipszyc lagerte die Praxis des Schreibens aus dem Raum der privaten Wohnung aus, um für sich sein zu können. Dies hatte nichts damit zu tun, wie viele Personen sie physisch tatsächlich umgaben, sondern ob sich deren Interesse auf sie und das Tagebuchschreiben richtete, was sie vermeiden wollte. Dennoch gab es immer wieder Tage, an denen die junge Tagebuchschreiberin keine andere Möglichkeit hatte, als zu Hause zu schreiben, wo sie sich dann allerdings so gut es ging bemühte, niemandes Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Am 31. Januar 1944 notierte sie, sie habe in der Schule nicht schreiben können und bezweifle, »dass ich noch zu etwas komme, die Cousinen sollen nicht wissen, dass ich jetzt schreibe, das gäbe wieder nur Gerede ...«⁴⁸⁷ Sie beendete den Eintrag denn auch, weil sie mit der baldigen Rückkehr der Cousinen aus dem Ressort rechnete.

482 Ebd., S. 90.

483 Ebd., Eintrag vom 30. Dezember 1943, S. 92.

484 Ebd., Eintrag vom 5. Januar 1944, S. 95.

485 Ebd., Eintrag vom 23. Februar 1944, S. 147.

486 Ebd., Eintrag vom 13. Februar 1944, S. 129.

487 Ebd., Eintrag vom 31. Januar 1944, S. 114.

Auch wenn die wenige Jahre ältere Ruth Goldbarth ein besseres Verhältnis zu ihrer Familie hatte als Rywka Lipszyc zu ihren Cousins, war es ihr dennoch wichtig, ihre Briefe an Edith Blau ungestört schreiben zu können. Ein alternativer Raum wie das Arbeitsressort stand Goldbarth nicht zur Verfügung, denn sie arbeitete in der Zahnarztpraxis des Vaters, die sich in der gemeinsamen Wohnung befand. Deshalb war Goldbarth gezwungen, den zeitlichen Rahmen des Schreibens anzupassen. Sie wachte eine Stunde früher als ihre Familienmitglieder auf, blieb im Bett liegen und fand so die Zeit, zu schreiben. In ihrem Brief vom 28. April 1941 notierte sie, es sei 06.20 Uhr morgens und beschrieb, wo sie sich befand: »Ich liege gerade im Bett u[nd] habe noch eine Stunde Zeit, Dir zu schreiben.«⁴⁸⁸ Tagsüber hätte sie hierfür kaum Zeit gehabt, da sie in der Zahnarztpraxis ihres Vaters und im Haushalt sehr viel arbeitete. Doch auch das Zimmer, das sie sich mit ihrer jüngeren Schwester zum Schlafen teilte, hätte tagsüber nicht zur Verfügung gestanden. Das Bett bot den minimalen privaten Raum, in dem Ruth Goldbarth ihre Briefe schreiben und auf diese Weise Distanz zu der Realität um sie herum aufbauen konnte, indem sie ihre Erlebnisse, Erfahrungen und Gefühle reflektierte und in Worte fasste.

Rywka Lipszyc ging es ebenfalls darum, sich beim Schreiben konzentrieren zu können und nicht gestört zu werden. Allerdings ging die Intensität ihres Wunsches, beim Schreiben am liebsten ganz allein oder zumindest nicht in Gesellschaft ihrer Verwandten zu sein, deutlich über Goldbarths Motivation hinaus. Einen ersten Hinweis auf die tiefere Ursache für diesen Wunsch gab Lipszyc in ihrem Tagebucheintrag vom 6. Januar 1944, wenngleich sie an dieser Stelle noch keinen Zusammenhang mit dem Schreiben herstellte.⁴⁸⁹ Ausgangssituation war an diesem Tag eine Erkrankung ihrer ältesten Cousine Estusia, die mit Fieber an ihr Bett und somit an die Wohnung gefesselt war. Rywka Lipszyc war vor diesem Hintergrund klar geworden, wie gerne sie sich allein in der Wohnung aufhalte. Sie fühle sich dann wie in einer anderen Welt, in der sie ihr inneres Leben leben könne, während sie in Anwesenheit der Cousins gehemmt und unschlüssig sei. Selbst wenn sie Besuch von Freundinnen habe, also nicht mehr völlig allein sei, könne sie ihre Gedanken immer noch frei aussprechen – solange nur die Cousins nicht zugegen seien. Die Gesellschaft von Menschen, denen sie bewusst Zutritt zu ihrem Privatbereich gewährt hatte, zog sie der als Zwang empfundenen Wohngemeinschaft immer noch vor. Am meisten sehnte sie sich jedoch nach tatsächlichem Alleinsein.

488 Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 27. und 28. April 1941, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*03, Doc. 60.

489 Lipszyc, Tagebuch, Eintrag vom 6. Januar 1944, S. 96.

Was Rywka Lipszyc im Januar gedanklich nachvollzogen hatte, durchlebte sie etwa einen Monat später in der Realität.⁴⁹⁰ Sie hatte intensiv von ihrer zweiten Schwester Tamarcia geträumt, die die Deutschen im September 1942 im Zuge der damaligen Massendeportationen aus dem Ghetto deportiert hatten. Lipszyc schreckte aus dem Schlaf und konnte nicht mehr einschlafen. Der Traum löste bei ihr große Trauer und ein Gefühl von Verlorensein aus. Gleichzeitig ängstigte sie sich, ihre Cousinen könnten bei einem Blick in ihr Gesicht auf den Traum schließen. Sie wollte offenbar ihre Emotionen für sich behalten. Die beiden Einträge vom 6. Januar und vom 7. Februar 1944 zeigen, weshalb es für Rywka Lipszyc allgemein so wichtig war, alleine zu sein. Sie wollte zum einen selbst darüber entscheiden, zu wem sie Nähe aufbaute, indem sie ihre Gefühle mit dem- oder derjenigen teilte. Sie hatte anscheinend ein stark ausgeprägtes Bedürfnis nach Autonomie und Akzeptanz, dessen Befriedigung ihr aus ihrer Sicht die Cousinen verweigerten. Durchaus alterstypisch tat sie sich schwer damit, die Autorität insbesondere ihrer ältesten Cousine Estusia, die den Haushalt leitete, zu akzeptieren. Hinzu kam, dass sie ihre Eltern sehr stark vermisste und ihre nur wenige Jahre älteren Verwandten nicht als Ersatz ansah. Vor allem emotional fühlte sie sich ihnen oft nicht sonderlich verbunden. Sie litt unter dem Eindruck, die Familie ihrer Tante habe sie und ihre Schwester nur aus Gefälligkeit und familiärer Verpflichtung, nicht aber aus echter Liebe und Verbundenheit aufgenommen. Im Umkehrschluss verweigerte sie den Zutritt zu ihrem Gefühlsbereich und baute innere Distanz zu ihren Cousinen auf, die, so oft es ging, Ausdruck in physischem Abstand und Alleinsein finden sollte.

Die Seiten des Tagebuches waren für Lipszyc ein virtueller intimer Raum, den sie nicht der Einflussnahme der Cousinen aussetzen wollte. Freilich konnten diese, sofern sie nicht heimlich das Tagebuch lasen, von Lipszyc' Tagebucheintragungen nur das Schreiben selbst wahrnehmen, das heißt, sie konnten ihre jüngere Cousine an einem Tisch sitzen und schreiben sehen, bezüglich des Inhalts jedoch nur Vermutungen anstellen. Doch das junge Mädchen wollte selbst den bloßen Schreibvorgang vor ihren Cousinen verbergen und so zumindest in diesem Bereich ihre Autonomie bewahren. Unter den Bedingungen des Ghettos hatte sie ansonsten nur eingeschränkte Möglichkeiten, ihren Wunsch nach Selbstständigkeit zu erfüllen. Das Tagebuchschreiben räumlich in die Schule zu verlagern oder Zeiträume zu nutzen, in denen sich sonst niemand in der gemeinsamen Wohnung aufhielt, waren Strategien, die den eingeschränkten Handlungsspielraum voll ausschöpften. Indem Rywka Lipszyc die räumlichen und zeitlichen Komponenten des Tagebuchschreibens transformierte, errichtete und verteidigte sie einen Schutzraum. Lipszyc' Abwehrhaltung gegenüber

490 Ebd., Eintrag vom 7. Februar 1944, S. 120.

den Cousins entsprang auch konkreten Erfahrungen und erklärt sich nicht nur aus der Struktur der Gesamtsituation. Als Rywka Lipszyc im Herbst 1943 erkrankte, kümmerte sich ihre Cousine Minia um sie und bereite das Bett für sie vor. Offenbar hatte Lipszyc den Eindruck, dies geschehe aus einem gewissen Kalkül heraus, denn sie notierte: »Dabei hat sie dauernd davon geredet, was für eine gute Cousine sie doch ist, usw., usw. Sie hat immer wieder gesagt, ich soll das aufschreiben.«⁴⁹¹ Die versuchte Einflussnahme konnte als Übergriff empfunden werden, der noch dazu das Fürsorgemotiv der eigentlichen Handlung unglaublich machte. Der Vorfall mag Rywka Lipszyc' Skepsis, mit der sie ihren Cousins sowieso schon begegnete, und ihre Bemühungen, das Schreiben zu verteidigen, indem sie sich entzog, verstärkt haben. Das Konfliktpotenzial, das die Praxis des Schreibens in der Wohnung barg, nahm im Laufe der Zeit nicht ab. Im März 1944, als Lipszyc die Zeit vor dem Bettgehen noch für einen Tagebucheintrag nutzte, forderte man sie auf, zu schließen: »Chanusia drängt mich, ich soll ins Bett gehen, sie sagt, ich könne morgen zu Ende schreiben, ach, was weiß sie denn, was Schreiben heißt? Sie hat keine Ahnung...«⁴⁹² In diesem Fall ging es nicht um den Inhalt, sondern um den Vorgang des Schreibens selbst, den die Cousine unterbrach.

Funktionen des Schreibens

Rywka Lipszyc schrieb am liebsten allein und ungestört und flüchtete so in einen Rückzugsraum. Schreiben war für sie innerstes Bedürfnis, wie sie in ihrem Tagebuch immer wieder zum Ausdruck brachte. »Ach, schreiben!... So schreiben können, dass die Feder wie von selbst über das Papier fliegt! Ich muss schreiben, unbedingt schreiben...«, notierte sie am 24. Dezember 1943.⁴⁹³ Auf den Seiten ihres Tagebuchs konnte sie ihre Gefühle offen und ehrlich aussprechen, was ihr im restfamiliären Umfeld nicht möglich schien.⁴⁹⁴ Ihr Wunsch, zu schreiben, gründete in mehr als nur der Ablenkung von Hunger und Leid. Freilich spielte auch für Rywka Lipszyc dieses Motiv bisweilen eine gewisse Rolle, hierin anderen Autoren von Ego-Dokumenten nicht unähnlich. Im Februar 1944, als der Hunger im Ghetto besonders groß war, leitete sie einen Tagebucheintrag ein, indem sie auf diese Funktion des Schreibens hinwies: »Schreiben!... Nur schreiben!... Dann vergesse ich das Essen und alles andere, alles Leid (ich übertreibe).«⁴⁹⁵ Durch die in Klammern gesetzte Bemerkung

491 Lipszyc, Tagebuch, Eintrag vom 26. Oktober 1943, S. 75.

492 Ebd., Eintrag vom 6. März 1944, S. 162.

493 Ebd., Eintrag vom 24. Dezember 1943, S. 90.

494 Ebd.

495 Ebd., Eintrag vom 11. Februar 1944, S. 125.

relativierte sie noch im selben Satz ihre Aussage. Im Eintrag selbst folgte eine Reflexion über den Zusammenhang von Zeit, Zukunft und Glaube, deren Inhalt weiter unten eingehender analysiert wird. Schreiben mag als Mittel der Ablenkung zum Einsatz gekommen sein, wenn es darum ging, körperliche Schwäche zu überwinden und überhaupt mit dem Schreiben zu beginnen. Auch umgekehrt hatten der Hunger und seine Auswirkung auf die körperliche Verfassung der Autoren von Ego-Dokumenten Folgen für die Frequenz und den Umfang der Einträge. Bisweilen waren die Autoren schlichtweg zu krank und schwach, um die Energie für Briefe oder Tagebucheinträge aufzubringen. Dennoch gelang es ihnen immer wieder weiterzuschreiben. Intensität und Aufwand von Rywka Lipszyc' Anstrengungen, ihr Tagebuchs Schreiben vor ihren Mitbewohnerinnen zu verbergen, weisen darauf hin, dass Schreiben mehr als nur Ablenkung war. Vielmehr war sich selbst abzulenken gleichsam die erste Schicht eines weitaus komplexer zusammengesetzten Bündels an Funktionen, die Schreiben im Ghetto erfüllte.

Von vornherein als Aufgabe, die weit über die persönliche Ebene hinausging, begriff Chaim Kaplan das Schreiben seines Tagebuchs. Bereits am Tag nach dem deutschen Einmarsch in Warschau sah es für Kaplan so aus, als hätte er alles verloren. Die Deutschen hatten seine Wohnung, in der sich seine gesamten Ersparnisse befanden, beschlagnahmt und Kaplan stand innerhalb kürzester Zeit auf der Straße, wie bereits weiter oben ausführlich dargestellt wurde. Bei aller Hast und Überraschung war es Kaplan jedoch offensichtlich gelungen, sein Tagebuch mitzunehmen, das heißt, er hatte das entsprechende Notizbuch griffbereit oder trug es vielleicht sogar dauerhaft bei sich. Von Anfang an verstand sich Kaplan als Chronist der Ereignisse und sah sich verpflichtet, alles wahrheitsgetreu abzubilden. Aus dieser Überzeugung schöpfte er immer wieder die Kraft, mit dem Schreiben fortzufahren. Ende Oktober 1939 beschrieb er, weshalb sein Tagebuch für ihn von so großem Wert sei: »Darum ist jeder Tagebucheintrag kostbarer als Gold, wenn alles so niedergeschrieben wird, wie es geschah – ohne Übertreibungen und Verzerrungen.«⁴⁹⁶ Mit der Zeit erhob er seine Chronisten­tätigkeit zu »nationale[r] Pflicht und historische[r] Verpflichtung«⁴⁹⁷ und schilderte in diesem Zusammenhang, wie seine Tagebucheinträge zustande kamen:

»Ich bringe meine Niederschrift nicht ins Reine, die Worte werden von meinen momentanen Eingebungen geformt. Vielleicht liegt darin ihr Wert. Wie es auch damit bestellt sein mag, ich bin sicher, dass mich die Vorsehung

496 Kaplan, Buch, Eintrag vom 26. Oktober 1939, S. 67.

497 Ebd., Eintrag vom 16. Januar 1940, S. 122.

sandte, um diesen Auftrag zu erfüllen. Meine Chronik wird dem künftigen Historiker als Quellenmaterial dienen.«⁴⁹⁸

In der Tat wirken Kaplans Tagebucheinträge stets sehr geschlossen und stil- und ausdrucksicher, was sicherlich nicht nur daran lag, dass er als Linguist und Autor langjährige Erfahrung mit Sprache hatte. Er bemühte sich, das Geschehen klar und verständlich darzustellen, um einem imaginierten zukünftigen Leser ein verlässliches Zeitzeugnis an die Hand zu geben. Durch diese Projektion sprach er dem Tagebuchscheiben grundlegenden Sinn zu und motivierte sich auf diese Weise gleichzeitig selbst. Immer wieder beschrieb er das Tagebuchscheiben als »heilige Aufgabe«, von der ihn nichts abhalten dürfe.⁴⁹⁹ Selbst während der Bombardierung Warschaus hatte er sein Tagebuch in den Schutzkellern bei sich und verfasste während der Luftangriffe seine Einträge: »Selbst der Bombenhagel, der über das belagerte Warschau niederging, hielt mich nicht ab, und nicht wenige meiner Eintragungen sind im Keller gemacht worden. Weil eine tägliche Eintragung meine Pflicht war, bezwang mein Wille meine Nerven.«⁵⁰⁰ Von der Chronistentätigkeit anderer Ghettabewohner hatte er offenbar keine Kenntnis. Kein einziges Mal erwähnte er Emanuel Ringelblum oder andere Personen aus dem Umfeld des Geheimarchivs Oyneg Shabes. Vielmehr fragte er sich, ob er nicht sogar der Einzige sei, der an eine Dokumentation des Lebens im Ghetto für die Nachwelt gedacht habe. Diese Aussicht entmutigte Kaplan zunächst nicht, sondern ließ ihn Kraft und Mut schöpfen.⁵⁰¹ Im Laufe der Zeit empfand er dieses vermeintliche Alleinstellungsmerkmal jedoch mitunter als belastend und hatte Angst, der selbstgestellten Aufgabe nicht gewachsen zu sein.⁵⁰² Insgesamt jedoch überwog die positive Sichtweise Kaplans auf das Tagebuchscheiben. »Hätte ich nicht meine Feder, meine Freude, ich wäre verloren«, notierte er am 16. Dezember 1940.⁵⁰³ In seinem letzten Eintrag vom 4. August 1942 wird die geradezu existenzielle Bedeutung, die er seiner Chronistentätigkeit und dem Tagebuch zuschrieb, noch einmal besonders eindrucksvoll deutlich. Chaim Kaplan war zu diesem Zeitpunkt seit einigen Tagen bewusst, dass er wohl kaum den Massendeportationen entgehen werde und versuchte, sich mit seiner Frau innerlich darauf vorzubereiten. Für das Tagebuchscheiben blieben ihm unter diesen Umständen jeden Tag nur noch wenige Minuten, in denen er die nötige Konzentration dafür fand. Sein

498 Ebd.

499 Ebd., Eintrag vom 17. März 1940, S. 157.

500 Ebd., Eintrag vom 26. November 1940, S. 267.

501 Ebd., Eintrag vom 2. Mai 1940, S. 170.

502 Ebd., Eintrag vom 27. August 1940, S. 224.

503 Ebd., Eintrag vom 16. Dezember 1940, S. 276.

letzter Gedanke galt seinem Tagebuch: »Wenn mein Leben endet – was wird aus meinem Tagebuch werden?«⁵⁰⁴

Alexandra Garbarini hat ausführlich über das Tagebuch Chaim Kaplans geschrieben und sieht es vor allem als Beleg für den schwindenden Glauben an Gott angesichts der Holocaust-Erfahrung. In der Tat sind Religion und Glaube ein wichtiges Referenzsystem innerhalb dieses Ego-Dokuments. Garbarinis Schlussfolgerung bezüglich Kaplans eigener Religiosität bedürfen möglicherweise einer Ergänzung, wie weiter unten im Kapitel über Deutungsressourcen in Tagebüchern und Briefen ausführlich dargelegt wird. An dieser Stelle geht es jedoch vor allem um die Bedeutung, die das Schreiben für Kaplan hatte. Diese ging weit über die Ablenkung von Hunger und Leid hinaus und nahm im Laufe der Zeit eine existenzielle Dimension an. Auch für Rywka Lipszyc in Litzmannstadt konnte das Schreiben eine tiefere Bedeutung haben, wie zum Beispiel eine kurze Bemerkung in ihrem Eintrag vom 7. März 1944 verrät. Sie hatte an diesem Tag vor, einen Brief an ihre verstorbene Mutter zu schreiben, wobei sie die Ursache dieses Wunsches nur ungefähr bestimmen konnte: »Ja, ich muss, mich überkommt so ein seltsames Gefühl... unbenennbar...«⁵⁰⁵ Die Auslassungspunkte, die Lipszyc im Original setzte, bilden die Unschärfe ihrer Gefühle ab. Sie ließ sich davon jedoch nicht beirren und schrieb von dem Vorhaben in entschlossenem Indikativ: »Ich schreibe heute einen Brief an Mama.«⁵⁰⁶ Die Gefühle, die Rywka Lipszyc ihrer toten Mutter gegenüber empfand, thematisierte das Mädchen immer wieder in ihrem Tagebuch. Große Trauer über den Verlust mischte sich mit ihrem schlechten Gewissen ob der Tatsache, überlebt zu haben. An sich unbedeutenden Episoden aus der Vergangenheit sprach Lipszyc eine herausgehobene Bedeutung zu, wenn sie der Meinung war, sie habe sich der Mutter gegenüber seinerzeit wenig liebevoll verhalten. Die Idee, einen Brief an die Mutter zu schreiben, mutet vor diesem Hintergrund geradezu selbsttherapeutisch an. Leider zitierte Lipszyc den Brief nicht in ihrem Tagebuch, wie sie es mit ihren Briefen an ihre Freundin und Mentorin Surcia regelmäßig tat. An den Folgetagen erwähnte sie das Vorhaben in ihren Tagebucheinträgen auch nicht mehr, sodass zumindest zweifelhaft ist, ob sie das Schreiben tatsächlich verfasst hatte. Die Episode belegt dennoch eindrucksvoll, welch existenzielle Bedeutung das Schreiben mit Blick auf die psychische Verfassung der jungen Autorin hatte.

Auch Janusz Korczak in Warschau reflektierte in seinen Aufzeichnungen über das Tagebuchschreiben, dem er meistens nachts in seinem Zimmer nach-

504 Ebd., Eintrag vom 4. August 1942, S. 404.

505 Lipszyc, Tagebuch, Eintrag vom 7. März 1944, S. 164.

506 Ebd.

ging. Nur durch das Schreiben war es Korczak möglich, Distanz zu seiner Umwelt aufzubauen. Auch wenn hiermit keine tatsächliche räumliche Distanz einherging, so war das Schreiben doch Korczaks einzige Möglichkeit, sich mit sich selbst und den Dingen, die ihm wichtig waren, zu beschäftigen, ohne weitere Akteure miteinbeziehen zu müssen. Es ist in der Rückschau besonders verstörend, dass die Phase, in der Korczak nach zweieinhalb Jahren Krieg mit dem Schreiben wieder eine innere Zuflucht gefunden hatte, gleichzeitig die letzten Monate unmittelbar vor seiner Deportation und der Ermordung in Treblinka waren. Seinen letzten Eintrag verfasste er am 5. August 1942, einen Tag später ging er mit den von ihm betreuten Waisenkindern in den Tod.

Rywka Lipszyc in Litzmannstadt tauschte sich mit mehreren Personen regelmäßig über das Tagebuchschreiben aus. Das enge Verhältnis, das Lipszyc zur wenige Jahre älteren Sara Selver-Urbach, genannt Surcia, entwickelte, lässt sich ohne das Schreiben kaum erklären. Selver-Urbach hatte die jüngere Freundin überhaupt auf die Idee gebracht, mit dem Tagebuchschreiben zu beginnen.⁵⁰⁷ Sie half ihr auf verschiedene Weise, sich in dem ungewohnten Genre zurechtzufinden. Zum einen las Surcia immer wieder Abschnitte aus Rywka Lipszyc' Tagebuch und machte Verbesserungsvorschläge. So empfahl sie ihr im Dezember 1943, mehr zu schreiben, um einen eigenen Stil finden zu können. Gleichzeitig solle sie sich während des Schreibens kontrollieren.⁵⁰⁸ Selver-Urbach hatte offenbar bemerkt, dass Lipszyc häufig nicht so recht in einen Schreibfluss hineinfand, obwohl sie ihren großen Drang, zu schreiben, oft erwähnte. Um konkrete Hilfestellung zu geben, schlug die Ältere bisweilen Themen vor, die Lipszyc schriftlich ausarbeiten sollte. Lipszyc erwähnte im besagten Eintrag, ihre Freundin habe sie um einen Brief gebeten, in dem sie ihre Gedanken und Gefühle über das menschliche Leben ausführen möge.⁵⁰⁹ Sie schrieb den fertigen Brief in ihr Tagebuch ab, eine Praxis, an der sie in der Folgezeit festhielt. Im Text selbst verglich sie das Leben mit einem Dornenweg, der nur selten von positiven Dingen, wie etwa freundlichen Menschen, gesäumt sei. Sie bezog dieses Gleichnis auf ihre zunehmende Kraftlosigkeit, angesichts derer sie oftmals der Lebenswille verlasse. Die Mentorin sei es, die ihr Mut mache, wofür sie sehr dankbar sei. »Du bist ein großes Plus in meinem Leben«, schrieb sie, bevor sie den Brief mit einer Bitte schloss.⁵¹⁰ Sie wünschte sich von ihrer Freundin Hilfe bei der Frage, inwiefern ihre Meinung, die sie mit Bezug auf bestimmte Dinge, Taten und Gedanken habe, richtig sei. Die Frage nach richtig oder falsch, das heißt die Frage nach Gewissheit und Orientierung, trieb Rywka Lipszyc nicht

507 Ebd., Eintrag vom 7. Januar 1944, S. 98.

508 Ebd., Eintrag vom 11. Dezember 1943, S. 82.

509 Ebd., Eintrag vom 11. Dezember 1943, S. 82 f.

510 Ebd., S. 83.

nur in diesen Tagen um, sondern zog sich durch das ganze Tagebuch. Schreibend suchte sie Antworten auf diese Frage, die sie nicht mehr ihren Eltern stellen konnte.

Lipszyc wünschte sich auch mit Blick auf ihre eigenen Gefühle Klarheit, weshalb sie es als belastend empfand, diese Gefühle nicht in passende Worte fassen zu können. »Unfertig ... losgerissen vielleicht und abstrakt ... Irgendetwas geschieht in mir und ich weiß nicht was ...«, ⁵¹¹ schrieb sie am 4. Dezember 1943, und zwei Wochen später klagte sie, »ich habe jetzt eine ganze Seite geschrieben, aber rein gar nichts über das, was ich fühle. Das ist nicht leicht und vielleicht ist es deshalb schön, wenn es einmal gelingt.« ⁵¹² Der Austausch mit Surcia, im Laufe der Zeit auch mit anderen Freundinnen, war ein erstes Mittel, um hier Abhilfe zu schaffen. Rywka Lipszyc gab ihnen nicht nur ihr eigenes Tagebuch zu lesen, sondern schaute sich umgekehrt Ego-Dokumente anderer an, um lernen zu können. Briefe zwischen den Freundinnen, die sie ganz oder zumindest teilweise in ihr Tagebuch abschrieb, waren eine Fortsetzung dieses Austausches von Texten, durch den gleichzeitig die Gattungsgrenzen zwischen Tagebuch und Brief verschwammen. Ein zweiter Strang an Techniken, die Lipszyc ihrer vermeintlichen Unfähigkeit, Gedanken und Gefühle sprachlich adäquat auszudrücken, entgensetzte, kam ohne den Bezug zu ihren Vertrauten aus. Sie beobachtete sich selbst und stellte fest, dass sie »tatsächlich über viele verschiedene Dinge nachdenke, aber immer in Situationen, in denen ich nicht schreiben kann (meistens beim Kartoffelschälen)«. ⁵¹³ Sie nahm sich vor, in Zukunft ihre Gedanken sofort aufzuschreiben und hoffte, diese dann angemessen in ihr Tagebuch übertragen zu können. Lipszyc bemerkte auch, dass sie in ihren Erinnerungen an die Vergangenheit, insbesondere an das Familienleben, Inspiration für ihr Schreiben suchte. ⁵¹⁴ Eher assoziativ schloss sich dieser Beobachtung im entsprechenden Tagebucheintrag eine kurze Ausführung über das Verhältnis von Stil und Inhalt an, wobei sie sich ein weiteres Mal auf einen Ausspruch ihrer Freundin Selver-Urbach bezog. Auch wenn Selver-Urbach zufolge erst beides zusammengenommen ein vollkommenes Ganzes ergäbe, sei der Inhalt letztlich doch wichtiger als der Stil. Wichtig für das Verständnis der Assoziationskette, der Lipszyc in ihrem Tagebucheintrag folgte, ist die Analogie, mit deren Hilfe die Mentorin ihrem Schützling diesen Zusammenhang illustrierte. Rywka Lipszyc verstand offenbar sofort, was Selver-Urbach meinte, wenn diese den Inhalt eines Textes mit der Tora und den Stil mit Palästina gleichsetzte. Jedenfalls spannte Lipszyc die Analogie in ihrem Tagebuch weiter bzw. kehrte sie wie-

⁵¹¹ Ebd., Eintrag vom 4. Dezember 1943, S. 81.

⁵¹² Ebd., Eintrag vom 18. Dezember 1943, S. 86f.

⁵¹³ Ebd., Eintrag vom 7. Januar 1944, S. 97f.

⁵¹⁴ Ebd., Eintrag vom 20. Januar 1944, S. 106.

derum um, indem sie Anhängern des Zionismus diese grundlegende Einsicht absprach. Das heißt, Zionisten hatten aus ihrer Sicht nicht verstanden, dass Palästina zwar wichtig, aber nicht so bedeutend wie der Schatz der Tora sei. Das Mitleid, das sie für die ihrer Meinung nach fehlgeleiteten Zionisten empfand, führte wieder zum Ausgangspunkt des Eintrags zurück. »Oh Gott! Wie gut, dass ich in genau dieser Familie geboren wurde und nicht in einer anderen ...«, fasste sie ihre Dankbarkeit in Worte.⁵¹⁵ »Genau diese[r] Familie« – damit spielte Rywka Lipszyc auf den Chassidismus an, den ihre Familie praktizierte. Als deren Abkömmling war für sie der Vorrang der Heiligen Schrift vor dem gelobten Land und den Bemühungen, dorthin zurückzukehren, selbstverständlich.

Der kurze Tagebucheintrag zeigt, wie Rywka Lipszyc dachte und schrieb. Den Anfang bildete die Beobachtung der eigenen Schreibpraxis, der Inspiration durch Erinnerung. Wie aus vorherigen Einträgen hervorgeht, spielte die Familie eine zentrale Rolle in der Erinnerung, auch wenn Lipszyc sie an dieser Stelle noch nicht explizit nannte. Ihre Beobachtung assoziierte sie mit der Analogie, die ihre Freundin Selver-Urbach zwischen verschiedenen Textebenen und zentralen Elementen der jüdischen Religion herstellte. Die beiden Referenzpunkte Tora und Palästina bezog Lipszyc dann auf die Deutungsmuster ihrer eigenen im traditionellen Sinne frommen Familie und war somit wieder am Beginn des Gedankengangs angekommen. Schreiben war ein Bezugssystem, das Rywka Lipszyc verschiedene Zusammenhänge erschloss. In Beispielen wie diesem konnte sie das Schreiben mit der Frage nach der eigenen Herkunft und Identität sowie mit der Trauer um den Verlust des Großteils ihrer Familie verbinden. Die Analyse der Gedankengänge, denen sie in ihren Tagebucheinträgen folgte, verdeutlicht, weshalb Rywka Lipszyc dem Schreiben einen so großen Wert beimaß. Außerdem zeigt das Beispiel ein weiteres Mal, wie wichtig der Zeitbezug zur Vergangenheit für das junge Mädchen war.

Die Grenzen der Sprache

Die Holocaust-Forschung hat mit Blick auf zeitgenössische Ego-Dokumente herausgearbeitet, dass die Autoren dieser Texte Sprache als unzureichendes Mittel empfanden, um ihre Erfahrungen und Erlebnisse in dieser Ausnahme-situation angemessen darzustellen.⁵¹⁶ Die Texte Oskar Rosenfelds und Oskar Singers, die im Kontext der Ghettochronik von Litzmannstadt entstanden, sind prominente Beispiele für die Begrenztheit der Sprache als Ausdrucksmittel. Der Zerfall der Sprache, der sich in ihren Beiträgen zur Chronik und in ihren per-

⁵¹⁵ Ebd.

⁵¹⁶ Vgl. Löw, Welt.

sönlichen Aufzeichnungen beobachten lässt, ist deshalb besonders verstörend, weil beide Autoren als professionelle Journalisten und Literaten über jahrzehntelange Erfahrung im Schreiben verfügten. In dieser Sprachlosigkeit spiegelt sich die Einzigartigkeit des Holocaust wider – welche Sprache wäre schon imstande gewesen, das Geschehen abzubilden?

Es ist wenig überraschend, dass auch Rywka Lipszyc auf den Seiten ihres Tagebuchs bisweilen die engen Grenzen der Sprache erfuhr.⁵¹⁷ Als es im Februar 1944 zu erneuten Deportationen kam, fühlte sie sich an die sogenannte »Sperre« im Herbst 1942 erinnert, bei der sie ihren Bruder Abram und ihre Schwester Tamarcia verloren hatte.⁵¹⁸ Lipszyc schrieb von ihrer Freundin Mania, die nun als Geisel für ihren Vater festgehalten wurde, außerdem von den Freundinnen Surcia und Chajusia, die angesichts der aktuellen Situation, aber auch vor dem Hintergrund von vier Jahren Krieg und Verfolgung »sehr aufgeregt [...], man könnte sogar sagen von Sinnen und niedergeschlagen« gewesen seien.⁵¹⁹ Auch Lipszyc selbst verspürte große Angst, vor allem um ihre Schwester Cipka, neben ihr das einzige direkte Familienmitglied, das noch am Leben war. Sie fühlte sich für die Jüngere verantwortlich und versuchte, ihr die Mutter zu ersetzen. Lipszyc' Angstgefühl kulminierte in einem leidenschaftlichen Ausbruch, in dem sich die Begrenztheit der Sprache unmittelbar mitteilt:

»Es stimmt ja, ich kann jetzt nicht viel für alle tun, aber Cipka, Cipka ist ja schließlich bei mir (oh Gott, ich zittere am ganzen Leib, dass nur kein Feind an sie herankommt, Hand an sie legt, dass sie immer mein bleibt, oh Gott, hilf mir, ich kann jetzt gar kein Polnisch schreiben, ich finde einfach nicht die richtigen Ausdrücke).«⁵²⁰

Dieser Absatz bildete aber mitnichten das Ende des Eintrags. Lipszyc fuhr fort und schaffte es, ihre Angst einzuhegen. Hilfreich mag in diesem Fall die Ankunft einer Erwachsenen gewesen sein, die mit Lipszyc ein Gespräch begann. Anders als in obigem Beispiel empfand Lipszyc die Gesellschaft der Frau nicht als Störung, sondern möglicherweise als willkommene Ablenkung. Sie referierte kurz die Unterhaltung über das Ausmaß der aktuellen Hungerefahrung und führte sich noch einmal vor Augen, wie lange sie und ihre Familie schon Hunger gelitten hatten. Sie flüchtete sich sodann in den Wunschtraum, den Rest des Krieges einfach zu verschlafen. Diese kurze Fantasie scheint auf Lipszyc' Psyche so bereinigend gewirkt zu haben wie zuvor die Ablenkung durch das Gespräch. Jedenfalls konnte sich Lipszyc anschließend wieder mit der Realität befassen

517 Vgl. Loewy, Notizen, Eintrag vom 17. Juni 1944, S. 44, Frank AŽIH, 302/3, S. 305.

518 Lipszyc, Tagebuch, Eintrag vom 12. Februar 1944, S. 126-129.

519 Ebd., S. 127.

520 Ebd., S. 128.

und es gelang ihr sogar, den Eintrag noch ins Positive zu wenden. Sie sei, so führte sie aus, im Vergleich zu vielen ihrer Leidensgenossen im Ghetto in der letztlich glücklichen Lage, ihren Glauben an Gott und damit ihren Lebensmut nicht verloren zu haben.⁵²¹ Lipszyc hatte die Sprachlosigkeit, die sie im Moment größter Angst und Sorge überkommen hatte, nicht nur einfach technisch überwunden, indem sie schlichtweg weiterschrieb, sondern konnte ihr mit Religion und Glauben einen substanziellen Inhalt entgegensetzen.

Am Folgetag waren es wieder besonders intensive Emotionen, die den Verlust sprachlicher Ausdrucksmöglichkeit evozierten.⁵²² In der Schulpause schreibend, verspürte Rywka Lipszyc eine große Sehnsucht nach ihrem Bruder Abram und wurde sich gleichzeitig einmal mehr ihrer Liebe zu Cipka bewusst. Währenddessen kämpfte sie beim Schreiben mit großer Müdigkeit und Lustlosigkeit. Wie am Tag zuvor versuchte sie, mit Hilfe eines Stoßgebetes ihre Stimmung aufzuhellen, was ihr diesmal jedoch nicht gelang. Der Eintrag zerfiel gegen Ende in Satzbruchstücke: »Ich habe solche Sehnsucht!!! ... Gott ... Die Wörter brechen auseinander ...«⁵²³

Rywka Lipszyc stieß in ihrem Tagebuch immer wieder an sprachliche Grenzen. Zu einem Teil lag dies sicherlich daran, dass sie ihre Einträge auf Polnisch verfasste, obwohl ihre Muttersprache wahrscheinlich Jiddisch war und sie sich in dieser Sprache sicherer hätte ausdrücken können. Weshalb sie sich für das Polnische entschied, begründete sie leider nicht. Möglicherweise drückte sich in ihrer Wahl eine leise Emanzipationsbestrebung aus, wie dies für andere jugendliche Autorinnen nachgewiesen werden kann.⁵²⁴ Sollte dies auch für Lipszyc zutreffen, wäre das ein weiterer Beleg für ihren Versuch, sich mit dem Tagebuchschreiben von ihrem unmittelbaren häuslichen Umfeld, in dem Jiddisch gesprochen wurde, abzusetzen. Bei aller Plausibilität bleiben diese Überlegungen aus Mangel an eindeutigen Belegen letztlich spekulativ.

Die sprachliche Beschränkung, der Rywka Lipszyc bisweilen unterlag, hatte ihre eigentliche Ursache im Gegenstand selbst. Wie Oskar Rosenfeld und Oskar Singer war es ihr an manchen Tagen nicht möglich, die eigentlich unvorstellbaren Ereignisse in Worte zu fassen. Gleichwohl ist das Tagebuch des jungen Mädchens kein Dokument zerfallender Sprache. Denn erstaunlich oft gelang es ihr doch, ihre Gefühle und Eindrücke in Worte zu fassen, und sei es nur, indem sie ihre Hilflosigkeit bzw. ihre oft genug verzweifelten Versuche, sich auszudrücken, beschrieb. Freilich wirkt Lipszyc in ihren Tagebucheinträgen mitunter etwas unbedarft, vielleicht sogar naiv, außerdem war das Genre

521 Ebd., S. 128 f.

522 Ebd., Eintrag vom 13. Februar 1944, S. 129 f.

523 Ebd., S. 130.

524 Schwara, Kindheit.

des Tagebuchs für sie offensichtlich neu und sie war es nicht gewohnt, Texte zu schreiben. Vielleicht war es aber gerade diese Konstellation, die es ihr erlaubte, ihre Gedanken doch immer wieder auf das Papier zu bringen. Es scheint, als hätte ihr die rudimentäre Anleitung ihrer Freundin Surcia genügt, um im Laufe der Zeit eine Technik zu entwickeln, mit deren Hilfe sie zumindest bis zu einem gewissen Grad artikulieren konnte, was sie umtrieb. Dass sie nicht über das elaborierte sprachliche Instrumentarium eines Rosenfeld oder Singer verfügte, mag ihr letztlich eher zum Vorteil gereicht haben. Anders als diese erwarb sie ihre Sprachkompetenz erst unter den Bedingungen des Ghettos. Sie musste nicht feststellen, wie wenig sie mit einer Sprache anfangen konnte, die sich über ein ganzes Erwachsenenleben hinweg und unter kaum vergleichbaren Umständen entwickelt hatte.

Nun war es sicherlich nicht so, dass Rywka Lipszyc in allen Tagebucheinträgen profunde Analysen ihrer Gegenwart gelangen. Dies lag wohl auch kaum in ihrer Absicht, das Tagebuch erfüllte für sie eine ganz andere Funktion. Es wurde in den vorangegangenen Abschnitten dieses Kapitels hoffentlich deutlich, dass sie häufig mit dem Format bzw. allgemeiner mit der Sprache als Ausdrucksmittel zu kämpfen hatte und in einigen Fällen auch scheiterte.⁵²⁵ Gleichwohl standen Lipszyc gewisse Mittel zur Verfügung, um sich auszudrücken. Wie sich diese Mittel im Laufe der Zeit entwickelten, soll im folgenden Abschnitt anhand weniger ausgewählter Beispiele abschließend dargestellt werden. Auch wenn diese Entwicklung nicht linear verlief und die erzielten Ergebnisse oft wenig stabil waren, gelangen Rywka Lipszyc dennoch einige sehr aufschlussreiche Beobachtungen.

Im Dezember 1943 hatte Rywka Lipszyc bereits zwei Monate lang Tagebuch geführt. Zu Beginn des neuen Monats notierte sie, eine Freundin habe ihr erzählt, ihr, Lipszyc, seien bestimmte Zusammenhänge klar, sie könne sie jedoch nicht in Worte fassen.⁵²⁶ Lipszyc stimmte dieser Einschätzung zu, die so sehr ihrem eigenen Gefühl entsprach. Der zweite Teil des eher kurzen Eintrags besteht aus einem einstrophigen, 16 Verse langen Gedicht, das Rywka Lipszyc selbst verfasst hatte. Lipszyc versuchte sich an dieser Stelle zum ersten Mal in dieser Form, im weiteren Verlauf des Tagebuchs finden sich noch drei weitere, längere Gedichte.⁵²⁷ In ihrem ersten Gedicht konnte Lipszyc ihre Gefühle artikulieren, das heißt, es gelang ihr genau das, was sie sich wenige Zeilen zuvor noch abgesprochen hatte. Sie drückte die Trauer, die sie über die Deportation ihrer beiden Geschwister empfand, mit Hilfe sprachlicher Klischees aus:

525 Ganz ähnlich siehe Poznański, Tagebuch, Eintrag vom 18. August 1944, S. 257.

526 Lipszyc, Tagebuch, Eintrag vom 4. Dezember 1943, S. 81.

527 Ebd., Einträge vom 14. Januar 1944, S. 100 f., Eintrag vom 1. Februar 1944, S. 115 f., Eintrag vom 14. Februar 1944, S. 133.

»Und wenn ich grüble in der Nacht,
Und dabei in die ›Ferne‹ schaue,
Dann krampft sich mir das Herz zusammen
Und ich werde furchtbar traurig...
Ich denke an Tamarca, an Abramek,
Wohin das Schicksal sie wohl führte.
Ich dürste ja so sehr nach ihnen
Wie nach dem Tau die Blume in der Frühe.
Dann träume ich ganz süße Träume,
In denen sind sie alle in meiner Nähe.
Ich lächle ihnen zärtlich zu
Und schmiede für sie Zukunftspläne...
Doch wenn der Faden plötzlich abreißt
Die stummen Träume enden, die so süß,
Dann wird ganz traurig mir zumute,
Schmerzt mir das Herz, voll von Gefühl...«⁵²⁸

Entkleidet man den Text der dichterischen Stilmittel, die Lipszyc verwendete, zeigt sich, wie bewusst sich das Mädchen ihrer Gefühle gewesen sein muss. Ausgangspunkt sind die Bilder der Nacht und des Blicks in eine imaginierte Ferne, die als Chiffren für Alleinsein und Konzentration gelesen werden können. Beides sind Voraussetzungen für die Wahrnehmung der eigenen Gefühle, in diesem Fall der Traurigkeit. Lipszyc nennt zunächst nicht das Objekt, auf das sich ihr Gefühl bezieht, qualifiziert es durch das Attribut »furchtbar« aber als sehr intensiv. Eine Ursache dieser Traurigkeit war die Ungewissheit über den Verbleib der Geschwister. Lipszyc wusste lediglich, dass die Deutschen Bruder und Schwester aus dem Ghetto deportiert hatten, ihr war jedoch nicht bekannt, wohin und zu welchem Zweck. In anderen Tagebucheinträgen äußerte sie die vage Hoffnung, den Geschwistern in der Zukunft wieder zu begegnen, war also nicht von deren Tod überzeugt. Der zweite Grund für Lipszyc' Trauer war die allgemeine Sehnsucht nach den Familienmitgliedern. In ihrer Wunschvorstellung, mit ihnen zusammen zu sein, bezog sich Lipszyc nicht mehr eindeutig nur auf die Geschwister. Sie deutete eine Weitung auf die gesamte Familie zumindest an, indem sie sich »alle« in ihrer Nähe vorstellte, also wohl auch ihre beiden verstorbenen Eltern. Der Wunsch nach der Gesellschaft der engeren Familie wird vor allem vor dem Hintergrund ihrer Klagen über die als Zwang empfundene Wohngemeinschaft mit ihren Cousinsin verständlich, wie weiter oben bereits ausführlich erläutert wurde. Die Fiktion, wieder mit der Familie vereint

zu sein, weist auch einen Zukunftsbezug auf, beschränkte sich also nicht nur auf einen Moment, sondern sollte verstetigt werden. Der Schluss des Gedichts schlägt den Bogen zur Ausgangslage und somit in die Realität der Gegenwart und der aktuell empfundenen Traurigkeit zurück. Der gesamte Text ist eine Erklärung dafür, wie das Gefühl der Traurigkeit zustande gekommen war. Inwiefern sich diese Erklärung mit Emotionszuständen deckte, die Rywka Lipszyc tatsächlich durchlebte, lässt sich nicht mit letzter Gewissheit klären. Immerhin aber war es ihr gelungen, eine sinnvolle Deutung ihrer Gefühle zu konstruieren – für sich selbst, aber auch für ihre Freundin Surcia, der sie das Tagebuch regelmäßig zu lesen gab. Alleine und in Gesellschaft zu sein spielte in dieser Deutung eine ebenso wichtige Rolle wie die Kategorie Zeit. Naheliegender Weise ordnete sie ihren »Traum« der Nacht zu, auch hierin entsprechende dichterische Topoi aufgreifend. Die Metaphern und Sprachbilder, derer sich Lipszyc in diesem Gedicht bediente, wirken ohne Ausnahme unbeholfen, ja kitschig. Weder Oskar Rosenfeld noch Oskar Singer hätten je ein solches Gedicht aufgeschrieben, das ihre eigenen Maßstäbe derart unterlaufen hätte. Rywka Lipszyc legte sich in ihrer kindlichen Unbedarftheit keine Beschränkung auf und hatte auf diese Weise ein wirksames Mittel gefunden, um ihre Gefühle sprachlich darzustellen, auch wenn ihr dies selbst zu diesem Zeitpunkt noch nicht klar war.

Bewusstseinsbildung und Artikulation eigener Gefühle

Mit fortschreitender Zeit verstand Rywka Lipszyc immer mehr, welche Möglichkeiten das Tagebuchschreiben ihr eröffnete. Ende Dezember 1943 beschrieb sie, wie sie sich ihrer Gefühle immer bewusster wurde, wobei sie sich auf das Verhältnis zu ihrer Freundin und Mentorin Surcia Selver-Urbach bezog:

»Ich denke gerade über leidenschaftliche Gefühle nach. Und ich denke an Surcia. Ich fühle, dass ich sie immer mehr liebe. Ach, ich empfinde ein echtes Gefühl der Liebe für sie. Oh Macht der Liebe! Ach, sie ist wirklich eine Macht.«⁵²⁹

Diese überschwängliche Beschreibung empfand Lipszyc noch als unzureichend und zweifelte grundsätzlich an der Möglichkeit, Gefühle mit Hilfe der Sprache überhaupt ausdrücken zu können. Im weiteren Verlauf des Eintrags wechselte sie immer wieder zwischen der intensiven Schilderung ihrer Emotionen und der Verzweiflung über die Beschränktheit der Sprache. Der Eintrag markiert innerhalb des Tagebuchs sozusagen ein Zwischenstadium. Lipszyc gelang es immer besser, ihre Gefühle in Worte zu fassen, wozu sie nach wie vor auf

529 Ebd., Eintrag vom 24. Dezember 1943, S. 90.

Sprachklischees zurückgriff, traute aber noch nicht so recht der eigenen Fähigkeit, die sie zu entwickeln begonnen hatte. Diese Zweifel konnte sie nie völlig überwinden, weil sie zu oft die Erfahrung machen musste, an der Darstellung ihres Innenlebens sprachlich zu scheitern.

Trotz dieser Rückschläge gelang es Rywka Lipszyc tendenziell immer öfter, ihre Beobachtungen so wiederzugeben, dass sie selbst damit zufrieden war. Aktuelle Erlebnisse nahmen im Tagebuch immer breiteren Raum ein, und vor allem im Zusammenhang mit den Beziehungen zu ihrer Schwester und ihren Freundinnen konnte sie die gegenwärtige Situation deuten. So stellte sie, als sie über die kleine Schwester schrieb, fest, wie unterschiedlich sie den Zeitverlauf wahrnahm: »Jetzt ist Cipka schon zehn, ach, wie schnell die Zeit vergeht! – So schnell, und doch so langsam wie eine Schildkröte, wie eine Schlange, wie Gummi zieht sie sich ...«⁵³⁰ Auch den Verlauf der Wochen und Monate als zeitliche Strukturelemente registrierte sie aufmerksam und verband sie mit einem Ausblick auf die ungewisse Zukunft: »Ach, es ist schon wieder Freitag! Wie schnelle die Zeit vergeht! ... Und zu welchem Ziel? Können wir das wissen? Was wartet auf uns in der Zukunft?«⁵³¹

Diese Beobachtungen waren Stationen auf Rywka Lipszyc' Weg hin zu einer bewussten sprachlichen Kanalisierung ihrer Erlebnisse und Gefühle. Von Beginn des Tagebuchs hatte sie das Schreiben als inneres Bedürfnis erlebt, und mit der Zeit erfasste sie auch rational, dass ihr die Praxis des Schreibens emotionalen Halt gab. Sie bemerkte selbst, wie sich ihre Ausdrucksmöglichkeiten verbesserten. So stellte sie Ende Februar 1944 fest:

»Ach, ich dachte, ich hätte gerade gar nichts zu schreiben, aber jetzt beim Schreiben ... alles kommt beim Schreiben ... Ich habe schon im Unterricht einen Aufsatz geschrieben und dank Surcia hatte ich auch ein echtes Thema ... vielleicht habe ich unbeholfen geschrieben, aber dafür aufrichtig! ...«⁵³²

Das, was Lipszyc sich am sehnlichsten wünschte, konnte sie auf den Seiten ihres Tagebuches tun – ihre Fragen und ihre Gefühle artikulieren. Die Bedenken, die sie bezüglich ihrer Ausdrucksmöglichkeiten hegte, verschwanden nicht. Letztlich trugen sie aber zur Präzisierung bei und waren Teil des Reflexionsprozesses, den die Autorin durchlief. Ihr Tagebucheintrag vom 27. Februar 1944 zeigt diese Funktion noch einmal besonders klar. Über den gesamten Eintrag verteilt bezog sich Lipszyc auf die Praxis des Schreibens bzw. auf ihre Unsicherheit ob

530 Ebd., Eintrag vom 10. Februar 1944, S. 125.

531 Ebd., Eintrag vom 11. Februar 1944, S. 125.

532 Ebd., Eintrag vom 22. Februar 1944, S. 145.

der ausgewählten Inhalte. Sie begann mit einem Gedanken über die allgemeine Unzufriedenheit vieler Menschen und bemerkte sogleich: »(Ich weiß nicht, ob das ein Tagebuchthema ist)« und zwei Zeilen später: »(Ach, ich weiß gar nicht, ob es mir darum geht)«. ⁵³³ Auch die kritische Haltung ihrer Cousine Estusia erwähnte sie kurz: »(Estusia gefällt es gar nicht, dass ich jetzt schreibe... ach, wenn sie wüsste, was mir das Schreiben bedeutet!...)« ⁵³⁴ Die Sätze zwischen diesen eher redaktionellen Anmerkungen sind oft unvollständig und laufen in Auslassungspunkten aus. Auf den ersten Blick reichte die Sprache auch an diesem Tag nicht aus, um Lipszyc' Gefühle abzubilden. Doch ihr Gefühl, verloren zu sein und die Frage nach der Sinnhaftigkeit ihres Lebens vermochte sie sehr klar zu benennen: »Ich fühle mich so eingeengt! Ich kann nirgends einen Platz für mich finden... Ich weiß nicht, wie es weitergeht!... [...] Was bedeute ich schon? Und welchen Sinn hat mein Leben? Ach, diese Fragen!« ⁵³⁵ Das Hinterfragen der eigenen Fähigkeiten war sozusagen der Schlüssel, mit dessen Hilfe sich Rywka Lipszyc Einsichten erschlossen.

Da das Tagebuchschreiben Rywka Lipszyc so viel bedeutete, ist es wenig überraschend, dass sie einen geradezu missionarischen Eifer entwickelte, mit dem sie andere dazu animieren wollte, es ihr gleichzutun. Als ihre Freundinnen Fela und Dorka von ihrer Absicht erzählten, ebenfalls ein Tagebuch zu beginnen, freute sich Lipszyc sehr darüber, Fela schenkte sie sogar eigens ein Notizbuch. ⁵³⁶ Ihre Freundin Ewa hatte sie bereits erfolgreich dazu überredet und die beiden Mädchen trafen sich, um gemeinsam zu schreiben. ⁵³⁷ Als sie Ende Februar 1944 einen Nachmittag mit Cypka alleine in der Wohnung war, nutzte sie die Zeit, um der jüngeren Schwester aus ihrem eigenen Tagebuch vorzulesen. Sie scheint die Nähe zur Schwester genossen zu haben und hoffte auf eine Wiederholung. ⁵³⁸

Im vorliegenden Teilkapitel konnte herausgearbeitet werden, welchen äußeren Rahmenbedingungen das Schreiben unterlag, welchen Gedankengängen die Autoren beim Schreiben folgten und wie sich beides auf Struktur und Inhalt der Texte auswirkte. Hiervon ausgehend konnte auf die psychologische Funktion des Tagebuchschreibens als emotionaler Schutz- und Rückzugsraum bzw. als Mittel, um Zusammenhänge zu begreifen, geschlossen werden. Schließlich wurden die Grenzen der Sprache thematisiert, die sich auch in Rywka Lipszyc' Tagebuch bemerkbar machten. Auf diese Weise konnte die Entwicklung nach-

⁵³³ Ebd., Eintrag vom 27. Februar 1944, S. 153.

⁵³⁴ Ebd.

⁵³⁵ Ebd., S. 154.

⁵³⁶ Ebd., Eintrag vom 12. Februar 1944, S. 127.

⁵³⁷ Ebd., Eintrag vom 10. Februar 1944, S. 123.

⁵³⁸ Ebd., Eintrag vom 23. Februar 1944, S. 146.

gezeichnet werden, die Rywka Lipszyc während der sieben Monate hin zu einem besseren Verständnis ihrer Umwelt machte.

c) Stilles Lesen

Gleichsam spiegelbildlich zur Praxis des Schreibens war sich im Ghetto die Praxis des Lesens.⁵³⁹ Wie am Beispiel Rywka Lipszyc' deutlich wurde, gingen beide Praktiken mitunter ineinander über, wenn die Autorinnen und Autoren ihre Tagebücher und Briefe miteinander austauschten, um voneinander lernen zu können. Häufig unterlag das Lesen den gleichen Transformationsmechanismen wie das Schreiben. Es diente der Konstruktion von Gegenwelten und half gleichzeitig, die Gegenwart zu verstehen und zu deuten. Die Bewohner des Petrikauer Ghettos schätzten Bücher denn auch als geistige Nahrung. Isaac Goodfriend berichtete von einer Episode, die er mitten auf der Straße erlebte.⁵⁴⁰ Ein Bekannter kam auf ihn zu und fragte, ob Goodfriend etwas habe, um ihn zu füttern. Trotz des Hungers, der im Ghetto herrschte, bezog er sich nicht auf Lebensmittel, sondern auf Lesestoff. Goodfriend hatte tatsächlich eine kleine Broschüre bei sich, die er seinem Bekannten überließ.

Voraussetzungen des Lesens

In Litzmannstadt war es in den ersten sechs Monaten der Besatzung sehr schwer, Zeit zu finden, in der man lesen konnte. Große Teile der Bevölkerung, die in den Ressorts arbeiten mussten, kamen abends nach Hause und mussten dort im Dunkeln sitzen, da es verboten war, nach 20 Uhr elektrisches Licht zu benutzen. Vor allem während der Wintermonate, in denen es bereits am Nachmittag dunkel wurde, schränkte dieses Verbot die Praktiken ein, die sich abends in den Wohnungen abspielten. Es gab zwar Kerzen, die allerdings sehr teuer waren und auch nicht ausreichend Licht gaben, um lesen zu können. Das Lesen scheiterte also nicht an den zeitlichen und räumlichen Rahmenbedingungen. Beides, eine Zeitspanne nach Arbeitsende sowie ein Ort, an dem die Ghettobewohner einigermaßen ungestört hätten lesen können, war in gewissem Umfang durchaus gegeben. Der Lichtmangel machte jedoch beides weitestgehend nutzlos. Umso größer war die Freude über eine Anordnung des Judenältesten, in der er Anfang März 1941 gestattete, nach 20 Uhr Licht brennen zu lassen.⁵⁴¹ Die Autoren der Ghettochronik berichteten von der entsprechenden Bekannt-

539 Einen Überblick über die entsprechende ältere Forschung bietet Krause, Bücher, insbesondere S. 9–28. Außerdem: Shavit, Hunger.

540 Goodfriend, Fate, S. 74.

541 YIVO, RG 241/346: Rumkowski, Bekanntmachung Nr. 225, 3. März 1941.

machung in einem sehr umfangreichen Eintrag unter der Überschrift: »Ein Tag der Freude im Getto – Licht ohne Einschränkung.«⁵⁴² Die namentlich nicht genannten Chronikmitarbeiter verwendeten ein Wortspiel, in dem sie »Licht« im übertragenen Sinne als Gegenpol zur Gesamtsituation im Ghetto charakterisierten: »Ein wahrer Lichtblick in dem hoffnungslosen Grau des Alltags war die Bekanntmachung, die an den Stadtmauern um etwa 2 Uhr mittags angeschlagen wurde. Sie informierte die Bevölkerung, dass man nach 8 Uhr abends elektrisches Licht einschalten dürfe.«⁵⁴³ Die Autoren beschrieben, wie begeistert die Bevölkerung reagierte, und zählten auf, in welchen Lebensbereichen sich die Anordnung positiv auswirkte, wobei sie betonten, dass alle sozialen Schichten davon profitierten. So müssten Arbeiter ihr Abendessen nun nicht mehr im Dunkeln zu sich nehmen, die Patienten der Krankenhäuser könnten auch nachts versorgt werden und Mütter ihre kleinen Kinder im Hellen wickeln. Ein eigener Abschnitt befasst sich mit der abendlichen Lektüre:

»Eine in einer Gruppe an der Mauer stehende Frau, die, wie sich später erwiesen hat, zum großen Kreis der beschäftigungslosen Akademiker gehört, ließ die treffende Bemerkung fallen, dass die Menschen jetzt normal und ruhig würden schlafen können, denn nach einem sorgenvollen und mit aufwendigen Haushaltsarbeiten überfüllten Tag komme jetzt ein Feierabend. Man konnte sich wegen des Mangels an Licht mit keiner Lektüre beschäftigen oder lernen, sondern man musste zwangsläufig schlafen gehen.«⁵⁴⁴

Es war vielleicht kein reiner Zufall, dass eine Akademikerin das Lesen als Teil einer Abendgestaltung beschrieb, die nun als Gegengewicht zu einem Arbeitstag in Ressort und Haushalt das allgemeine Wohlbefinden steigern konnte. Lesen diente in ihrer Sicht der Erholung und war eine Praxis, die man in der Wohnung zwischen Heimkommen und Zu-Bett-Gehen realisierte. Gewohnte Tagesabläufe der Vorkriegszeit mögen hier als Vorlage und Bezugspunkt gedient haben. Die Rückkehr zur Praxis des Lesens sahen die Chronisten als Teil einer gewissen Normalisierung: »Die Aufhebung des Verbots elektrisches Licht zu benutzen, erlaubt es der Bevölkerung, unter normaleren Bedingungen zu leben.«⁵⁴⁵

Die technischen Voraussetzungen allein bedeuteten freilich noch lange nicht, dass tatsächlich jeder Ghettabewohner gerne zu Hause las. Je nachdem, welche Stimmung in der Familie oder in der Wohngemeinschaft herrschte, versuchten viele, die Praxis in alternative Räume zu verlegen. Hier bestand eine

542 Feuchert/Leibfried/Riecke (Hrsg.), Chronik, Eintrag vom 3. März 1941, S. 75.

543 Ebd.

544 Ebd., S. 76.

545 Ebd., S. 77.

klare Parallele zur Praxis des Schreibens. Wie Rywka Lipszyc das Schreiben, verlegte Dawid Sierakowiak das Lesen aus dem privaten Raum der Wohnung in den öffentlicheren Raum des Arbeitsressorts, ging hierbei allerdings etwas raffinierter vor. Am 6. Dezember 1942 schrieb er, wie ausgeprägt sein Verlangen sei, zu lesen, weil er sich und die aktuelle Lage darüber vergessen könne.⁵⁴⁶ Ausführlich schilderte er, wie er im Büro lese, wenn keine Leute anwesend seien und es nur wenig Arbeit gebe. Das Buch liege in einer Schublade, die er schließe, sobald er draußen etwas höre. Diese Art des Lesens sei nicht ideal, aber besser als ganz darauf zu verzichten. Zu Hause sei Lesen unmöglich, weil es zu kalt sei und es außerdem kein Licht gebe. Sierakowiak musste das Lesen im Ressort geheim halten, weil es auf Kosten der Arbeitszeit geschah und somit dem eigentlichen Zweck seines Aufenthaltes im Ressort zuwiderlief. Darüber hinaus zeigt aber die Art und Weise, in der er an der Praxis des Lesens festhielt und sie der Realität des Ghettos anpasste, dass er Lesen prinzipiell als etwas Intimes empfand, das er für sich behalten und mit niemandem teilen wollte. Nur wenn er an seinem Arbeitsplatz allein war, holte er das Buch hervor, das er sonst vor den Blicken anderer verbarg. Der Raum, in dem er sich befand, schien sich durch das Schließen einer Tür zeitweise von außen abtrennen zu lassen. Dennoch herrschte Verkehr in diesem Zimmer, weshalb er nicht wie zu Hause längere Zeit am Stück lesen konnte, sondern die Lektüre immer wieder unterbrechen und somit in kleinere Zeitabschnitte unterteilen musste. In der heimischen Wohnung wäre weder diese Unterbrechung noch das Buchversteck nötig gewesen, weil der Wohnraum an sich genügend Schutz vor unwillkommenen Zuschauern geboten hätte.

Rywka Lipszyc nutzte ebenfalls das Ressort als Ort, um mehr oder weniger ungestört lesen zu können, hatte aber nicht dieselben Möglichkeiten wie Sierakowiak, die Lektüre vor anderen zu verbergen. Ende Februar 1944 schrieb sie, sie »habe die ganze Zeit mit gesenktem Kopf dagesessen und gelesen. Es ist mir um jede Sekunde schade ... Ich habe beschlossen, mehr zu lesen.«⁵⁴⁷ Lipszyc notierte diese Bemerkung als Teil ihrer Beschreibung des neugegründeten Ressorts, in dem sie arbeitete bzw. zum Unterricht ging, das heißt als Teil der räumlichen Rahmenbedingungen, denen sie Tag für Tag ausgesetzt war. Mit der Praxis des Lesens distanzierte sich Lipszyc von ihren Klassenkameradinnen und blieb für sich. Umso ärgerlich war es für sie, als ihr am nächsten Tag die Lehrerin das Buch abnahm und sie wieder untätig herumsitzen musste.⁵⁴⁸

⁵⁴⁶ Sierakowiak, Diary, Eintrag vom 6. Dezember 1942, S. 236f.

⁵⁴⁷ Lipszyc, Tagebuch, Eintrag vom 22. Februar 1944, S. 145.

⁵⁴⁸ Ebd., Eintrag vom 23. Februar 1944, S. 146.

Die Verlagerung des Lesens aus dem eher privaten, in gewissem Grade abgeschlossenen Raum der Wohnung in den eher öffentlichen Raum des Ressorts war eine Möglichkeit, um den großen Veränderungen, denen der Wohnraum in den Ghettos unterlag, etwas entgegenzusetzen und die Praxis selbst beibehalten zu können. Damit einher ging auch eine nicht ganz so wirkungsvolle Verlagerung der Praxis aus der Zeit des schul- oder arbeitsfreien Spätnachmittags oder Abends in die Zeit davor. Die Aussage bleibt deshalb so vage, weil die Autoren der Ego-Dokumente in den konkreten Fällen keine Angaben über die Uhrzeit machten, zu der sie gelesen hatten. Hinzu kommt, dass sich die Arbeitszeiten in den Ghettos insgesamt stark verschoben, weshalb es wenig sinnvoll ist, die zeitliche Transformation der Praktiken anhand von Tageszeiten zu erläutern. So mussten die Ghattobewohner in Litzmannstadt im Februar 1944 von 17 bis 24 Uhr in den Ressorts arbeiten und schrieben und lasen dort zu den entsprechenden Zeiten, sofern sie diese Praktiken dorthin verlegt hatten.⁵⁴⁹

Für den Warschauer Judenratsvorsitzende Adam Czerniaków war das Lesen eigentlich die einzige Möglichkeit, bei sich zu sein und sich zu entspannen. Czerniakóws Arbeitstage umfassten nicht selten 14 und mehr Stunden, während derer er sich in der jüdischen Selbstverwaltung aufhielt, im Ghetto unterwegs war oder sich mit deutschen Besatzern traf. Anders als Dawid Sierakowiak oder Rywka Lipszyc hatte er tagsüber und bis spät in den Abend hinein kaum eine freie Minute, die er mit Lesen hätte füllen können, weshalb er hierfür die Nacht und den Raum seiner Wohnung, genauer gesagt sein Bett, nutzte. Bereits in der Anfangszeit der deutschen Besatzung entwickelte Czerniaków diese Abläufe. So trug er bereits am 15. November 1939 in sein Tagebuch ein:

»Wegen der Polizeistunde lege ich mich täglich um 9 Uhr schlafen. Als Ergebnis davon wache ich um 2 Uhr auf und schlafe mit Unterbrechungen bis morgens um 6. Zwischendurch lese ich ›Don Quijote‹. Oh wie gut könnte man dich heute brauchen, fahrender Ritter.«⁵⁵⁰

Czerniaków hatte keine andere Wahl, als sich an den allgemeinen Zeitrahmen, den die deutschen Besatzer mit der Ausgangssperre für die gesamte Warschauer Bevölkerung vorgegeben hatten, anzupassen. Indem er sofort nach Beginn der Ausgangssperre zu Bett ging, eignete er sich die Zwangsvorgabe ein Stück weit an. Czerniaków machte keine Angaben dazu, um welche Uhrzeit er in der Vorkriegszeit zu Bett zu gehen pflegte, da er, der einzige Leser seines Tagebuchs, dieser Information nicht bedurfte. Dennoch wird deutlich, dass sich seine neue Zubettgehzeit erheblich von früheren Gewohnheiten unterschied, weil er be-

549 Ebd., Eintrag vom 15. Februar 1944, S. 133.

550 Czerniaków, Getto, Eintrag vom 15. November 1939, S. 15.

reits um zwei Uhr morgens, nach fünfstündiger Kernschlafzeit, erwachte. Der Tag begann allerdings erst gegen sechs Uhr früh und Czerniaków verbrachte die verbleibenden vier Stunden zwischen Wachen und Schlafen und immer wieder zur Lektüre greifend. Eine wichtige Funktion des Lesens erschließt sich bereits anhand der wenigen oben zitierten Zeilen. Czerniaków bezog die Inhalte der Bücher, die er las, auf die Gegenwart im besetzten Warschau. Im vorliegenden Fall spielte er auf die völlig asymmetrischen Machtverhältnisse an, angesichts derer höchstens ein vermeintlich nicht mehr ganz zurechnungsfähiger Kämpfer wie Miguel de Cervantes' Figur des Don Quijote noch hätte etwas ausrichten können. In der Wahl von Cervantes' Werk als Nachtlektüre kam bereits Czerniakóws Anspruch zum Ausdruck, nur hochwertige Literatur lesen zu wollen, wobei er sich an einem bürgerlich anmutenden Bildungskanon orientierte.

Funktionen des Lesens: Abgrenzung und Selbstwahrnehmung

Im November 1939 war das Amt des Judenratsvorsitzenden, die damit einhergehenden Pflichten und der entsprechende Tagesablauf für Adam Czerniaków noch neu. Zeitliche Stabilität und Verlässlichkeit gab es in den Monaten nach der Einnahme Warschaus durch die Deutschen kaum, wie bereits an anderer Stelle ausführlich dargelegt wurde. Umso bemerkenswerter ist es, dass Czerniaków in dieser Anfangszeit bereits relativ regelmäßig an seinen nächtlichen Gewohnheiten festhalten konnte, wie er in weiteren Tagebucheinträgen berichtete.⁵⁵¹ Der Bezug der Lektüre auf die gegenwärtige Situation, wie er sich bereits im ersten Beispiel prototypisch zeigte, blieb ebenfalls eine Konstante, wobei sich der Grad der Bezugnahme naturgemäß von Buch zu Buch unterschied. So bemerkte Czerniaków Ende Dezember 1939 eher allgemein: »Ich lese viel in der Nacht und beneide alle Romanhelden, weil sie in anderen Zeiten lebten.«⁵⁵² Die Bücher, die er las, bildeten für ihn häufig eine Gegenwelt ab, in die er sich flüchten konnte. Im Januar 1940 las Czerniaków die autobiografische Erzählung »Pilger in der Wildnis« des Anglo-Kanadiers Archibald »Grey Owl« Belaney, in der es um dessen Leben in der kanadischen Wildnis geht. Czerniakóws durchaus ironischer Vergleich der dort beschriebenen Umwelt mit seiner eigenen Umgebung fiel eindeutig zugunsten der literarischen Darstellung aus: »Urwald, wilde Tiere – ein Paradies.«⁵⁵³

Bisweilen beschäftigte ihn ein Buch besonders intensiv und er verband sowohl die allgemeine als auch seine individuelle Situation mit der Lektüre. Im

551 Ebd., Eintrag vom 20. November 1939, S. 17.

552 Ebd., Eintrag vom 26. Dezember 1939, S. 28.

553 Ebd., Eintrag vom 19. Januar 1940, S. 34.

Mai 1940 las er über mehrere Nächte hinweg Marcel Prousts Roman »Im Schatten der jungen Mädchen«. Ein Satz aus diesem Werk erschien ihm offenbar so treffend, dass er ihn am 28. Mai in sein Tagebuch abschrieb: »Er [Proust] sagt: ›den Sieg wird derjenige der Gegner davontragen, der eine Viertelstunde länger zu leiden vermag, wie die Japaner sagen‹.«⁵⁵⁴ In den vorangegangenen Einträgen hatte Czerniaków eher nüchtern und deskriptiv die sehr schlechte finanzielle Situation der jüdischen Gemeinde, die immer weiter steigenden Lebensmittelpreise sowie die fortwährenden Restriktionen der Deutschen geschildert. Wie im Großteil seines Tagebuches verzichtete Czerniaków auch an diesen Tagen weitestgehend darauf, die Ereignisse zu bewerten und einzuordnen. Das kurze Proust-Zitat war eine Ausnahme, mit der Czerniaków für einen kurzen Moment seinen zurückhaltenden und knappen Schreibstil aufbrach. Mit Hilfe des Zitats charakterisierte er zum ersten Mal die Lage der jüdischen Bevölkerung und die Situation der Selbstverwaltung, über die er auf den vorigen Seiten geschrieben hatte, zumindest indirekt als Kampf, der von großem Leid geprägt war.

Einige Tage später brachte er einen weiteren Aspekt des Buches in Verbindung mit seinem eigenen Leben, indem er notierte: »Ich denke an J[as]. Proust erzählt im ›Schatten der jungen Mädchen‹ von der Liebe einer Tochter zu ihrem Vater, die ihn ›seit immer‹ liebt.«⁵⁵⁵ Wie bereits im Abschnitt über die Tage der Kampfhandlungen Anfang September 1939 erwähnt, war Adam Czerniakóws Sohn Jaś wie viele vor allem männliche Bewohner Warschaus Richtung Osten geflohen und hinterließ in der Familie eine emotionale Leerstelle. Ein Dreivierteljahr später vermissten Czerniaków und seine Frau ihren Sohn sehr, vor allem weil sich die Kommunikation schwierig gestaltete. Wenige Tage bevor Czerniaków mit der Lektüre des Proust-Romans begonnen hatte, mussten die Eltern zum ersten Mal den Geburtstag ihres Sohnes in dessen Abwesenheit begehen. Czerniaków notierte lapidar: »J[as]’s Geburtstag ohne J[as].«⁵⁵⁶ Am 1. Juni feierte seine Ehefrau ebenfalls Geburtstag, ein Ereignis, das Czerniaków wieder mit dem geflohenen Sohn in Verbindung brachte: »Niunias Geburtstag. [...] Was denkt J[as] heute über uns?«⁵⁵⁷ Als Czerniaków seine Gedanken an den Sohn mit seiner aktuellen Lektüre in Verbindung brachte, hatten ihn diese offenbar schon einige Tage beschäftigt, ausgelöst durch die Geburtstage, die vor dem Krieg sicherlich in der Familie gefeiert worden waren. Wieder bedurfte es eines literarischen Anstoßes, damit Czerniaków seiner Empfindung auch in seinem Tagebuch Ausdruck verleihen konnte. Wie im Falle der Lektüre von

554 Ebd., Eintrag vom 28. Mai 1940, S. 75.

555 Ebd., Eintrag vom 2. Juni 1940, S. 77.

556 Ebd., Eintrag vom 26. Mai 1940, S. 74.

557 Ebd., Eintrag vom 1. Juni 1940, S. 77.

»Pilger in der Wildnis« bediente er sich auch diesmal eines direkten Zitats, das ihn wahrscheinlich besonders angesprochen hatte bzw. in dem er seine eigene Gefühlslage gespiegelt sah.

Nicht immer diente der Inhalt der Bücher Adam Czerniaków ausschließlich als Bezugspunkt für seine Einschätzung der realen Gegenwart. Bisweilen schien ihm die Lektüre bestimmter Werke deshalb wichtig zu sein, um sich indirekt von Lesern mit anderen, seiner Meinung nach minderwertigen literarischen Vorlieben absetzen zu können. Er setzte sich außerdem mit literarischen Moden auseinander und entwickelte eine eigenständige Position. So merkte er Anfang Januar 1940 an: »Nachts habe ich einen Roman der Nałkowska gelesen. Sie schreibt weniger für die Leser als für die Kritiker.«⁵⁵⁸ Czerniaków bezog sich an dieser Stelle auf die zeitgenössische polnische Autorin Zofia Nałkowska, deren Werk stark von Feminismus und Sozialismus geprägt war, worin möglicherweise der Grund für Czerniakóws ablehnende Haltung lag. Was genau zu seiner Bewertung geführt hatte, muss letztlich Gegenstand von Vermutungen bleiben. Aufmerksamkeit verdient die kurze Bemerkung vor allem, weil sie zeigt, dass Adam Czerniaków auch unter den Bedingungen des Ghettos und insbesondere seines Amtes als Judenratsvorsitzender die Zeit aufbrachte, aktuelle Literatur kritisch zu lesen und zu bewerten. Denselben Eindruck vermittelt der Tagebucheintrag vom 6. Mai 1940, einer der umfangreicheren unter den ansonsten eher knappen, häufig nur wenige Zeilen umfassenden Einträgen.⁵⁵⁹ Czerniaków schilderte einen typischen Tag voller Dienstgeschäfte, und beklagte sich über die Unzufriedenheit bestimmter Gruppierungen bzw. das aus seiner Sicht wenig intelligente Verhalten Einzelner. Auffällig ist, wie viel Raum er der nächtlichen Lektüre einräumte und sie ausführlich kommentierte:

»Ich habe Zbyszewskis ›Niemcewicz von Vorne und von Hinten‹ gelesen. Abgesehen von dem schlampigen Stil und unflätigen Grobheiten, ist das Buch voller Wahrheiten und räumt mit falschen Legenden auf. Schade nur, dass auch ein freimütiger Autor keine objektive und humane Einstellung zu vielen Problemen und zu den in Polen ansässigen Völkern hat. In der Negation ist er stark, beim Positiven enttäuscht er.«⁵⁶⁰

Innerhalb des Eintrags wirkt dieser Einschub wie ein Gegengewicht zu den Klagen über die alltäglichen Missstände im jüdischen Warschau unter deutscher Besatzung. Kritische Lektüre war weit mehr als eine kurze Ablenkung von der Tagesroutine. Sie war für Czerniaków die nahezu einzige Möglichkeit,

⁵⁵⁸ Ebd., Eintrag vom 5. Januar 1940, S. 31.

⁵⁵⁹ Ebd., Eintrag vom 6. Mai 1940, S. 67f.

⁵⁶⁰ Ebd., S. 68.

so etwas wie einer Freizeitbeschäftigung nachzugehen und sich zumindest in sehr bescheidenem Umfang geistig zu erholen. Er konnte Stil und Ausdrucksweise eines Autors kritisieren, weil er das wollte. Diese Kritik entsprang einer völlig anderen Motivation als seine Beschimpfungen und seine Klagen über das Dienstgeschäft, die letztlich in der existenziellen Notlage der jüdischen Bevölkerung Warschaws gründeten, für deren Linderung sich Czerniaków verantwortlich fühlte. Adam Czerniaków war sehr wohl bewusst, dass von den individuellen kulturellen Praktiken der Vorkriegszeit, wozu etwa der Besuch von Konzert, Theater und Kino oder von Lesungen und Vortragsreihen, aber auch Radiohören oder im Falle Czerniakóws eigenes Dichten gezählt hatten, unter der Besatzung kaum etwas übrig geblieben war.⁵⁶¹ Umso beharrlicher bemühte er sich darum, in Sachen Literatur auf dem Laufenden zu bleiben und seine Fähigkeit, die Lektüre kritisch zu bewerten, nicht zu verlieren.

Czerniaków hatte die Lektüre in die Nacht- und frühen Morgenstunden verlegt, um an der Praxis selbst überhaupt festhalten zu können. Er schloss damit nicht nur an Gewohnheiten der Vorkriegszeit an, sondern behielt zumindest auf den Seiten seines Tagebuchs auch die damit verbundene Attitüde bei. Er versuchte, sich von der Masse derjenigen Leser abzusetzen, die nicht in der Lage waren, seine hohen Qualitätsansprüche nachzuvollziehen oder zu teilen.⁵⁶² Am 24. April 1940 notierte er abschätzig: »Zu Hause ein schrecklich schmutteliges Buch aus der Bücherei. Ich mag solche Bücher, die vom häufigen Anfassen speckig geworden sind, nicht lesen. Das sind die langweiligsten und banalsten Bücher.«⁵⁶³

Anders als Czerniaków versuchte Dawid Sierakowiak in Litzmannstadt nicht, sich über die Wahl seiner Lektüre von anderen abzugrenzen. Ein Grund, warum Sierakowiak las, war die Schönheit der Sprache, für die er sich begeisterte und die er schon bald als eine Gegenwelt zur Ghettoerlichkeit verstand, in die er sich flüchten konnte. Bereits im November 1939, als es in Litzmannstadt noch kein geschlossenes Ghetto gab, deutete sich diese Funktion des Lesens an: »Ich lese Rollands ›Jean-Christophe‹, ein großartiges Werk so fein, weise, ernst und interessant.«⁵⁶⁴ Mehr als drei Jahre später nahm sich Sierakowiak vor, mehr klassizistische Literatur zu lesen, weil sich darin besonders die Schönheiten des

561 Ebd.

562 Im Ringelblum-Archiv findet sich die Zusammenfassung einer Studie über Bibliotheken, Buchgeschäfte und Lesegewohnheiten im Warschauer Ghetto in der Zeit von September 1939 bis September 1941. Leider ist das Dokument über weite Teile nicht lesbar. So bleibt lediglich die Aufzählung von einigen Dutzend Buchgeschäften und Leihbüchereien, die Aufschluss über die Popularität gibt, die das Lesen im Ghetto genoss. Ring. I/124.

563 Czerniaków, Getto, Eintrag vom 24. April 1940, S. 65.

564 Sierakowiak, Diary, Eintrag vom 4. November 1939, S. 59.

Polnischen zeigten.⁵⁶⁵ Seine Lektüre bestand jedoch nicht nur aus Büchern in polnischer, sondern auch in deutscher und jiddischer Sprache. Ein zweiter Grund, der Sierakowiak bewog, zu lesen, war die Ablenkung von Langeweile, später von Hunger. Durch die Ausgangssperre gezwungen, abends zu Hause zu sitzen, anstatt länger bei Freunden zu bleiben oder in der Stadt umherzustreifen, griff er bisweilen zu einem Buch und begann zu lesen, um überhaupt etwas zu tun zu haben.⁵⁶⁶ Als er und seine Familie im Laufe der Zeit immer mehr unter Nahrungsmittelknappheit und Hunger litten, erwähnte Sierakowiak Langeweile kaum noch als Problem, vielmehr thematisierte er die Schwäche-symptome und beschrieb immer wieder, wie sehr der Hunger seine Gedanken bestimmten. Die Lektüre empfand er unter diesen Umständen als »Opiat«, das ihn zumindest zeitweise aus Apathie und Verzweiflung herausriß.⁵⁶⁷

Beides, zu lesen, um sich eine Gegenwelt zu errichten oder um sich abzu-lenken, war eine Strategie, mit der Ghettoerlichkeit umzugehen, sie so weit als möglich auszublenden oder sich zumindest nicht direkt darauf zu beziehen. Eine andere Strategie bestand umgekehrt darin, gerade einen direkten Bezug zwischen der eigenen Lektüre und der aktuellen individuellen oder kollektiven Situation herzustellen. Besonders Adam Czerniaków wandte diese Strategie immer wieder an, anders als Dawid Sierakowiak, in dessen Tagebuch sich kaum entsprechende Einträge finden. Lediglich als sich im März 1942 die Situation im Ghetto in Litzmannstadt widerstreitende Gerüchte über eventuelle Deportationen die Ghattobewohner mit Sorge und Angst erfüllten und der Hunger besonders groß war, fiel ihm auf, wie sich die Lektüre eines Buches von Arthur Schopenhauer vor diesem Hintergrund ausnahm: »Philosophie und Hunger: Welch Kombination.«⁵⁶⁸ Freilich handelte es sich in diesem Fall um keine inhaltliche Verknüpfung des nicht näher genannten Buches mit der Gegenwart. Ein entsprechender Bezug zwischen Lesen und dem eigenen Befinden ergab sich jedoch auch bei Sierakowiak, wenngleich dieser Bezug eine ganz eigene Qualität aufwies.

Im Laufe des Jahres 1942 verschlechterte sich der Gesundheitszustand des Jungen immer mehr. Die fortdauernde Mangelernährung war hieran ebenso schuld wie die sanitären und hygienischen Bedingungen in der Wohnung bzw. die Krankheitserreger, denen Sierakowiak dort ausgesetzt war. Unter der fortschreitenden körperlichen Schwäche litt auch seine Konzentrations- und Aufnahmefähigkeit. Im April 1942 schilderte er seine Pläne und den Enthusiasmus, den er nach wie vor für das Lesen aufbrachte und zählte die neuen Texte auf,

565 Ebd., Eintrag vom 6. Dezember 1942, S. 237.

566 Ebd., Eintrag vom 21. Dezember 1939, S. 72.

567 Ebd., Eintrag vom 30. Dezember 1942, S. 244.

568 Ebd., Eintrag vom 25. März 1942, S. 261.

die er sich besorgt hatte.⁵⁶⁹ Neben hebräischen Büchern und Kurzgeschichten hatte er sich auch einen Aufsatz über den Marxismus geliehen, für den er sich besonders interessierte und als dessen Anhänger er sich betrachtete. Bereits zu diesem Zeitpunkt war ihm jedoch mehr oder weniger klar, dass er kaum in der Lage sein würde, alle diese Bücher tatsächlich zu lesen. Seine Kraftlosigkeit führte er auf den Hunger zurück: »Ich will immer noch lesen und lernen. Ich leihe Bücher aus, mache Pläne und habe Projekte, aber es gibt nichts, das ich verwirklichen könnte.«⁵⁷⁰ Die Praxis des Lesens, die für Sierakowiak vor dem Krieg und noch in den ersten Jahren von Besatzung und Ghetto selbstverständlich gewesen war, wurde im Laufe der Zeit ein Maßstab, anhand dessen er den zunehmenden Verfall seiner Kräfte wahrnehmen konnte. Sierakowiak stellte den Zusammenhang zwischen Hunger und der verminderten Fähigkeit zu lesen in den erweiterten Kontext der Gegenwartsdeutung und schloss diesen Tagebucheintrag mit der Bemerkung, alle Ghettobewohner näherten sich immer mehr dem Tod. Wenige Tage später hatte der Streit in der Familie um die wenigen Lebensmittel, die man offiziell zugeteilt bekam, eine neue Eskalationsstufe erreicht und Sierakowiak klagte über große körperliche Schwäche. Er musste feststellen, dass die Schwächeanfälle vor allem dann auftraten, wenn er zu viel las.⁵⁷¹ In den folgenden Monaten registrierte er immer wieder dann die eigene Verfassung, wenn er seine Versuche, zu lesen, schilderte.⁵⁷² Im Januar 1943 schließlich lieh er sich noch einmal eine größere Menge Bücher, etwa ein Hebräisch-Schulbuch sowie einen Band der gesammelten Werke des jiddischsprachigen Autors Isaac Leib Peretz.⁵⁷³ Resignierte hielt er fest: »Ich habe jetzt eine ganze Sammlung Bücher zu Hause. Ich weiß nicht, wann ich es schaffen werde, sie zu lesen.«⁵⁷⁴ Mit dieser Bemerkung spielte Sierakowiak nicht auf mangelnde Zeit an, sondern bezog sich auf die eigene Schwachheit, die es nur noch sehr selten gestattete, länger an einem Stück zu lesen, wie er es eigentlich gewohnt war. Einen guten Monat später, als er sie bei Vater und Schwester mit Krätze angesteckt hatte, konnte er seinen Angaben zufolge weder lesen noch schreiben.⁵⁷⁵ Im selben Eintrag berichtete er allerdings von einer Lesung seines Aufsatzes »Alarm«, die er in seinem Arbeitsressort veranstaltete und für die er offenbar noch die nötige Kraft aufbrachte. Die Praxis, im Privaten zu lesen, sei es zu Hause im Bett oder im Büro, hatte hingegen nach drei Jahren Leben im

569 Ebd., Eintrag vom 17. April 1942, S. 154f.

570 Ebd., S. 155.

571 Ebd., Eintrag vom 25. April 1942, S. 159f.

572 Z. B. Eintrag vom 6. Dezember 1942, S. 236.

573 Ebd., Eintrag vom 16. Januar 1943, S. 248.

574 Ebd.

575 Ebd., Eintrag vom 26. Februar 1943, S. 252.

Ghetto großen Schaden genommen. Sierakowiak, für den als hochintelligenten, bereits sehr gebildeten und intellektuell interessierten Jugendlichen das Lesen stets einen hohen Stellenwert hatte, konnte nicht umhin, diese Veränderungen als schwerwiegend wahrzunehmen.

Individuelles und gemeinsames Lesen

Dawid Sierakowiak besaß selbst anscheinend nicht besonders viele Bücher. Deshalb ließ er sich entweder aus Büchereien oder von Freunden aus, was er lesen wollte.⁵⁷⁶ Häufig entstanden in den Ghettos Leihbüchereien als Initiative von Ghettobewohnern, wie unter anderem Ruth Goldbarth in ihrem Briefwechsel mit Edith Blau berichtete. Im Januar 1940 hatte sie gegen die Widerstände der eigenen Familie und des Hauskomitees damit begonnen, eine kleine Bücherei aufzubauen, die sich bald schon großer Beliebtheit erfreute.⁵⁷⁷ Kurz nach ihrem Umzug in das Ghetto im Oktober 1940 beteiligte sie sich im neuen Haus ebenfalls an der Gründung einer Bücherei und wurde sogleich zur Bibliothekarin ernannt.⁵⁷⁸ Diese Aufgabe nahm recht viel Zeit in Anspruch, die Goldbarth aber gerne aufbrachte, weil sie erkannte, wie sehr das gemeinsame Interesse an Literatur den sozialen Zusammenhalt unter den Hausbewohnern stärkte.⁵⁷⁹ Im Januar 1941 berichtete Goldbarth von Schwierigkeiten mit den deutschen Besatzern.⁵⁸⁰ Kurzzeitig sah es aus, als wäre die Bücherei in ihrem Bestand gefährdet, doch die Hausbewohner entwickelten eine Strategie, um den Betrieb aufrechtzuerhalten.⁵⁸¹ Da Goldbarth mit der deutschen Briefzensur rechnen musste, beließ sie es leider bei Andeutungen und führte nicht genauer aus, was genau sie und ihre Hausgenossen unternommen hatten. Die Episode zeigt, wie wichtig die Bücherei gewesen sein muss. Was immer die Maßnahmen waren, die Goldbarth und ihre Bekannten ergriffen, so gingen sie damit ein erhebliches Risiko ein, weil sie sich unmittelbar der Verfolgung und Bestrafung durch die Besatzer aussetzten.

Auch Rywka Lipszyc ließ regelmäßig Bücher aus. Da sie diese Bücher nach einer gewissen Zeit wieder zurückgeben mussten, machte sie sich Notizen über

⁵⁷⁶ Vgl. Kühn-Ludewig, Hunger.

⁵⁷⁷ Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 14. Januar 1940, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*02, Doc. 3.

⁵⁷⁸ Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 25. Dezember 1940, ebd., Doc. 43.

⁵⁷⁹ Postkarte Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 3. Januar 1941, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*03, Doc. 45.

⁵⁸⁰ Brief Ruth Goldbarths an Edith Blau vom 10. Januar 1941, ebd., Doc. 46, S. 3.

⁵⁸¹ An ähnliche Schwierigkeiten im Ghetto Litzmannstadt erinnerte sich Alina Brand. Sie berichtete von Büchern, die versteckt werden mussten. Brand, 15. Oktober 1946, AŽIH 301/1891.

den Inhalt. Sie schrieb sich bisweilen markante Sätze nicht in ihr Tagebuch, sondern in Hefte ab, die nicht überliefert sind.⁵⁸² In das Tagebuch fanden weniger direkte Zitate, sondern eher allgemeine Reflexionen über das Gelesene Eingang. Anhand der Einträge vom 11. und 12. Oktober 1943 lässt sich exemplarisch zeigen, wie Lipszyc bei ihrer Lektüre vorging.⁵⁸³ Am 11. Oktober notierte sie nur kurz, sie habe sich ein Buch aus der Bücherei ausgeliehen, ohne Angaben zu Autor und Titel zu machen. Am Folgetag nahmen ihre Gedanken über einen Text des polnischen Autors Ignacy Dąbrowski breiteren Raum ein. Es ist unklar, ob es sich bei dessen Werk »Nowele«, über das Lipszyc an diesem Tag schrieb, um das am Vortag ausgeliehene Buch handelte, oder sie schon längere Zeit darin las. Da sie das Werk zuvor noch nicht erwähnt hatte, ist es zumindest nicht ganz unwahrscheinlich, dass sie unmittelbar nach der Ausleihe am 11. Oktober zu lesen begonnen hatte und am 12. Oktober ihre noch frischen Eindrücke festhielt. Sie erkenne sich, so schrieb sie über den Inhalt des Buches, in manchem wieder. Vor allem die Passagen über den Glauben bzw. den inneren Kampf des Autors, der an seinem Wunsch scheiterte, gläubig zu sein, konnte sie mit ihrer Lebenswirklichkeit verbinden. Wie andere Ghettabewohner auch stellte sie einen Zusammenhang zwischen dem Inhalt ihrer Lektüre und ihrer eigenen Situation her. In diesem konkreten Fall diente Lipszyc ein Teilaspekt des Buches, der Glaube, als allgemeiner Anknüpfungspunkt, wohingegen sie sich von der eigentlichen Position, die der Autor einnahm, abgrenzen konnte. Anders als Dąbrowski hatte sie nie das Gefühl, um den Glauben kämpfen zu müssen, weshalb sie sich dem Autor bei allem grundsätzlichen Verständnis überlegen fühlte. Die Lektüre half ihr, sich eines wichtigen Teils ihrer Identität als gläubiges Mädchen bewusst zu werden.

Die Praxis des Lesens war für Rywka Lipszyc auch eine Erinnerungsstütze. So dachte sie etwa im Zusammenhang mit der Deportation der Geschwister und dem Tod der Eltern daran, wie sie sich vor dem Krieg gefühlt hatte, wenn sie traurige Bücher las.⁵⁸⁴ Sie sei dann immer selbst traurig geworden, habe also die dargestellten Gefühle nachempfunden. Allerdings sei ihr stets klar gewesen, dass es sich um literarische Fiktion handle. Sie habe nie damit gerechnet, einmal tatsächlich solche Emotionen zu erfahren. Unter den Umständen von Besatzung und Ghetto hatte sich das geändert. Lipszyc sah ihre eigenen Gefühle als Realisierung der literarischen Vorlagen, die sie als Kind entweder selbst gelesen oder vorgelesen bekommen hatte.

⁵⁸² Lipszyc, Tagebuch, Eintrag vom 7. Oktober 1943, S. 70.

⁵⁸³ Ebd., Einträge vom 11. und 12. Oktober 1943, S. 71-73.

⁵⁸⁴ Ebd., Eintrag vom 31. Oktober 1943, S. 76f.

Rywka Lipszyc teilte die Leidenschaft für Lesen und Schreiben mit gleichaltrigen Freundinnen und Schulkameradinnen. Wie viele andere begannen sie, dieser Leidenschaft in entsprechenden Gruppen nachzugehen. So berichtete Lipszyc Ende Dezember 1943, sie sei in den Literaturzirkel ihres Arbeitsressorts gewählt worden, worüber sie sich sehr freute.⁵⁸⁵ Der Freude folgte bald schon eine gewisse Desillusionierung, als sie feststellen musste, dass man sie wohl lediglich aus Proporzgründen in den Zirkel gewählt hatte, und nicht, weil man ihre Begabung für Sprache und ihre Begeisterung für Literatur schätzte.⁵⁸⁶ Allerdings bekundete bereits ein alternativer Literaturzirkel sein Interesse an ihrer Mitgliedschaft.

Politische, soziale und religiöse Gruppierungen innerhalb des Ghettos hatten das allgemein große Interesse für das Lesen als Möglichkeit erkannt, neue Mitglieder zu gewinnen bzw. dem in ihrem Selbstverständnis wurzelnden Auftrag, sich um die Jugend zu kümmern, nachzukommen. In der Folge entstand wie in vielen anderen Bereichen des sozialen Lebens eine regelrechte Konkurrenz um die Zielgruppe, die angesichts der prekären Gesamtsituation bisweilen wenig nachvollziehbar erscheint. Allerdings war diese Konkurrenz ein durchaus gelungener Versuch, an die Praktiken der Vorkriegszeit anzuknüpfen. Die Gruppierungen selbst trugen dazu bei, den Zusammenhalt im Ghetto zu stärken, was angesichts der zunehmenden Zerrüttung sozialer Beziehungen immer notwendiger wurde. Was auf den ersten Blick wie überflüssige Grabenkämpfe wirkte, ergab unter den Bedingungen des Ghettos also durchaus Sinn. Ein vielfältiges kulturelles Angebot aufrechtzuerhalten, war an sich eine beachtliche Leistung. Darüber hinaus verdeutlicht die Existenz verschiedener Literaturzirkel, die um junge Mitglieder wie Rywka Lipszyc warben, die soziale Dimension des Lesens.

Ab Beginn des neuen Jahres besuchte Lipszyc den alternativen Literaturzirkel, wo es ihr sehr gut gefiel.⁵⁸⁷ Die Teilnehmer trafen sich einmal in der Woche zum eigentlichen Literaturzirkel, Bücher zu lesen und dann zu besprechen war der Hauptzweck der Gruppe. Eine zusätzliche Vergnügungsstunde am Sonntag ging nicht nur über diesen Kerninhalt hinaus, sondern weitete auch den Teilnehmerkreis, der sich eigentlich nur aus Mädchen zusammensetzte. Nicht besonders euphorisch kommentierte Lipszyc: »Zur Vergnügungsstunde kommen vielleicht auch Jungen.«⁵⁸⁸ Doch nicht nur das behutsame, zeitlich begrenzte Aufbrechen der strengen Geschlechtertrennung, der sich Lipszyc als traditionell fromme Jüdin ansonsten unterwarf, war für sie eine neue Erfahrung. Sie kam auch in Kontakt mit bestimmten politischen Ansichten, die im Literatur-

585 Ebd., Eintrag vom 23. Dezember 1943, S. 89.

586 Ebd., Eintrag vom 31. Dezember 1943, S. 93 f.

587 Ebd., Eintrag vom 3. Januar 1944, S. 94 f.

588 Ebd.

zirkel bisweilen diskutiert wurden. Auch wenn sie sicherlich zuvor schon von Zionismus oder Bundismus gehört hatte, war die intensive inhaltliche Auseinandersetzung mit diesen Strömungen ebenfalls neu für sie. Der Austausch unterschiedlicher Meinungen und Positionen gefiel Rywka Lipszyc. Genau wie die Lektüre selbst half ihr die Diskussion über die gelesenen Inhalte bei ihrer eigenen Identitätssuche.

Die beiden Gruppenstunden waren zeitliche Strukturelemente im Wochenverlauf, die sich die Teilnehmer freiwillig zu eigen machten. Anders als mit Blick auf Schule und Arbeitsressort bestand schließlich keinerlei Zwang, den Literaturzirkel zu besuchen. Die Praxis des Lesens war im Ghetto nicht ausschließlich gleichbedeutend mit dem Bestreben, Distanz zur Umwelt herzustellen. Gemeinsames Lesen bzw. über Literatur zu reden ließ zu bestimmten Zeiten auch Nähe mit Gleichgesinnten entstehen. Wichtig war, dass man sich selbstbestimmt dieser Gesellschaft anschloss. Wie groß die Bereitschaft der Mitglieder war, Zeit und Arbeit für die gemeinsame Sache aufzubringen, zeigten Sonderaktivitäten wie die Herausgabe einer kleinen Zeitung, von der Lipszyc Mitte Januar berichtete.⁵⁸⁹ Der Wunsch nach guter Lektüre setzte immer wieder erstaunliche Energien frei. Ende Februar etwa beschlossen Rywka Lipszyc und einige Freundinnen, eine eigene Bibliothek zu gründen, genau wie es Ruth Goldbarth mehr als drei Jahre zuvor in Warschau getan hatte.⁵⁹⁰ Anders als Goldbarth schilderte Lipszyc ein klein wenig genauer, wie sie und ihre Mitstreiter die Bibliothek aufbauten. Jedes Mädchen sollte jeweils ein Buch aus dem eigenen Besitz spenden, Lipszyc selbst stellte der Gemeinschaft ihr Exemplar von Leo Tolstois Roman »Krieg und Frieden« zur Verfügung. Die so zusammengetragenen Bücher sollten den Grundbestand der kleinen Bücherei bilden, der auf diese Weise einen weitaus größeren Umfang annehmen konnte als die einzelnen Privatbestände.

Bei aller gemeinschaftsbildenden Kraft, die sich aus dem Enthusiasmus für Literatur speiste, blieb das individuelle stille Lesen zu Hause oder an einem alternativen, möglichst ungestörten Ort weiterhin wichtig. Allerdings war es im Ghetto nicht immer möglich, diese Praxis unverändert beizubehalten. In das hermetisch abgeriegelte Ghetto Litzmannstadt kamen so gut wie nie neue Bücher von außen herein. Die Bücher, die es innerhalb des Ghettos gab, stammten in der Regel aus der Vorkriegszeit. Da man viel las und sich die Bücher häufig gegenseitig auslieh, wiesen sie im Laufe der Zeit naturgemäß Verschleißerscheinungen auf. 1944, also im fünften Kriegsjahr, kann es im Ghetto kaum noch ein

⁵⁸⁹ Ebd., Eintrag vom 14. Januar 1944, S. 99 f.

⁵⁹⁰ Ebd., Tagebuch, Eintrag vom 22. Februar 1944, S. 145 f.

Buch gegeben haben, das nicht mindestens stark abgenutzt war. Rywka Lipszyc schilderte im März 1944, wie sich diese Situation auswirken konnte:

»[...] ich habe ein gutes Buch mit dem Titel *Die Elenden*, das ich zusammen mit Chanusia lese, das Buch ist auseinandergefallen, aber manche Teile haben mehr Seiten als andere und wir müssen gegenseitig aufeinander warten. Im Moment warte ich auf Chanusia ... So liest man im Getto.«⁵⁹¹

Offensichtlich hatte sich die Bindung des Buches gelöst und die beiden Cousinen waren auf den pragmatischen Gedanken gekommen, die Bestandteile des Buches untereinander aufzuteilen, um den Roman tatsächlich gleichzeitig lesen zu können. Allerdings wurde dieser Effekt ein Stück weit durch den unterschiedlichen Umfang der jeweiligen Teile ausgehebelt. Beide waren bei ihrer Lektüre voneinander abhängig und konnten nicht mehr selbstständig entscheiden, wann sie weiterlesen wollten.

d) Zwischenfazit

Alleinsein war in einem kleineren, offenen Ghetto wie in Tomaschow wesentlich leichter realisierbar als in Litzmannstadt oder Warschau. Die Ghettobewohner konnten sich während der ersten drei Jahre der deutschen Besatzung zumindest zeitweise der Enge in den Wohnungen und Häusern entziehen und sich am Rande der Stadt von der unwillkommenen und erzwungenen Gesellschaft erholen. Doch auch in Tomaschow fanden die Betroffenen den Mangel an Distanz als Belastung, wenn sie in ihrem Leben in der Vorkriegszeit an regelmäßiges Alleinsein gewohnt waren; ihr Vergleichsmaßstab waren nicht die Zustände, die während des Krieges in den Ghettos von Litzmannstadt oder Warschau herrschten. Die Erfahrung fehlender Distanz im persönlichen Umfeld ermöglichte es im Laufe der Zeit immer klarer, die Gesamtsituation zu deuten. In der Vergangenheit war es zu besonderen Anlässen wie Familienfeiern oder religiösen Festen üblich gewesen, dass viele Menschen aus dem sozialen Nahbereich zusammenkamen. In den Ghettos war aus diesem positiv konnotierten Ausnahmezustand ein negativer Dauerzustand geworden. Die Frage, inwieweit Alleinsein in geschützten, privaten Räumen noch möglich war, war zum Maßstab für die Qualität der allgemeinen Lage geworden. Ghettobewohner zogen sich so gut es ging in solche Räume zurück, wo sie Gedichte rezitierten oder kleine Theaterstücke aufführten, Handlungen, die als Fluchten ins Innere verstanden werden können.

591 Ebd., Eintrag vom 4. März 1944, S. 162.

Eine besondere Form des Alleinseins war das Schreiben von Ego-Dokumenten und das stille Lesen. Die Ghettobewohner verlagerten beide Praktiken aus deren angestammtem Raum, der Wohnung bzw. dem eigenen Zimmer, in den vormals öffentlichen Raum von Schule oder Arbeitsplatz. Wenn dies nicht möglich war, ersannen sie alternative Tagesabläufe und verlegten das Schreiben von Briefen und Tagebüchern oder die private Lektüre von der Zeit vor dem Einschlafen in die frühen Morgenstunden. Die Fragmentierung der Zeit war ein weiteres Mittel, um Lesen und Schreiben zu ermöglichen. Nicht immer jedoch ließen sich diese Transformationen im vollen Umfang durchführen. Wenn es zu Störungen kam, etwa während des Verfassens eines Tagebucheintrags, machten sich diese im Inhalt bemerkbar und führten zu Brüchen in der Emotionsstruktur der Texte. Doch es waren nicht nur äußere Gründe, deretwegen die Ghettobewohner so viel Energie aufwendeten, um allein und ungestört sein zu können. Lesen und Schreiben waren unter den Bedingungen des Ghettos oftmals die einzig verbliebenen Möglichkeiten, Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu demonstrieren und sich so ein Minimum an menschlicher Autonomie zu bewahren. Außerdem ließen sich lesend und schreibend Antworten auf grundlegende Fragen nach Identität und Herkunft suchen. Indem die Ghettobewohner Inhalte ihrer Lektüre auf die eigene Gegenwart bezogen bzw. versuchten, sich ihre Gefühle beim Schreiben bewusst zu machen und Ängste und Hoffnungen zu benennen, schufen sie sich eine virtuelle Privatsphäre. In dieser Privatsphäre konnten sie an Praktiken der Vorkriegszeit anknüpfen und sich zum Beispiel von bestimmten Gruppierungen innerhalb der Ghettogesellschaft abgrenzen. In einer in hohem Maße fremdbestimmten Umwelt wie den Ghettos waren Alleinsein, Schreiben und Lesen die nahezu einzigen verbliebenen Möglichkeiten, ein Mindestmaß an Selbstbestimmung aufrechtzuerhalten.

2. Nähe und Distanz

a) Zweierbeziehungen, Liebe und Sexualität

Im Sommer 1941 suchten der junge Edmund und seine Ehefrau Stefcia eine Wohnung im Warschauer Ghetto. Das Ghetto war jedoch so überfüllt und die Nachfrage nach Wohnraum so übergroß, dass ihr Ansinnen aussichtslos zu sein schien. Umso glücklicher waren die beiden, als sie zumindest ein Zimmer zur Miete fanden. Wohl nicht gerechnet hatten sie allerdings mit der Geschäftstüchtigkeit ihrer neuen Vermieterin. Um doppelte Mieteinnahmen zu erzielen, hatte diese den keineswegs besonders großen Raum kurzerhand doppelt vermietet – auch ein zweites Paar, Marian und Ada, hatte sich über

den erfolgreichen Abschluss einer frustrierenden Wohnungssuche gefreut. In der Folge bezogen beide Paare das Zimmer, was zu emotionalen Verstrickungen und letztlich zu neuen zwischenmenschlichen Konstellationen führte. Die Affären, die sich zwischen Edmund und Ada bzw. zwischen Marian und Stefcia über Kreuz ergaben, blieben in der räumlichen Enge der gemeinsamen vier Wände nicht lange unbemerkt. Schließlich kam es zu einem Partnertausch in gegenseitigem Einvernehmen. Doch das auf solch ungewöhnliche Art erneuerte Glück war nur von kurzer Dauer, denn die Flirts der beiden Frauen mit dem Leiter des Hauskomitees bargen ebenso neues Konfliktpotenzial wie die zunehmenden Geldsorgen. Letztere führten schließlich zum Auszug der beiden nunmehr neu zusammengesetzten Paare, die schlichtweg die Miete nicht mehr zahlen konnten.

Diese Geschichte ist zu gut, um wahr zu sein – und so handelt es sich auch um keine tatsächliche Begebenheit, sondern um den Plot der dreiaktigen Revue *»Miłość szuka mieszkania«* – *»Liebe sucht eine Wohnung«* des Autors Jerzy Jurandot.⁵⁹² Die Komödie feierte im Herbst 1941 sehr erfolgreich Premiere am Theater *»Femina«* innerhalb des Warschauer Ghettos, gefolgt von einigen weiteren umjubelten Aufführungen. Das Stück fand Widerhall in einigen Tagebucheinträgen, die einen Eindruck von der Popularität des Stückes vermitteln.⁵⁹³ Der Nachwelt ist das Textbuch als Teil des Ringelblum-Archivs überliefert bzw. liegt als Edition vor.⁵⁹⁴

Bei aller genrebedingten Übertreibung und Zuspitzung gelangen dem Autor einige treffende Beobachtungen. So beschreibt er die beengten Raumverhältnisse im Ghetto durchaus realistisch. Richtig ist weiterhin, dass die massiven räumlichen Einschränkungen die überkommenen Praktiken der Ghattobewohner veränderten. Die Wohnung als Rückzugsraum für das Ausleben einer Paarbeziehung, das heißt für eine ganze Reihe zum Teil sehr unterschiedlicher Praktiken, stand eben nicht mehr ohne Weiteres zur Verfügung. Die im Normalfall gegebene und deshalb unhinterfragte Minimalformel von einem Paar pro Zimmer ging nicht mehr auf, was weitreichende Konsequenzen hatte. Der Mangel an Distanz zwischen den beiden Paaren ließ neue Gefühle über Paargrenzen hinweg entstehen. Aus demselben Grund ließen sich diese Gefühle auf Dauer nicht verbergen, Momente von Nähe und Intimität konnten nicht unbemerkt bleiben. Die räumliche Enge und das Fehlen einer räumlichen Abtrennung wurden zu Katalysatoren des Partnertauschs. Mit dieser Umkehr der ursprünglichen Verhältnisse sorgte der Autor in erster Linie für die nötige

592 Jerzy Jurandot, *Miłość szuka mieszkania*, Ring. I/519. Siehe auch Roth/Löw, *Getto*, S. 139, sowie Engelking/Leociak, *Ghetto*, S. 566 f.

593 Vgl. Berg, S. 101 f.

594 Roth/Safier (Hrsg.): Jurandot, *Liebe*.

Komik. Gleichzeitig lässt die Konzeption des Stückes darauf schließen, dass Jerzy Jurandot die grundlegenden räumlichen Veränderungen, denen die Ghettobewohner seit Kriegsbeginn ausgesetzt waren, aufmerksam wahrgenommen und ihre Bedeutung für das Zusammenleben als Paar grundsätzlich verstanden hatte.

Eine extreme, aber anscheinend dennoch nicht so seltene Strategie, auf die veränderten räumlichen Rahmenbedingungen zu reagieren, war es, sich einfach nicht mehr an überkommenen Normen zu orientieren. Eine entsprechende Episode schilderte Marek Edelman, Untergrundaktivist und Kämpfer im Warschauer Ghettoaufstand, in seinen Erinnerungen aus der Nachkriegszeit.⁵⁹⁵ Zwei weibliche Mitglieder der bewaffneten jüdischen Untergrundbewegung, die der Organisation als Kurierinnen dienten, bekamen am Weihnachtsabend 1942 überraschend Besuch von einem älteren Mann, dessen Name Edelman nicht nannte. Auch die Beschreibung blieb eher allgemein. Der Mann war aus dem Polizeirevier geflohen, wo man ihn zuvor festgehalten hatte. In welchem Verhältnis der Besucher in der Vergangenheit zu den beiden Frauen gestanden hatte, bleibt unklar. Im Laufe des Abends stießen noch zwei weitere Freundinnen zu der Gruppe hinzu, die über Nacht blieben. Die Wohnung, in der sich alle trafen, schien nicht besonders groß gewesen zu sein, denn anscheinend schliefen alle im selben Zimmer. Der Mann und eine der Kurierinnen störten sich nicht daran, sondern »liebten sich die ganze Nacht vor den Augen der anderen«.⁵⁹⁶ Aus der Affäre entwickelte sich eine längere Beziehung, denn »dieser alte Jude mit dem langen grauen Bart verliebte sich in unsere Kurierin, und sie lebten zusammen bis zum Warschauer Aufstand. Ihre Liebe war so groß, dass sie alle Vorsichtsmaßnahmen vergaßen und sich an den Händen haltend durch die Straßen liefen.«⁵⁹⁷ Möglicherweise war das Verhalten des Paares Ausdruck einer Carpe-Diem-Mentalität, die sich in drei Jahren unter deutscher Besatzung entwickelt und unter dem Eindruck von Verhaftung und Flucht weiter verstärkt hatte. Der Altersunterschied, den Edelman andeutete, spielte in der Folge ebenfalls keine Rolle mehr. Die nächtliche Affäre, bei der sich die Beteiligten die räumlichen Rahmenbedingungen so radikal wie effektiv angeeignet hatten, war der Beginn einer romantischen Liebesbeziehung. Dies kam der Absicht, die Edelman mit seinem Erinnerungsbuch verfolgte, sehr entgegen. Edelman wollte mit seiner Veröffentlichung »Die Liebe im Ghetto«, der voranstehende Episode entnommen ist, zeigen, dass es auch unter den Bedingungen des Ghettos Liebe und Liebesgeschichten, sexuelle Aktivitäten und Affären gab. Er

595 Edelman, Liebe. S. 48 f.

596 Ebd.

597 Ebd.

betonte, dass gerade für junge Menschen erste Erfahrungen in diesen Bereichen die sonstigen negativen Erlebnisse überstrahlten. Mit seiner Intention, nach Normalität und Alltag im Ghetto zu fragen, bezog Edelman geschichtspolitisch klar Stellung. Er nahm die Individualität der Opfer des Holocaust ernst und bezeugte, was er, der Holocaustüberlebende, selbst erlebt hatte. Noch wichtiger ist jedoch, dass er aus demselben Grund über Dinge schrieb, die sich kaum einmal in derart expliziter Weise in zeitgenössischen Ego-Dokumenten finden. Hierin liegt ein Spezifikum des vorliegenden Unterkapitels über Intimität, Sexualität und Liebesbeziehungen. Die Autoren von Ego-Dokumenten schrieben kaum über ihre eigenen Erfahrungen in diesen Bereichen, sondern beschränkten sich darauf, Beobachtungen aus ihrem Umfeld festzuhalten und zu deuten. Die Beispiele in diesem Unterkapitel durchliefen also einen doppelten Filter.

Nicht nur die räumlichen Rahmenbedingungen für Partnerschaft, Liebe und Sexualität hatten sich in den Ghettos geändert. Die Lebensbedingungen wirkten sich auch auf die Motive der Menschen aus, überhaupt Beziehungen einzugehen. Oskar Rosenfeld in Litzmannstadt stellte insbesondere für die Eheschließungen fest, die soziale Lage des Ghettos sei ausschlaggebend für den Entschluss, zu heiraten.⁵⁹⁸ So sei es weit verbreitet, die Ehe einzugehen, um gemeinsam besser den Notlagen widerstehen zu können: »Zwei Schwache können in der Gemeinsamkeit stark werden.«⁵⁹⁹ Billigte er zwei potenziellen Ehepartnern, die einen ähnlichen sozialen Hintergrund hatten, noch zu, dass auch nichtmaterielle Erwägungen eine Rolle spielen könnten, hielt er dies in asymmetrischen Beziehungen für unwahrscheinlich bzw. unmöglich. Ein idealtypisches Paar beschreibt Rosenfeld so:

»Er ist Leiter, Kierownik. Hat Talons, Extrarationen, Sonderzuteilungen. Lebt – verglichen mit den anderen Gettobewohnern – im Überfluss. Hat den Wunsch, ein Mädchen des Ghettos glücklich zu machen. Und sie! Sie fühlt sich beglückt, glaubt gerettet zu sein, hinüberzukommen. Über die Zeit des Gettobestandes. Herzen finden sich in der Atmosphäre des Kerkers ... Denken nicht an die Zukunft ...«⁶⁰⁰

Der für Rosenfeld typische sarkastische Tonfall täuscht ein wenig darüber hinweg, dass auch für solcherart ungleich zusammengesetzte Paare Gefühle wichtig waren. Im weiteren Verlauf seiner Notizen zeigte er sich pessimistisch, was Eheschließungen anging, die nicht aus selbstsüchtigen Motiven heraus geschlossen wurden. Ebenso wenig wie eine solche »Ehe an sich, ohne soziale Umstände«

598 Rosenfeld, *Welt*, Heft Nr. 11, S. 185.

599 Ebd.

600 Ebd.

gebe es im Ghetto noch Erotik, die als »Kategorie des menschlichen Lebens völlig verloren gegangen sei«. ⁶⁰¹ Rosenfelds überspitzte Einschätzung hatte ihre Ursache womöglich darin, dass er als Mitarbeiter des ghettointernen Archivs und somit als Teil der jüdischen Selbstverwaltung besonders viel über die hochrangigen Mitglieder des Judenrats und vor allem über den Judenältesten Mordechaj Chaim Rumkowski wusste. ⁶⁰² Gerade in dieser privilegierten, fast ausschließlich aus Männern bestehenden Gruppe, waren asymmetrische Beziehungen mit Frauen, die in einem Abhängigkeitsverhältnis standen, besonders häufig. ⁶⁰³ In vielen Fällen kam es zu offenem Missbrauch, sodass Rosenfelds Sichtweise kaum überrascht. Vor allem Rumkowski umgab sich gerne mit gut aussehenden jungen Frauen und belästigte diese oft, wie bereits unmittelbar nach dem Krieg eine seiner Sekretärinnen, Alicja Puterman, berichtete. ⁶⁰⁴ Auch Lucille Eichengreen, eine Hamburger Jüdin, die 1941 nach Litzmannstadt deportiert worden war, erzählte in ihrem lange nach Kriegsende verfassten autobiografischen Bericht von Rumkowskis andauernden Übergriffen. ⁶⁰⁵ Oskar Rosenfeld hielt in seinen Aufzeichnungen eine Episode fest, die zeigt, wie weit Rumkowski zu gehen bereit war, um seine sexuellen Wünsche zu befriedigen bzw. mit welchen Konsequenzen seine Opfer rechnen mussten, wenn sie sich widerspenstig verhielten oder verweigerten:

»Der Alte: Als er noch im Krankenhaus I. Lagewnicka 34/36 wohnte, Orgien: zum Fenster hinausgeblickt und Mädchen hinaufgerufen ... Einmal Frau eines Arztes. Diese sich gewehrt. Daraufhin Namen festgestellt und in deren Wohnung jüdische Polizei geschickt, welche deren Wohnung demolierte, Dielen aufriss, verunreinigte.« ⁶⁰⁶

Auch wenn Rosenfeld Mordechaj Chaim Rumkowski gegenüber allgemein sehr kritisch eingestellt war, so besteht grundsätzlich kein Grund, am Wahrheitsgehalt seiner Aussagen zu zweifeln. ⁶⁰⁷ Rumkowski schien seine Amtsgewalt

⁶⁰¹ Ebd.

⁶⁰² Vgl. Trunk, Geto, S. 359, außerdem Berisz Szlamkowicz, 27. April 1948, AŽIH 301/3578.

⁶⁰³ Zur Elitenbildung im Ghetto vgl. Hurwicz, AŽIH 302, 11-13, hier Abschnitt I, Juli 1941, Bl. 31 und Abschnitt II, Bl. 20f.

⁶⁰⁴ AŽIH, 301/4006, Bl. 2, vgl. Löw S. 390. Siehe auch Hurwicz, AŽIH 302, 11-13, Abschnitt II, Bl. 4.

⁶⁰⁵ Eichengreen, Rumkowski. Siehe ebenfalls Bericht Genia Bryl, USHMM, RG-02.146, Bl. 69-72.

⁶⁰⁶ Rosenfeld, Welt, S. 210.

⁶⁰⁷ Zur weitverbreiteten Kritik an Rumkowski siehe auch Frank, AŽIH 302/3, Eintrag vom 7. Februar 1941; Śmietana, AŽIH 301/3802; Hurwicz, AŽIH, 302/11-13, Abschnitt II, Juli 1941, S. 32.

öfters für persönliche Zwecke zu missbrauchen, genau wie andere Angehörige der Ghettoelite. Sexuelle Handlungen bzw. die Bereitschaft, auch längerfristige Beziehungen einzugehen, waren im Ghetto zu einer Ware geworden, mit deren Hilfe man sich bessere Überlebenschancen ausrechnete. Zumindest mittelfristig war diese Strategie erfolgreich. So berichtete Rosenfeld noch im Juli 1943, als der Großteil der nach der Massendeportation von September 1942 im Ghetto verbliebenen Bevölkerung von Hunger und Erschöpfung schwer gezeichnet war, von jungen Mädchen, die er in den Suppenküchen beobachtete. Sie fielen durch ihr äußeres Erscheinungsbild auf, das in scharfem Kontrast zur Physis des durchschnittlichen Ghettabewohners stand:

»Zum Beispiel sieht man lauter hübsche Mädchen in den Küchen (jetzt Kräftigungsküchen, Mlynarska und Cegalna) appetitlich, gepflegt, rund und fleischig. [...] Im Allgemeinen die hübschen Mädchen gut gekleidet, gute Strümpfe und Schuhe, daneben tausende Bettlergestalten.«⁶⁰⁸

Nicht nur Lebensmittel, sondern sogar Luxusgüter wie Kleidung standen den jungen Frauen offenbar zur Verfügung. Rosenfeld hielt sich zumindest in seinen privaten Aufzeichnungen bei seiner Bewertung dieser Zustände nicht zurück und bezeichnete sie als »Weiberwirtschaft, Prostitution«.⁶⁰⁹

Wie bereits erwähnt waren Oskar Rosenfelds Beschreibungen sicherlich zutreffend, bezogen sich aber nur auf einen Teil der Ghettabevölkerung. Der scharfe Ton, den er anschlug, lag einerseits in seinem persönlichen Zorn auf die jüdische Selbstverwaltung und die Ghettoelite begründet, andererseits war dies auch der Schreibstil, den er als Journalist und Autor von Glossen, Grotesken und Kritiken gewohnt war. Überspitzung war ein Stilmittel, mit dessen Hilfe er Sachverhalte klar benennen und vor allem unmissverständlich bewerten konnte. Der moralische Impetus Rosenfelds richtete sich nicht nur gegen die aus Männern bestehende Ghettoelite, sondern auch gegen die betroffenen Frauen. Dieser Impetus verstellte jedoch den Blick dafür, wie vielschichtig auch im Ghetto die Motivlagen sein konnten, aus denen heraus Männer und Frauen Beziehungen eingingen. Eine ähnlich einseitige Perspektive nahm in Warschau Szymon Huberband ein, der für das Ringelblum-Archiv einen kürzeren Beitrag über die Rolle der jüdischen Frau im Ghetto verfasste.⁶¹⁰ In diesem Text beklagte Huberband den moralischen Verfall vieler Jüdinnen, die zu schwach gewesen seien, die sittlichen Normen der Vorkriegszeit unter den Bedingungen des Ghettos hochzuhalten. Huberbands Archivkollegin Cecylia Ślapakowa nä-

608 Rosenfeld, Welt, S. 205.

609 Ebd.

610 Szymon Huberband, Untersuchung der Lage der jüdischen Frauen während des Krieges, Ring. I/48.

herte sich dem Thema wesentlich differenzierter. 1942 untersuchte Ślapakowa, eine der wenigen Frauen unter den Oyneg-Shabes-Mitarbeitern, in einer Studie, wie Frauen über das Leben, das sie in den letzten drei Jahren unter den Bedingungen von Krieg, Besatzung und Ghetto dachten. Zu diesem Zweck hatte sie 17 Frauen unterschiedlichen Alters, aus unterschiedlichen sozialen Schichten und mit unterschiedlichen Berufen interviewt – von der Hausfrau über die Kellnerin bis hin zu Ärztinnen. Sie fragte sie nach ihrem Leben vor dem Krieg, wie sie den Ausbruch des Krieges und die ersten Monate der Besatzung erlebt hätten, wie der Umzug in das Ghetto verlaufen sei und welche Stellung sie innerhalb der Ghettogesellschaft einnähmen. Schließlich fasste Ślapakowa ihre Ergebnisse in 17 Essays auf 160 handgeschriebenen Seiten zusammen. Ein besonders eindruckliches Beispiel für die Richtung, in der sich Zweierbeziehungen und Intimität unter den Bedingungen des Ghettos entwickelten, ist der Fall der 23 Jahre alten Frau C. Sie ging Beziehungen mit Männern von außerhalb des Ghettos ein, um ihre wirtschaftliche Situation zu verbessern. Frau C.s Eltern waren vor dem Krieg Inhaber eines kleinen Geschäfts. In ihrer Kindheit erlebte C. sexuellen Missbrauch und Alkoholismus. Wenige Tage vor Kriegsausbruch heiratete C. einen Zahntechniker, der in den ersten Kriegstagen Richtung Osten floh. Nachdem ein Versuch gescheitert war, sich ihrem Ehemann anzuschließen, kehrte C. nach Warschau zurück. Ihre Eltern betrieben dort mittlerweile ein Restaurant und vermieteten Zimmer, unter anderem an den Volksdeutschen J. Frau C. mochte diesen Gast und begann mit ihm eine Affäre, obwohl sie immer noch verheiratet war. Auf diese Weise unterstützte sie das Restaurant der Eltern, denn ihr Geliebter, der sich völlig frei in Warschau bewegen konnte, besorgte Essen und Getränke wie Bier und Wein, die für Juden nur schwer zugänglich waren. Diese Unterstützung garantierte den Erfolg des Restaurants. Mit der Abriegelung des Ghettos endete diese Praxis, doch Frau C. passte sich den neuen Gegebenheiten schnell an. Sie begann, als Kellnerin in einem Restaurant innerhalb des Ghettos zu arbeiten, wo sich bald eine weitere einträgliche Einnahmequelle auf tat. Sie führte gegen Bezahlung erotische Gespräche mit Kunden, wobei große Mengen Wodka konsumiert wurden.⁶¹¹ Mit dieser kreativen Geschäftsidee gelang es ihr ein weiteres Mal, ihre wirtschaftliche Situation zu verbessern und in bescheidenem Umfang aufzusteigen. Als Cecylia Ślapakowa sie interviewte, hatte Frau C. sich bereits zur Chefkellnerin hochgearbeitet. Ślapakowa fasste ihren Eindruck zusammen: »Um den Preis, sich selbst verkaufen zu müssen, kann sie sich selbst und ihrer Familie das wirt-

611 Kassow, S. 245 f.; Person, *Getto warszawskie*, S. 203, dort als Frau G., nicht als Frau C. aufgeführt. Vgl. auch Ofer, *Gender*, S. 148 f.

schaftliche Überleben sichern.«⁶¹² Das Beispiel zeigt sehr gut die Chancen und Möglichkeiten der Dokumente aus dem Ringelblum-Archiv. Eine akademisch gebildete Frau schrieb über Frauen und gab eine zeitgenössische Deutung aktueller Ereignisse und Erfahrungen. Weitestgehend ohne zu urteilen nahm sie sehr klar wahr, wie sich Normen, die vor dem Krieg niemand hinterfragt hatte, unter den Bedingungen des Ghettos veränderten.

Frau C. ging mit dem Pensionsgast ihrer Eltern mehr oder weniger freiwillig eine Beziehung ein; sie betonte, dass er ihr sehr sympathisch gewesen sei. Das Verhältnis, in dem beide zueinander standen, war dennoch in hohem Maße asymmetrisch. Es war von vornherein geprägt durch den strukturellen Zwang, dem C.s Familie wie die gesamte Ghettobevölkerung ausgesetzt war. Ähnliches gilt für ihre Kunden im Ghettorestaurant. C. entschied selbst über Art und Umfang ihrer Tätigkeit und hatte keine sexuellen Kontakte mit den Männern, die sie im Restaurant traf. Klar ist allerdings auch, dass sie in der Vorkriegszeit wohl eher nicht diesen Beruf ausgeübt hätte.

Trotz der Ausgewogenheit, um die sich Cecylia Ślapakowa bemühte, belegt der Fall von Frau C. die Kommerzialisierungstendenz, der Liebe, Intimität und Sexualität in den Ghettos zum Teil unterlagen. Auch wenn Ślapakowa nicht den moralischen Impetus Oskar Rosenfelds aufwies, beschrieb sie doch ein ähnliches Phänomen. Dass Ghibetobewohner Liebesbeziehungen auch jenseits der Sorge um das eigene Überleben eingingen, um emotionale Bedürfnisse zu stillen, trat bei beiden Autoren in den Hintergrund. Ein Beispiel für eine solche Liebesbeziehung, die von großer gegenseitiger Verantwortung geprägt war, führte der Warschauer Judenratsvorsitzende Adam Czerniaków in seinem Tagebuch im Januar 1940 an:

»Unter mir wohnt eine Sängerin. Sie liebte einen Kollegen aus dem Theater. Während eines Luftangriffs riss ihm eine Bombe die Eingeweide heraus. Sie stopfte sie ihm eigenhändig wieder hinein. Dann brachte sie ihn ins Krankenhaus. Im Krankenhaus starb er. Man beerdigte ihn in einem Gemeinschaftsgrab. Sie grub ihn wieder aus und beerdigte ihn selbst in einem Einzelgrab.«⁶¹³

Czerniaków war von der großen Solidarität, die seine Nachbarin ihrem Partner gegenüber bewies, offenbar sehr beeindruckt. Ansonsten hielt er Episoden aus seinem persönlichen Umfeld nicht für wert, in einem Tagebucheintrag vermerkt zu werden. Die geradezu grotesk wirkenden Rahmenbedingungen mögen ein Stück weit zu Czerniakóws Faszination beigetragen haben, aller-

612 Person, Getto, S. 206.

613 Czerniaków, Getto, Eintrag vom 10. Januar 1940, S. 32.

dings waren die Erfahrungen von kriegsbedingten Verletzungen und Tod für ihn nichts Außergewöhnliches. Bemerkenswert waren vielmehr die Ausdauer und Energie, die die Sängerin unter Beweis stellte, um vermeintlich endgültige Handlungen wie die Bestattung in einem Massengrab aufzuheben. Czerniaków bewertete den Vorfall als außergewöhnlich und hielt ihn nur deshalb fest. Wie Oskar Rosenfeld, der seine Notizen über asymmetrische Liebesbeziehungen im Ghetto als Medium für Kritik an der Ghettoelite nutzte, schrieb auch Czerniaków nicht aus genuinem Interesse an diesem Thema. Für ihn war die Episode eine Möglichkeit, sich selbst die surrealen Bedingungen vor Augen zu führen, die das Zusammenleben als Paar bereits wenige Monate nach Beginn der Besatzung nachhaltig prägten.

Das Verantwortungsgefühl für eine andere Person, der man emotional eng verbunden und zugetan war, führte in den Ghettos nicht zwangsläufig dazu, eine Paarbeziehung einzugehen. In einigen Fällen stellte sich gar der gegenteilige Effekt ein und Menschen unterbanden bewusst sich anbahnende Liebesbeziehungen. Unter den Bedingungen des Ghettos hielten sie es für unverantwortlich, jemanden dauerhaft an sich zu binden. Aus diesem Grund wies etwa Irena Libman in Litzmannstadt die Liebeserklärung eines Bekannten zurück.⁶¹⁴ Der aus Zuneigung entsprungene Verzicht auf die Erfüllung eigener Wünsche und Bedürfnisse konnte im Ghetto gleichbedeutend mit dem Verzicht auf eine Beziehung sein.

Lutek Orenbach in Tomaschow verzichtete ebenfalls bewusst darauf, mit einer der jungen Frauen in seinem Umfeld eine Beziehung einzugehen. Zumindest schrieb er Edith Blau in Minden davon, dass er keinerlei entsprechenden Ehrgeiz habe und seine Liebe ausschließlich ihr gelte. Freilich ist es sehr unwahrscheinlich, dass Orenbach seiner Briefpartnerin amouröse Aktivitäten gestanden hätte, wo er doch stets die große emotionale Abhängigkeit betonte, die er ihr gegenüber empfand. Umgekehrt war er durchaus bereit, Kontakte Blaus zu andern jungen Männern zu akzeptieren. Die Schilderung seiner Gefühle für Edith Blau nimmt in Orenbachs Briefen breiten Raum ein. Sie waren eng mit den Erinnerungen an eine bessere Vergangenheit verknüpft, in der sich die beiden in einem als positiv empfundenen Gesamtkontext kennengelernt hatten. Die Hoffnung auf ein Wiedersehen nach dem Krieg bildete neben dieser Erinnerung den zweiten zeitlichen Bezugspunkt, der Orenbachs Gegenwart rahmte. Selbstbestimmung und Zwanglosigkeit waren die Elemente, die Erinnerung und Hoffnung prägten. Deshalb standen sie in solchem Kontrast zu seinem fremdbestimmten und permanenten Zwang ausgesetzten gegenwärtigen Leben in Tomaschow. Die Gestaltungsmöglichkeiten einer Liebesbeziehung als eine

614 Libman, AŻIH, 302/222, Bl. 116-121.

Form privaten Lebens war ein Maßstab für die Beurteilung der eigenen Gegenwart geworden. Auch wenn diese Beurteilung in vielen Fällen so negativ ausfiel wie bei Lutek Orenbach, gab es auch in den Ghettos Liebe, Liebesbeziehungen und sogar Familiengründungen. Das Leben in solchen neu gegründeten Familien, aber auch in Familien, die zu Beginn des Krieges schon seit längerer Zeit bestanden hatten, war ein weiterer Rahmen, innerhalb dessen sich Nähe manifestieren konnte.

b) Familie und Freunde: Konjunkturen des Egoismus und der Solidarität

»Das jüdische Familienleben, das verdienstermaßen Weltruf genießt, hat im Getto eine schwere Probe zu bestehen. Schon die Familie an sich, wie sie sich im engen Raum des Gettos konstituiert, ist in Frage gestellt. Ein Großteil ihrer Mitglieder ist meist voneinander getrennt, durch rechtzeitige Flucht oder Aussiedlung, sodass die einzelnen Mitglieder nicht einmal wissen, ob und wo ihre nächsten Angehörigen leben. Das wirft natürlich einen tiefen, bedrückenden Schatten auf diejenigen, die sich in der Enge der Gettostuben zusammenpressen. Hier aber sind die meisten nicht einmal in dem dürftigsten Wohnraum nur unter sich, sondern teilen ihn mit anderen gleich Unglücklichen, die als Fremdkörper unzählige Reibungsflächen bieten. Dass die Intimität der Beziehungen der Lebensgefährten dadurch leidet, ist einleuchtend. Hiezu [sic!] kommt, dass der Hauptzweck der Ehe, die Fortsetzung im Kindersegen, besonders große Schwierigkeiten bietet, wodurch die Natalität auf das denkbare Minimum zurückgeht.«⁶¹⁵

Peter Wertheimer, der Autor des Eintrags »Familienleben« in der Enzyklopädie des Ghettos Litzmannstadt von 1944, benannte in der hier zitierten ersten Hälfte seines Textes wesentliche Komponenten. In der Tat hinterließen Familienangehörige bereits von den ersten Kriegstagen an Leerstellen. Viele waren wie Adam Czerniakóws Sohn Jaś Richtung Osten geflohen und kamen nicht mehr zurück, viele waren wie Kalonymus Shapiros Sohn Elimelech und seine Schwiegertochter Gitl in den ersten Kriegstagen Opfer von Bombenangriffen geworden. Aus zahlreichen Familien hatten die Deutschen Kinder und alte Menschen als arbeitsunfähig deportiert, so wie Rywka Lipszyc' jüngere Geschwister Abram und Tamarcia. Erwachsene und Kinder starben als Folge von Hunger, Schwäche und Krankheit, die sich gegenseitig bedingten und verstärkten. Rywka Lipszyc und Dawid Sierakowiak in Litzmannstadt wurden im Laufe des Krieges durch den Tod beider Elternteile zu Vollwaisen. Auch die räum-

615 Peter Wertheimer: Familienleben: APŁ, 278/1103, Getto-Enzyklopädie, Bl. 84f.

lichen Rahmenbedingungen des Familienlebens beschrieb Wertheimer in der Enzyklopädie sehr treffend. Einmal mehr wird deutlich, wie aufmerksam die Zeitgenossen Veränderung des Raumes registrierten. Wertheimer sah Intimität in Zweierbeziehungen, Sexualität und Fortpflanzung infolge der extrem hohen Bevölkerungsdichte besonders bedroht, wobei er ausdrücklich den Zusammenhang zwischen Raumnot und mangelnder Privatsphäre als Ursache benannte. Im weiteren Verlauf des Textes schlug Wertheimer den Bogen vom Verlust des Privaten als Grund für konkrete Probleme hin zu allgemeineren Tendenzen, denen das Familienleben im Ghetto unterlag. Er beschrieb zwei Pole, die sich seiner Meinung nach abzeichneten. Zum einen komme es in der Mehrzahl der Fälle zur Zerrüttung des Familienzusammenhalts und der Infragestellung überrkommener Rollenbilder, was er vor allem Not und Hunger zuschrieb. Zum anderen gebe es aber auch Beispiele großer Solidarität.

Die Forschung ist Peter Wertheimers zeitgenössischer bipolarer Deutung weitestgehend gefolgt. In kaum einer historiografischen Arbeit über das Leben in den Ghettos fehlt ein Zitat seiner plakativen Formulierung, »alle Schwierigkeiten überwindende Liebe [macht] lauterstes Herzensgold aufleuchten«.⁶¹⁶ Es ist freilich unbestreitbar, dass die Praktiken, die sich im Familienverband manifestierten, zwischen diesen beiden Extremen changieren konnten. Die Erkenntnis ist deshalb besonders wichtig, weil sie kein eindimensionales Verlustnarrativ begünstigt. Auch in der vorliegenden Arbeit dienen die beiden Pole Zerrüttung und Zusammenhalt deshalb als Richtschnur der Darstellung. Gerade, weil Peter Wertheimers kurzer Enzyklopädiebeitrag so wirkmächtig war und ist, sind an dieser Stelle einige wenige kritische Anmerkungen hilfreich. Mit dem Rekurs auf das jüdische Familienleben zu Beginn des Artikels schuf Wertheimer einen Ausgangs- und Vergleichspunkt, auf den er sich im Weiteren beziehen und verdeutlichen konnte, welche Änderungen dieses Familienleben im Ghetto durchlaufen hatte. So nachvollziehbar und sinnvoll dieser Textaufbau auch sein mag, so ist doch zu fragen, was genau mit einem spezifisch jüdischen Familienleben gemeint ist. Angesichts der weiter oben ausführlich beschriebenen Heterogenität des Judentums, die sich im 19. Jahrhundert herausgebildet und in der Zweiten Polnischen Republik noch verstärkt hatte, kann von einem einzigen Familienkonzept kaum die Rede sein. Waren chassidische Familien mit fünf und mehr Kindern eher die Regel als die Ausnahme, hatten verheiratete assimilierte Ehepaare häufig nur bis zu zwei Kinder. Auch die Lebenswirklichkeit der Familien unterschied sich entlang der Klassen- und innerjüdischen Konfessionsgrenzen erheblich. Wertheimer war diese Heterogenität prinzipiell sicherlich klar. Er bezog sich wohl eher auf die Familie als emotionales Bezugssystem

616 Ebd., Bl. 84.

und ging davon aus, dass Juden familiären Zusammenhalt besonders wertschätzten. Hierbei scheint es sich allerdings eher um ein Klischee zu handeln, das in Literatur und Musik oft reproduziert wurde und so zu einem kulturellen Topos geworden war, der nur bedingt mit der Realität übereinstimmte. Peter Wertheimer benutzte diesen Topos als passenden Einstieg in seinen Text und als Kontrastfolie, vor deren Hintergrund er die Entwicklung im Ghetto treffend schildern konnte. Auch wenn die Beobachtungen Wertheimers insgesamt wie erwähnt zutreffend und seine Kategorisierung für die historiografische Analyse nützlich sind, wäre die gleichzeitige Übernahme des Ausgangsstereotyps einer mehrdimensionalen Sichtweise abträglich.

Doch das Idealbild der jüdischen Familie ist nicht das einzige Stereotyp in Wertheimers Artikel, das zu hinterfragen ist. Auch seine Annahme, die hohe Bevölkerungsdichte und die Enge in den Wohnräumen hätten automatisch zu einer Reduktion von Intimität und sexuellen Aktivitäten geführt, bedarf genauerer Überprüfung. Sie mag für diejenigen Gruppierungen der Ghettobevölkerung gegolten haben, die bereits vor dem Krieg in der Dichotomie von »öffentlich« und »privat« dachten, das heißt, für diejenigen, die mehr oder weniger an die bürgerliche Kultur assimiliert waren. Weite Teile der jüdischen sowie der nichtjüdischen Bevölkerung Polens auf dem Land, aber auch in den Arbeiterquartieren der Städte waren das Zusammenleben auf engstem Raum in gewisser Weise gewohnt und konnten sich Hemmungen mit Bezug auf Intimität und Sexualität nicht immer leisten. Selbstverständlich waren auch diese Bevölkerungsgruppen der permanenten existenziellen Bedrohung durch die Vernichtungsaktionen der deutschen Besatzer ausgesetzt. Auch ihre Praktiken hatten im Jahr 1944, als die Enzyklopädie entstand, zweifelsohne grundlegende Transformationen durchlaufen. Dennoch würde die vorschnelle Übernahme von Wertheimers Verallgemeinerung eine unzulässige Verkürzung begünstigen. Wertheimers Aussage ist eher ein Hinweis auf den sozio-kulturellen Hintergrund des Verfassers. Als Prager Jude, der erst im Herbst 1941 in das Ghetto kam, waren ihm die Lebenswelten der Ostjuden, insbesondere der Chassidim, aus der Vorkriegszeit möglicherweise nicht besonders vertraut. Er hatte diese Bevölkerungsgruppen erst aus eigener Anschauung kennengelernt, als bereits zwei Jahre deutscher Besatzungsherrschaft vorüber waren. So war es für ihn naheliegend und plausibel, sein eigenes Verständnis der Zusammenhänge von intimen Praktiken und Privatsphäre auf andere Gruppierungen anzuwenden.

Eltern-Kind-Verhältnisse

Um solche zeitgenössischen Sichtweisen nicht vorschnell zu reproduzieren, bedarf es, wie es scheint, eines genaueren Blicks in die Details der Ego-Dokumente. Es bietet sich an, die Transformationen privater Praktiken im breit gefächerten Spannungsfeld der Pole Egoismus und Solidarität zu verorten. Andrea Löw hat in ihrer großen Generalstudie über das Ghetto Litzmannstadt bereits Facetten des Familienlebens als Teil des Ghetto-Alltags benannt. Hierbei hat sie das Verhältnis Dawid Sierakowiaks zu seinem Vater Majlech als Beispiel dafür angeführt, wie dramatisch sich Eltern-Kind-Verhältnisse verschlechterten.⁶¹⁷ Auch in den bisherigen Kapiteln der vorliegenden Arbeit sind die Schwierigkeiten, die beide miteinander hatten, bereits verschiedentlich deutlich geworden, genau wie problematische Entwicklungen in anderen Familien. Erinnert sei etwa an den zunehmenden Jähzorn Rudolf Goldbarths, unter dem seine Tochter Ruth im Warschauer Ghetto zu leiden hatte. Gerade das Beispiel Dawid Sierakowiaks zeigt jedoch, welch komplexe Beziehungen sich zwischen den Mitgliedern einer einzigen Familie entfalten konnten. Auch wenn die beiden Pole Zusammenhalt und Zerrüttung die allgemeine Tendenz generell zutreffend beschreiben, reichen sie für den individuellen Fall nicht immer aus. Das Familienleben, das Dawid Sierakowiak im Ghetto führte, war mit Bezug auf den Vater in der Tat von wachsendem Misstrauen und negativen Gefühlen geprägt, gleichzeitig wuchs die Solidarität mit Mutter und Schwester.

Im Laufe der Zeit waren die Verteilung der Nahrungsmittelrationen sowie die Nahrungsaufnahme diejenigen Praktiken, die das Familienleben der Sierakowiaks immer mehr prägten.⁶¹⁸ Am Essen entzündeten sich die Konflikte mit dem Vater und die Frage, wie diese Konflikte auszutragen seien, nahm in Dawid Sierakowiaks Tagebuch ebenfalls breiten Raum ein.⁶¹⁹ Das Beispiel Sierakowiaks ist aus mehreren Gründen sehr gut geeignet, die vielschichtigen Entwicklungen des Familienlebens unter der Besatzung und im Ghetto zu analysieren. So bietet sein Tagebuch die Perspektive eines Jugendlichen, denn Dawid Sierakowiak, geboren am 25. Juli 1924, war erst knapp 15 Jahre alt, als er im Juni 1939 in das erste Heft zu schreiben begann, das überliefert ist. Als seine Aufzeichnungen im April 1944 endeten, war er 18, und als er am 8. August 1944 an Tuberkulose starb, 19 Jahre alt, das heißt er durchlebte seine Adoleszenz zu einem großen Teil im Ghetto. Außerdem deckt kaum ein anderes einzelnes Ego-Dokument eine solch lange Zeitspanne von fast vier Jahren ab. Zum anderen beginnt das Tagebuch bereits vor Kriegsbeginn, was eher eine Ausnahme

617 Löw, *Juden*, S. 382 f.

618 Die gleiche Situation schildert Mietek Ejchel aus Warschau, Ejchel, *AŻIH* 301/274.

619 Vgl. Majer Rokitowicz, *AŻIH* 301/316.

darstellt. Sierakowiaks Einträge von Juli und August 1939 veranschaulichen die emotionale Ausgangslage innerhalb der Familie. Wie bereits weiter oben erwähnt, befand sich Dawid Sierakowiak im Juli 1939 vier Wochen lang in einem Sommerlager für jüdische Jugendliche im polnischen Teil des Karpaten-Gebirges. Es bleibt unklar, ob Sierakowiak bereits zuvor Tagebuch geführt oder ob ihn der Ferienaufenthalt weit entfernt von Heimatstadt und Familie dazu veranlasst hatte. Auf jeden Fall war die lange Abwesenheit von zu Hause etwas Besonderes, womöglich war Sierakowiak gar zum ersten Mal so lange von Eltern und Schwester getrennt. Einen Tag nach der Ankunft im Ferienlager hielt Sierakowiak seine Gefühle im Tagebuch fest:

»Ich kann schwimmen und wandern. Meine liebe Mama wird froh sein. Wir sind zum ersten Mal im Dunajec geschwommen. Sie machen sich zuhause solche Sorgen wegen des Schwimmens. Ich habe ihnen gleich nach meiner Ankunft eine Karte geschickt. Hätte ich doch schon eine Antwort. Ich glaube, ich fange an, sie zu vermissen.«⁶²⁰

Was Sierakowiak erlebte, bezog er sogleich auf seine Mutter und stellte sich deren mögliche Reaktion vor. Er wusste, dass die Familie an ihn dachte und sich sorgte, umgekehrt hatte auch er ein großes Bedürfnis nach Kommunikation. Das Verhältnis zu seiner Familie, insbesondere zu seiner Mutter, war offensichtlich sehr gut. Normal war sicherlich auch, dass Sierakowiak angesichts des abwechslungsreichen und mitunter körperlich anstrengenden Ferienprogramms nach einigen Tagen nicht mehr sein Heimweh erwähnte, sondern ganz von den Aktivitäten vor Ort in Anspruch genommen war. Das Zuhause war jedoch stets präsent, und als ein Schulfreund aus Łódź eine Nachricht über den völlig überraschenden Tod seines Vaters erhielt, bewertete Sierakowiak diesen Vorfall als »schrecklich«.⁶²¹ Selbst in den wenigen Zeilen, in denen Sierakowiak darüber berichtete, teilt sich etwas von der Empathie und dem Schrecken mit, die er empfand. Für ihn selbst, so darf man getrost annehmen, wäre eine solche Nachricht ebenfalls ein großer Schock gewesen – Vater oder Mutter zu verlieren war etwas, womit ein 15-Jähriger nicht rechnete und auch nicht rechnen musste.

Nach dem Ende der Ferien, während derer Sierakowiak aufmerksam die politischen Entwicklungen in Europa verfolgt hatte, verlief das Wiedersehen mit der Familie sehr erfreulich. Als Erste traf er seine Mutter, die ihn abholen kam: »Ich gehe zu einer Straßenbahn mit meiner schweren Tasche. Auf dem Weg dorthin treffe ich Mama. Gott, was für eine Freude! Zuhause dasselbe

620 Sierakowiak, Diary, Eintrag vom 30. Juni 1939, S. 21.

621 Ebd., Eintrag vom 18. Juli 1939, S. 24.

mit Vater und Schwester.«⁶²² In diesem kurzen Eintrag kommt ebenfalls das liebevolle Verhältnis zur Mutter und zur ganzen Familie zum Ausdruck.⁶²³ Auch nachdem die Deutschen Łódź erobert hatten und sich das Leben der Familie Sierakowiak schnell veränderte, hielt die Familie lange Zeit zusammen. Dawid Sierakowiaks Eltern trennten sich nicht wie so viele andere Paare im Ghetto, auf deren Beweggründe weiter unten eigens eingegangen wird. Ebenso wenig entschied sich eines der Elternteile zur Flucht, als dies noch möglich gewesen wäre. Doch über diese objektiv messbaren äußeren Faktoren hinaus erwies sich der familiäre Zusammenhalt auch in emotionaler Hinsicht zunächst als recht stabil. Als Dawid Sierakowiak in der ersten Oktoberhälfte vornehmlich aus finanziellen Gründen der Schule verwiesen wurde, zeigten sich seine Angehörigen solidarisch, indem sie ihren Unmut über den Ausschluss bekundeten und ihr Verständnis für die Gemütslage des Sohnes ausdrückten.⁶²⁴ Gut zwei Wochen später ereignete sich eine Episode, in der sich die Sorge der Eltern um ihren Sohn zeigte.⁶²⁵ Zwei deutsche Soldaten kamen in die Wohnung der Familie, nahmen einige kleinere Gegenstände an sich und forderten Dawid Sierakowiak auf mitzukommen. Angesichts der generell sehr bedrohlichen Situation war die Nachfrage Majlech Sierakowiaks, wohin sein Sohn mitgenommen werde, durchaus mutig. Die Deutschen zwangen den jungen Sierakowiak und einen seiner Bekannten dazu, sie bei ihren weiteren Wohnungsdurchsuchungen zu begleiten und die beschlagnahmten Gegenstände für sie zu tragen. Obwohl der Korb, den beide schleppen mussten, viel zu schwer war, litten beide weniger unter der physischen Belastung als unter der Angst, der Ungewissheit und der Demütigung, die sie empfanden. Es kam zu keiner körperlichen Misshandlung, nach einiger Zeit ließen die Deutschen die beiden Jungen wieder gehen. Der Schreck saß Dawid Sierakowiak tief in den Knochen, noch Tage später bezog er sich in seinem Tagebuch auf das Erlebnis. Eindringlich beschrieb er, wie sich seine Eltern verhielten, als er schließlich wieder nach Hause zurückkam: »Mein Vater wartet vor unserem Gebäude auf mich, besorgt und nervös. Mama, geschwächt, weint drinnen. Alle Nachbarn starren mich an.«⁶²⁶

Dawid Sierakowiaks Eltern hatten keinerlei Möglichkeiten, ihrem Sohn tatsächlich zu helfen, gegen die deutschen Soldaten hätten sie kaum etwas ausrichten können. Angesichts dieser Ohnmacht war der Ausdruck ihrer Gefühle fast die einzige Möglichkeit, ihre Solidarität und ihre Sorge irgendwie

622 Ebd., Eintrag vom 26. Juli 1939, S. 25.

623 Auch Dwojra Altmann erinnerte sich an das Familienleben, das sie in Łódź vor Kriegsbeginn führte, als sehr positiv. Altmann, AŻIH 302/156, 7. Juli 1945, Bl. 2. f.

624 Sierakowiak, Diary, Eintrag vom 11. Oktober 1939, S. 51.

625 Ebd., Eintrag vom 28. Oktober 1939, S. 55-57.

626 Ebd., S. 57.

zu zeigen. Der Vater konnte nicht hinter seinem Sohn hergehen oder ihn gar befreien, sondern lediglich vor dem Wohnhaus auf ihn warten. Er exponierte sich außerhalb der Wohnung, wenngleich dieses Exponieren bestenfalls noch symbolischen Charakter hatte. Die Wohnung bot keinen echten Schutz vor Übergriffen mehr, wie spätestens diese Episode gezeigt hatte, weshalb es im Ergebnis keinen großen Unterschied machte, ob der Vater innerhalb oder außerhalb wartete. Doch auch wenn die ursprüngliche Funktion der Wohnung als Schutz- und Rückzugsraum unter den Bedingungen der Besatzung faktisch nicht mehr gegeben war, so orientierte sich Majlech Sierakowiak in seiner Handlung daran, weil es seiner Gewohnheit entsprach. Ein letzter Rest der Schutzfunktion der Wohnung hatte sich erhalten, denn dort war Dawid Sierakowiak nicht den entsetzten Blicken der Nachbarn ausgesetzt, wie er am Schluss des Eintrags andeutete.

Das Eltern-Kind-Verhältnis wurde in dieser Episode in brutaler Weise auf die Probe gestellt, die Eltern konnten ihrer Schutzaufgabe nicht mehr nachkommen. Inwiefern Dawid Sierakowiak angesichts solcher Erfahrungen das Vertrauen in seine Eltern verlor, lässt sich anhand seines Tagebuches nicht nachvollziehen, entsprechende Bemerkungen gibt es keine. Auch erwähnte er keinen Zusammenhang mit seinen Bemühungen darum, sich eher mit Freunden als mit seinen Eltern darüber zu unterhalten, wie sich die Dinge in Lodz bzw. Litzmannstadt entwickelten. Es ist also gut möglich, dass diese Tendenz eher mit allgemeinen altersspezifischen Abnabelungsversuchen zu tun hatte. Gleichwohl mag hier zumindest teilweise der Keim für die spätere Entfremdung insbesondere mit dem Vater gelegt worden sein. Wie bereits weiter oben im Hinblick auf die Herausbildung von Tagesroutinen beschrieben, gewöhnte sich Sierakowiak während der ersten Monate der Besatzung an, abends Freunde zu besuchen, mit ihnen Nachrichten zu hören und darüber zu diskutieren.⁶²⁷ In der Suche nach Nähe zu Freunden und Gleichgesinnten drückte sich zumindest ein Stück weit die Abkehr von den Eltern aus, mit denen ein entsprechender Austausch offenbar ohne Weiteres nicht möglich war. Zumindest schien Sierakowiak nicht aktiv versucht zu haben, mit ihnen darüber zu sprechen.

Neben den Praktiken der Solidarität und des Zusammenhalts bzw. der sich zumindest andeutenden Entfremdung gewann während der ersten Besatzungsmonate ein Kernthema an Kontur, das im weiteren Zeitverlauf das Familienleben immer mehr bestimmte.⁶²⁸ Die Frage, wovon sich die Familie ernähren solle und wie sie den allgemeinen Nahrungsmangel verwalten könne, war bereits im Oktober 1939 sehr wichtig. In seinem Eintrag vom 23. Oktober

627 Ebd., Eintrag vom 25. September 1939, S. 44.

628 Vgl. hierzu wesentlich knapper Tauba Szmaragd, AŽIH 301/208.

1939 beschrieb Sierakowiak noch mehr oder weniger neutral die Versorgungslage: »Ich esse keinerlei Fleisch oder Fett oder Brot. Kartoffeln zum Frühstück, Mittagessen und Abendessen, in allen erdenklichen Formen. So leben wir jetzt, [...]«. ⁶²⁹ Sierakowiak litt unter der Mangelernährung, doch noch entzündeten sich an der Praxis des Essens keine innerfamiliären Konflikte. Auch wenn in den Monaten zwischen Kriegsbeginn und Abriegelung des Ghettos Hunger und Unterernährung noch nicht so groß waren wie danach, veränderten sich Praktiken, bei denen Essen und Trinken wichtig waren, bereits stark. ⁶³⁰ Biografische Ereignisse, die üblicherweise mit einer Feier begangen wurden, spielten auch unter der Besatzung und im Ghetto eine Rolle und waren Gelegenheiten, an denen Familienverbände zusammenkamen. Anfang November 1939 gab es mit der Hochzeit des Cousins Abe auch in Dawid Sierakowiaks Familie ein solches Ereignis. ⁶³¹ Ironisch bemerkte Sierakowiak, der Cousin habe einen exzellenten Zeitpunkt für die Hochzeit gewählt und beschrieb knapp, man habe mit Blitzgeschwindigkeit und ohne Alkohol gefeiert. Zeitliche Verkürzung war ein Mittel, Praktiken zu transformieren, um sie im Kern beibehalten zu können. Sierakowiaks Cousin schien dieses Mittel ebenfalls angewendet zu haben. Der kurze Satz in diesem Tagebucheintrag bezieht sich zwar vor allem auf die Veränderung des zeitlichen Rahmens, verrät aber doch auch, dass es eine zumindest rudimentäre Feier gegeben haben muss. Der Verzicht auf alkoholische Getränke, im Vergleich mit der im November 1939 noch nicht allzu lange zurückliegenden Vorkriegszeit ein offensichtlicher Mangel, gehorchte derselben Transformationslogik. Obwohl die Feier sehr kurz war und man auf wichtige Elemente verzichten musste, die den besonderen Anlass verdeutlicht hätten, war die Hochzeit für die weiter gefasste Familie dennoch eine Gelegenheit, sich zu treffen und an Praktiken der Vergangenheit anzuknüpfen. Jenseits solch seltener Momente der Nähe, die über den engen Kreis der Kernfamilie hinausging, verschlechterte sich die Stimmung in Dawid Sierakowiaks sozialem Nahbereich zusehends. Die Verzweiflung der Eltern wuchs, da sie keinerlei Aussicht sahen, aus der sich verschärfenden Notlage zu entkommen. Sierakowiaks Mutter weinte oft und der Vater wurde immer nervöser. ⁶³² Um den familiären Zusammenhalt zu stärken, konnte Sierakowiak wenig tun. Er versuchte, seine Mutter im Haushalt zu entlasten. »Ich habe heute den Boden geschrubbt. Ich

629 Sierakowiak, Diary, Eintrag vom 23. Oktober 1939, S. 54.

630 An ähnliche Erlebnisse in Litzmannstadt erinnerte sich Abraham Feldman, Feldman 22. September 1947, AŽIH 301/2797.

631 Sierakowiak, Diary, Eintrag vom 4. November 1939, S. 58.

632 Ebd., Eintrag vom 28. November 1939, S. 65 f., Eintrag vom 30. November 1939, S. 66, Eintrag vom 1. Dezember 1939, S. 66.

wollte nicht, dass Mama ermüdet, wegen ihrer Arthritis«, notierte er etwa am 22. Dezember 1939.⁶³³

Leider sind die Notizhefte, in denen Dawid Sierakowiak Tagebuch führte, für das ganze Jahr 1940 und die ersten drei Monate des Jahres 1941 nicht überliefert. Wie Sierakowiak und seine Familie die Ghettoerrichtung im Frühjahr 1940 erlebte, ist daher nicht bekannt. Ende Mai 1941 gab er jedoch einen detaillierten Einblick in den Tagesablauf, der sich innerhalb der Ghattomauern mittlerweile eingespielt hatte:

»Daheim steht es nicht zum Besten, obwohl auch Mama arbeitet. Sie geht um sieben aus dem Haus und kommt um neun Uhr abends wieder. Vater geht jetzt täglich von acht bis acht zum Dienst. Der ganze Haushalt liegt also auf Nadzias Schultern, die auch das ewige Schlangestehen, das Aufräumen usw. erledigt, trotz der einen Suppe am Tag und der 30 Dekagramm Brot (sie und Mama geben Vater immer 10 Dekagramm Brot ab, doch er weiß das nicht zu schätzen und sein Verhalten ihnen und mir gegenüber ist nicht gut, er legt einen unersättlichen Egoismus an den Tag). [...] Zu Hause kochen wir nicht mehr, weil wir nichts zum Kochen haben. Die uns zustehenden Kartoffeln bekommen wir nicht, weil es im Getto keine gibt. Überhaupt wird es mit den Lebensmitteln immer schwieriger. [...] Mit einem Wort: Echte Kriegserntezeit.«⁶³⁴

Ein Familienleben im herkömmlichen Sinne gab es kaum noch, da drei der vier Familienmitglieder den Großteil des Tages außerhalb der Wohnung bei der Arbeit verbrachten. Doch nicht nur deshalb kam die Familie nicht mehr zu gemeinschaftlichen Praktiken wie dem Mittagessen zusammen. Die allgemeine Mangel an Nahrung war ebenfalls eine Ursache dafür, dass man in Sierakowiaks zu Hause aufgehört hatte zu kochen.⁶³⁵ Praktiken, in denen sich Nähe und Zusammenhalt hätten manifestieren können, waren entweder zum Erliegen gekommen oder erzielten knapp zwei Jahre nach Kriegsbeginn sogar einen gegenteiligen Effekt.⁶³⁶ Sierakowiaks Schwester Nadzia leistete nach

633 Ebd., Eintrag vom 22. Dezember 1939, S. 72.

634 Ebd., S. 94f., zitiert nach Sierakowiak, Ghattotagebuch, Eintrag vom 26. Mai 1941, S. 40.

635 Vgl. zu Nahrungsmangel und Hunger im Winter und Frühjahr 1941 Frank, AŽIH 302/3, Einträge vom 13. und 14. Januar 1941. Über die mangelhafte Qualität der Nahrung, die in den Ghettos ankam, gibt der Bericht von Beniamin Horowitz Auskunft, der in der Warschauer Versorgungsstelle arbeitete. Siehe Horowitz, AŽIH 392/121.

636 Welche Rolle das Essen und die Zubereitung der spärlichen Lebensmittel spielen konnten, zeigt die Erinnerung Zeldas Gotlibs aus Warschau. Gotlib schreibt von ihren Bemühungen, genügend Nahrung zu beschaffen, und erzählt, wie sie mit anderen Ghattobewohnern Kochrezepte austauschte. Gotlib, 24. Februar 1948, AŽIH 301/3305.

wie vor einen wichtigen Beitrag für das Familienleben, indem sie alleine den Haushalt führte, obwohl sie zum damaligen Zeitpunkt erst 15 Jahre alt war. Schwester und Mutter zeigten ihre Verbundenheit mit dem Vater bzw. Ehemann, indem sie ihm ein Viertel ihrer viel zu knapp bemessenen Tagesration an Brot abgaben. Sierakowiak erwähnte an dieser Stelle nicht, welche Gründe zu diesem Akt der Solidarität geführt hatten. Möglicherweise waren herkömmliche Rollenverteilungen innerhalb der Familie, die den Vater und Ehemann als Familienoberhaupt anerkannten und ihm deshalb das Recht auf mehr Nahrung zusprachen, die Ursache. Sicher war sich Sierakowiak, wie negativ sich das Verhalten des Vaters, das er mit deutlichen Worten charakterisierte, auf die Familie auswirkte. Anders als erwartet reagierte Majlech Sierakowiak nicht dankbar und anerkennend. Vielmehr schien es, als hätte er den großzügigen Verzicht zu seinen Gunsten als selbstverständlich angesehen. Glaubt man seinem Sohn, hielt er an den Vorrechten der Vorkriegszeit fest und wollte nicht erkennen, dass sich die Voraussetzungen derartiger Gewohnheiten grundlegend geändert hatten oder verhielt sich zumindest nicht entsprechend. Der Eintrag zeigt, wie die allgemeine katastrophale Lage im Ghetto und individuelles Verhalten ineinandergriffen und das Familienleben gleichermaßen prägten. Asymmetrische Machtverhältnisse der Vorkriegszeit, die mit Geschlechterrollen korrelierten, setzten sich vordergründig fort. Im genannten Beispiel waren die beiden weiblichen Familienmitglieder immer noch bereit, die traditionelle Rolle des männlichen Familienoberhauptes durch ihre Handlungsweisen anzuerkennen. Sie konnten damit aber nicht mehr die gewünschte Wirkung erzielen und den familiären Zusammenhalt stärken, weil der Vater mittlerweile andere Prioritäten entwickelt hatte. Er gestand der Familie anders als noch in den ersten Kriegsmonaten keinen besonderen Stellenwert zu, sondern richtete seine Praktiken nur noch an seinen eigenen physischen Bedürfnissen aus. Zumindest war dies die Sichtweise des Sohnes, der in diesem Fall nicht unmittelbar betroffen war, sondern beschrieb und bewertete, was sich zwischen den andern drei Familienmitgliedern abspielte.

Als im Juli 1941 die jüdische Selbstverwaltung im Ghetto Litzmannstadt unter Leitung des Judenältesten Mordechai Chaim Rumkowski das ghettointerne Unterstützungs- und Entlohnungssystem änderte, verschob sich die Tektonik innerhalb der Familie Sierakowiak noch mehr. In der Folge verlor Majlech Sierakowiak sein Einkommen und musste unentgeltlich arbeiten.⁶³⁷ Auch die Mutter musste mit Arbeitslosigkeit rechnen, was die Gesamtsituation noch verschärfte. Der wirtschaftliche Abstieg des Vaters schwächte dessen innerfamiliäre

637 Sierakowiak, Diary, Eintrag vom 1. Juli 1941, S. 108 (zitiert nach Sierakowiak, Ghetotagebuch, S. 60).

Position weiter, die sich implizit aus dessen Funktion als Versorger speiste. Die entstehende Lücke versuchte Dawid Sierakowiak auszufüllen, der seine intellektuellen Fähigkeiten schon seit längerer Zeit nutzte, um mit Nachhilfestunden Geld zu verdienen: »Meine Nachhilfestunden tragen wieder, wie vor einem Jahr, die Hauptlast des Haushalts.«⁶³⁸ An der Situation änderte sich fast zwei Monate lang nichts und die anhaltenden finanziellen Engpässe erhöhten den Druck auf den jungen Sierakowiak: »Zu Hause ist es mau, die Unterstützung haben wir noch nicht erhalten, Mutter verdient nichts und Vater sehr wenig. Die ganze Zeit warten sie auf meine paar Mark.«⁶³⁹ Zwar erhielt Majlech Sierakowiak Ende August 1941 wieder bezahlte Arbeit, das heißt, er brachte immer noch genügend Initiative auf, um die eigene und die familiäre Lage zu verbessern.⁶⁴⁰ Gleichwohl war die Verschiebung der Verantwortlichkeiten innerhalb der Familie nicht ohne Folgen für das Verhältnis der Familienmitglieder geblieben.⁶⁴¹ Phasen wie die im Sommer 1941 belasteten die ohnehin nicht ganz einfache Beziehung zwischen Vater und Sohn Sierakowiak nachhaltig, eine Beziehung, die sich freilich nicht linear entwickelte. Als sich die wirtschaftliche Situation wieder etwas verbesserte, wirkte sich dies auch auf den familiären Zusammenhalt aus, wenngleich nicht mehr dessen vorherige Qualität erreicht wurde. Wie Dawid Sierakowiak schrieb, füllte er im Juli 1941 nicht zum ersten Mal die Versorgerrolle aus, das heißt, das innerfamiliäre Klima unterlag Konjunkturen, die abhängig von der allgemeinen und individuellen wirtschaftlichen Lage und den Versorgungsmöglichkeiten mit Lebensmitteln waren.⁶⁴²

Zwischen Ende Oktober 1941 und März 1942 klappt leider nochmals eine Lücke in der Überlieferung der Tagebücher Dawid Sierakowiaks, von März 1942 bis Mitte April 1943 ist das Tagebuch durchgehend erhalten, abgesehen

638 Ebd., Eintrag vom 8. Juli 1941, S. 110 (zitiert nach Sierakowiak, Ghattotagebuch, S. 63 f.).

639 Ebd., Eintrag vom 22. Juli 1941, S. 113 (zitiert nach Sierakowiak, Ghattotagebuch, S. 70).

640 Ebd., Eintrag vom 21. August 1941, S. 121 (zitiert nach Sierakowiak, Ghattotagebuch, S. 81).

641 Eine solche Verlagerung der Versorgerrolle gab es auch in Warschau. Anders als in Litzmannstadt bestand dort die Möglichkeit, Lebensmittel in das Ghetto zu schmuggeln, wofür häufig Kinder und Jugendliche eingesetzt wurden. Auf diese Weise trugen sie maßgeblich zum Unterhalt ihrer Familien bei. Vgl. die Erinnerungen Jerzy Ernners, Erner, AŻIH 301/259, oder des erst 1930 geborenen Józef Malczyk, 14. November 1946, AŻIH 301/2088, ebenso Leon Rosenblum, 1. April 1947, AŻIH 301/3704.

642 Die Versorgung mit Lebensmitteln und die Mangelernährung waren ein Dauerthema in vielen zeitgenössischen Ego-Dokumenten, siehe etwa Frank, Eintrag vom 28. Juli 1941, außerdem Taflowicz, AŻIH 302. Auch Berichte aus der unmittelbaren Nachkriegszeit bezeugen, dass Sierakowiaks Erfahrungen repräsentativ für einen sehr großen Teil der Ghettobevölkerung waren, vgl. Bericht Józef Zeliger, AŻIH 301/2494.

von einer zweimonatigen Unterbrechung von September bis Oktober 1942. Das Essen wurde als Thema in dieser Zeit immer noch wichtiger. Eine Sonderration im März 1942 verlieh allen Familienmitgliedern kurzfristig neue Energie und kittete zumindest oberflächlich das angespannte Verhältnis zum Vater, der nun auch imstande war, tatkräftig im Haushalt zu helfen.⁶⁴³ Die Gefühle von Zuneigung und Verbundenheit, die Dawid Sierakowiak für die jüngere Schwester und seine Mutter empfand, bezogen sich nun ebenfalls stark auf die Lebensmittelversorgung. So notierte er am 23. März 1942: »Ich bin äußerst froh, dass Nadzia jetzt eine Arbeit hat, und dort 1 Dekagramm Brot und 5 Dekagramm Wurst bekommt. Jetzt hat Mama ihre Suppe ganz für sich.«⁶⁴⁴ Die kurze Bemerkung gibt nicht nur Aufschluss über die Gedanken, die sich Sierakowiak um die beiden machte, sondern referiert auch die Solidarität und Fürsorge der Mutter gegenüber ihrer Tochter, mit der sie bis dahin offenbar ihre eigene Suppe geteilt hatte. Die Nähe, die beim gemeinsamen Verzehr der Mahlzeit zwangsläufig entstand, entsprang der Not und war kein Akt selbstbestimmter Gemeinschaftsbildung mehr. Vielmehr drückte sich in der Praxis des Teilens elterliche Verantwortung auf Kosten der eigenen körperlichen Kräfte aus, die unter der mangelnden Nahrung ebenfalls litten.

Umgekehrt bedeutete es eine neue Eskalationsstufe des schwelenden Dauerkonflikts mit dem Vater, als dieser nur wenige Tage später seinem Sohn Brot stahl.⁶⁴⁵ Ausgerechnet im Vorfeld des Pessach-Festes hatte Dawid Sierakowiak feststellen müssen, dass ihm Brot fehlte, worauf er nicht mehr mit seinem Vater sprach. Erst nach den Feiertagen rang er sich auf Bitten der Mutter und getrieben von seinem eigenen schlechten Gewissen dazu durch, den Vorfall zu vergessen: »Vielleicht lebt jetzt, trotz des Krieges und des Hungers, jeder zuhause »verträglich«, begründete er seinen Entschluss.⁶⁴⁶ Spätestens zu diesem Zeitpunkt war das Verhältnis zum Vater zerrüttet. Die Episode zeigt auch, wie wichtig im innerfamiliären Gefüge die Mutter als Vermittlerin war. Für sie setzte sich Dawid Sierakowiak denn auch besonders ein, als sie wieder einmal ohne Arbeit und somit ohne Aussicht auf die tägliche Suppe im Ressort war. Die Mutter war mittlerweile zu schwach, um körperlich anstrengende Arbeit bewältigen zu können. Sierakowiak suchte deshalb einflussreiche Bekannte auf und bat sie um eine leichtere Tätigkeit, bei der sie sitzen konnte.⁶⁴⁷

643 Sierakowiak, *Diary*, Eintrag vom 20. März 1942, S. 147.

644 Ebd., Eintrag vom 23. März 1942, S. 149.

645 Ebd., Eintrag vom 5. April 1942, S. 151.

646 Ebd.

647 Ebd., Eintrag vom 10. April 1942, S. 153, sowie Eintrag vom 15. April 1942, S. 154.

Neuralgische Punkte: Hunger, Deportationen und Tod

In den folgenden Monaten spitzten sich die zwei Bedrohungen, denen die Familie ausgesetzt war, dramatisch zu. Zum einen verschlechterte sich der Gesundheitszustand der Mutter weiter, und auch die übrigen Familienmitglieder wurden immer öfter krank, was angesichts des äußeren Drucks, sogenannte »Arbeitsunfähige« aus dem Ghetto zu deportieren, lebensbedrohlich war. Zum anderen verschärfte sich der Konflikt um die Nahrung. Majlech Sierakowiak bestand immer nachdrücklicher darauf, die viel zu geringen Essensrationen abzuwiegen, woran sich immer heftigerer Streit entzündete. Beide Bedrohungslagen griffen ineinander über und forderten besondere Solidarität und starken Zusammenhalt. In Dawid Sierakowiaks Tagebucheinträgen zeigt sich in diesen Monaten die Liebe zu seiner Mutter, für die er starkes Mitleid empfand. In seinem Eintrag vom 19. April 1942, nachdem die Mutter die erste von mehreren medizinischen Untersuchungen über sich ergehen lassen hatte, notierte er: »Armes, gebrochenes, schwaches, liebes, unglückliches Geschöpf.«⁶⁴⁸ Sura Sierakowiak hatte große Angst, die Deutschen würden sie deportieren, eine Angst, die sich letzten Endes als berechtigt erwies. In ihrer Verzweiflung warf sie sich weinend an die Brust ihres Sohnes, von dem sie offenbar mehr Trost und Hilfe erwartete als von ihrem Ehemann. Tatsächlich versuchte Dawid Sierakowiak nach wie vor, für sie eine ihren Möglichkeiten entsprechende Arbeit zu finden hatte jedoch keinen Erfolg. Das Verhalten des Vaters erschloss sich ihm nicht mehr, er vermutete sogar, der Vater wolle seine Frau loswerden, da er nichts für sie tue. Tatsächlich scheint es, als hätte Dawid Sierakowiak unter den bedrohlichen Umständen im Frühjahr und Sommer 1942 vom Vater nicht nur die Versorgerrolle, sondern auch eine umfassendere Verantwortung für die anderen Familienmitglieder übernommen, um die er sich dementsprechend kümmerte.

Während sich die Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn intensivierten, war die Mutter gezwungen, im Mai 1942 eine anstrengende Arbeit anzunehmen, der sie körperlich nicht gewachsen war. Majlech Sierakowiak nahm Kartoffeln mit in sein Arbeitsressort, wo er sie für sich zubereitete und allein aß.⁶⁴⁹ Er entzog sich bewusst der Familie und verlegte die Praktiken des Kochens und Essens nach außerhalb, um mit niemandem teilen zu müssen, was den Zorn seines Sohnes erregte. Noch dazu begann er wieder, Brot zu stehlen, wie Dawid Sierakowiak am 25. April festhielt:

»Ich habe hier solche Schwierigkeiten mit Podlaski, und Vaters Böswilligkeit spielt vielleicht auch eine Rolle. Mein Brot hat wieder begonnen zu ver-

648 Ebd., Eintrag vom 19. April 1942, S. 156.

649 Ebd., Eintrag vom 24. April 1942, S. 158.

schwinden. Ich schiebe es wie immer auf Vater, der wieder bei jeder Gelegenheit von uns klaut. Die Auseinandersetzungen werden jedes Mal heftiger und erbitterter.«⁶⁵⁰

Im Laufe des Monats Mai verlor der Vater jedwede Hemmungen und bestahl nicht nur seinen Sohn, sondern auch die anderen Familienmitglieder.⁶⁵¹ Dementsprechend schilderte Dawid Sierakowiak auf den Seiten seines Tagebuchs sehr ausführlich, wie wütend und entsetzt er über den Vater war. Bemerkenswert sind vor diesem Hintergrund die wenigen knappen Hinweise darauf, dass selbst zu diesem Zeitpunkt, als die Familie so sehr unter den fortwährenden groben Vertrauensbrüchen des Vaters litt, sich derselbe Vater mitunter immer noch solidarisch zeigen konnte. Er versuchte immerhin, seiner Frau zu einem besseren Arbeitsplatz zu verhelfen und wollte bei Ressortleiter Podlaski vorsprechen. Genau dies hatte Dawid Sierakowiak allerdings bereits mehrere Male erfolglos getan, weshalb er den Versuch seines Vaters denn auch als zwecklos bewertete. Wahrscheinlich setzte der Vater sein Vorhaben nicht in die Tat um, zumindest erwähnte Sierakowiak in den nächsten Tagebucheinträgen nichts, was darauf hindeutete. Es scheint fast, als hätte sich der Sohn im Laufe der Zeit nicht nur mehr Erfahrung, sondern auch größere Autorität errungen als der Vater, weil er sich im Unterschied zu diesem dauernd um das Wohlergehen seiner Angehörigen bemühte. Es ist gut möglich, dass Majlech Sierakowiak der Einschätzung seines Sohnes folgte und deshalb den Ressortleiter nicht aufsuchte.

Auf jeden Fall musste Sura Sierakowiak im Endeffekt ihre Arbeit aufnehmen, was sie weiter schwächte, außerdem erkrankten Majlech und Nadzia Sierakowiak.⁶⁵² Als auch noch der Judenälteste Rumkowski die für den 10. Mai angekündigte Ausgabe von Lebensmitteln auf den 15. Mai verschob, war Dawid Sierakowiak angesichts dieser Häufung familieninterner und allgemeiner Probleme so wütend und verzweifelt, dass er entgegen seiner Gewohnheit ein Konzert besuchte. Während der 90-minütigen Aufführung gelang es ihm, sich von der »alles einnehmenden Ghettoerlichkeit« zu distanzieren, ganz wie Marcel Reich-Ranicki es für Warschau beschrieben hatte.⁶⁵³ Während der Monate Juni, Juli und August änderte sich nichts an der Grundsituation, der Streit mit dem Vater kehrte regelmäßig wieder und die Mutter wurde nicht nur aufgrund des Hungers, sondern auch wegen der Zerrüttung in der Familie immer schwä-

650 Ebd., Eintrag vom 25. April 1942, S. 159 f. Podlaski war Sierakowiaks Vorgesetzter im Arbeitsressort.

651 Ebd., Eintrag vom 13. Mai 1942, S. 167, Eintrag vom 30. Mai 1942, S. 176-178, Eintrag vom 31. Mai 1942, S. 178.

652 Ebd., Einträge vom 5., 6., 7. und 8. Mai 1942, S. 163 f.

653 Ebd., Eintrag vom 9. Mai 1942, S. 164 f.

cher. Sierakowiak beschrieb die Praxis, die sich hinsichtlich der Verteilung des Essens herausgebildet hatte und bei der das egoistische Verhalten des Vaters deutlich wurde: »Was das Abwiegen und Aufteilen betrifft, geht es in der Wohnung immer härter zu. Den meisten Ärger gibt es natürlich mit Vater, der nach Möglichkeit alle betrügt und sich selbst für den am schlimmsten Betroffenen hält.«⁶⁵⁴ Von einem freiwilligen Teilen der Lebensmittel, das der Sorge um die anderen entsprang, konnte nicht mehr die Rede sein. Vielmehr war die Zuteilung der Nahrung Gegenstand geradezu kämpferischer Auseinandersetzung geworden, in der vor allem der Vater ausschließlich an sich selbst dachte. Dawid Sierakowiaks Zorn und Klagen auf den Seiten seines Tagebuchs sind vor allem auf sein Unrechtsempfinden zurückzuführen. Gleichzeitig war dieses Unrechtsempfinden die Voraussetzung dafür, den eigenen Anteil überhaupt einfordern zu können.

Vom 5. bis 12. September 1942 deportierten die deutschen Besatzer Tausende Ghettabewohner in das Vernichtungslager Kulmhof und ermordeten sie dort. Da die jüdische Selbstverwaltung auf deutschen Befehl während dieser Tage im ganzen Ghetto eine Ausgangssperre verhängte, wurde diese Vernichtungsaktion bereits von den Zeitgenossen als »Gehsperre« oder »Sperre« bezeichnet. Dawid Sierakowiaks Mutter Sura zählte ebenfalls zu den Opfern. Kaum in der Lage, sich auf den Beinen zu halten, geschweige denn, harte körperliche Arbeit zu verrichten, bestand sie nicht die medizinische Examinierung durch zwei Ärzte, die den deutschen Vorgaben entsprechend »arbeitsunfähige« Menschen für die Deportationen auswählten.⁶⁵⁵ Bereits am 3. September verbreiteten sich Gerüchte über die bevorstehende Aktion, die sich am Folgetag bestätigten. Dawid Sierakowiak, seine Schwester und seine Eltern fanden am 4. September noch ein letztes Mal in einem Akt der Solidarität als Familie zusammen. Sie gewährten einer Cousine des Vaters und ihrer drei Jahre alten Tochter Obdach in ihrer Wohnung und stellten sogar in Aussicht, die weitere Familie könne eventuell auch mit einziehen.⁶⁵⁶ Das Kind war unmittelbar bedroht, weil die Deutschen alle unter 10-Jährigen ebenso deportieren wollten wie über 65 Jahre alte Erwachsene. Die Einquartierung stellte für die Familie Sierakowiak durchaus ein Risiko dar, weil die Gefahr bestand, als Geiseln für das Kind in Haft genommen zu werden. Aus ebendiesem Grund hatte die junge Mutter ihre eigene Wohnung verlassen, um sich bei den Verwandten zu verstecken. Dawid Sierakowiaks Klage über die überfüllte und überhitzte Wohnung erinnert sehr an entsprechende Passagen in anderen Ego-Dokumenten und Berichten, deren

654 Ebd., Eintrag vom 21. Juni 1942, S. 188.

655 Ebd., Eintrag vom 5. September 1942, S. 221-226.

656 Ebd., Eintrag vom 4. September 1942, S. 217.

Autoren über Zwangseinquartierungen, etwa im Zuge der Ghettoerrichtungen, schrieben. Die Erfahrung räumlicher Enge bzw. das Zulassen von Nähe waren in diesem Fall Folge und Ausdruck der Solidarität innerhalb der Großfamilie.

Fast scheint es, als hätte Dawid Sierakowiak nicht wirklich damit gerechnet, dass seine Mutter deportiert werden könnte, obwohl er sich über ihren Zustand sicherlich im Klaren war. Sein Schreck war jedenfalls ebenso groß wie seine Trauer über den Verlust: »Meine allerheiligste, geliebte, gequälte, gesegnete MUTTER ist der blutrünstigen Bestie des germanischen Hitlerismus zum Opfer gefallen!!!«, leitete er den Tagebucheintrag vom 5. September 1942 ein.⁶⁵⁷ Der Cousine des Vaters und ihrem Kind war es gelungen, der Deportation zu entgehen, indem sie sich hinter dem Bett versteckten, wohingegen Sura Sierakowiak keine Möglichkeit hatte, zu entkommen. In einer dramatischen Aufwallung der Gefühle warf Dawid Sierakowiak nicht mehr nur seinem Vater, sondern auch der Schwester vor, der Mutter Essen gestohlen und so ihre Schwachheit mit verursacht zu haben. Wahrscheinlich bezog er sich auf die viele Male, die seine Mutter ihre Lebensmittelrationen mit der Tochter geteilt hatte und deutete diesen Vorgang zuungunsten der Schwester um. Die Mutter gab ihrem Sohn in der Sache recht und widersprach nicht, als er zu ihr sagte, sie habe »ihr Leben hingegeben, indem sie Lebensmittel borgte und abgab«.⁶⁵⁸ Allerdings machte sie deutlich, dass sie ihr Verhalten nicht bereue, sondern ihre Handlungen im Einklang mit höheren Werten wie Gott und Familie gestanden hätten. Sehr ausführlich beschrieb Dawid Sierakowiak die Minuten, in der sich seine Mutter von ihrer Familie verabschiedete:

»Sie küsste jeden von uns zum Abschied, griff nach der Tasche mit ihrem Brot und den paar Kartoffeln, die ich sie mitzunehmen zwang, und ging rasch ihrem so schrecklichen Schicksal entgegen. Ich brachte nicht die Willenskraft auf, ihr aus dem Fenster nachzusehen oder in Tränen auszubrechen. Wie versteinert saß ich da, ging und sprach ich. Wieder und wieder packten mich nervöse Krämpfe an Herz, Hand, Mund und Kehle, so dass ich glaubte, mir zerspringe das Herz. Doch es zersprang nicht, nein, es gestattet mir zu essen, zu denken, zu reden und mich schlafen zu legen.«⁶⁵⁹

Der Eintrag, der zu den umfangreichsten in den fünf erhaltenen Heften Dawid Sierakowiaks zählt, war bereits ein erster Schritt, den Verlust zu verarbeiten. Mit der ausführlichen Schilderung legte Sierakowiak den Grundstein für eine intensive Erinnerung. Noch in der Abschiedsszene selbst kamen ein

657 Ebd., Eintrag vom 5. September 1942, S. 221 (zitiert nach Sierakowiak, Ghattotagebuch, S. 172).

658 Ebd. S. 220 (zitiert nach Sierakowiak, Ghattotagebuch, S. 175).

659 Ebd.

letztes Mal Praktiken des familiären Zusammenhalts zum Tragen. In den Küssen der Mutter für die übrigen Familienmitglieder drückte sich ebenso Zuneigung aus wie in den wenigen Lebensmitteln, die ihr Dawid Sierakowiak mitgab. Beides, Küsse und Verpflegung, waren typische Abschiedsgesten, die der endgültige Charakter der Deportationen emotional um ein Vielfaches verstärkte. Gleichzeitig dienten sie innerhalb des Eintrags dazu, den Kontrast zu verdeutlichen, in dem diese Praktiken und vor allem die damit verbundenen Gefühle wie Liebe und Trauer, in der Sicht Sierakowiaks zum Verhalten des Vaters standen. Obwohl er durchaus anerkannte, dass der Vater zunächst an die untersuchenden Ärzte und die Männer des Ordnungsdienstes hinredete, um sie von ihrer Diagnose abzubringen, unterstellte er ihm vor allem Apathie und Egoismus. Er warf ihm vor, nicht sofort in die Stadt aufgebrochen zu sein, um »irgendwelche[n] allmächtige[n] Bekannte[n]« um Hilfe zu bitten.⁶⁶⁰ Sierakowiak kam nicht auf den Gedanken, dass es solche Bekannten nicht mehr gab, bzw. dass der Vater möglicherweise vor Entsetzen gelähmt und handlungsunfähig war – genau wie er es einige Zeilen später an sich selbst feststellen musste. Er sah nur, was der Vater angesichts der bevorstehenden Deportation seiner Frau tat. Es verstörte ihn, dass Majlech Sierakowiak vermeintlich ruhig die Suppe löffelte, die noch auf dem Tisch stand, und sich den Zucker aus der Tasche der Mutter holte. Er schloss aus diesen äußeren Handlungen auf die inneren Empfindungen des Vaters, der, so behauptete der Sohn, sogar froh darüber gewesen sei, nicht mehr mit seiner Frau zusammenleben zu müssen. Dieses Zusammenleben sei in der letzten Zeit noch schwerer geworden, worunter auch Sura Sierakowiak sehr gelitten habe. Verständlicherweise war Dawid Sierakowiak angesichts des Verlusts der Mutter nicht mehr in der Lage, rational zu denken. Anders als sonst vermochte er nicht die Widersprüche zu erkennen, die sich zwischen seiner Charakterisierung des Vaters, dessen Verhalten er als sehr negativ und abstoßend empfand, und seiner eigenen, im Grunde genommen nicht unähnlichen äußeren Reaktion auftraten, die er als Ausdruck tiefer Erschütterung begreifen konnte.

Der emotionale Gehalt des Tagebucheintrags teilt sich dem Leser unmittelbar mit. Gerade deshalb ist es wichtig, sich die innere Struktur des Eintrags und den Gedankengang seines Autors bewusst zu machen. Dawid Sierakowiaks Wahrnehmung folgte nur noch emotionalen Mustern, innerhalb derer der Vater eine Chiffre für den Zerfall der Familie war. Ein Stück weit war die Wut auf den Vater eine Möglichkeit, die eigene Verzweiflung zu kanalisieren. Der eigentlichen Ursache der Ereignisse ließ sich auf diese Weise freilich nicht beikommen. Trotz all der existenziellen Probleme und Belastungen war Dawid

660 Ebd. S. 174.

Sierakowiaks Familie zusammengeblieben. Auch wenn die Zerrüttung innerhalb der Familie zweifelsohne stark zugenommen hatte, zeigte sich bis kurz vor der Deportation der Mutter zumindest punktuell die Bereitschaft zu familiärer Solidarität. Den äußeren Zerfall der Familie hatten nicht die Lebensbedingungen im Ghetto, sondern die Vernichtungsaktion der Deutschen verursacht. In einigen wenigen Fällen gelang es, Angehörige zu befreien, die bereits zur Deportation abgeholt waren. So konnte zum Beispiel Harry Fogel seine Mutter aus dem Sammelpunkt befreien, indem er sich als Krankenpfleger verkleidete und sie so an den Wachen vorbei wieder nach Hause führen konnte. Aktionen wie diese waren jedoch die große Ausnahme und verliefen kaum je so erfolgreich wie in Fogels Fall.⁶⁶¹

Ein halbes Jahr nach der Deportation Sura Sierakowiaks starb ihr Mann Majlech und ließ Dawid und Nadzia als Vollwaisen zurück. Dem Tod des Vaters am 6. März 1943 ging eine mehrtägige Agonie voraus, während derer der Kranke regungslos und apathisch auf seinem Bett lag. Am 26. Februar 1943 hielt Dawid Sierakowiak fest: »Vater ist jetzt alles gleichgültig. Er hat Schwierigkeiten beim Atmen, spricht sehr wenig und isst weniger und weniger, obwohl sein Magen nicht krank ist.«⁶⁶² Sierakowiak beschrieb den Zustand seines Vaters emotionslos und sachlich, in den Monaten seit dem Verlust der Mutter hatte sich das Verhältnis der beiden weiter verschlechtert. Ihre Streitigkeiten entzündeten sich nicht mehr nur an der Nahrungsversorgung und -aufteilung, sondern es ging auch um die Antriebslosigkeit des Vaters, der sich um keine Arbeit mehr bemühen wollte.⁶⁶³ Hinzu kamen fortwährende gesundheitliche Probleme, die ebenso wenig zu einer Verbesserung der Stimmung beitrugen.⁶⁶⁴ Es scheint, als hätte sich Dawid Sierakowiak im Februar 1943 entgegen des Tonfalls, den er in seinem Tagebuch anschlug, wenn er auf den Vater zu sprechen kam, durchaus um ihn gesorgt. Zumindest lässt die einwöchige Lücke in seinen Aufzeichnungen, die sich zwischen 26. Februar und 6. März auftat, die Vermutung zu, Sierakowiak sei wegen des kritischen Zustandes des Vaters nicht zum Schreiben gekommen. Majlech Sierakowiak hatte sich zuvor phasenweise durchaus bereit gezeigt, im Sinne des Sohnes etwas zu einem friedlicheren Zusammenleben beizusteuern. Im Dezember 1942 war der Druck, den Dawid Sierakowiak ausübte, indem er nicht mehr mit seinem Vater sprach, so groß geworden, dass sich der

661 Harry Fogel Collection, Tagebucheintrag vom 15. September 1942, USHMM, Acc. 1995.A.0963.

662 Sierakowiak, Diary, Eintrag vom 26. Februar 1942, S. 252.

663 Vgl. ebd., Eintrag vom 3. Dezember 1942, S. 235.

664 Vgl. ebd., Eintrag vom 19. Dezember 1942, S. 240, sowie Einträge vom 2. bis 14. Januar 1943, S. 246f.

Vater doch noch einmal dazu auffraffte, eine bezahlte Arbeit anzunehmen.⁶⁶⁵ Der so erreichte »Friede« hielt jedoch nur, solange sich keine neuen äußeren Schwierigkeiten einstellten, die Mutter fehlte als ausgleichend wirkende Kraft im Familiengefüge.

Im Moment des Todes umsorgten Dawid und Nadja Sierakowiak ihren Vater und zeigten noch einmal physische und emotionale Nähe. Der Tagebucheintrag vom 6. März 1943 ist auch deshalb so wertvoll, weil der Autor darin sehr detailliert das Sterben im Ghetto beschreibt. Allgemein war der Tod im gewohnten häuslichen Umfeld im vierten Kriegsjahr keineswegs die Regel. In der Ghettochronik von Litzmannstadt, aber auch in Ego-Dokumenten gibt es viele Beschreibungen von Leichen auf den Straßen. Die Menschen fielen häufig völlig entkräftet auf der Straße um und blieben sterbend oder tot dort liegen, ohne dass sich jemand um sie kümmerte. Anders verhielt es sich im Falle Majlech Sierakowiaks, den seine Tochter mit einigen Löffeln Rote-Beete-Suppe fütterte, weil er zu schwach war, um selbstständig zu essen. Anschließend verließ sie gegen 15 Uhr die Wohnung, um Salat und Käse für den Sterbenden zu besorgen, im Ghetto eine große Herausforderung. Währenddessen blieb Dawid Sierakowiak alleine bei seinem Vater und wurde Zeuge seines Todes:

»Plötzlich, ungefähr um fünf vor vier, bat mich Vater, die Kissen etwas bequemer für ihn zu richten. Das tat ich. Vater beugte seinen Kopf und lag bewegungslos, sehr flach atmend. Von meinem eigenen Bett aus beobachtete ich ihn ständig und auf einmal dachte ich, ich hätte gesehen, dass er aufhörte zu atmen. Einige Minuten lang, benommen vor Furcht, konnte ich es selbst nicht glauben, und so war es etliche Minuten nach vier, als ich eine Nachbarin rief.«⁶⁶⁶

Zunächst fällt auf, dass Sierakowiak in der Sterbestunde des Vaters räumliche Distanz wahrte. Er entsprach zwar dessen Wünschen nach einer bequemerer Lagerung im Bett und hatte offenbar keine Berührungängste. Allerdings verspürte er anscheinend nicht das Bedürfnis, dem Vater die Hand zu halten oder durch andere Gesten Zuneigung oder Zuspruch zu zeigen. Seine Sorge drückte sich darin aus, dass er einen wachsamen Blick auf den Vater richtete, weshalb ihm kleinste Veränderungen nicht entgingen. Als Dawid Sierakowiak glaubte, der Vater sei tot, verharnte er bewegungslos in seiner Position. Erst die herbeigerufene Nachbarin konnte den Tod tatsächlich feststellen, als sie den Kopf des Vaters berührte. Anders als ihr Bruder reagierte Nadzia Sierakowiak, die, als sie von ihrem Besorgungsgang zurückkehrte und den Vater tot im Bett liegen

665 Ebd., Einträge vom 8. und 11. Dezember 1942, S. 237 bzw. S. 238.

666 Ebd., Eintrag vom 6. März 1943, S. 252.

sah, in Tränen ausbrach und sich auf den leblosen Körper warf. Die Trauer des Bruders lässt sich in diesem nüchternen und die technischen Details distanziert schildernden Eintrag lediglich im ersten und letzten Satz erahnen. Zu Beginn charakterisierte Sierakowiak den Verstorbenen als »unglücklich und einst so kraftvoll«, womit er implizit die aus seiner Sicht negative charakterliche Entwicklung des Vaters mit den Verhältnissen im Ghetto verknüpfte. Am Ende des Eintrags schilderte er die Einsamkeit, der er und seine Schwester am Abend in der Wohnung ausgesetzt waren. Er verzichtete auf Adjektive, um diese Situation genauer zu beschreiben oder seine Gefühle auszudrücken. Gerade weil Sierakowiak in seinem Tagebuch sehr selten einmal über die Unzulänglichkeit der Sprache klagte und seine Einträge immer einen sehr geschlossenen und sprachlich souveränen Eindruck machen, ist dieser Verzicht bemerkenswert. Der karge Stil, dessen er sich am Todestag des Vaters bediente, mag der Erschöpfung, vielleicht aber auch der Trauer entsprungen sein: »Wir haben nach unserem Onkel geschickt, der später am Abend zu uns kam. Niemand sonst von der Familie kam vorbei.«⁶⁶⁷ Auch am Folgetag, als der Vater gemäß jüdischer Tradition gewaschen und auf dem Friedhof beerdigt worden war, kümmerte sich keiner der Verwandten um die beiden einzigen Überlebenden der Familie: »Niemand kam abends zu uns nach Hause, und wir wurden über Nacht wieder alleine gelassen.«⁶⁶⁸ Was sich Dawid Sierakowiak in den vorangegangenen Monaten und Jahren mitunter sehnlich gewünscht hatte, nämlich allein und ungestört zu sein, frei von den Querelen in der heimischen Wohnung, hatte sich nun in das Gegenteil verkehrt, in das Gefühl großer Einsamkeit.⁶⁶⁹

Das Familienleben, das Dawid Sierakowiak in seinem Tagebuch beschrieb, war zweifelsohne kompliziert und schwierig. Zusammenhalt und Zerrüttung sind als Pole durchaus erkennbar, standen aber in einem nicht ganz einfachen Wechselverhältnis zueinander. Eine rein lineare Entwicklung vom einen zum anderen Pol ließe sich zwar konstruieren, was aber gleichzeitig hieße, die vielen Zwischentöne und Schattierungen zu übergehen. Die allgemeine Lage im Ghetto führte zu Konjunkturen der Solidarität oder des Egoismus. Der Zusammenhang zwischen äußeren Bedingungen und den Praktiken des Zusammenlebens in der Familie ist stets gegeben und sicher kein Spezifikum des Ghettos. Das Paradoxon des permanenten Ausnahmezustandes, der im Ghetto herrschte,

667 Ebd., S. 253.

668 Ebd., Eintrag vom 7. März 1943, S. 253.

669 Dieses Gefühl der Einsamkeit findet sich in vielen Ego-Dokumenten, häufig auch in Erinnerungen aus der Nachkriegszeit. Dwojra Altmann aus Litzmannstadt hatte im Spätherbst 1944 begonnen, ein Tagebuch zu schreiben, nachdem ihre Eltern im Zuge der Ghettoauflösung nach Auschwitz deportiert und dort ermordet worden waren. Altman, AŻIH 302/156, Eintrag vom 2. Juli 1945, Bl. 1.

und der stets eine die Existenz unmittelbar bedrohende Dimension aufwies, verstärkte jedoch die Abhängigkeit der privaten Praktiken von Außenfaktoren. Die materielle Not, die Nahrungsknappheit und der Hunger konnten nicht ohne Folgen bleiben. Die emotionalen Reaktionen verschoben sich ebenso wie Normen des Umgangs miteinander. Hatte Dawid Sierakowiak nach der Deportation der Mutter im Herbst 1942 noch beklagt, wie egoistisch der Vater auf den Verlust reagierte, der nur an das eigene materielle Wohlergehen zu denken schien, handelte er selbst in den Tagen nach dem Tod des Vaters nicht viel anders. Er freute sich nicht über dessen Tod, konnte aber ebenso wenig umhin, aufmerksam die größere Menge an Lebensmitteln zu registrieren, die ihm und seiner Schwester nun zur Verfügung standen.⁶⁷⁰ Auch der Sommermantel des Verstorbenen stellte eine Ressource dar, deren Verkauf eine kurzfristige wirtschaftliche Verbesserung bedeutete. Doch in Sierakowiaks Selbstbeobachtung ausschließlich einen Beleg dafür zu sehen, wie ausweglos und zwangsläufig das Leben im Ghetto jedwede zivilisatorische Praxis erodieren ließ, griffe ebenfalls zu kurz. Was einerseits wie Verrohung und Egoismus angesichts des Todesfalls aussah, war andererseits Ausdruck von Solidarität und Verantwortung für die jüngere Schwester, die nach dem Verlust beider Eltern mehr denn je auf Dawid Sierakowiaks Unterstützung angewiesen war. Diese Verantwortung nahm der junge Mann auf sich, wie sich in den wenigen verbleibenden Tagebucheinträgen bis Mitte April 1943 zeigt.

Die Familie: Normativer Bezugspunkt und emotionaler Resonanzraum

Die Größe des Ghettos Litzmannstadt, in dessen Mauern zeitweilig fast 200.000 Menschen mit Lebensmitteln versorgt werden mussten, beeinflusste das Leben im Ghetto ebenso grundlegend wie die nahezu hermetische Abriegelung des Gebiets. Beides war im Ghetto von Tomaschow, wo Lutek Orenbach von Dezember 1939 bis mindestens Februar 1942 lebte, nicht gegeben. Dort konnten sich die Ghettobewohner auch außerhalb des Ghettogebietes relativ frei bewegen, wie im vorigen Kapitel deutlich geworden ist. Vor allem aber bestand Kontakt zur nichtjüdischen Bevölkerung der Stadt. Die materielle Situation war deshalb ungleich besser, es war leichter möglich, Lebensmittel von außerhalb zu erwerben. Wie bereits dargestellt, bedeutete diese objektiv bessere Gesamtlage keineswegs, dass die jüdische Bevölkerung Tomaschows nicht unter den Folgen der deutschen Besatzungsherrschaft litt. Für Lutek Orenbach waren die räumliche Enge, der er in der Wohnung ausgesetzt war, und der Mangel an Abwechslung belastend. Er lebte mit seinen Eltern und seiner Schwester, aber

670 Sierakowiak, Diary, Eintrag vom 8. März 1943, S. 253.

auch weiteren Familienangehörigen wie Tanten, Cousins, Cousinen und den Großeltern zusammen, der Großvater starb im Verlauf des Krieges. In seinen Briefen an Edith Blau gab er über das Familienleben vor allem dann Auskunft, wenn seine Briefpartnerin explizit danach fragte. Von sich aus schrieb er eher selten über dieses Thema. Auch wenn die Praktiken, in denen sich das Familienleben manifestierte, also nicht solch breiten Raum einnahmen wie im Tagebuch Dawid Sierakowiaks, eignet sich die Korrespondenz Lutek Orenbachs zumindest punktuell recht gut zu einem Vergleich.

Der Familienverband setzte auch im Falle Lutek Orenbachs einen normativen Rahmen. Im Mai 1940 zeigte sich, wie sich dieser Rahmen innerhalb der Familie bereits verschoben hatte. Orenbach erzählte Edith Blau, er und sein Cousin seien am Vorabend ausgegangen und hätten sich gezielt betrunken:

»Ich kam nach Hause mit meinem Cousin und war total besoffen, wie ein Schwein. Ich glaube, in so einem Zustand war ich noch nie. Mein Vater hat mich beschimpft, meine Mutter und meine Tanten haben gesagt, wir haben das Richtige getan. Wir leben heute – wir trinken heute!«⁶⁷¹

Während Orenbachs Vater sich offenbar weiter an den Normen der Vorkriegszeit orientierte und das Verhalten seines Sohnes kritisierte, hatte bei den weiblichen Familienmitgliedern ein Umdenken eingesetzt. Im zurückliegenden Dreivierteljahr waren sie gezwungen gewesen, aus ihren Herkunftsorten zu fliehen und hatten erlebt, wie Menschen aus ihrem Freundes- und Bekanntenkreis von den deutschen Besatzern verhaftet worden waren und in vielen Fällen nicht mehr zurückkehrten. Bereits in dem kleinen Personenkreis, der sich im Sommer 1939 in Bydgoszcz/Bromberg zusammengefunden hatte, gab es mit den Vätern Edith Blas und Ruth Goldbarths bereits zwei solche Fälle. Rudolf Goldbarth kehrte nach einiger Zeit wieder zu seiner Familie zurück, Edith Blas Vater blieb hingegen verschollen. Orenbachs Eltern, die Familie Blau ebenfalls kannten und in regelmäßigen Abständen ihrem Sohn auftrugen, ihre Grüße auszurichten, wussten sicherlich noch von weiteren ähnlichen Vorfällen. Offenbar hatte diese Entwicklung Orenbachs Mutter und Tanten dazu bewogen, die Sinnhaftigkeit überkommener Normen zu hinterfragen. Angesichts der Erfahrungen in der jüngsten Vergangenheit und der ungewissen Zukunftsaussichten hatte sich bei ihnen die bereits erwähnte Carpe-Diem-Mentalität herausgebildet, weshalb sie vor allem der Jugend das Recht zugestanden, das Leben im jeweiligen Augenblick zu genießen. Unabhängig vom Gehalt der normati-

671 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 19. Mai 1940, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*06, Doc. 136.

ven Bewertungen zeigt die Episode, dass sich Orenbach generell der – positiven oder negativen – Kritik der Familie nicht entziehen konnte.

Im selben Brief berichtete Lutek Orenbach von einer weiteren Begebenheit, in der seine Familienangehörigen als Kritiker auftraten. Er betonte, dass es ihm gefalle, wenn seine Familie von ihm gezeichnete Karikaturen bewerte und erfreue sich an den widersprüchlichen und leidenschaftlichen Reaktionen. Er stellte fest, dass die Angehörigen aus der Generation seiner Eltern eher weniger verstanden, worauf es bei einer Karikatur ankommt: »Wenn das Bild dem Original ähnlich ist – alles in Ordnung, aber wehe, die Nase ist zu lang, ein Ohr zu groß, dann ist es schlecht.«⁶⁷² Zwei seiner Onkel äußerten ihren Unmut mit drastischen Worten. Der Kommentar Onkel M.s, einer der Karikierten sehe aus wie ein Vampir, konnte noch nicht ganz eindeutig als negative Kritik verstanden werden. Onkel I. allerdings ließ es nicht an Deutlichkeit vermissen, als er beim Anblick der Karikaturen ausrief, sein Neffe sei verrückt und die Zeichnungen seien nichts wert. Orenbachs Cousine A. wiederum war begeistert und fand die Karikaturen großartig, auch seine Schwester Bela äußerte sich positiv. Wieder ist es weniger der Inhalt der Bewertungen, der wie zu erwarten entlang generationeller Grenzen changierte, sondern die Funktion der Kritik, die an diesem Beispiel interessant ist. Die Familie, deren Mitglieder die ersten Kritiker von Orenbachs Zeichnungen waren, bildete einen Resonanzraum für dessen künstlerische Aktivitäten, über den der junge Mann trotz der lässigen Attitüde, die er in seinem Brief zur Schau stellte, anscheinend recht froh war.

Episoden wie diese sind wichtig, weil sich an ihnen zeigt, dass im Familienverbund, in dem Lutek Orenbach in Tomaschow lebte, grundlegende Mechanismen des Zusammenlebens nach wie vor funktionierten. Sie sollten freilich nicht vergessen machen, dass es vor allem während des ersten Jahres, das Orenbach in Tomaschow verbrachte, genau dieses Zusammenleben in der Familie war, an dem sich eine Vielzahl von Konflikten entzündete. Orenbach war es ganz offensichtlich nicht gewohnt, ständig mit so vielen Menschen zusammen zu sein. Auch wenn er es nicht ausdrücklich erwähnte, scheint er vor dem Krieg nur mit seinen Eltern und seiner Schwester zusammengewohnt und weitere Verwandte nicht allzu häufig getroffen zu haben. Insbesondere mit seinen Tanten hatte Orenbach in Tomaschow immer wieder Probleme, auch wenn sie bisweilen für ihn gegen ein Elternteil Partei ergriffen, wie obiges Beispiel gezeigt hat. Er nahm ihnen gegenüber kein Blatt vor den Mund und machte seinem Ärger unverblümt Luft, wie er Edith Blau in seinem Brief vom 16. Juni 1940 anvertraute:

»Ich hatte Streit mit meinen Tanten. Ich habe denen gesagt, dass sie dumm, beschränkt und ohne jedes Benehmen sind, und dass ich gerne weggehen würde. Sie haben mir daraufhin gesagt, ich sei unverschämt und schlecht erzogen, und sie sähen nicht, dass ich über Kultur verfüge.«⁶⁷³

An dieser Stelle wird nicht recht klar, weshalb sich Orenbach so sehr aufregte, dass er seinen Tanten gegenüber jegliche Zurückhaltung aufgab. Deren Reaktion ist verständlich, gibt aber höchstens einen sehr unbestimmten Hinweis auf die Ursache des Streits. Man kann sich zumindest vorstellen, dass sich dieser Szene Orenbachs lange angestauter Ärger über die bloße Anwesenheit seiner Tanten (und der übrigen Verwandten gleich mit) sowie vor allem über deren Bemerkungen über ihn und seine Familie Bahn brach. Der tiefere Grund für diesen Ausbruch lag in der großen Verzweiflung ob des Zwanges, der die Situation prägte, und dem sich Orenbach nicht entziehen konnte. Im folgenden Absatz des Briefes artikuliert er seinen Wunsch, gemeinsam mit seinem Cousin, mit dem er sich offenbar recht gut verstand, zu fliehen, »ans Ende der Welt«.⁶⁷⁴ Er habe einfach genug und spüre, dass er jeden Tag explodieren könne. Da er Tomaschow nicht wirklich verlassen konnte, war die Projektion seiner Verzweiflung und seines Zorns auf die Verwandten, in diesem Fall auf die Tanten, die ebenso wie er Opfer der Verhältnisse waren, die einzige Möglichkeit, seine Gefühle zu kanalisieren. In der Folge verweigerte Orenbach sich der Kommunikation mit seinen Angehörigen, wiederum die einzige handfeste Konsequenz, die er tatsächlich umsetzen konnte. Die Familie diente als Projektionsfläche und zur Kanalisierung von Emotionen, die sich nicht gegen die eigentlichen Verursacher, das heißt die deutschen Besatzer, richten konnten und deshalb ansonsten ins Leere gelaufen wären.

Zwei Monate später thematisierte Lutek Orenbach einen weiteren Aspekt, der sein Familienleben prägte. Er erzählte in seinem Brief vom 12. August 1940, wie wichtig für die ganze Familie die Position seiner Tante Bronia war, die diese in der jüdischen Gemeinde innehatte. Dort verfügte sie über Kontakte, von denen Orenbach sehr konkret profitierte, so verdankte er seine Anstellung als Beamter zu einem Großteil ihrer Fürsprache und Protektion. Auf diese Weise war er davor geschützt, zu Zwangsarbeitseinsätzen außerhalb Tomaschows eingezogen zu werden. Er betonte in seinem Schreiben, dass das Motiv der Tante, ihm zu helfen, vor allem die emotionale Verbundenheit sei, die sie ihm gegenüber verspüre: »Ich bin ein Beamter in der Gemeinde. Ich muss Dir sagen, dass ich das alles meiner Tante verdanke. Ich habe eine Tante Bronia (die Schwester mei-

673 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 16. Juni 1940, ebd., Doc. 140.

674 Ebd.

nes Vaters), die mich fantastisch liebt. Sie hütet mich wie ihren Augapfel.«⁶⁷⁵ Innerhalb des Familienverbandes hatten sich, wie bei Dawid Sierakowiak auch, die Rollen und somit die Machtverhältnisse ein Stück weit verschoben. Im Falle Sierakowiaks war dem Sohn nach und nach die Funktion des Versorgers und des allgemein Verantwortlichen zugewachsen. Bald verfügte er über mehr innerfamiliäre Autorität als der Vater, der zuvor diese Funktion ausgefüllt hatte. In Lutek Orenbachs Familie veränderte sich die innerfamiliäre Struktur nicht entlang generationeller, sondern geschlechterbezogener Grenzen. Die Tante war vorläufig zum Garanten der sozialen Stellung der ganzen Familie geworden, was unter deutscher Besatzung schnell damit gleichbedeutend werden konnte, bessere Überlebenschancen zu haben. Ihr Bruder, Orenbachs Vater, war von ihr ebenso abhängig wie die restlichen Familienmitglieder, was seiner Position im familiären Gefüge sicherlich nicht besonders zuträglich war, wenngleich Orenbach nicht von offenen Konflikten zwischen den Geschwistern schrieb.

Die Tante hatte in ihrer aktuellen Umwelt eine herausgehobene Stellung inne. Dennoch war die Tätigkeit in der Gemeinde mit Blick auf ihre Biografie in der Vorkriegszeit ein Abstieg. Sie hatte unter anderem in großen Fabriken in Danzig und Posen gearbeitet, musste sich in Tomaschow aber als einfache Gemeindeschreibkraft verdingen. Ihre Familie profitierte dennoch in hohem Maße davon, und musste sich wegen dieser Verbindung zunächst keine allzu großen Sorgen um die weitere Entwicklung machen. Lutek Orenbachs Verhältnis zu seiner Tante Bronia gestaltete sich in der Folge dennoch schwierig, obwohl er erklärtermaßen ihr Liebling war. Er konnte mit der Fürsorglichkeit, die sie ihm gegenüber auch in der Öffentlichkeit an den Tag legte, nicht umgehen. Am 29. Oktober 1940 beschwerte er sich bei Edith Blau:

»Ach, diese Tante! Manchmal schäme ich mich vor den anderen Beamten. ›Lutek, mein Schatz, ist dir nicht kalt?‹ – ›Wo sind deine Handschuhe?‹ – ›Was, du willst Schauspieler werden? Ein Narr?‹ – Ich antworte: ›Tante, du bist so altmodisch, du kennst die Jugend nicht.‹ Deswegen streiten wir, ich sage Dir, die reinste Komödie.«⁶⁷⁶

Ob Orenbachs Tante sich aufgrund ihrer Position, der ihr Neffe so viel verdankte, dazu berechtigt fühlte, den jungen Mann vor den Augen Dritter zu umsorgen, oder ob ihr Verhalten nur in ihrer verwandtschaftlichen Liebe gründete, lässt sich anhand der Briefe nicht eindeutig klären. Fest steht, dass Orenbach die Aussprüche seiner Tante als unangebrachte Bevormundung empfand,

675 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 12. August 1940, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*07, Doc. 149.

676 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 29. Oktober 1940, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*06, Doc. 159.

die er sich energisch verbat. Er wünschte sich, als Erwachsener anerkannt und behandelt zu werden. Intergenerationelle Konflikte dieser Art waren in gewisser Weise normal und hingen nicht unmittelbar mit den Bedingungen im Ghetto zusammen. Nur die Verschiebungen der Personenkonstellationen hatten ihre Ursache in äußeren Faktoren. So waren es nicht Mutter oder Vater, gegen die sich Lutek Orenbach als Erwachsener durchzusetzen versuchte, sondern die Tante. Die Folgen, die die deutsche Besatzung in Tomaschow auf das Familienleben hatte, waren im Falle Lutek Orenbachs in mancherlei Hinsicht eher mittelbar spürbar. Direkte Auswirkungen auf das Zusammenleben hatte die räumliche Enge, der Familienverband funktionierte dennoch einigermaßen leidlich.

Lutec Orenbachs allgemeinere Beschreibungen seiner Familie verdeutlichen, dass er und seine Angehörigen ihr Leben in Tomaschow in den Kategorien von Verlust und Mangel erlebten. Gleichzeitig gelang es, die Familie als Solidargemeinschaft aufrechtzuerhalten. Die individuelle Wahrnehmung Orenbachs, der die erzwungene Dauernähe zu seinen Verwandten als belastend empfand, führte temporär zu Konflikten, verringerte aber nicht dauerhaft den Zusammenhalt. Vertrauensbrüche und Zerrüttung wie in Dawid Sierakowiaks Familie gab es in Orenbachs Familie nicht, was auch mit der besseren Versorgungslage zusammenhing. Orenbachs zahlreichen Klagen und Beschwerden über Familie und Freunde, die im ersten Teil des vorigen Kapitels als Beleg für dessen Bedürfnis nach Ruhe und Alleinsein angeführt wurden, stehen scheinbar diejenigen Abschnitte seiner Briefe gegenüber, in denen er von der Liebe und Zuneigung schrieb, die ihm seine Angehörigen entgegenbrachten. Wie bereits erwähnt waren diese Ausführungen oftmals Antworten auf direkte Nachfragen Edith Blaus. Eventuell versuchte die junge Frau auf diese Weise, Orenbachs pessimistische Grundstimmung aufzuheitern, indem sie einen Reflexionsprozess über die Vorteile des Familienlebens anstieß. Da die Briefe Edith Blaus nicht erhalten sind, müssen derlei Überlegungen spekulativ bleiben. Insgesamt scheint es, als wäre das Familienleben für Lutec Orenbach über den Überlieferungszeitraum der Briefe hinweg ein Balanceakt gewesen, mit dem er die widersprüchlichen Tendenzen von solidarischem Zusammenhalt und nicht unbedingt egoistischer, aber doch um Selbstbestimmung bemühter Eigenständigkeit ausgleichen musste.

Die Familie war in Orenbachs Fall auch eine Gruppe, die sich stark über Erinnerungen an die Vorkriegszeit definierte. Anders als Dawid Sierakowiak waren Lutec Orenbachs Familienmitglieder, abgesehen von seinen Großeltern mütterlicherseits, allesamt nicht dort aufgewachsen, wo sie während des Krieges lebten. Die Familie des Vaters stammte aus Łódź und Umgebung, Orenbach hatte die Jahre vor dem Krieg gemeinsam mit Eltern und Schwester im von deutscher Kultur geprägten Bromberg verbracht. Alle waren in den ersten

Monaten des Krieges nach Tomaschow gekommen und hatten dort teilweise Unterkunft im Haus der Eltern von Orenbachs Mutter gefunden. Die Öffnung des Hauses für die Geflohenen stellte einen Akt großer Solidarität dar. Auch bei den Verwandten väterlicherseits war Orenbach offenbar wohlgekommen, wie er Edith Blau im bereits zitierten Brief vom 12. August 1940 schrieb:

»Im Allgemeinen liebt mich die Familie des Vaters. Mein Großvater ist schon tot, nur die Großmutter und zwei Tanten sind noch übrig. Sie behandeln mich wie einen Prinzen. Meine Großmutter ist sehr nostalgisch. Wenn ich sie besuche, erzählt sie immer von früher, was für ein Haus sie geführt hat, wie sie nach Karlsbad gefahren ist, und jetzt reicht es kaum für ein Stück Brot. Sie weint immer meinem Großvater nach.«⁶⁷⁷

Die wenigen Andeutungen, die Orenbach über den Lebensstil seiner Großeltern in der Vorkriegszeit machte, verdeutlichen deren sozio-ökonomischen Hintergrund. Kurreisen in das tschechische Karlsbad hatten sich nur wohlhabende Familien leisten können, das Leben in Tomaschow konnte die Großmutter deshalb nur als defizitär empfinden. Die starken Gefühle der Tanten und der Großmutter für ihren Neffen bzw. Enkel fielen mit der Erinnerung an bessere Zeiten zusammen. Auch Orenbach selbst zehrte von den Erinnerungen an seinen bereits vor dem Krieg verstorbenen Großvater. Für ihn war dieser »der beste Mensch auf der Welt. Er hat mich sehr geliebt. Er ist mit einem Foto von Bela und mir an den Lippen gestorben«, schrieb er Ende August 1940 nach Deutschland.⁶⁷⁸ Der Großvater mütterlicherseits, in dessen Haus Orenbach wohnte, lag zu diesem Zeitpunkt im Sterben. Wenige Tage später berichtete Orenbach von Tod und Beerdigung.⁶⁷⁹ Ihn erfüllte große Trauer über den Verlust, verspüre gleichzeitig aber eine gewisse Freude darüber, am Leben zu sein, schilderte er Edith Blau sein Gefühlsleben. Zum ersten Mal habe er einer Beerdigung beigewohnt, das Wehklagen klinge noch in seinen Ohren, er selbst sei aber nicht in der Lage, zu weinen. Innerhalb des Briefes war der Abschnitt über den Todesfall vergleichsweise kurz. Die Unfähigkeit, den Gefühlen freien Lauf zu lassen, korrespondiert hier mit der Zurückhaltung in den Briefen. Diese Zurückhaltung lässt sich auch so erklären, dass Orenbach Edith Blau gegenüber zögerte, von seiner Familie so offenherzig zu erzählen wie von anderen Themen. Innere Familienangelegenheiten waren offensichtlich immer noch etwas, das man eher für sich behielt. Ein direkter Hinweis auf diesen Rest an Privatheit ist ein kurzer Abschnitt in einem Schreiben, das Orenbach bereits am 3. Sep-

677 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 12. August 1940, in: Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*07, Doc. 149.

678 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 23. August 1940, ebd., 150.

679 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 15. September 1940, ebd., Doc. 153.

tember 1940 verfasste hatte, also noch vor dem Tod des Großvaters.⁶⁸⁰ Der erste Jahrestag des Kriegsbeginns hatte ihn in diesen Tagen in eine besonders emotionale Stimmung versetzt. Die Bilanz, die er zog, fiel ernüchternd aus, zumal keinerlei Hoffnung auf ein baldiges Ende des Krieges und der Besatzungsherrschaft bestand. Hinzu kam, dass er im Rahmen seiner Tätigkeit als Gemeindebeamter die Unterkünfte von Mitgliedern der jüdischen Gemeinde besuchte und entsetzt war über die Zustände, die dort teilweise herrschten. Vor diesem Hintergrund thematisierte er nach etwa zwei Dritteln des Briefes die Stimmung in seiner Familie. Nach der recht unvermittelt eingeschobenen Bemerkung, sein Vater tue ihm leid, folgt ein kurzer Satz, der eine Schreibgewohnheit umreißt: »Ich habe Dir früher nie darüber geschrieben, aber ich darf doch keine Geheimnisse vor Dir haben.«⁶⁸¹ Orenbach hatte also den Eindruck, in dem knappen Jahr, das die Korrespondenz zwischen den beiden bereits andauerte, habe es einen Themenkomplex gegeben, den er bislang ausgespart habe. Es ist unerheblich, inwieweit diese Behauptung sich mit dem tatsächlichen Inhalt der bisherigen Briefe deckte. Wichtig ist, dass in Orenbach ein Bewusstsein für die Schiefe in der Wahl seiner Themen gewachsen war und er deshalb beschlossen hatte, von nun an anders vorzugehen. Seine Wortwahl war in diesem Zusammenhang sehr deutlich, er sprach ausdrücklich von »tajemnicy«, also von Geheimnissen, die er von nun an vermeiden wolle. Unmittelbar ging es Orenbach an dieser Stelle um Geld, über das er nur ungern schreibe. Doch nicht Geld war das Thema, das er bislang vernachlässigt zu haben meinte, sondern die Auswirkungen, die Geld bzw. Geldsorgen auf seine Familie, insbesondere auf den Vater, hatten. Dieser mache sich immer größere Sorgen darüber, dass die Ersparnisse der Familie bald zu Ende gingen und gleichzeitig nicht mit neuen Einnahmen zu rechnen sei.

Nachdem Lutek Orenbach in diesem Brief aus sich herausgegangen war und seiner Briefpartnerin die Sorgen und Nöte, die seine Familie umtrieben, anvertraut hatte, dauerte es gut zwei Monate, bis er wieder von sich aus auf dieses Thema zu sprechen kam. Mitte November 1940 waren Orenbach und seine Familie in eine Wohnung im neu errichteten Ghetto umgezogen.⁶⁸² Anders als in Warschau und Litzmannstadt hatte der Judenrat in Tomaschow diesen Umzug nicht mitgemacht, sondern seinen Dienstsitz in einem Gebäude außerhalb des Ghettogebiets beibehalten, und Orenbach verließ als Gemeindebeamter jeden Tag das Ghetto, um an seinen Arbeitsplatz zu gelangen. Die Aufgaben, die ihn dort erwarteten, bereiteten ihm Freude, weshalb ihn sogar die Streitereien mit

680 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 3. September 1940, ebd., Doc. 151.

681 Ebd.

682 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 11. November 1940, ebd., Doc. 160.

seiner überfürsorglichen Tante nicht mehr allzu sehr belasteten. Seine Familie teilte jedoch nicht die resignative Verdrängungsstrategie, die Orenbach in der Zwischenzeit entwickelt hatte. Die existenziellen Probleme, mit denen sie konfrontiert waren, lösten Wut und Verzweiflung aus, und Orenbach schilderte das Befinden von Eltern und Schwester:

»Papa, Mama, Bela, alle sind wütend. Nur ich lächle. Aber ich kann es ihnen nicht übel nehmen. Der Vater hat keine Arbeit, Bela hat keine Schule. Und Mama, Mama ärgert sich am meisten: Es gibt keine eigene Wohnung, es gibt keine ›Schickse‹, es gibt nicht dies ... es gibt nicht das ...«. ⁶⁸³

Orenbach zeigte sich in seinen Briefen solidarisch mit seiner Familie und äußerte Verständnis und Mitgefühl. Diese emotionale Nähe fand in der neuen Wohnung eine Entsprechung in Momenten physischer Nähe. Es scheint, dass Orenbach dort nur noch mit seinen Eltern und der Schwester, nicht mehr mit den übrigen Verwandten zusammenlebte. Auch wenn der Raum, der ihnen dort zur Verfügung stand, wesentlich kleiner war als im Haus des Großvaters, waren sie dort als Familie unter sich. Nach einiger Zeit hatte sich Orenbachs Mutter mehr oder weniger an die neuen räumlichen Rahmenbedingungen gewöhnt. Für kurze Augenblicke ergaben sich Familienszenen, die an die Vorkriegszeit erinnerten und an denen Orenbach ohne Vorbehalte teilhatte. An einem Abend Ende Dezember 1941 hatte er sich zum Briefeschreiben an einen Tisch gesetzt und erzählte zu Beginn des Briefes, womit sich seine Angehörigen in diesem Moment beschäftigten. Anders als in früheren Schreiben verlor er kein Wort über die Enge und die mangelnde Distanz: »Bela steht am Ofen und strickt. Mama liest ein Buch. Hinter der Wand, beim Nachbarn, hört man die angenehme Stimme des Vaters. Ich schreibe.« ⁶⁸⁴ Der Umzug in das Ghetto fiel für Lutek Orenbach und seine Familie mit einer Verschlechterung der Gesamtsituation zusammen, Ende 1940 machten sich die Restriktionen der Besatzungsherrschaft immer dramatischer bemerkbar. Mit Bezug auf die soziale Interaktion im Raum lässt sich diese Tendenz jedoch nicht so eindeutig feststellen.

Über den engeren Familienkreis hinaus zeigten auch Lutek Orenbachs Freunde in besonderen Momenten ihre Solidarität und Nähe, etwa, als sich Orenbach im Juli 1941 einer Nasenoperation unterziehen musste und danach zwei Tage im Bett lag. ⁶⁸⁵ Sein Freund Serek hatte allen von der Operation erzählt, und da Orenbach in Tomaschow mittlerweile sehr bekannt war, besuch-

683 Ebd.

684 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 25. Dezember 1940, ebd., Doc. 166.

685 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 22. Juli 1940, Edith Brandon papers, USHMM, RG-10.250*09, Doc. 188.

ten ihn in an seinem Krankenlager »die jüdische Polizei, zwei Doktoren, alle Tanten, alle Freunde und Freundinnen«. ⁶⁸⁶ Auch zu Orenbachs 21. Geburtstag am 30. Oktober 1941 fanden sich viele Menschen ein, um ihm zu gratulieren. Edith Blau gegenüber kokettierte er mit seiner Bescheidenheit und behauptete, er wäre am liebsten aus dem Haus geflohen, um den Gratulanten zu entgehen. Gegen die zahlreichen Geschenke wie Krawatten oder Zigaretten hatte er jedoch nichts einzuwenden. Diese Geschenke verdeutlichen, über welche materiellen Möglichkeiten die jüdische Bevölkerung Tomaschows im Herbst 1941 immer noch verfügte. Besonders bemerkenswert war das Präsent eines engen Freundes, das zum selben Zeitpunkt in Warschau oder Litzmannstadt kaum denkbar gewesen wäre:

»... das originellste Geschenk bekam ich von Herr Artur. Ich habe mal erwähnt, dass ich gerne Rindersteak essen würde. Und da kam er nach 1 Uhr und brachte mein Geschenk – ein Rindersteak mit Kartoffeln und Salat und dazu eine Flasche Bier. Das muss man erstmal so hinkriegen, oder? Ich war davon sehr gerührt.« ⁶⁸⁷

Orenbachs Freund war es zwar gelungen, die Zutaten für das Geburtstagsmahl zu organisieren. Die Episode zeigt aber, dass auch im Ghetto von Tomaschow Nahrungsmittel zu Luxusgütern geworden waren. Das Mittagessen, das Orenbach durch das Geschenk möglich war, wies gewisse Anklänge an die Praxis der Vorkriegszeit auf, an einem Geburtstag Familie, Freunde und Bekannte zu einem gemeinsamen Festessen einzuladen. Allerdings war diese Praxis auf ihren minimalen Kern reduziert, denn Lutek Orenbach verfügte im Oktober 1941 offenbar nicht über die ökonomischen Ressourcen für sein Lieblingessen, geschweige denn für eine größere Feier. Nur er allein kam an seinem Geburtstag in den Genuss des Ausnahmeessens, und auch das nur aufgrund der Großzügigkeit und des Einfallsreichtums seines Freundes.

Die Unterschiede zwischen dem Familienleben, das Lutek Orenbach in Tomaschow führte, und Dawid Sierakowiaks Erfahrungen in Litzmannstadt liegen zu einem Teil in der unterschiedlichen Versorgungslage der beiden Ghettos begründet. In Tomaschow ermöglichte es die offene Struktur des Ghettos, leichter an Lebensmittel aus anderen Quellen heranzukommen, sodass man nicht ausschließlich auf die Rationen der Deutschen angewiesen war. Die räumlichen Rahmenbedingungen hatten ebenfalls Auswirkungen auf das Familienleben Orenbachs und Sierakowiaks. Beide litten unter der Enge und den fortwährenden Streitigkeiten, die sich im Haus bzw. in der Wohnung ergaben.

686 Ebd.

687 Brief Lutek Orenbachs an Edith Blau vom 30. Oktober 1941, ebd., Doc. 201.

Lutek Orenbach war es anders als Sierakowiak allerdings möglich, sich dieser Enge von Zeit zu Zeit zu entziehen und außerhalb der Stadt spazieren zu gehen. Jenseits dieser Unterschiede wies das Familienleben beider junger Männer strukturelle Ähnlichkeiten auf. In beiden Fällen blieb die Familie zusammen und bestand als kleinste soziale Einheit fort. Sie bildete den Resonanzraum für die Gefühle und Befürchtungen Orenbachs und Sierakowiaks. Für beide waren Freunde eine wichtige Ergänzung zum Bezugsrahmen der Familie. Orenbachs Familienleben unterlag ebenfalls Konjunkturen, die abhängig von äußeren Faktoren waren, auch wenn diese Konjunkturen eine andere Intensität aufwiesen als im Falle Sierakowiaks.

c) Zerrüttete Ehen: Scheidungsfälle im Ghetto Litzmannstadt

Waren Ego-Dokumente wie das Tagebuch des Dawid Sierakowiak oder die Briefe des Lutek Orenbach weniger von starren Polen als von Zwischentönen und Schattierungen geprägt, bildete eine weitere Quellengattung Zerrüttungserscheinungen in Familien wesentlich eindeutiger ab. Die Rede ist von den Akten, die im Ghetto Litzmannstadt im Zusammenhang mit Scheidungsfällen entstanden. Bis die Deutschen in Litzmannstadt 1942 jedwede religiöse Betätigung verboten, setzte sich das am Standesamt eigens eingerichtete Scheidungskollegium sowohl aus Anwälten als auch Rabbinern zusammen, die als Richter fungierten. Verhandelt wurden Scheidungsklagen sowohl zivil als auch religiös geschlossener Ehen. In der Regel besteht eine Akte aus der Klageschrift einer Partei, dem Protokoll der Verhandlung, dem Urteilsspruch sowie einer Bestätigung des Vollzugs, das heißt zum Beispiel der rituellen Scheidung. In der Mehrzahl der Fälle erteilte das Kollegium die Scheidung recht schnell und ohne komplizierte Verhandlungen. Als Grund einigte man sich häufig auf »charakterliche Schwierigkeiten«, ohne auf die näheren Umstände genauer einzugehen. Ein gutes Beispiel für ein zügiges Scheidungsverfahren ist der Fall Stobnicki gegen Linksmann, der Ende April 1941 innerhalb weniger Tage entschieden wurde.⁶⁸⁸ Am 21. April 1941 ging der Antrag des 31-jährigen Jakob Stobnicki beim Scheidungskollegium ein. Bereits nach einjähriger Ehe wollte er sich von seiner sechs Jahre jüngeren Frau Laja Linksmann scheiden lassen. Die beiden hatten 1940 im Ghetto geheiratet, das gemeinsame Zusammenleben hatte sich aber als schwierig herausgestellt, sodass sie sich nach wenigen Monaten wieder trennten. Zum Zeitpunkt der Antragstellung lebten sie ihren Angaben zufolge bereits seit sechs Monaten nicht mehr zusammen. Da beide keine materiellen Ansprüche an den jeweils anderen stellten und den Richtern glaubwürdig vermitteln konnten, die

688 Standesamt Scheidungskollegium (St.A.Scheid.), 11/41, APŁ Syg. 941, Bl. 256-268.

Charakterunterschiede seien zu groß, beschloss das Kollegium am 27. April, der Scheidung der rituell geschlossenen Ehe stehe nichts im Wege. Am 30. April schließlich bestätigte der Rabbiner Weis schriftlich, die rituelle Scheidung erteilt zu haben.

Einen etwas detaillierteren Einblick in das eheliche Zusammenleben vor der Scheidung gibt die Akte über den Fall der Eheleute Oskar und Lea Bergier vom Februar 1941.⁶⁸⁹ Wie in nicht wenigen der verhandelten Fälle war Lea Bergier deutlich älter als ihr Mann. 1880 geboren zählte sie im Februar 1941 bereits 61 Jahre, wohingegen ihr Mann Oskar erst 50 Jahre alt war. Das Paar hatte 1921 zivil und religiös geheiratet und hatte einen noch minderjährigen Sohn. Den Antrag auf Scheidung hatte Oskar Bergier gestellt, der das entsprechende Schreiben sorgfältig mit Schreibmaschine tippen ließ; am 9. Februar 1941 war der Antrag eingegangen. Bergier berichtete von Streitigkeiten in der Vorkriegszeit, die im Ghetto eine neue Qualität erhalten und sich mittlerweile zu Handgreiflichkeiten ausgewachsen hätten. Bisweilen sei sogar eine Intervention des jüdischen Ordnungsdienstes, der ghettointernen Polizei, nötig gewesen. Diese schlimmen Zustände seien für alle, insbesondere jedoch für den Sohn, der mit den Eltern zusammenlebe, sehr deprimierend. Unter Benennung von Zeugen beantragte Bergier nicht nur die Scheidung, sondern wollte auch seine Frau zur Herausgabe von Gegenständen aus dem gemeinsamen Besitz verpflichtet sehen. Wichtig war ihm außerdem, in Zukunft ohne Einschränkungen Besuche des Sohnes empfangen zu dürfen.

Vier Tage später, am 13. Februar, begann die Verhandlung. Auch Lea Bergier bat um Scheidung, sah die Hauptschuld für die Zerrüttung des Ehe- und Familienlebens jedoch bei ihrem Mann. Ihr Sohn, den ihre Rechtsvertreterin als ersten Zeugen aufrief, bestätigte, dass die Familienverhältnisse seit dem Umzug in das Ghetto unerträglich geworden seien. Fast immer gehe es um materielle Güter, mittlerweile entzünde sich Streit aber auch an Nichtigkeiten. Oft komme es zu Schlägereien. Ein zweiter Zeuge, der Ordnungsdienst-Kommissar Daniel Engliszer, schilderte die allgemeine Notlage der Familie, die selbst für Ghettoverhältnisse in großer Armut lebe. Er, Engliszer, sei bereits einmal gezwungen gewesen, Oskar Bergier zu verhaften, nachdem dieser seine Frau Lea blutig geschlagen habe. Engliszer zufolge sei Oskar Bergier nicht imstande, mit den Lebensbedingungen im Ghetto zurechtzukommen, er unterstellte ihm sogar Geistesschwäche und Hysterie, verursacht von der Unterernährung. Als Beleg führte er an, Bergier könne es nicht ertragen, dass ihm jemand beim Essen zusehe. Die Beklagte Lea Bergier bezog sich in ihrem Schlussplädoyer auf die beiden Zeugenaussagen und bat das Gericht, ihren Ehemann dazu zu ver-

689 St.A.Scheid. 3/4I, APŁ Syg. 94I.

urteilen, die gemeinsame Wohnung umgehend zu verlassen. Im Gegenzug sei sie bereit, Kleidungsstücke, Bettwäsche und ein Bett herauszugeben, außerdem versprach sie, sich um den Sohn zu kümmern.

Das Scheidungskollegium erkannte im Urteilsspruch nicht ausdrücklich der Beklagten die Schuld zu, folgte aber in einigen Punkten durchaus dem Antrag des Klägers. So durfte dieser persönliche Gegenstände, Bettzeug und Bett mitnehmen, auch wurde ihm das Recht zugestanden, jederzeit und ohne Einschränkung Besuche des Sohnes zu empfangen. Allerdings kam das Gericht auch den Bitten der Beklagten ein Stück weit entgegen und verurteilte den Kläger dazu, binnen 20 Tagen aus der Wohnung auszuziehen. Der Beklagten fielen im Gegenzug Vormundschaft und Unterhaltungspflicht für den Sohn zu, gleichzeitig musste sie ihrem vormaligen Ehemann monatlich 2,50 Mark Unterhalt zahlen. Die Ehe wurde geschieden, was im Sinne beider Parteien war. Da das Gericht sein Urteil nicht begründete, lässt sich nicht nachvollziehen, welches Gewicht die Richter etwa der Darstellung des Ordnungsdienst-Kommissars beimaßen oder welchen Eindruck die Aussage der Beklagten hinterließ. Bemerkenswert ist freilich, dass das Scheidungskollegium beiden Parteien Auflagen erteilte und der Kläger somit nur teilweise erfolgreich war. Insgesamt entsteht der Eindruck, dass das Verhalten Oskar Bergiers die Hauptursache der innerfamiliären Zerrüttungen war. Das Beispiel macht auch deutlich, dass in der Wahrnehmung aller Betroffenen ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen den äußeren Bedingungen im Ghetto und der negativen Entwicklung bestand, die das Zusammenleben in der Familie genommen hatte. Herkömmliche Praktiken, in denen sich Familienleben auf positive Weise hätte manifestieren können, schien es nicht mehr zu geben. Der Familienvater aß lieber alleine als in Gesellschaft der Familienmitglieder und verteidigte diese Praxis offenbar sehr nachdrücklich. Dieser Wunsch, der Kommissar Engliszer so grotesk vorkam, dass er ihn sich nur als Ausdruck zumindest vorübergehender Geistesgestörtheit hatte erklären können, ähnelte den Schilderungen Dawid Sierakowiaks. Auch er klagte über seinen Vater, wenn dieser mit dem Essen wartete, bis er endlich alleine in der Wohnung war. Wahrscheinlich war Berger ähnlich wie Majlech Sierakowiak deshalb so sehr darauf bedacht, alleine essen zu können, weil er so nicht Gefahr lief, teilen zu müssen. Vorausgesetzt, dass die Aussage Engliszers im Großen und Ganzen den Tatsachen entsprach, ist es doch erstaunlich, dass in diesem Fall Oskar Bergier und nicht seine Frau den Antrag auf Scheidung gestellt hatte. Möglicherweise zeigte sich hierin ein Rest von Verantwortungsbewusstsein, das Bergier dem eigenen Sohn gegenüber noch verspürte. Dass er ursprünglich selbst Engliszer als möglichen Zeugen benannt und in seiner Antragsschrift Handgreiflichkeiten erwähnt hatte, deutet zumindest stark in diese Richtung.

Der Fall Bergier ist ein Beispiel für die Zerrüttung einer Ehe, die lange vor Beginn des Krieges geschlossen wurde und leidlich funktioniert hatte, bis sich die veränderten Lebensbedingungen im Ghetto auf das Verhalten der Familienmitglieder auswirkten. Grundsätzlich waren sich die Parteien darin einig gewesen, dass die aktuellen Zustände nicht so weitergehen konnten. Wohl auch aus diesem Grund kam die Verhandlung nach nur einer Sitzung zu einem Abschluss. Ein weiterer Fall, der dem Scheidungskollegium vorgelegt wurde, zog sich länger hin und entwickelte eine zunächst kaum geahnte Dynamik. Bereits die Klageschrift, die Chaja Szajnzycht am 9. März 1941 einreichte, verdeutlichte die Intensität des Konfliktes, den die Frau mit ihrem Ehemann Szlomo Feld führte.⁶⁹⁰ Der in fehlerhaftem Polnisch verfasste Antrag weist auf die Schicht hin, der Szajnzycht angehörte. Offenbar war sie es nicht gewohnt, zu schreiben und wahrscheinlich waren ihre Polnischkenntnisse eher gering. Sie war offenbar eine Vertreterin der jiddisch sprechenden Chassidim, die bereits vor dem Krieg in den Massenquartieren der Łódźer Armutsviertel lebten.

Szajnzycht schilderte verschiedene drastische Vorfälle zwischen ihr und ihrem Ehemann, zum Beispiel tätliche Angriffe mit dem Messer. Ihr Mann habe die gemeinsame Wohnung verlassen und sei zu seiner Mutter zurückgezogen, kehre aber gegen ihren Willen immer wieder in die Wohnung zurück. Darüber hinaus nutze er die Abwesenheit der Klägerin, die sich tagsüber bei der Arbeit befinde, aus, um zu stehlen. Nachdem sie vor allem Familienmitglieder als Zeugen benannt hatte, schloss sie ihren Antrag mit der Bitte um Scheidung. Diese Bitte gründete in dem Wunsch, von ihrem Ehemann endlich in Ruhe gelassen zu werden. Szajnzycht hoffte, als geschiedene Frau Szlomo Feld wirkungsvoller verbieten zu können, ihre Wohnung zu betreten. Bislang hatte sie letztlich keine Handhabe gegen Feld, der den Trennungswunsch seiner Frau ebenso wenig akzeptierte wie ihren Anspruch auf die vormalige gemeinsame Wohnung. Hauptgrund für ihren Antrag war jedoch die häusliche Gewalt, der sie sich ausgesetzt sah.

Bei aller sprachlichen Unsicherheit war es Szajnzycht doch gelungen, ihre Situation und ihr Anliegen einigermaßen schlüssig darzustellen. Das anschließende Verfahren gestaltete sich allerdings wesentlich komplizierter. Der Beklagte Szlomo Feld wies am ersten Verhandlungstag, dem 16. März, zunächst die Vorwürfe der Frau zurück, die sich weigerte, ihm seine Besitztümer auszuhandigen. Insbesondere bestritt er, seine Frau geschlagen zu haben. Ein Kommissar des Ordnungsdienstes gab hingegen zu Protokoll, er sei Zeuge einer Auseinandersetzung geworden, in deren Verlauf Feld geäußert habe, er hätte jedes Recht, seine Frau zu züchtigen. Den Details des Vorfalls, der sich am 11. Februar

690 St.A.Scheid. 6/41, APŁ Syg. 941, Bl. 82-138.

ereignet hatte, sollte auf Anweisung des Gerichts weiter nachgegangen werden. Bis dahin vertagte das Scheidungskollegium die Verhandlung. In der Folge ergriff Szlomo Feld die Initiative und ging zum Gegenangriff über. Er sandte dem Gericht eine schriftliche Stellungnahme, die er offenbar mit Hilfe eines Rechtsberaters verfasst hatte. Darin wies Feld nicht nur wie bereits in der Verhandlung sämtliche Vorwürfe zurück, sondern kehrte sie um und richtete sie gegen seine Ehefrau. So sei deren Behauptung, er habe sie bestohlen, nicht einfach nur falsch. Vielmehr habe seine Ehefrau die Gegenstände, um die es gehe, in die Wohnung eines Nachbarn gebracht, um ihn so glaubhaft des Diebstahls bezichtigen zu können. Auch sei er nicht handgreiflich geworden, sondern sie habe im Gegenteil ihn angegriffen, wobei seine Schwiegermutter ihre Tochter noch tatkräftig unterstützt habe. Als ihm und Chaja Szajnzycht an besagtem Tag im Februar ein Mitglied des Ordnungsdienstes zufällig auf der Straße begegnet sei, habe seine Frau plötzlich angefangen zu weinen und wahrheitswidrig behauptet, Feld habe sie geschlagen. Auf dem Revier des Ordnungsdienstes habe sich sein Schwager eingemischt, ihn bedroht und schließlich verprügelt, wofür es Zeugen gebe. Auch den Vorwurf, sich gegen den Willen seiner Frau in der vormaligen Wohnung aufgehalten zu haben, wies er energisch zurück. Da er nach wie vor für Miete und Unterhalt aufkomme, habe er dazu jedes Recht. Es sei richtig, dass er seit geraumer Zeit wieder bei seiner Mutter wohne, was aber nicht Ausdruck eines bereits länger andauernden Zerwürfnisses sei, denn er und seine Ehefrau seien gemeinsam dorthin umgezogen.

Der zweite Verhandlungstag am 20. April 1941 verlief turbulent. Beide Parteien fuhren zahlreiche Familienmitglieder, Freunde und Bekannte als Zeugen für ihre Sicht der Dinge auf. Für Verwunderung sorgte zunächst eine Stellungnahme des dritten Reviers des Ordnungsdienstes, in der es um die Episode vom 11. Februar ging. Es habe sich keine Aktennotiz über den Vorfall gefunden, da sich seinerzeit beide Seiten sofort gütlich geeinigt hätten. Das Gericht sah seine Hoffnung enttäuscht, eine objektive Einschätzung der Situation von dritter Seite zu erhalten und in die Urteilsfindung einfließen lassen zu können. Zu Beginn der Verhandlung lehnten beide Parteien einen Versöhnungsvorschlag ab. Chaja Szajnzycht bestand weiterhin auf der Scheidung, in die Szlomo Feld jedoch nur einwilligen wollte, wenn er seine Forderungen erfüllt sah. Im weiteren Verlauf sagten Szajnzychts Bruder, ihre Schwägerin, ihre Mutter, ein Vetter und ein Nachbar für sie aus. Alle zeichneten ein düsteres Charakterbild ihres angeheirateten Verwandten, den sie als cholerisch, gewalttätig und verschwenderisch beschrieben. Außerdem sei er ein Kartenspieler gewesen, der das bescheidene Sparvermögen seiner Frau bereits in der Anfangszeit der Ehe verspielt habe. Vor allem Bruder und Mutter gingen in ihren Aussagen sehr weit und schilderten detailliert die gewalttätigen Übergriffe Felds: »Feld hat bei

uns eine Hölle gemacht. [...] Feld hatte meine Schwester mit einem Messer gestochen«, gab der Protokollant die Kernsätze des Bruders Dawid Szajnzycht in etwas unbeholfener Übersetzung wieder.⁶⁹¹ Chaja Szajnzychts Mutter Chawa behauptete, ebenfalls von ihrem Schwiegersohn verletzt worden zu sein. Die an und für sich recht überzeugende Darstellung bekam erst Risse, als Icek Guterman, ein Nachbar, der eigentlich im Sinne der Klägerin hätte aussagen sollen, versehentlich einen Rucksack mit unbekanntem Inhalt erwähnte, den Chaja Szajnzycht in seiner Wohnung untergestellt habe. Die Verteidigung wurde sofort hellhörig und befragte nochmals die Mutter, was es mit besagtem Rucksack auf sich habe. Dieser war schließlich ein ernst zu nehmender Hinweis darauf, dass der Beklagte mit seiner Behauptung, der Diebstahlsvorwurf sei konstruiert, möglicherweise nicht ganz falsch lag. Die Mutter bestritt denn auch vehement Gutermans Aussage. Den Schlagabtausch gab der Protokollant wörtlich wieder, wobei er erneut Syntax und Wortwahl des Jiddischen teilweise übernahm. Der kurze Ausschnitt vermittelt einen guten Eindruck von der Emotionalität, mit der die Beteiligten vor Gericht stritten:

»Szajnzycht Chawa: Meine Tochter Chaja hatte die Sachen des Feld zum Guterman nicht getragen, sie hat dort keinen Rucksack getragen. – Guterman: Bei uns wurde ein Rucksack aufbewahrt. – Die Klägerin: Den Rucksack hatte Feld selbst dort getragen. – Der Beklagte: Den Rucksack habe ich selbst bei Guterman gesehen. Ich habe die Sachen zum Guterman getragen.«⁶⁹²

Auch diese Episode brachte somit letztlich keinen echten Erkenntnisgewinn für das Gericht. Als sich die Wogen wieder geglättet hatten, versuchte der Vetter der Klägerin, an die anfängliche Strategie der Anklage anzuknüpfen. Szlomo Feld habe ihm gegenüber zugegeben, die Klägerin geschlagen zu haben und hinzugefügt, »dass es ihm so gefallen hatte«.⁶⁹³

In der zweiten Hälfte der Verhandlung traten als Zeugen des Beklagten Felds Schwager, seine zwei Schwestern, sein Onkel sowie eine Bekannte auf. Wie zuvor die Zeugen der Gegenseite versuchten auch sie nach Kräften, die gegnerische Partei zu diffamieren. Ihren Aussagen zufolge war Chaja Szajnzycht eine faule, zänkische und überanspruchsvolle Frau, die ihrem Ehemann mit überzogenen Forderungen, etwa nach Schmalz und Speck, das Leben schwer gemacht habe. Als Feld krank gewesen sei, habe sie sich nicht um ihn gekümmert. Allerdings mussten alle zugeben, nie direkt den tätlichen Angriffen der Klägerin auf

691 Ebd., Bl. 124.

692 Ebd., Bl. 126.

693 Ebd.

ihren Verwandten beigewohnt zu haben, die dieser mehrfach zu seiner Verteidigung erwähnt hatte. Neben einem Federbett war eine goldene Uhr der Gegenstand des Streits um materielle Güter. Die tatsächlichen Besitzverhältnisse ließen sich nicht abschließend klären. Auch wenn im Verlauf der Verhandlung grundlegende Zweifel an der Darstellung beider Seiten keineswegs behoben werden konnten, wurde doch immerhin deutlich, dass es im Kern um die Wohnungen der Klägerin und des Beklagten ging. Zum einen um eine Wohnung am Baluter Ring, in der Chaja Szajnzycht mit ihrer Mutter bereits seit langen Jahren gewohnt hatte. Nach der Hochzeit zog Szlomo Feld zunächst ebenfalls in diese Wohnung ein. Zum anderen spielte die Wohnung von Felds Mutter eine Rolle, in die Feld mit seiner Frau nach einiger Zeit umzog. Allerdings lebte das Paar dort nur zwei Monate. Als Felds Schwester nach einem längeren Krankenhausaufenthalt die Wohngemeinschaft ergänzte, kehrte Szajnzycht wieder zurück zu ihrer Mutter. In der Folge konnte das Ehepaar sich nicht einigen, wo wer schlafen dürfe, es kam immer häufiger zu Streit und die Ehe war bald so zerrüttet, dass es keine Aussicht auf Versöhnung mehr gab.

Am Ende der Verhandlung standen sich die beiden Parteien immer noch unversöhnlich gegenüber und stellten hohe Forderungen als Bedingung, um in die Scheidung einzuwilligen. Das Urteil des Scheidungskollegiums war angesichts der nach wie vor sehr unübersichtlichen Lage sehr um Ausgewogenheit bemüht. Das Gericht wies die Klage auf Scheidung der Ehe aus Hinderungsgründen religiöser Natur ab, ohne diese Hinderungsgründe näher zu erläutern. Gleichwohl ordnete es die Trennung der Ehepartner an und sprach Szlomo Feld schuldig. Feld musste die Wohnung am Baluter Ring räumen, war aber im Gegenzug berechtigt, eine andere Wohnung bei der zuständigen Behörde zu beantragen. Die Akte schließt mit einer offiziellen Bestätigung des Gerichts über den Vollzug des Urteils.

In der Beziehung Szajnzychts und Felds spielten die räumlichen Bedingungen im Ghetto eine große Rolle. Eine eigene Wohnung konnten sie sich entweder nicht leisten oder sie fanden angesichts der Raumnot keine Unterkunft, weshalb sie gezwungen waren, auf die Wohnungen der Mütter auszuweichen. Als die Ehe unwiederbringlich zerrüttet war, ging es in einem erbittert geführten Streit um materielle Güter, aber auch um die Frage, wer wo wohnen durfte. Die intergenerationelle Komponente des Konflikts, die sich hier andeutet, wurde durch die Überbevölkerung im Ghetto noch verschärft. Die Mutter der Klägerin war neben dem Bruder die wichtigste Zeugin der Anklage und, glaubt man ihren Angaben, selbst Opfer der handgreiflichen Attacken des Schwiegersohns. Deutlich wird in diesem Fall auch, mit welcher Intensität beide Parteien stritten. Dass man einen Messerangriff überhaupt als denkbar betrachtete, sagt einiges über den Grad der Zerrüttung, den das Verhältnis aufwies. Auch die

Schritte, die der Ehemann nach dem ersten Verhandlungstag unternahm, sind in dieser Hinsicht bemerkenswert. Feld machte mit der Umkehrung aller Vorwürfe eine Versöhnung unmöglich und folgte einer Konfrontations- und Eskalationsstrategie. Die äußeren Umstände spielten in diesem Konflikt eine Rolle, allerdings brachten die Kontrahenten noch die Energie auf, den Konflikt anzuheizen. Hierin liegt ein Unterschied zur Situation in Dawid Sierakowiaks Familie. Dort führten äußere Faktoren zu Kraft- und Antriebslosigkeit des Vaters, was sich negativ auf die restlichen Familienmitglieder auswirkte. Das Verhalten des Vaters verstärkte die Probleme, allerdings lange nicht in dem Maße wie bei Feld und Szajnzycht. Und doch belegt auch der Scheidungsfall nicht ausschließlich die menschlichen Abgründe, die sich angesichts der Ghettorealität immer drastischer auftraten. Denn der Zusammenhalt in der jeweiligen Herkunftsfamilie der beiden Streitparteien war nach wie vor intakt. In der Verhandlung selbst waren die Angehörigen sehr wichtig, die ihre Verwandten tatkräftig unterstützten und offenbar emotional großen Anteil nahmen, wie der kurze Ausschnitt aus dem Protokoll gezeigt hat. Innerfamiliäre Solidarität funktionierte über eineinhalb Jahre nach Kriegsbeginn immer noch.

Nicht jeder Scheidungsfall, der vor dem Scheidungskollegium verhandelt wurde, verlief so dramatisch wie der vorherige. Hersz und Gołda Rozencwajg zum Beispiel, die sich etwa zeitgleich mit Chaja Szajnzycht und Szlomo Feld vor dem Gericht einfanden, konnten ihre gegenseitige Abneigung im Laufe des Prozesses zumindest so weit abbauen, dass eine außergerichtliche gütliche Einigung möglich war.⁶⁹⁴ Deshalb gab das Kollegium der Bitte um zivile und rituelle Scheidung letztlich statt. Scheidungsfälle wie die hier untersuchten gab es im Ghetto Litzmannstadt über den gesamten Betrachtungszeitraum hinweg und einigermaßen gleichmäßig über die verschiedenen Gruppierungen der jüdischen Bevölkerung verteilt. Auch die Gruppe der Neueingesiedelten aus Westeuropa bildete hier keine Ausnahme. Hatten sich kurz nach ihrer Ankunft im Ghetto auf einen Schlag 25 Paare das Ja-Wort gegeben, kam es einen guten Monat später bereits wieder zu den ersten Scheidungen.⁶⁹⁵ In der Folgezeit unterlag die Anzahl der Eheschließungen und Scheidungsverfahren Konjunkturen. Ausschlaggebend waren auch hier die Maßnahmen der Deutschen. Im Mai 1942 etwa heirateten 42 Paare, teilweise aus Angst, ohne Trauschein bei einer Deportation getrennt zu werden.⁶⁹⁶ Auch in der ersten Hälfte des Jahres 1943 gab es einen zeitlichen Zusammenhang zwischen Trauungen und den

694 St.A.Scheid. 5/41, APŁ Syg. 941, Bl. 43-81.

695 Feuchert/Leibfried/Riecke (Hrsg.), Chronik 1941, Eintrag vom 28. November 1941, S. 270, bzw. dies. (Hrsg.), Chronik 1942, Eintrag vom 5. Januar 1942, S. 18.

696 Dies. (Hrsg.), Chronik 1942, Eintrag vom 6. Mai 1942, S. 152.

fortschreitenden Vernichtungsaktionen. Die Ghettochronisten berichteten von 15 Trauungen am 28. März 1943 und bezogen diese Häufung auf die Razzien, die im Ghetto wenige Tage zuvor stattgefunden hatten.⁶⁹⁷ Allgemein nahmen die Eheschließungen 1943 eher zu als ab, worin sich die wachsende Sorge ausdrückte, als alleinstehende Person noch weniger darauf hoffen zu können, von Deportationen verschont zu bleiben. Gleichzeitig kam es 1943 und vor allem 1944 zu etlichen Scheidungsverfahren, deren Protokolle auf die zunehmende Zerrüttung innerhalb der Familien verweisen.⁶⁹⁸ Allerdings verlief die Entwicklung des Familienlebens im Ghetto nicht linear. Bereits in den ersten zwei Jahren der Besatzungsherrschaft gab es viele Scheidungen, deren Ursache die Auswirkungen der Lebensbedingungen im Ghetto waren, wie obige Beispiele gezeigt haben. Viele Familien lebten trotz ebendieser Bedingungen weiterhin zusammen, auch wenn sich die Beziehungen unter den Familienmitgliedern so verschlechterten wie bei Vater und Sohn Sierakowiak.

d) Zwischenfazit

Nachdem im vorigen Kapitel das Individuum und sein Bedürfnis nach Distanz, nach Ungestörtheit und Alleinsein im Zentrum standen, weitete sich in diesem Kapitel der Blick auf den sozialen Nahbereich. Die Quellenlage erwies sich in Hinsicht auf Zweierbeziehungen, auf Liebe und Sexualität als schwierig. Es gibt kaum zeitgenössische Ego-Dokumente, in denen die Autoren offen über diese Aspekte ihres Lebens und entsprechende Praktiken schrieben. Sie äußerten sich oftmals nur darüber, wenn es um andere Personen ging, sei es aus ihrem weiteren Umfeld oder als Ergebnis allgemeiner Beobachtungen. Ein wenig anders verhält es sich bei Erinnerungen aus der Nachkriegszeit. Die Überlebenden sprachen freimütiger über diese Themen als seinerzeit die Ghattobewohner. Dieser Befund ist bereits ein erstes Ergebnis. Liebe und Sexualität waren für viele Menschen intime Bereiche, über die sie nicht einmal auf den Seiten des eigenen Tagebuches schrieben, geschweige denn in Briefen. Normative Vorstellungen davon, was man als zu privat für sich behalten sollte und auch wollte, wirkten sich auf die Praxis des Schreibens aus. Oftmals war dies die einzige Möglichkeit, an überkommenen Normen festzuhalten, da sich die zeitlichen und räumlichen Rahmenbedingungen der Praktiken, in denen diese Normen wirkten, ansonsten stark verändert hatten, zum Teil sogar überhaupt nicht mehr gegeben waren.

697 Dies. (Hrsg.), *Chronik 1943*, Eintrag vom 28. März 1943, S. 122.

698 Vgl. Unger, *Women*, S. 137f.

Um dennoch Aussagen über Praktiken aus den Bereichen Liebe und Sexualität treffen zu können, ist man entweder auf die Sicht Dritter angewiesen oder auf Erinnerungen, die häufig mit großem zeitlichem Abstand formuliert wurden. Beides wirkt wie eine Verstärkung des Filters, wie ihn bereits der Autor selbstreferenzieller Ego-Dokumente darstellt. Beschrieben Dritte ihre Beobachtungen, so waren diese Ausführungen in der Regel mehr oder weniger stark mit ihrem eigenen normativen Konzept verwoben und dienten als Medium, um Verletzungen dieses Normkonzepts zu veranschaulichen. Über die Entwicklungen zu schreiben, denen Liebesbeziehungen und Sexualität in den Ghettos unterlagen, eignete sich trefflich als Mittel, um Kritik an allgemeinen Missständen zu üben sowie die Gesamtsituation zu bewerten. Die Behauptung Oskar Rosenfelds, in Litzmannstadt gebe es keine Beziehung mehr, die nicht das Ergebnis asymmetrischer Machtverhältnisse sei, richtete sich in erster Linie gegen den offenen Machtmissbrauch der Ghettoelite und insbesondere des Judenältesten Rumkowski, dessen Zeuge Rosenfeld täglich aus nächster Nähe wurde. Sicherlich folgten Liebe und Sexualität in den Ghettos den von ihm beschriebenen Kommerzialisierungstendenzen, gleichwohl kam beides nicht vollständig zum Erliegen, wie Rosenfeld zugespitzt formulierte. Vor allem waren Beziehungen, die tatsächlich aus der Hoffnung auf eine Verbesserung der eigenen materiellen Situation entstanden waren, nicht automatisch frei von Sympathie und Zuneigung. Die Komplexität der Beziehungsgeflechte in den Ghettos konnten Zeitgenossen dann besser einfangen, wenn sie so gut es ging versuchten, in ihrer Darstellung auf moralischen Impetus zu verzichten.

In Extremfällen verabschiedeten sich die Ghibtobewohner von jeglichen Normvorgaben und eigneten sich auf diese Weise die veränderten Rahmenbedingungen an. Als Beispiel diene der Fall eines Paares, das vor den Augen seiner Mitbewohner Geschlechtsverkehr hatte, sich also nicht an fehlendem Sichtschutz störte. Liebespaare, die auf den Straßen des Ghettos spazieren gingen, weil ihnen ansonsten kein Raum für ein Treffen zu zweit zur Verfügung stand, folgten einer ähnlichen Logik. In einigen Fällen kehrten sich Werte, die vor dem Krieg den Bestand einer Liebesbeziehung gewährleisteten hätten, in ihr Gegenteil um. Das Verantwortungsgefühl für den anderen konnte in den Ghettos dazu führen, eine Beziehung gar nicht erst einzugehen. Die Ghibtobewohner transformierten also vor allem die normativen Komponenten der realen Praktiken aus den Bereichen Liebesbeziehungen und Sexualität. Parallel zu dieser Normenverschiebung erwiesen ausgerechnet diese Felder auf der Textebene der Ego-Dokumente große Beharrungskraft, sei es, indem viele Autoren gar nicht über diese als zu privat empfundenen Bereiche schrieben, sei es, indem sie entsprechende Maßstäbe an das Verhalten anderer anlegten.

Innerhalb der Familien kam es ebenfalls zu erheblichen Transformationen der Rollen, die einzelnen Familienmitgliedern zufielen. Verantwortung und in der Folge Autorität gingen häufig von Erwachsenen auf Kinder und Jugendliche über, wenn diese mehr zum Überleben der Familie beitrugen als ihre Eltern. Ähnliche Verlagerungen ergaben sich auch innerhalb einer Generation von männlichen auf weibliche Angehörige, etwa wenn Frauen Positionen innehatten, die unter den Bedingungen der Ghettos wichtiger waren als ihre Äquivalente in der Vorkriegszeit. Alter und Geschlecht verloren im innerfamiliären Machtgefüge teilweise ihre bisherige Bedeutung. Die beiden Pole Solidarität und Zerrüttung, die bereits von den Zeitgenossen zur Beschreibung des Familienlebens im Ghetto herangezogen wurden erwiesen sich zwar nicht als falsch. Allerdings sind sie so allgemein, dass sie für die Analyse der individuellen Verhältnisse nicht ausreichen. Ihre Verwendung begünstigt ein eindimensionales Verlustnarrativ, das sich bei einem genaueren Blick in die Ego-Dokumente nur bedingt aufrechterhalten lässt. Es ist sinnvoller, von Konjunkturen des Egoismus und der Solidarität zu sprechen, die in Abhängigkeit von äußeren Faktoren auftraten. Die Errichtung der Ghettos und der damit einhergehende Umzug in neue Unterkünfte, konnte in einem kleineren Ghetto wie Tomaschow eine Verbesserung der familiären Situation bedeuten, weil nun die Kernfamilie in einer Wohnung zusammenlebte und nicht mehr wie zuvor die gesamte Großfamilie. Doch auch die im Vergleich zu Tomaschow um einiges bedrohlichere Situation in Litzmannstadt, etwa was die Versorgung mit Lebensmitteln angeht, führte nicht automatisch zu einer Auflösung des Familienverbands als kleinste soziale Einheit, trotz zum Teil massiver Entfremdungs- und Zerrüttungserscheinungen. Bei allen Unterschieden diente Familie als Resonanzraum für Emotionen und Bedürfnisse, die hier wenn schon nicht erfüllt, so doch zumindest artikuliert werden konnten. In den Briefen Lutek Orenbachs zeigte sich eine Parallele zu anderen zeitgenössischen Ego-Dokumenten. Orenbach schrieb lange Zeit nicht über Details seines Familienlebens. Obwohl er zu seiner Briefpartnerin ein sehr vertrauensvolles Verhältnis pflegte, teilte er sich nur sehr selten über diesen Bereich mit und bewahrte auf diese Weise informationelle Privatheit. Erst mehrfache Nachfragen seiner Briefpartnerin führten zu einem Wandel dieser Einstellung.

Gleich in doppelter Hinsicht aus dem Privaten in das Öffentliche trat das Familienleben derjenigen Ghettobewohner, die vor dem zuständigen Gericht in Litzmannstadt ihre Scheidung beantragt hatten. Denn zum einen geben die Scheidungsakten Einblicke in das Familienleben von Menschen, die ansonsten möglicherweise keinerlei schriftliche Zeugnisse hinterlassen hätten. Zum anderen waren die Betroffenen vor Gericht gezwungen, Auskunft zu geben, wenn sie in der Verhandlung ihre Ziele durchsetzen wollten. Darüber hinaus zeigen die exemplarisch untersuchten Scheidungsakten aus dem Jahr 1941, dass

Ehen im Ghetto nicht erst in dessen Spätphase vermehrt geschieden wurden, also auch in diesem Bereich das Narrativ wachsender Zerrüttung nicht ohne Weiteres greift. Dass die Akten selbst vor allem Zerrüttungserscheinungen zwischen Ehepartnern und Probleme in deren Familien abbilden, liegt in der Natur dieser Quellengattung. Doch selbst in diesen Quellen erwies sich mit Blick auf die Herkunftsfamilien der Streitparteien, wie lange innerfamiliäre Solidarität funktionierte.

IV. RELIGION UND GLAUBE

»In den Tagen des hasmonäischen Hohen Priesters Matitjahu ben Jochanan und seiner Söhne – als das tyrannische griechische Reich gegen Dein Volk Israel aufstand, um sie Deine Tora vergessen und die Gesetze Deines Willens übertreten zu lassen – in dieser Zeit der Bedrängnis wurdest Du, in Deiner großen Barmherzigkeit, ihr Beistand.

[...] Deinem Volke Israel schufest Du einen großen Sieg und Rettung wie noch heute. [...]«⁶⁹⁹

Diese Zeilen stammen aus dem Lob- und Preisgebet der Chanukka-Liturgie, das an jedem der acht Abende des jüdischen Chanukka-Festes gesprochen wird. An Chanukka gedenken die Juden des erfolgreichen Makkabäer-Aufstandes im zweiten Jahrhundert vor Christus, welcher der makedonisch-seleukidischen Fremdherrschaft ein Ende bereitet hatte. Wie mag der Gebetstext, der von Gottes Barmherzigkeit, von Sieg und Rettung handelt, in den Ohren derjenigen gläubigen Juden geklungen haben, die Chanukka im Dezember 1941, also im dritten Kriegsjahr, im Warschauer Ghetto feierten? Hegten sie immer noch die Hoffnung, Gott werde erneut zu ihrem gemeinsamen Bund stehen und Israel ein weiteres Mal erretten? Sahen sie das Leben im Ghetto als eine von mehreren, miteinander vergleichbaren Stationen der Leidens- und Heilsgeschichte des auserwählten jüdischen Volkes? Oder empfanden sie den Lobpreis des Chanukka-Gebetes eher als Hohn angesichts der nun schon so lange ausbleibenden göttlichen Hilfe? War nicht das Leid, das sie im Ghetto ertragen mussten, größer als alles Leid zuvor?

Beide Auffassungen, so gegensätzlich sie auch seien mögen, kommen nicht ohne eine Einordnung und Deutung der eigenen Gegenwart aus. Religion und Glaube waren auch unter den katastrophalen Bedingungen des Ghettos eine Ressource für die Deutung dessen, was den Juden unter der deutschen Besatzungsherrschaft widerfuhr. Doch Deutung ist nicht die einzige Funktion der Religion im Ghetto, um die es in diesem Kapitel geht. Religion war auch ein Mittel zur Konstruktion von Identität. Sie fragte nicht nur danach, was eigentlich geschah, sondern auch, weshalb es ausgerechnet den Juden widerfuhr und welche Auswirkungen die Ereignisse auf ihr Selbstverständnis als Juden hatten.

699 Kalonymus Kalman Shapiro, Predigt zu Chanukka 5702 (15. bis 22. Dezember 1941), in: Miller (Hrsg.), *Sacred Fire*, S. 249.

Die Religion half außerdem, Antworten auf die Fragen nach möglichen Handlungsoptionen zu entwickeln.

Die Frage nach Religion und Glaube als Deutungsressource und Mittel der Identitätskonstruktion ermöglicht am Ende dieser Arbeit einen Perspektivwechsel. Auf den ersten Blick haben die beiden Funktionen nur wenig mit Nähe und Distanz bzw. mit sozialen Praktiken des Privaten im Ghetto zu tun. Doch bereits in den vorherigen Kapiteln wurde deutlich, welche starke handlungsleitende Prägestkraft Religion und Glaube auch nach 1939 noch entfalten konnten. Die Ursache hierfür liegt in der Vorkriegszeit. Wie weiter oben ausgeführt, war das Judentum in der Zweiten Polnischen Republik als religiös konnotiertes Identitätsangebot trotz zunehmender säkularer Konkurrenz nach wie vor gefragt. Die Ausgestaltung der entsprechenden Lebenswelten hing eng mit der Deutung der eigenen Gegenwart aus einer religiösen Perspektive sowie mit dem Selbstverständnis als fromme und die Religion der Vorväter praktizierende Juden zusammen. Dieser zumeist unhinterfragte Konnex löste sich unter den Bedingungen der Ghettos mehr und mehr auf. Wie das Kapitel über die Praxis des Schreibens gezeigt hat, wurde die Verlagerung sozialer Praktiken in eine virtuelle Gegenwelt für die Ghattobewohner mit zunehmend eingeschränktem Handlungsspielraum generell immer wichtiger. Religion und Glaube unterlagen einem im Grunde genommen ähnlichen Transformationsmechanismus. Zwar unternahmen Ghattobewohner große Anstrengungen, die Lebensführung weiterhin nach religiösen Geboten auszurichten und entsprechende Praktiken aus teilöffentlichen Bereichen wie der Synagoge in den zumindest temporär geschützten Raum der Wohnung zu verlagern. Doch auch hier kam es zu einer stärkeren Betonung von Aspekten, die nicht unmittelbar praktisch relevant bzw. umsetzbar waren, denen religiöse Ghattobewohner aber gerade deshalb einen umso höheren Stellenwert zusprachen.

Die Kategorien Zeit und Raum bzw. die Praxisfelder Nähe und Distanz, an denen die vier vorangegangenen Kapitel ausgerichtet waren, spielen trotz dieser Verlagerung auch in diesem letzten inhaltlichen Kapitel eine Rolle, geben aber nicht dessen Struktur vor. Der zeitliche Bezug auf die jüdische Religionsgeschichte, der als Deutungsmuster wichtig war, knüpft an zeitliche Strukturelemente wie Gebetszeiten und Feiertage an und schlägt einen Bogen zum entsprechenden Kapitel über Zeitstrukturen des Privaten. Erst beides zusammengenommen ergibt ein breiteres Bild des zeitlichen Koordinatensystems, innerhalb dessen sich religiöse Juden bewegten. Die räumlichen Rahmenbedingungen des Ghettos wiederum wirkten sich auf religiöse Praktiken wie etwa das Predigen aus. Kalonymus Kalman Shapiro konnte seine Ansprachen über geraume Zeit hinweg nur in den Räumen seiner privaten Wohnung halten, weil Gottesdienste oder sonstige religiös konnotierte Zusammenkünfte verboten

waren. Nähe und Distanz schließlich scheinen vor allem im Zusammenhang mit Rywka Lipszyc' Identitätskonstruktion auf, für die religiöse Feiern als Ausdruck familiären Zusammenhalts besonders relevant waren.

Erstaunlich klare Antworten auf die eingangs aufgezählten existenziellen Fragen gibt eine Predigt, die der chassidische Rebbe Shapiro im Dezember 1941 im Warschauer Ghetto über den zu Beginn dieses Kapitels zitierten Gebetstext hielt.⁷⁰⁰ Die schriftliche Fassung dieser und 84 weiterer Predigten aus der Feder Shapiros ist als Teil des Geheimarchivs Oyneg Shabes überliefert. In seiner Chanukka-Predigt verglich er die Gegenwart mit Ereignissen aus der Leidensgeschichte des jüdischen Volkes und setzte beides ausdrücklich gleich. Er deutete jedoch nicht nur die aktuellen Erfahrungen im Ghetto, sondern bestärkte seine Zuhörer auch in ihrer jüdischen Identität. Shapiros Texte bezeugen die Praxis des Predigens, die der Rebbe im Ghetto fortführte. Er hielt die Ansprachen über den aktuellen Wochenabschnitt der Tora normalerweise an Sabbat- und Feiertagen. Es ist nicht ganz klar, bis zu welchem Grad Shapiro seine Predigttexte im Vorfeld ausarbeitete. Denkbar ist, dass er die Grundzüge seines Gedankengangs schriftlich festhielt, aber genügend Spielraum für spontane Formulierungen ließ. Für die Textsammlung, die er dem Oyneg-Shabes-Archiv wahrscheinlich Anfang 1943 überließ, überarbeitete er die Predigten in mehreren Schritten. Der Judaist und Theologe Daniel Reiser unterzog die Manuskripte in Vorbereitung einer Edition einer genauen philologischen Überprüfung. Reiser geht davon aus, dass Shapiro während seiner Zeit im Ghetto kontinuierlich an der Verbesserung der Texte weiterarbeitete und immer wieder Revisionen vornahm, die sich in vielen Fällen nicht eindeutig datieren lassen.⁷⁰¹ Seine allgemeinen Schlussfolgerungen, die Predigtsammlung sei überhaupt nicht als historische Quelle, sondern nur als mystische, zeitlose Textsammlung zu verstehen, erscheint allerdings nicht überzeugend, denn die Texte beziehen sich auch in der überarbeiteten Fassung auf die Chronologie des jüdischen Kalenders.

Neben Shapiros Predigten stehen noch einmal die Tagebücher des Chaim Kaplan aus Warschau und der Rywka Lipszyc aus Litzmannstadt im Zentrum dieses Kapitels. Kaplan bediente sich in seinem Tagebuch ebenfalls der Kategorien Religion und Glaube, um die Gegenwart verstehen und deuten zu können. Lipszyc' Tagebuch ermöglicht es, eine individuelle Identitätskonstruktion Schritt für Schritt nachzuvollziehen, deren entscheidender Motor Religion und Glaube waren. Chaim Kaplan war ein zionistischer orthodoxer, nicht-

700 Vgl. Schindler, Responses; Polen, Fire; Leociak, Text; Katz, Wrestling; Farbstein, Thunder.

701 Reiser, Esh Kodesh.

chassidischer Jude, Shapiro und Lipszyc waren Chassidim. Letztere schöpften aus dem Gedankengut und den Traditionen des Chassidismus, der in Polen vorherrschenden Ausprägung des Judentums. Die Chassidim verstanden sich selbst als orthodox und sahen nur sich selbst als »echte« Juden. Dieser Denomination gehörte in der Vorkriegszeit mindestens ein Drittel der jüdischen Bevölkerung Polens an. Chaim Kaplan, der zu Beginn des Zweiten Weltkriegs fast 40 Jahre in Warschau gelebt hatte, kannte den Chassidismus sehr gut, richtete seine eigenen religiösen Praktiken jedoch nicht an deren Traditionen aus, sondern orientierte sich an einer aufgeklärten Form der Orthodoxie. Die Predigten Shapis und die Ego-Dokumente Kaplans und Lipszyc⁷⁰² geben einen Einblick in die Versuche gläubiger Juden, während des Holocaust eine Antwort auf die Erfahrung von Verfolgung, Leid und Vernichtung zu finden. Mit ihrer Hilfe lässt sich nachvollziehen, wie sich Gegenwartsdeutung und Identitätskonstruktion während der Zeit im Ghetto änderten und welche Kategorien hierbei verwendet wurden. Darüber hinaus geht es in diesem Kapitel auch um die Transformation von Religion und Glaube. Diese war nötig geworden, um an diesen sinnstiftenden Systemen auch angesichts der gewaltigen Herausforderung, die der Holocaust darstellte, weiter festhalten zu können. Zunächst sind das Suchen und Finden von Antworten auf die Fragen von Deutung und Identität nur sekundäre Funktionen von Religion und Glauben, die ja weit über die Fragen nach dem »Was?« und »Wer?« hinausgehen. Indem sie das Transzendente in ihr Zentrum rücken, sind sie in der Lage, eine spezifische Art von Sinn zu stiften. Deshalb ist es kaum möglich, Funktionen von Religion und Glauben unter den Bedingungen des Ghettos (und allgemein während des Holocaust) zu verstehen, wenn man diesen strukturellen Kern nicht ernst nehmen oder gar ignorieren würde.

Unberücksichtigt bleiben in diesem Kapitel diejenigen Ghettabewohner, die zwar durch die Nürnberger Rassengesetze von 1935 als Juden definiert und in die Ghettos deportiert worden waren, aber dort wie vor dem Krieg als evangelische oder katholische Christen lebten und gar nichts mit dem jüdischen Glauben ihrer Vorfahren zu tun hatten.⁷⁰² Ebenfalls noch einmal erwähnt sei die große Gruppe säkularer Juden, in deren Leben die Religion kaum noch eine Rolle spielte, die sich anderer Deutungsressourcen, etwa politischer Ideologien, bedienten, und die deshalb in diesem Kapitel nur am Rande aufscheinen.

702 Siehe hierzu Jakobs, Religionsausübung.

1. Jüdische Religion als Deutungsressource

Zurück zu Rabbi Shapiros Chanukka-Predigt von 1941.⁷⁰³ Das eingangs zitierte Gebet, auf das sich Shapiros Predigt bezieht, erzählt von der Befreiung Israels aus hellenischer Fremdherrschaft und der Wiedereinweihung des Tempels. Shapiro verstand die damalige historische Konstellation nicht als Angriff äußerer Feinde auf die Juden, sondern als Angriff auf Gott selbst. Die Gegenwart deutete er ebenfalls als Krieg gegen Gott und dessen Gebote und verglich die aktuellen Geschehnisse mit der Zeit, die der Befreiung vom »tyrannischen griechischen Reich« vorausging.

An den Beginn seines kunstvoll komponierten und elegant formulierten Textes stellt Shapiro eine kurze Ausführung über die Natur des Glaubens, deren direkter Zusammenhang mit dem Predigttext sich nicht unmittelbar erschließt. Solche bewussten Irritationen, die sich erst im weiteren Verlauf des Textes auflösen, sind charakteristisch für den Stil der Predigten chassidischer Tzadiken.⁷⁰⁴ Um es vorweg zu nehmen: Der Glaube ist formaler Ausgangspunkt und Grundlage des Argumentationsgangs. Dieser Textaufbau spiegelt die inhaltliche Grundaussage wider, der Glaube sei das Fundament jüdischen Seins, den es deshalb zu schützen und zu stärken gelte. Shapiro verstand den Glauben als »Licht und Heiligkeit Gottes im Inneren eines jeden Juden«.⁷⁰⁵ Er sei ererbt und bedürfe deshalb keiner bewussten Handlung. Glaube und jüdische Identität sind in Shapiros Sichtweise also untrennbar miteinander verbunden. Auch für seine Deutung der Gegenwart finden wir bereits zu Anfang des Textes einen wichtigen Hinweis, wenn der Autor einen Gradmesser für Größe und Wert des Glaubens benennt: Je stärker der Glaube sei, zu einem umso größeren Opfer sei man in der Lage, im Extremfall zur Hingabe des eigenen Lebens für Gott.

Auf diesen grundsätzlichen Überlegungen baut Shapiro seinen Argumentationsgang auf, der aus fünf Hauptabschnitten besteht. Zunächst beobachtet und bewertet er, wie es derzeit um den Glauben der Juden im Ghetto bestellt sei.⁷⁰⁶ Seine Einschätzung ist alarmierend: Er konstatiert auch bei vormalig sehr gläubigen Juden eine Schädigung des Glaubens. Als Begründung führten die Betroffenen an, sie könnten Gottes gegenwärtige Handlungen immer weniger nachvollziehen. In Shapiros Logik sind das grundsätzliche Infragestellen Gottes

703 Miller (Hrsg.), Fire, S. 249-256.

704 Siehe Leociak, Text, S. 253 f.

705 Miller (Hrsg.), S. 250.

706 Shapiro bezog sich in keiner seiner Predigten ausdrücklich auf seine Umwelt, Worte wie »Ghetto«, »Judenrat«, »Deutsche« oder »Nationalsozialisten« sucht man vergeblich. Das Wissen um die Entstehungsumstände der Texte rechtfertigt es aber, diese Zusammenhänge herzustellen.

und der damit einhergehende Glaubensverlust nichts weniger als eine existenzielle Bedrohung. Im zweiten Abschnitt disqualifiziert Shapiro die rationale Logik der Zweifler als prinzipiell unzulänglich. Er möchte jedoch zeigen, dass er rationale Begründungen widerlegen kann und behauptet deshalb, die Zweifler gingen von der Fehlannahme aus, es handle sich bei den derzeitigen Leiden um eine neue, einzigartige Dimension der Verfolgung. Er widerlegt diese Annahme, indem er die aktuellen Ereignisse durch historische Vergleiche relativiert. Shapiro schreibt: »Diejenigen, die sagen, ein Leiden wie dieses habe das jüdische Volk noch nie befallen, liegen falsch. Es gab Qualen vergleichbar mit unseren bei der Zerstörung des Tempels und bei Beitar usw.«⁷⁰⁷ In seinem dritten Abschnitt geht er über diese erste Ebene seiner Gegenwartsdeutung hinaus und forscht nach der tieferen Ursache des diagnostizierten Glaubensverlustes. Es sei der höhere Grad an Selbstzentriertheit, den die glaubensschwachen Juden aufwiesen, der zu einem Mangel an echtem Mitleid führe und letztlich den Glauben beschädige. Deshalb solle jeder sein eigenes Ich aufgeben, das heißt seine Selbst-Zentriertheit und seine Vorurteile hinter sich lassen, sich mehr um seinen Glauben als um seine körperlichen Leiden sorgen und versuchen, ihn zu stärken. Shapiro wollte vor allem die tiefere Natur des derzeitigen Angriffes auf das jüdische Volk verstehen, er sah hierin eine Voraussetzung für die Bewahrung des Glaubens. Er gibt daher im vierten Abschnitt eine explizite Einschätzung der Intention des Feindes, wenn er schreibt: »Würden die Menschen nur bedenken, dass wir nicht verfolgt werden, weil wir etwas gestohlen haben oder irgendjemandem ein Leid zugefügt haben, sondern weil wir Juden sind – Kinder Israels, Gott und seiner heiligen Tora verbunden.«⁷⁰⁸ Der Glaube sei also das wahre Angriffsziel des Feindes. Shapiro bezieht sich im fünften und letzten Abschnitt wieder explizit auf den Text des Chanukka-Gebetes und schließt mit einer knappen Botschaft der Hoffnung. Auch damals hätten die Juden die wahre Natur des Angriffs der Hellenen als Angriff auf Gott und Tora erkannt, ihren Glauben bewahrt und gestärkt und seien letztendlich deshalb von Gott gerettet worden.

Shapiros Predigt verdeutlicht eine grundsätzliche Funktion der Religion, die allzu leicht übersehen wird, obwohl sie gerade im Ghetto besonders wichtig war. Religion stellte erstens in Gestalt von Gebeten, Prophetenworten, Weisungen, Predigten usw. Formvorlagen für Texte bereit. Zweitens war die religiöse Sprache selbst mit ihren Bildern und Gleichnissen oftmals geeigneter für die sprachliche Auseinandersetzung mit den gegenwärtigen Ereignissen als die profane Alltagssprache. Religion war in dieser Doppelfunktion relevant für

707 Miller (Hrsg.), *Fire*, S. 251.

708 Ebd., S. 253.

die Praxis des Schreibens als Verstehensprozess. Angesichts der Ghetto Realität ist es kaum verwunderlich, dass die Verfasser zeitgenössischer Ego-Dokumente oftmals Probleme hatten, eine Form und eine Sprache für ihre Aufzeichnungen zu finden, die sie als angemessen empfanden, wie weiter oben bereits ausgeführt. In so manchen Quellen begegnen immer wieder Passagen, in denen die Autoren mehr oder weniger bewusst auf religiöse Textmuster zurückgriffen, und Shapiros Predigtsammlung ist in Form, Stil und Sprache sicherlich der eindrucksvollste Beleg für die Beharrungskraft religiöser Textgattungen. Die Praktiken des Predigens und der Textniederschrift sind elementarer Bestandteil von Gegenwartsdeutung und Identitätskonstruktion und weisen Parallelen zur Praxis des Schreibens von Ego-Dokumenten auf.

Shapiro relativierte die aktuellen Erfahrungen durch die zeitliche Einordnung in die Leidensgeschichte des jüdischen Volkes. Innerhalb des Textes ist dieses Herstellen zeitlicher Bezüge die erste Ebene von Shapiros Gegenwartsdeutung. Als quasi-historische Koordinaten allein der Chanukka-Predigt verwendete Shapiro Episoden aus den Erzählungen von Abraham, Isaak und Moses, außerdem den Makkabäeraufstand, die Zerstörung des Tempels und das Martyrium Rabbi Akibas unter der Herrschaft des römischen Kaisers Hadrian. Shapiro zielte mit dieser Form der Gegenwartsdeutung auf die Ermutigung und Stärkung seiner Anhänger ab. So wie schon unzählige Male zuvor, würde das jüdische Volk auch dieses Mal gerettet werden – wenn es nur gelänge, im Glauben stark zu bleiben. Diese Strategie der Ermutigung war zum einen Ausdruck seines Verantwortungsgefühls für seine Anhänger, das in anderen Predigten noch deutlicher wird. Zum anderen war sie seine Antwort auf die verheerenden Auswirkungen der »indirekten Vernichtung«, der sich die Juden im Dezember 1941 seit über zwei Jahren ausgesetzt sahen. Shapiro war sich ihrer sehr wohl bewusst, wie seine von tiefer psychologischer Einsicht zeugenden Beobachtungen in dieser und anderen Predigten zeigen. Außerdem konnte Shapiro im Dezember 1941 noch nichts von den deutschen Plänen zur »Endlösung der Judenfrage« wissen.

Die Einordnung der Gegenwart in die jüdische (Religions-)Geschichte lässt sich auch in zahlreichen anderen zeitgenössischen Quellen beobachten, bisweilen sogar in eher humoristischer Lesart. Chaim Kaplan verglich in seinem Tagebuch die Deutschen mit Nebukadnezar, dem Pharao oder Haman.⁷⁰⁹ Im November 1939 beschrieb er die allgemeine Situation in Warschau ebenfalls anhand eines Vergleichs: »Eine Wohnung zu finden ist so schwer wie trockenen Fußes das Schilfmeer zu überqueren.«⁷¹⁰ Diese Vergleiche führte Kaplan weni-

709 Kaplan, Buch, Eintrag vom 12. Februar 1940, S. 141.

710 Ebd., Eintrag vom 8. November 1939, S. 77f.

ger elaboriert aus als Shapiro, er folgte jedoch prinzipiell der gleichen Logik. Indem er auf Figuren aus der Bibel zurückgriff, die dort als Feinde des jüdischen Volkes auftreten, erschloss er sich eine Möglichkeit, die Deutschen überhaupt charakterisieren zu können. Nach dem Krieg versuchte man aus jüdischer theologischer Perspektive, den Holocaust als Ganzes zu deuten, und stellte ebenfalls historische Bezüge her.⁷¹¹ Auch politische Sinnstiftung ging ähnlich vor, etwa wenn der Holocaust als Strafe für religiös begründete antizionistische Einstellungen in der Vorkriegszeit interpretiert wurde. Anstelle der Einordnung in die jüdische Heilsgeschichte war es der Anschluss an politische Diskurse der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, mit der das eigentlich Unfassbare fassbar gemacht werden sollte.

Kalonymus Shapis Analyse der tieferen Ursachen für die Zweifel seiner Anhänger wirkt auf den ersten Blick verstörend. Wieso machte er die Juden selbst für die als existenziell empfundenen Glaubenszweifel verantwortlich, indem er ihnen eine zu stark ausgeprägte Selbstzentriertheit vorwarf? Wie konnte er nicht sehen, dass die Juden im Ghetto um das nackte Überleben kämpften und die meisten nicht die Möglichkeiten oder schlichtweg keine Kraft mehr hatten, die religiösen Gebote zu befolgen und am Glauben festzuhalten? Handelt es sich nicht mindestens um eine krasse Fehleinschätzung, möglicherweise gar um die selbstzerstörerische Realitätsverweigerung eines religiösen Idealisten? Diese Sichtweise liegt durchaus nahe und sei zumindest zur Diskussion gestellt. Fragt man sich jedoch, welche Handlungsmöglichkeiten Shapiro im Winter 1941 denn noch offenstanden, erschließt sich schnell eine alternative Deutung. Es muss Shapiro längst klar gewesen sein, dass niemand im Ghetto wirklichen Einfluss auf die von den deutschen Besatzern gesteckten Rahmenbedingungen hatte. Gleichzeitig zeigen seine in einer Reihe anderer Quellen bezeugten Aktivitäten, dass er bemüht war, an der Verbesserung der Lebensumstände aktiv mitzuwirken. Unterstellt man Shapiro also die grundsätzliche Absicht, die Situation im Ghetto positiv gestalten zu wollen, und gesteht ihm zu, dass er sich hierbei innerhalb des chassidischen Denksystems bewegte, dann erscheint seine Analyse nicht mehr als groteske Verdrehung der kausalen Zusammenhänge. Dann ist der Ratschlag, sich selbst zurückzunehmen, eine Handlungsoption, die er und seine Anhänger tatsächlich ausfüllen konnten. Auch mit seiner Aufforderung, sich vor allem um den Glauben zu sorgen und ihn aktiv zu stärken, gab er den Juden ein Mittel an die Hand, tatsächlich etwas tun zu können. Vor allem aber zielte er damit auf eine Stärkung von Solidarität und Empathie, auf eine Stärkung des Zusammenhalts der Zwangsgemeinschaft, der durch die Lebensbedingungen im Ghetto außerordentlich bedroht war.

711 Vgl. Berkovits, God.

Shapiro ging in seiner Gegenwartsdeutung weit über die genannten Punkte hinaus. Er versuchte, den gegenwärtigen Erfahrungen von Leid und Verfolgung einen elementaren Sinn zuzuschreiben, indem er sie als letztlich sekundäre Manifestation eines Fundamentalangriffes auf Gott selbst begriff. Gleichzeitig gelang es ihm, als Teil dieser Sinnzuschreibung einen auf Identitätsstärkung zielenden Schutzmechanismus zu entwickeln. Indem er nämlich den Glauben als das intrinsisch Göttliche in jedem Juden definierte, stellte er seinen Anhängern ein praktikables Mittel zum Schutz vor innerer Selbstaufgabe und Mutlosigkeit bereit. Shapiro verschränkte die auf diese Art und Weise vorgenommene Re-Konstruktion von Identität und die auf mehreren Ebenen erfolgte Gegenwartsdeutung kunstvoll ineinander. Im Dezember 1941 war die so generierte Sinnstiftung nichts weniger als eine kraftvolle, radikale Antwort auf die rassistische Fremdzuschreibung der deutschen Besatzer: Shapiro stellte die Göttlichkeit der Juden als auserwähltes Volk der Definition als unterlegene, lebensunwerte Rasse entgegen.

Es ist möglich, anhand der Chanukka-Predigt zumindest ein Stück weit die Entwicklung in Shapiros Denken nachzuvollziehen.⁷¹² Am 27. November 1942 fügte er dem Text nämlich folgendes Postskriptum hinzu:

»Nur jene Qual, wie sie bis Mitte 1942 ertragen wurde, hat sich zuvor in der Geschichte ereignet. Die bizarren Foltern und die monströsen, brutalen Morde, die für uns seit Mitte 1942 von den verkommenen, perversen Mördern erfunden wurden, allein für das Leiden Israels, sind, entsprechend meiner Kenntnis der Worte unserer Weisen gesegneten Andenkens, und der Geschichte des jüdischen Volkes im Allgemeinen, noch nie dagewesen und ohnegleichen. Gott sei unser gnädig, und errette uns aus ihren Händen, in einem Wimpernschlag.«

Dieses Postskriptum markiert einen entscheidenden Wendepunkt in Shapiros Gegenwartsdeutung. Die Massendeportationen des Sommers 1942 interpretierte er als einzigartig, wobei sein Bezugspunkt, die in den religiösen Schriften festgehaltene jüdische Geschichte, gleichblieb. Von enormer Tragweite ist der Wandel seines Verständnisses der tieferen Natur des feindlichen Angriffes. In dem kurzen Halbsatz »allein für das Leiden Israels« deutet sich diese Verschiebung zumindest an. Es scheint, als hätte Shapiro angesichts der Massenvernichtung die Intention der Angreifer nun nicht mehr als letztlich spirituellen Angriff auf die jüdische Religion, sondern als genuinen Versuch der physischen Vernichtung des jüdischen Volkes verstanden.

⁷¹² Vgl. Reiser, Evaluation.

In dieser Transformation sind gegensätzliche religiöse Deutungen des Holocaust aus der Nachkriegszeit grundsätzlich angelegt. Shapiros Predigten sind ein einzigartiges Dokument aus der Zeit des Krieges selbst, gleichzeitig ist die Sammlung das letzte Zeugnis des Chassidismus, das in dessen ostmitteleuropäischen Stammländern entstanden ist. Vor allem aber ist sie ein eindrucksvoller Beleg der religiösen Praxis des Predigens, die Shapiro der desaströsen Bedingungen zum Trotz sehr lange fortführte. Er versuchte, Orientierung zu bieten, Normen aufrechtzuerhalten oder neu zu fassen und Ratschläge für deren praktische Umsetzung zu geben. Über Shapiros eigene Aktivitäten im Ghetto, etwa das Betreiben einer Suppenküche mit koscherem Essen, das Instandhalten eines jüdischen Ritualbads oder die Beratung von Hilfesuchenden, geben zeitgenössische Quellen, aber auch nach dem Krieg verfasste Erinnerungen Aufschluss.⁷¹³ Sie zeugen von dem Widerhall, den seine Überlegungen in individuellen Praktiken chassidischer Juden im Warschauer Ghetto fanden.

Chaim Kaplan deutete die Ereignisse im Warschauer Ghetto ebenfalls mit Hilfe seiner religiösen Bildung und vor dem Hintergrund seines persönlichen Glaubens, der sich in der Konsequenz im Laufe der Zeit veränderte. Kaplan war kein chassidischer Jude, hatte aber eine fundierte religiöse Ausbildung genossen und war sehr gläubig. Er flocht an vielen Stellen seines Tagebuchs Zitate aus Tora und Talmud ein, die er offenbar bestens kannte. Während des Krieges beging er nach Möglichkeit die religiösen Feste. Alexandra Garbarini hat in ihrer Arbeit über Tagebücher aus der Zeit des Holocaust das Tagebuch Chaim Kaplans als Beispiel für den Verlust des Glaubens an Gott angeführt.⁷¹⁴ Garbarini benutzt Kaplans Aufzeichnungen als Kontrast zum Tagebuch des französischen Juden Lucien Dreyfus, in dem sie die entgegengesetzte Entwicklung feststellte. Es ist sicher richtig, dass Kaplans Haltung der jüdischen Religion gegenüber im Laufe der Zeit immer kritischer wurde. Bestimmte Eigenheiten der polnischen Juden, die für ihn in einem Zusammenhang mit Glaubensinhalten und religiösen Praktiken standen, zog er heran, um sich Verhaltensweisen zu erklären, die er im Ghetto beobachtete. Religion und Glaube waren für Kaplan Ausgangslage und Referenzrahmen für seinen Versuch, die Gegenwart zu verstehen. Sie waren ein Vehikel, um Zweifel zu formulieren und Erklärungen zu suchen. Angesichts der Ereignisse und Erfahrungen, die er sich erklären wollte, ist es kaum verwunderlich, dass er hierbei häufig Stoßseufzer der Verzweiflung ausstieß. Klagen und Hilfeschreie an Gott stehen in einer langen religiösen Tradition, die sich nicht auf das Judentum beschränkt. Es ist problematisch, darin ausschließlich einen Beleg für Glaubensverluste zu sehen. Hinter dem Infragestellen Got-

713 Huberband, Kiddush Hashem; Zeidman, Diaries, S. 145 f.

714 Garbarini, Days, S. 22-26.

tes bzw. seines Willens steht immer noch die prinzipielle Anerkennung eines religiösen Bezugssystems. Dieses System verließ Chaim Kaplan bis zum Ende seines Tagebuchs nicht. Im Laufe der Zeit änderte sich aber die Art und Weise, in der er sich auf Gott bezog.

Zunächst drückte Kaplan sein Entsetzen über die deutschen Besatzer und deren antijüdische Maßnahmen mit Hilfe rhetorischer Fragen aus, in denen er das Schweigen oder die Untätigkeit Gottes thematisierte. Bereits am 18. Oktober 1939, als er über das deutsche Handelsverbot für Juden und die zahlreichen Gewaltakte gegen die jüdische Bevölkerung schrieb, schloss er seinen Eintrag mit dem Klageruf: »Großer Gott! Setzt du der polnischen Judenheit ein Ende? ›Dein Volk‹ kann nicht verstehen: Warum schweigt die Welt?«⁷¹⁵ Indem Kaplan »Dein Volk« in Anführungszeichen setzte, hinterfragte er das biblische Selbstverständnis der Juden als auserwähltes Volk Gottes. Wären die Juden wirklich Gottes Volk, so die dahinterstehende Logik, würde Gott sich verantwortlich zeigen und handeln. Gut drei Wochen später formulierte er in einem Tagebucheintrag ganz ähnlich und fragte: »Allmächtiger Gott! Bereitest du dem Rest der polnischen Judenheit ein Ende?«⁷¹⁶ Anlass zu diesem Klageruf gaben Gerüchte über die Zerstörung jüdischer Ortschaften im Landesinneren und die Vertreibung der jüdischen Bevölkerung. Kaplan verstand instinktiv den größeren Zusammenhang, in dem die Konzentration der polnischen Juden stand, auch wenn er seine Einsicht zu diesem relativ frühen Zeitpunkt noch als Frage formulierte. Die rhetorische Frage an Gott verdeutlicht noch eine andere Funktion, die derlei Anrufe in Kaplans Tagebuch erfüllten. Es war Kaplan sicherlich klar, dass die Taten der deutschen Besatzer kaum unmittelbarer Ausdruck eines göttlichen Willens waren. Aber nur indem er diesen Zusammenhang herstellte und sich Gott nicht nur als letzte Ursache aller Dinge, sondern durchaus als Urheber konkreter Ereignisse vorstellte, konnte er diesen Ereignissen überhaupt eine Art Sinn zuschreiben. Die Frage nach Gottes Motiven für dessen vermeintliche Handlung war weniger Ausdruck des Zweifels an ebendiesem Gott, als vielmehr eine Möglichkeit, Schwere und Tragweite der deutschen Maßnahmen adäquat abbilden zu können.

Nicht nur das Schicksal des Judentums als Ganzes, sondern auch Einzelschicksale von Freunden und Bekannten veranlassten Chaim Kaplan, grundsätzliche Fragen zu stellen. Wie in den beiden vorigen Beispielen ist die Grenze zwischen rhetorischem Stilmittel, das sich einer religiös anmutenden Sprache bedient, aber natürlich nicht wörtlich gemeint ist, und dem Ausdruck echter, tiefergehender Zweifel auch in Kaplans Tagebucheintrag vom 24. November

715 Kaplan, Buch, Eintrag vom 18. Oktober 1939, S. 62 f.

716 Ebd., Eintrag vom 8. November 1939, S. 77 f.

1939 fließend. An diesem Tag schrieb er über seinen langjährigen Freund Jakob Zajac, der in der Vorkriegszeit seine grundsätzlich eher negative Sicht auf das polnische Judentum immer wieder relativiert hatte. Aufgrund seiner russischen Herkunft fühlte sich Kaplan ursprünglich nicht als polnischer Jude und stand einigen Ausprägungen des polnischen Judentums offenbar skeptisch bis ablehnend gegenüber. Dies änderte jedoch nichts an der generellen Solidarität für seine Glaubensgenossen. Die innere Haltung seines Freundes, dessen große Bildung und Herzensgüte, hatten Kaplan ebenfalls dazu bewogen, an diesem Zugehörigkeitsgefühl festzuhalten: »[...] als Typus widersprach er meiner Ansicht vom polnischen Judentum. [...] Wenn die polnische Judenheit einen solchen Menschen hervorbringen kann, beweist das, dass sie etwas vom Edelsten in sich birgt.«⁷¹⁷ Vor Ausbruch des Krieges hatte Kaplan Zajac jeden Samstag getroffen, um mit ihm und einigen weiteren Freunden den Sabbat feierlich und entsprechend den religiösen Vorschriften zu begehen. Kaplan kontrastierte das vorbildlich fromme Leben, das sein Freund in der Vorkriegszeit geführt hatte, mit dessen Erlebnissen während der ersten Kriegstage:

»Und das war der Lohn dieser köstlichen Seele: seine Frau und zwei Töchter wurden von einer Bombe getötet; sein Haus wurde dem Erdboden gleichgemacht; sein Geschäft wurde ein Raub der Flammen; er blieb ohne seine Familie und ohne Besitz zurück. [...] Nur die Haut, die sein Fleisch bedeckt, blieb ihm. Ist das der Lohn, den der Allmächtige seinen Schützlingen zuteilwerden lässt?«⁷¹⁸

In diesen Zeilen, die den Abschluss des Tagebucheintrages bilden, beschrieb Kaplan in knappen Worten die Katastrophe, die seinem Freund widerfahren war. Der Absatz konnte deshalb so nüchtern ausfallen, weil die Ereignisse für sich sprachen. Der Gegensatz zu Kaplans Schilderung des Lebens vor dem Krieg, die wesentlich umfangreicher ausgefallen war, ergab sich ganz von selbst. In der Frage, die Kaplan im letzten Satz stellte, zeigt sich, wie grundsätzlich sich das religiöse Normsystem durch den Krieg verschoben hatte. Ein gottgefälliges Leben, das in der Vergangenheit als Grundlage für Glück und Erfolg galt, war innerhalb kürzester Zeit zerstört worden. Kaplan schrieb nicht explizit, dass es sich im Umkehrschluss nun nicht mehr lohne, so zu leben wie einst sein Freund. Er machte mit seiner Frage dennoch deutlich, dass das System aus Leistung und Belohnung für ihn keinen Sinn mehr ergab.

Chaim Kaplans Zweifel zeigten sich in diesem Tagebucheintrag sehr deutlich, hatten sich aber bereits zuvor angekündigt. Als er im Oktober mit einigen

⁷¹⁷ Ebd., Eintrag vom 24. November 1939, S. 89.

⁷¹⁸ Ebd., S. 90.

früheren Kollegen wieder versuchte, als Lehrer zu arbeiten, machte er sich Sorgen, ob überhaupt noch die entsprechende Nachfrage bestünde. Er stellte einen Zusammenhang her zwischen der jahrhundertealten jüdischen Tradition, Kinder von klein auf ausbilden zu lassen, und den Erfahrungen, die Familien seit Kriegsbeginn hatten machen müssen: »Werden Schüler kommen? Ihre Eltern wurden mit Schlägen traktiert, bestohlen und beraubt. Werden verarmte, obdachlose Eltern den Mut haben, ihre Kinder in der Tora unterweisen zu lassen? Wird der Ewige Sein Versprechen halten?«⁷¹⁹ In diesem Fall bezog sich Kaplan auf eine weitere Gesetzmäßigkeit, die das Judentum bislang geprägt hatte. Das Versprechen Gottes, das er erwähnte, bestand darin, den Juden ein frommes Leben zu ermöglichen. Da sich ein solches Leben zu einem guten Teil über religiöse Studien definierte, trug es automatisch zur geistigen Reproduktion des Judentums bei. Die traditionelle Weitergabe von Wissen sah Kaplan gefährdet, weil die physischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen nicht mehr gegeben waren. Wie im vorigen Beispiel deutete er im Kontext seiner Analyse der allgemeinen Lage Zweifel an Gottes Verantwortungsgefühl für sein Volk an, das gläubige Juden diesem zusprachen. Allerdings war Kaplan zu diesem Zeitpunkt weit davon entfernt, den eigenen Glauben grundsätzlich in Frage zu stellen. Er sah die bisherigen Ereignisse noch nicht als Beweis dafür, dass Gott die Juden bereits aufgegeben hatte.

Wie bereits weiter oben erwähnt, bezog sich Chaim Kaplan in seinen Tagebucheinträgen häufiger auf Stationen der jüdischen Heils- und Katastrophengeschichte, um aktuelle Ereignisse einordnen zu können. Darüber hinaus erklärte er sich bestimmte Verhaltensweisen der Juden aus der historischen Entwicklung und den religiösen Traditionen des Judentums. Mit deutlichen Worten beklagte er die fehlende Rationalität vieler Juden, deren Ursache er in ihrem naiven Glauben sah. Bereits am 5. Dezember 1939 schrieb er: »Der Boden ist reif für den Messianismus. Jeder Blödsinn findet ein geneigtes Ohr. Der gesunde Menschenverstand ist dahin: ER, der in Seiner Höhe thront, ist allmächtig.«⁷²⁰ In die gleiche Richtung geht Kaplans Tagebucheintrag vom 31. Januar 1940. An diesem Tag berichtete er von einem Dekret der Deutschen, mit dem eine große Anzahl Juden zur Zwangsarbeit eingezogen wurde. Als sich einige Tage zuvor unter der Bevölkerung Gerüchte über diese Maßnahmen verbreitet hatten, nahmen viele Juden diese nicht ernst, sondern erklärten sich die Ankündigungen als Drohungen, mit denen die Deutschen auf jüdische Zahlungen und nicht auf Arbeitskraft abzielten. Diese Annahmen erwiesen sich als falsch.

719 Ebd., Eintrag vom 30. Oktober 1939, S. 72.

720 Ebd., Eintrag vom 5. Dezember 1939, S. 98.

Kaplan fragte sich, weshalb sich so viele seiner Leidensgenossen in derlei Spekulationen verloren hatten. Er erklärte sich dieses Verhalten mit der jüdischen Mentalität, die vom jahrhundertelangen Glauben an einen Gott geprägt war, der zu seinem auserwählten Volk stand:

»In der Wirklichkeit, die uns umgibt, folgt Enttäuschung auf Enttäuschung, aber die Hoffnung blüht. Ein Volk, das Jahrhunderte täglich gebetet hat ›An den Messias glaube ich, / und wenn er auf sich warten lässt, / glaub ich darum nicht weniger fest‹, wird nicht von seiner Hoffnung lassen, die der Balsam seines Lebens gewesen ist und ihm die Kraft gegeben hat, sein elendes Dasein zu behaupten.«⁷²¹

Aus Sicht Kaplans war die bisherige Strategie, das eigene Leben durch die Hoffnung auf Erlösung erträglicher zu machen, unter der Besatzung hinderlich, um die aktuellen Ereignisse richtig einordnen und deuten zu können. Dieser Fragenkomplex beschäftigte Kaplan in diesen Tagen mehrfach. Am 4. Februar 1940 bezog er sich noch einmal auf die Zwangsarbeitsverordnung der Deutschen, an die »das Volk der Hoffnung« von Anfang an nicht geglaubt habe, obwohl es nicht an deutlichen Hinweisen gefehlt habe.⁷²² Kaplan sah einen Zusammenhang zwischen dieser Realitätsverweigerung und der jüdischen Gewohnheit, alles unter Rückgriff auf die eigene Religionsgeschichte zu deuten. Der immense Erfahrungsschatz, den diese Geschichte darstellte, erwies sich Kaplan zufolge in der neuen Realität als unzulänglich. Es zeige sich, wie uneinsichtig und unfähig das jüdische Volk sei, sich an Gegebenheiten anzupassen, für die es eben kein historisches Vorbild gebe. Chaim Kaplan kam in seinem Tagebuch immer wieder auf diese Problematik zu sprechen. Im September 1940, als sich der Kriegsausbruch zum ersten Mal jährte, schilderte Kaplan die Geisteshaltung, die er bei der Bevölkerung wahrnahm. Er versuchte in diesem Tagebucheintrag, sich selbst in diese Geisteshaltung einzuschreiben und schrieb an dieser Stelle nicht mehr über die kontraproduktive Wirkung des Gottvertrauens seiner Glaubensgenossen:

»Unter den Juden hat sich ein gewisser hartnäckiger Optimismus eingenistet, und wir sind alle sicher, dass die Tage der Mörder gezählt sind, dass das Ende des Despoten und Tyrannen der Tod sein wird. Der Gott Israels wird sein Volk nicht verraten, er wird es nicht im Stich lassen.«⁷²³

721 Ebd., Eintrag vom 31. Januar 1940, S. 132 f.

722 Ebd., Eintrag vom 4. Februar 1940, S. 138.

723 Ebd., Eintrag vom 5. September 1940, S. 228.

Eineinhalb Jahre später hatte sich die Situation der Warschauer Ghettobewohner dramatisch verschärft. Im Juni 1942 waren die Massendeportationen in vollem Gange, doch selbst angesichts dieser existenziellen Bedrohung hielt ein großer Teil der Bevölkerung an der religiös begründeten Hoffnung fest, nicht nur die »Aktion« zu überleben, sondern Zeuge der deutschen Niederlage zu werden. Kaplan erwies sich ein weiteres Mal als aufmerksamer Beobachter, dem die Kluft zwischen Realität und Wunschdenken nicht entgangen war. Er erklärte sich diese Kluft wieder mit der religiösen Prägung der Juden:

»Die Transporte hören nicht auf, und das Nazischwert wird uns an die Kehle gesetzt und richtet unter uns Verheerung an. Aber wir waren immer ein Volk, das der Hoffnung verpflichtet war – und werden es bleiben. Der jüdische Glaube ist wunderbar; er kann Geisteszustände hervorrufen, die nichts mit der Wirklichkeit zu tun haben.«⁷²⁴

Kaplan billigte der Religion nur noch die psychologische Funktion zu, lebensnotwendige Hoffnung zu generieren und sah sie nicht mehr als Sinnstiftungssystem, das trotz seiner transzendenten Ausrichtung an Lebenswirklichkeiten rückgebunden war. Seine eigene Kritik an den Zeitgenossen, die sich in Realitätsverweigerung geflüchtet hatten, äußerte er in diesem Eintrag, indem er seinen Freund Hirsch zitierte. Dieser formulierte seine und wohl auch Kaplans Sicht der Wirklichkeit als Gegenposition zur Perspektive derjenigen, die jede Nachricht als vermeintliche Bestätigung der bevorstehenden Erlösung deuteten. Hirsch schimpfte:

»Idioten!« brüllt er, und sein Gesicht läuft vor Zorn rot an. »Eure Hoffnung ist vergeblich; euer Glaube ist ein geknicktes Schilfrohr. Ihr alle seid bereits zum Tode verurteilt, nur das Hinrichtungsdatum ist noch nicht festgesetzt worden.«⁷²⁵

Chaim Kaplan sah eine bestimmte Ausprägung von Frömmigkeit als kontraproduktiv, um zu einem tieferen Verständnis der eigenen Gegenwart zu gelangen. Diese Einsicht wirkte sich sicherlich auf Kaplans eigenen Glauben aus, führte aber nicht automatisch zu dessen Verlust. Außerdem bezog sich seine Kritik auf die fromme Masse der Juden und nicht auf herausgehobene Vertreter wie Kalonymus Shapiro, dessen intellektuelle Kapazitäten Kaplan sicherlich anerkannt hätte.

Kaplan selbst bediente sich in seinem Tagebuch andauernd der Religion als Deutungsressource. Auch um die allgemeine Stimmung der jüdischen Bevölke-

724 Ebd., Eintrag vom 7. Juni 1942, S. 341.

725 Ebd., S. 341 f.

rung zu analysieren, hatte er sich in deren religiöse Denkweise hineinversetzen müssen. Dies war ihm nicht sonderlich schwergefallen, weil er die Mechanismen, die innerhalb der jüdischen Glaubensgemeinschaft wirkten, aus eigener Anschauung gut kannte. Doch Kaplan griff nicht nur dann auf Religion und Glaube als Analyseketegorien zurück, wenn er das Verhalten derjenigen Zeitgenossen verstehen wollte, die ihr Leben daran ausrichteten. Auch die Ereignisse, die er Tag für Tag beobachtete, deutete er vor dem Hintergrund und mit Hilfe seines eigenen Glaubens und seiner eigenen religiösen Kenntnisse. Am 20. September 1940, als bereits Vorbereitungen zur Umsiedlung in das spätere Ghettogebiet liefen, verband Kaplan die eigene Praxis der Bibellektüre mit dem aktuellen Wochenabschnitt der Tora, dessen Inhalt er direkt auf die unmittelbare Gegenwart bezog. Er schrieb:

»Fromme Juden, die im Geheimen beten, werden morgen in dem als Tochecha bekannten Bibelabschnitt eine neue Bedeutung entdecken, denn alle dort ausgesprochenen Verwünschungen scheinen an uns in Erfüllung gegangen zu sein. Manchmal liest man einen Bibelabschnitt und versteht ihn, manchmal liest man ihn und spürt ihn. Und Fühlen und Verstehen sind nicht dasselbe. Das Fühlen schließt das Verstehen in sich ein. Manchmal hat man den Verdacht, die Nazis lesen die Tochecha und benutzen sie als Richtschnur.«⁷²⁶

Nur sehr selten gab Kaplan in seinem Tagebuch einen solchen Einblick in die Methoden, mit deren Hilfe er versuchte, zu einem fundierten Verständnis der Realität zu gelangen. Er unterschied zwischen rationaler und emotionaler Erkenntnis und räumte Letzterer einen höheren Stellenwert ein. Rational war ihm klar, dass die Besatzer ihre Handlungen wohl kaum an der Bibel ausrichteten. Als er jedoch an die Tochecha, das 26. Kapitel des Buches Levitikus, dachte, weil dieser Abschnitt entsprechend den liturgischen Vorgaben am Folgetag zu lesen war, nahm er das Gefühl ernst, das er hierbei empfand. Auf einer emotionalen Ebene setzte Kaplan die Strafen für die Missachtung göttlicher Gebote, die in diesem Text aufgeführt werden, mit der fortwährenden Katastrophe gleich, die das polnische Judentum seit dem Beginn von Krieg und Besatzungsherrschaft erlebte. Der Text des Wochenabschnitts stellte Krankheiten, Nahrungsmangel und Hunger, Gewalt und Mord durch Feinde, die Zerstörung der religiösen Kultstätten und der Städte in Aussicht und gipfelte in dem Satz: »Ihr könnt vor euren Feinden nicht standhalten, ihr geht unter den Völkern zugrunde und das Land eurer Feinde frisst euch.«⁷²⁷ Kaplan konnte den Handlungen der

726 Ebd., Eintrag vom 20. September 1940, S. 234.

727 3. Mose, 26, 37b-38, Einheitsübersetzung.

Deutschen, die er an anderer Stelle als pathologisch geisteskrank charakterisiert hatte, nur noch in solch grotesk überzeichneter Weise Sinn zuschreiben. Die außerhalb jeglicher Sinnhaftigkeit agierenden Besatzer und ihre Maßnahmen ließen sich nicht mehr mit rationalen Mitteln fassen. Aus rein rationalen Erklärungsmustern herauszutreten und auf biblische Katastrophenszenarien zurückzugreifen, waren die einzig verbliebenen Möglichkeiten, die tiefere Natur des deutschen Angriffs auf die Juden zu ergründen. Diese alternative Sichtweise war zumindest teilweise an die Realereignisse zurückgebunden, denn wie bereits erwähnt implementierten die Besatzer antijüdische Maßnahmen und Vernichtungsaktionen vorzugsweise an hohen jüdischen Feiertagen. Ihre Handlungen, obschon ideologisch vor allem in rassistischem und nicht in religiös motiviertem Antisemitismus wurzelnd, waren also nicht ganz frei von Bezügen zum Glaubenssystem der Juden.

Ein Dreivierteljahr nachdem die Deutschen das Warschauer Ghetto abgeriegelt hatten, begannen die Massendeportationen, die in Chaim Kaplans Tagebuch breiten Raum einnahmen und sich auf seinen persönlichen Glauben sehr stark auswirkten. Letztendlich fielen Kaplan und seine Frau der »Aktion« zum Opfer und wurden im August 1942 deportiert. Ganz ähnlich wie für Kalonymus Shapiro markierte die Massenvernichtung auch für Kaplan den Wendepunkt in der Bewertung der Gegenwart. Zwei gegenläufige Tendenzen zeichneten sich hierbei ab. Zum einen half die religiöse Sprache Kaplan nach wie vor, die Geschehnisse überhaupt darstellen zu können. In seinem Eintrag vom 21. Juli 1942 schilderte er ausführlich, wie deutsche Polizisten und Soldaten Ghettobewohner willkürlich angriffen und ermordeten. Er rahmte den umfangreichen Eintrag mit zwei Bemerkungen, in denen er sich eines religiös-liturgischen Vokabulars bediente bzw. ein direktes Zitat aus der Tagesliturgie gebrauchte. Zu Beginn blickte er auf die beiden vorausgegangenen Tage zurück: »Das Schwert der Zerstörung rast in den Straßen des Ghettos. Wir werden umkommen. Vorgestern war es die Panik der Deportation. Gestern ließ die wilde Erregung eine Weile nach. Heute wieder ist es die Panik des Schwertes.«⁷²⁸ Er beschloss seine Aufzeichnungen mit der Datumsangabe und einem Vers aus dem Klagelied, das an diesem Tag, einem Fastentag, rezitiert wurde: »All das ereignete sich am Vorabend des Neunten Ab 5702. ›In dieser Nacht werden meine Söhne weinen.«⁷²⁹ Die Deutschen hatten mit den Massendeportationen im Warschauer Ghetto am Tischa beAv begonnen, dem Tag, an dem die Juden der Zerstörung des ersten und des zweiten Tempels gedachten. Unabhängig davon, ob dies bewusster Intention entsprang oder nicht, griff Chaim Kaplan den Bezug

728 Kaplan, Buch, Eintrag vom 21. Juli 1942, S. 378.

729 Ebd., S. 380.

auf, gab seinem Eintrag mit Elementen der Tagesliturgie eine Form und setzte die Gegenwart in eine direkte Linie mit vorherigen Katastrophen.

Die zweite Tendenz, die sich in Chaim Kaplans Deutung der Massendeportationen abzeichnete, zeitigte ein ungleich extremeres Ergebnis. In seinem nächsten Tagebucheintrag vom 23. Juli 1942 schilderte Kaplan ausführlich und sehr auf Genauigkeit bedacht den Fortgang der Deportationen. Er gab an, wie viele Menschen die Deutschen bisher deportiert hatten und rief am Ende des Eintrags noch einmal den Klagevers in Erinnerung, den er zwei Tage zuvor bereits zitiert hatte. Diesmal beließ er es jedoch nicht dabei, den Eintrag damit abzuschließen, sondern gab der Klage eine klare Richtung. Er verstand sie als Widerhall der Klagen seiner jüdischen Glaubens- und Leidensgenossen, die in den vergangenen zwei Tagen unerwidert geblieben waren. Hierin sah er einen Beweis für die Nicht-Existenz Gottes:

»Wir entsinnen uns der Worte des Klagelieddichters: ›In dieser Nacht werden meine Söhne weinen.‹ In diesen zwei Tagen war die Leere des Ghettos mit Weinen und Wehklagen angefüllt. Wenn die Schreie keinen Weg zum Gotte Israels fanden, ist das ein Zeichen, dass Er nicht existiert.«⁷³⁰

2. Individuelle Identitätskonstruktion

Einen detaillierten Einblick in eine religiös begründete individuelle Identitätskonstruktion bietet das Tagebuch der 14-jährigen Rywka Lipszyc. Als Waise fühlte sie sich alleine, unverstanden und ohne Halt, der Verlust der Familienmitglieder quälte sie schwer. In einer chassidischen orthodoxen Familie aufgewachsen, war die Religion der Rahmen ihres Alltags, den sie nie verlassen hatte, wie bereits im Kapitel über die Praxis des Schreibens deutlich wurde. So ging sie zum Beispiel am Samstag nicht arbeiten, und als sie dennoch einmal samstags zu einer Anwesenheitskontrolle in das Ressort gerufen wurde, verweigerte sie die vom Kontrolleur geforderte Unterschrift – an einem Sabbat hätte sie niemals gearbeitet oder geschrieben.⁷³¹ Gleichzeitig vermochte sie zu Beginn ihrer Aufzeichnungen die existenziellen Fragen, die sie umtrieben, und ihren Glauben nicht miteinander zu verbinden. Mit der Zeit jedoch stellte sie einen Zusammenhang zwischen ihrer Familie und der Religion her. Ihre Erinnerungen an religiöse Feiern im familiären Rahmen nahmen in ihrem Tagebuch immer breiteren Raum ein. Gleichzeitig trat sie einer Jugendgruppe bei, mit deren Mitgliedern sie religiöse Texte, vor allem die Psalmen, las und über ihre

⁷³⁰ Ebd., Eintrag vom 23. Juli 1942, S. 384.

⁷³¹ Lipszyc, Diary, S. 102, Eintrag von Montag, 24. Januar 1944.

Erfahrungen und Gefühle im Ghetto sprach. Rywka Lipszyc entwickelte eine sehr enge Beziehung zur wenige Jahre älteren Gruppenleiterin, von der sie sich verstanden und ernst genommen fühlte. Vor diesem Hintergrund gelang es ihr schließlich, die Brücke zwischen allgemeinen religiösen Inhalten und ihren individuellen Fragen und Ängsten zu schlagen. Ihre individuelle Situation, die religiöse Sozialisation in der verlorenen Familie und die Tatsache, dass sie in der Jugendgruppe bzw. vor allem in der Freundin teilweise einen Ersatz für ihren Verlust fand, ermöglichten es ihr letztlich, sich ihrer eigenen Identität als orthodoxe, chassidische Jüdin bewusst zu werden. So schrieb sie am 7. Februar 1944:

»Ich bin ja trotzdem Gott dankbar dafür, dass ich Jüdin bin! Dafür, dass er mich das begreifen lässt! [...] Noch etwas ist mir klar geworden, nämlich bis jetzt wollte ich lernen wann immer nur möglich, aber ich wusste nicht genau, was. Jetzt weiß ich es, jetzt ist alles anders, jetzt weiß ich, was ich lernen will, ich will die Tora studieren, unsere teure, liebe, immer neue und doch so alte Tora. Unsere lebensspendende Tora. Unsere Mutter Tora!!«⁷³²

Religion und Glauben spielten als Deutungsressource und Mittel zur Identitätskonstruktion in den Ghettos während des Zweiten Weltkrieges eine große Rolle. Die Predigten Rabbi Shapiros sowie die Tagebücher Chaim Kaplans und Rywka Lipszycs' belegen dies besonders eindrucksvoll. Doch sie sind bei Weitem nicht die einzigen Zeugnisse religiösen Denkens und Lebens. In etlichen zeitgenössischen Ego-Dokumenten, in Tagebüchern und Briefen, aber auch in Dokumenten des Ringelblum-Archivs aus Warschau oder des sogenannten Rumkowski-Archivs aus Litzmannstadt stößt man immer wieder auf Spuren der chassidischen bzw. einer allgemein religiösen Perspektive. Dennoch widmete die Ghetto-Forschung der Gruppe religiöser Ghettabewohner lange Zeit nur wenig Aufmerksamkeit. Hierfür gab es sicherlich eine Reihe äußerer Gründe. So waren orthodoxe Juden häufig die ersten Opfer der deutschen Besatzer, da sie in ihrem äußeren Erscheinungsbild deren Stereotypen zu entsprechen schienen. Unter den ohnehin wenigen Überlebenden der Ghettos gab es deshalb kaum religiöse Juden, die in der Nachkriegszeit auf eine angemessene Berücksichtigung dieser Teilgruppe hätten dringen können. So waren auch viele der jüdischen Holocaustforscher der ersten Jahrzehnte nach dem Krieg selbst nicht sonderlich religiös. Wichtiger als diese äußeren Gründe war und ist wohl etwas anderes. Religion und Glaube sind oftmals schlicht keine Analysekategorien der profanen Zeitgeschichte, deren methodischen Instrumentariums sich auch die Holocaust-Forschung bedient. Dass die Alltagsgeschichte

der Ghettos, die in den letzten eineinhalb Jahrzehnten immer stärker geworden ist, religiöse Praktiken benennt und beschreibt, ist ein wichtiger Schritt, um diese Lücke zu füllen. Es ist nur dann möglich, sich die Lebenswelt der großen Gruppe gläubiger Juden im Ghetto zu erschließen, wenn man deren Ausrichtung auf das Transzendente ernst nimmt und über eine rein funktionale Analyse hinausgeht. Die Fragen nach Nähe und Distanz als Praxisfelder des Privaten hängen damit insofern zusammen, als deren Wahrnehmung und Beschreibung in gleicher Weise Teil eines Deutungsprozesses waren. Die Überlegung, weshalb die Menschen in den Ghettos den tiefgreifenden Veränderungen räumlicher und zeitlicher Rahmenbedingungen ausgesetzt waren, verwies letztlich ebenfalls auf den möglichen Kern jüdischer Identität zwischen Selbstverständnis und Fremdzuschreibung.

Das Sinnstiftungssystem Religion bot Antworten, die eine mehr oder weniger aktive Gestaltung lebensweltlicher und gesellschaftlicher Bezüge berücksichtigte, aber doch weit darüber hinauswies.

TRANSFORMATIONEN DES PRIVATEN

Eine der Bedeutungen des lateinischen Verbs »privare« ist »berauben«. Das private Leben ist im Ursinn des Wortes dem Leben in der Öffentlichkeit und für die Öffentlichkeit geraubt. Öffentlichkeit meint in diesem Zusammenhang die politische Öffentlichkeit, die Res Publica, also den Staat, der aus dem Kollektiv des wahlberechtigten Volkes besteht. Das Individuum hat das Private dieser Öffentlichkeit entrissen, eben geraubt, und muss es deshalb vor den Ansprüchen der Öffentlichkeit schützen und verteidigen. Privates Leben verweigert sich der Teilnahme am öffentlichen politischen Leben des Staates. Das »right to be let alone«, das die US-amerikanischen Juristen Samuel Warren und Louis Brandeis 1890 als Fundament des Rechts auf Privatheit verstanden, steht in dieser Traditionslinie, kehrt aber sozusagen die Vorzeichen um.⁷³³ Für Warren und Brandeis war Privatheit nicht mehr etwas Geraubtes, das heißt etwas Anstößiges, letztlich Unrechtmäßiges, das verteidigt werden musste, sondern etwas, das dem freien Bürger zustand und deshalb verteidigungswert war. Auch wenn sich die Begründung verkehrt hatte, musste das Private freilich immer noch geschützt werden, etwa vor dem Zugriff einer allzu neugierigen Presse oder eines Staates, der nicht mehr nur auf politische Partizipation der Bürger pochte, sondern sich auch anmaßte, in das private Leben hinzuregieren. Diese moderne Auffassung eines Rechts auf Privatheit ist eng gekoppelt an liberal-demokratische Gesellschaftsentwürfe, die seit Ende des 18. Jahrhunderts von Europa und Nordamerika aus ihre Wirkungskraft entfalteten. In heterogenen Gesellschaften wie der des jungen, 1918 neugegründeten polnischen Staates gab es etliche Bevölkerungsgruppen, in deren Lebenswelten ein Recht auf Privatheit im Sinne Warrens und Brandeis' keine große Rolle spielte. Die Dichotomie von Privatheit und Öffentlichkeit hatte für sie kaum eine Bedeutung, weil ihre Weltsicht sich anderer Kategorien bediente. Ein katholischer Landwirt oder ein chassidischer Jude richteten ihre Leben an den Vorgaben ihrer jeweiligen Religion und an ihrem persönlichen Glauben aus. Die Idee, ein Recht auf Alleinsein einzufordern, war den auf Gemeinschaft ausgelegten Systemen, innerhalb derer sie sich bewegten, letztlich fremd. Anderen sozialen Schichten wiederum, vor allem dem Bürgertum in seinen unterschiedlichen Ausprägungen, war das Konzept des Privaten durchaus vertraut. Hierzu zählten auch die in unterschiedlich hohem Maße assimilierten Juden. Hatte das Private vor 1939 also nur

733 Warren/Brandeis, Right.

für einen Teil des sehr heterogenen polnischen Judentums Relevanz, waren die Kategorien Zeit und Raum, die sich im Zuge der verspäteten Modernisierung des Landes stark veränderten, für alle Juden wichtig. Diese Kategorien hingen mit den grundlegenden Fragen nach jüdischem Selbstverständnis und jüdischer Identität zusammen, die sich dieser sehr ausdifferenzierten Bevölkerungsgruppe in ihrer Gesamtheit stellten.

In den Zwangsgemeinschaften der Ghettos, die die Deutschen nach Beginn des Zweiten Weltkriegs errichtet hatten, entwickelten die Juden Strategien, um bestimmte Bereiche vor dem Zugriff der Besatzer zu schützen. Sie passten soziale Praktiken an die veränderten zeitlichen und räumlichen Rahmenbedingungen der Ghettos an und konnten so Nähe und Distanz aufrechterhalten. Für viele Ghettobewohner entstand in diesem Zusammenhang zum ersten Mal Privatheit. Dieses Buch hat sich dem Privaten im Ghetto nicht mittels eines starren Schemas angenähert. Es hat vielmehr nach den Transformationen sozialer Praktiken, nach deren zeitlichen und räumlichen Komponenten und ihrem Ziel, Nähe und Distanz zu schaffen, gefragt. Im Ergebnis zeigen sich zwei ineinandergreifende Ebenen des Privaten im Ghetto, die an die ursprüngliche Bedeutung des Begriffs als etwas Geraubtes anschließen, als etwas, das verteidigt und geschützt werden musste.

Die erste Ebene ist die Praxis, Tagebücher und Briefe zu schreiben. Aus diesem Grund sind Ego-Dokumente aus der Feder von Ghettobewohnern die Hauptquellen dieser Arbeit. Sie wurden nicht herangezogen, weil sie einen vermeintlich unverstellten und authentischen Blick auf das Leben in den Ghettos ermöglichen. Eine solche Annahme wäre verfehlt, denn sie ignoriert, dass das Schreiben der Ego-Dokumente bereits der erste Schritt eines Prozesses von Auswahl, Reflexion und Deutung ist. Die Ego-Dokumente sind für diese Arbeit deshalb so wichtig, weil die Praxis des Schreibens selbst mitten in das Private im Ghetto hineinführt bzw. dessen Kern darstellt. Die Seiten ihrer Tagebücher waren für viele Ghettobewohner der einzige Ort, wo sie bei sich sein konnten und ausdrücken durften, was ihnen wichtig war. In ihren Briefen konnten sie mit einer Person kommunizieren, mit der sie nicht gezwungenermaßen zusammenleben mussten. Ego-Dokumente waren in einer extrem fremdbestimmten Umwelt Ausdruck von Selbstbestimmung und Autonomie. Die gesamte Arbeit ist letztlich eine Studie über das Schreiben als soziale Praxis unter den Lebensbedingungen im Ghetto. Alle Kapitel, nicht nur das entsprechende Kapitel über den Vorgang des Schreibens im engeren Sinne, sind von dieser Praxis aus gedacht und analysieren die Inhalte der Ego-Dokumente als momentanes Ergebnis eines Verständnisprozesses.

In diesem Sinne bilden bestimmte Textinhalte der Ego-Dokumente die zweite Ebene des Privaten im Ghetto ab. Schrieben die Ghettobewohner über

Transformationen sozialer Praktiken, über Raum und Zeit, über Nähe und Distanz, hallte darin ein Ausschnitt der Ghettorealität wider. Ihre Aussagen über die Veränderungen dieser Bereiche geben Aufschluss über das Private als soziale Praxis, sei es in Anlehnung an Vorstellungen der Vorkriegszeit oder, wie oben bereits erwähnt, gar als etwas Neues. Die zentralen Strukturelemente der Hauptkapitel der Arbeit, also Zeit, Raum, Distanz (bzw. Alleinsein) und Nähe (bzw. sozialer Nahbereich), haben als Interpretamente ihren Ausgangspunkt in der Operationalisierung des Privatheitsbegriffs. Sie gliedern die Arbeit, finden sich aber freilich nicht immer *expressis verbis* in den Ego-Dokumenten.

Die Ghibetobewohner strukturierten ihre Texte, indem sie konkrete Angaben zu den zeitlichen und räumlichen Bezügen der Inhalte machten. Insbesondere nur schwer verständliche Vorgänge und Ereignisse, etwa brutale Übergriffe der Deutschen, Massaker und Deportationen, versahen sie mit ausführlichen Zeit- und Ortsangaben und konstruierten sich auf diese Weise beim Schreiben eine Art Realitätsanker. Die Autoren machten sich auf diese Weise klar, dass das Erlebte tatsächlich passiert war. Zeit- und Ortsangaben waren formale Strukturelemente, wie sie Ego-Dokumente generell aufweisen, stellten aber darüber hinaus ein Gegengewicht zu Chaos und Willkür der Ghettorealität dar – zumindest auf dem Papier konnte man eine gewisse Ordnung aufrichten und so die traumatischen Erlebnisse im Moment des Aufschreibens einhegen. Die Entwicklung von Routinen im Hinblick auf den Ablauf von Tagen oder Wochen entsprang demselben Bedürfnis nach Ordnung und Struktur. In Phasen besonderer Instabilität und Unsicherheit, etwa unmittelbar nach dem Ende der Kampfhandlungen und vor der Abriegelung der geschlossenen Ghettos, war dieses Bedürfnis besonders stark ausgeprägt.

Die Menschen in den Ghettos konnten die Veränderung der zeitlichen Rahmenbedingungen ihres Lebens relativ leicht wahrnehmen. Sie registrierten zum Beispiel, dass bestimmte Praktiken nicht mehr mit den von früher gewohnten Tageszeiten korrelierten. Sie konnten die Tageszeit nicht mehr am Straßenbild erkennen, weil dieses Straßenbild anders als vor dem Krieg den ganzen Tag über gleichförmig war. Monotonie und Eintönigkeit waren Erfahrungen, denen die Ghibetobewohner auch in Haus und Wohnung ausgesetzt waren. Zu unterschiedlichen Zeitpunkten bewerteten die Autoren der Ego-Dokumente diese Erfahrung unterschiedlich. Mal begrüßten sie einen immer gleichen Tagesablauf als Ausdruck von relativer Sicherheit, mal empfanden sie ihn als eine Belastung, in der sich Ausweglosigkeit und Zwang der Gesamtsituation ausdrückte. Schilderungen zeitlicher Abläufe und ihre Bewertung waren Möglichkeiten, eigene emotionale Befindlichkeiten zu artikulieren. Beides stand häufig am Beginn von Gedankengängen, die auf ein tieferes Verständnis der allgemeinen Lage zielten. Wenn dieses Ziel auch nicht immer erreicht wurde, ist damit doch

eine wichtige Funktion benannt, die Zeitbezügen innerhalb der Texte zufiel. Mit ihrer Hilfe waren Teile der jüdischen Bevölkerung im Stande, Mechanismen der deutschen Herrschaftspraxis zumindest im Ansatz zu erfassen. Die jüdische Bevölkerung Warschaus etwa hatte verstanden, dass kein Verlass auf Zeitvorgaben der Besatzer war. Die Sinnhaftigkeit zeitlicher Strukturelemente hatte sich in den Ghettos verschoben, Wissen und Gewissheiten über Zeitabläufe, die sich in der Vergangenheit herausgebildet hatten, galten im Ghetto nicht mehr oder zumindest nur in stark abgeänderter Form. Die Ghettobewohner mussten mitunter auf schmerzliche Weise lernen, wie tiefgreifend sich die zeitlichen Komponenten bestimmter Praktiken verändert oder gar jegliche Bedeutung verloren hatten. Versuche, Zeit zu sparen, zum Beispiel indem man bei bestimmten Wegen eine Abkürzung nahm, konnten den gegenteiligen Effekt erzielen. Es bestand die Gefahr, auf der alternativen Route von Deutschen aufgegriffen zu werden, und der dadurch entstandene Zeitverlust war dann möglicherweise das geringste Übel, das sich aus dieser Entscheidung ergab.

Herkömmliche zeitliche Strukturelemente veränderten sich in den Ghettos, die Besatzer implementierten aber auch Maßnahmen, die zu gänzlich neuen zeitlichen Rahmenbedingungen führten. Die Ausgangssperren, die die Besatzer an allen untersuchten Standorten verhängten, und die prinzipiell über den gesamten Betrachtungszeitraum hinweg in Kraft blieben, bestimmten das Leben der Ghettobewohner und definierten am frühen Abend und morgens neue zeitliche Zäsuren, die den Tag unterteilten. Es blieb der Ghettobevölkerung nichts anderes übrig, als sich daran anzupassen. Innerhalb dieses Rahmens die Abläufe von Tag und Nacht einigermaßen individuell zu gestalten war, über das Festhalten an Routinen hinaus, eine der wenigen Möglichkeiten selbstbestimmten Handelns. Praktiken, die sich mittelbar aus der Situation ergaben und nicht das direkte Ergebnis deutscher Anordnungen waren, wirkten sich ebenfalls auf die Zeitabläufe im Ghetto aus, etwa das stundenlange Anstehen um Lebensmittel.

Jüdische, christliche und zivile Feiertage waren Zeiteinheiten, die das Leben im Ghetto über den einzelnen Tag hinaus strukturierten. Im Laufe des Krieges kamen neue Orientierungspunkte hinzu wie zum Beispiel der Jahrestag des Kriegsbeginns, die als Anlass dienten, Bilanz zu ziehen und in die Zukunft zu blicken. Explizit solche zeitlichen Bezüge zu Vergangenheit und Zukunft herzustellen, war ein weiteres Mittel, die Gegenwart schreibend zu deuten. Soziale Praktiken des Privaten, das heißt, Praktiken, in denen sich Nähe oder Distanz manifestierten, dienten hierbei als Vergleichskriterium. Solange noch Residuen des Privaten existierten bzw. Aussicht auf Privatheit in der Zukunft bestand, ließ sich die Gegenwart ertragen. Privatheit war somit zu einem Maßstab für die Qualität der Gegenwart geworden.

Die Ergebnisse der Analyse des Umgangs mit den räumlichen Rahmenbedingungen in den Ghettos entsprechen in vielerlei Hinsicht den Erkenntnissen, die sich aus der Untersuchung anhand der Kategorie Zeit ergaben. Die Erfahrung räumlicher Enge war über den ganzen Betrachtungszeitraum hinweg an allen Standorten so allgemein wie die Erfahrung zeitlicher Einschränkungen. Die Ghettabewohner schilderten in ihren Tagebüchern und Briefen, wie sie die räumlichen Veränderungen in ihrer Umgebung mit Bezug auf die Ausgangslage in der Vorkriegszeit wahrnahmen. Auf diese Weise schufen sie sich selbst ein Instrument, um Stimmungen und Befindlichkeiten zu erfassen und auszudrücken – ganz so wie sie es auch mit Blick auf die Veränderungen der zeitlichen Rahmenbedingungen taten. Den Verlust der bisherigen räumlichen Bezugspunkte, der oftmals innerhalb kürzester Zeit erfolgte, empfanden die Betroffenen als schwerwiegenden Eingriff, und ausgehend von dieser Einschätzung erschlossen sie sich die Gesamtlage. Auch hierin zeigt sich eine Parallele zwischen den beiden Kategorien Zeit und Raum, denen innerhalb der Texte dieselbe Funktion zufiel.

Die Entwicklung des Raumes verlief in den beiden Großghettos Warschau und Litzmannstadt in vier Phasen. Die erste Phase erstreckte sich zeitlich lediglich über die wenigen Tage und Wochen der Kampfhandlungen, in denen sich die räumlichen Grundlagen sozialer Praktiken durch die Bombenangriffe der Deutschen bereits sehr stark veränderten. Todesfälle und Flucht in den Osten waren die unmittelbare Folge, die sich langfristig auf die Sozialstruktur der späteren Ghettos auswirkte. Die ersten Monate der Besatzung waren eine zweite Phase, in der die Deutschen die Juden schnell aus dem öffentlichen Raum exkludierten, sie allerdings noch nicht vollständig separierten. Weiter gefasste räumliche Bezüge über die jeweilige Stadt hinaus konnten sich in dieser Zeit noch in realiter manifestieren, wenngleich etwa der Besuch eines Wehrmachtsoldaten bei einer Warschauer Jüdin eine große Ausnahme darstellte. Allgemein war die Ungewissheit über die zukünftigen Raumbedingungen, in denen die Juden würden leben müssen, ein Charakteristikum dieses zweiten Zeitabschnitts. Die gezielte Ghettoisierung der jüdischen Bevölkerung, die in bestimmte Teile der Stadt umziehen musste, bildete die dritte Phase der Raumentwicklung. Die physische Abriegelung der Ghettos durch Mauern und Stacheldraht war an beiden Standorten ein neuralgischer Punkt, der eine nochmalige Verschärfung der Raumsituation bedeutete und auch einen zeitlichen Einschnitt markierte, auf den die Autoren der Ego-Dokumente später Bezug nahmen. Die Kategorien Raum und Zeit dienten ihnen bei der Darstellung der Ghettoisierung als Vergleichskriterium, Bewertungsmaßstab und Schlüssel für das Verständnis größerer Zusammenhänge. Die vierte Phase umfasst das Leben in den geschlossenen Ghettos, in deren Mauern die Hausgemeinschaft ein wichtiger räumlicher Be-

zugspunkt war. Die Verortung im Raum der eigenen Wohnung sowie innerhalb des Ghettos waren wichtige Themen, mit denen Tagebuch- und Briefeschreiber sich ihrer selbst bzw. der neuen Realitäten vergewissern konnten. Das Bedürfnis nach räumlicher Stabilität war auch eine Reaktion auf die erzwungene hohe Mobilität der ersten Kriegsmonate, die viele Ghattobewohner entweder selbst oder in ihrem persönlichen Umfeld erlebt hatten. Die Bevölkerung der Ghettos versuchte, die Trennlinien zwischen privatem und öffentlichem Raum aufrechtzuerhalten und den Übertritt aus der einen in die andere Sphäre so gut es ging neu zu regeln, wobei sie sich pragmatischer Strategien bedienten. Praktiken wie gegenseitige Besuche, Spielen oder Musizieren, für die in Warschau die jeweiligen Hauskomitees den organisatorischen Rahmen boten, waren ebenfalls Möglichkeiten, Reste von Privatheit zu bewahren, die Zwangsgemeinschaft zumindest für kurze Zeit in eine Willensgemeinschaft umzuformen und sich so die Situation anzueignen.

In den beiden kleineren Ghettos in Tomaschow und Petrikau folgte die Raumentwicklung prinzipiell einem ähnlichen Muster. Allerdings kam es nicht zur physischen Abriegelung der Ghattogebiete, das heißt, eine eindeutige Zäsur wie in Warschau und Litzmannstadt lässt sich nicht ausmachen. Konzentrierungs- und Umsiedlungsmaßnahmen gab es dennoch, und innerhalb der offenen Ghettos war ebenfalls das Wohnhaus der wichtigste räumliche Bezugspunkt. Die prinzipiell größere Bewegungsfreiheit war wie bereits erwähnt durch die Ausgesperren eingeschränkt, sodass die Situation in weiten Teilen der in den Großghettos nicht unähnlich war. An allen vier Standorten waren die räumlichen Bedingungen permanent bedroht, sei es durch in Aussicht stehende und in etlichen Fällen auch realisierte Verkleinerungen des Ghattogebietes, sei es durch den Zuzug von Flüchtlingen oder die Einsiedlungen von Juden aus der näheren Umgebung oder dem Altreich durch die deutschen Besatzer. In Warschau und Litzmannstadt war die Anzahl der Flüchtlinge und Neueingesiedelten so groß, dass für sie Auffanglager eingerichtet werden mussten, die innerhalb der Ghettos eigene räumliche Einheiten darstellten. Praktiken des Privaten gab es in diesen Lagern so gut wie keine, nur in Ausnahmefällen gelang es dort noch, Privatheitsresiduen zu realisieren.

Dieses Buch konzentrierte sich auf die Zeiträume, die der Liquidierung der kleineren Ghettos in Petrikau und Tomaschow bzw. den Massendeportationen in Warschau und Litzmannstadt im Jahr 1942 vorausgingen, auch wenn die Tagebücher der Rywka Lipszyc sowie des Anonymus, der auf die Seiten eines französischen Romans schrieb, weit in die Zeit nach 1942 hineinreichen. Während der Ghattoauflösung bzw. im Falle Warschaws unmittelbar vor und während des Ghattoaufstandes von 1943 gab es so gut wie keine Residuen des Privaten mehr, ähnlich wie zuvor in den Flüchtlingslagern. Dies lag zunächst an

der veränderten Sozialstruktur der Restghettos. Die Deutschen hatten ab 1942 in großem Umfang Kinder und alte Menschen ebenso deportiert wie Kranke und Schwache, die nicht mehr in der Lage waren, Zwangsarbeit zu leisten. Auch wenn es einigen aus den genannten Gruppen gelungen war, sich vor den Deportationen zu verstecken, gab es nach deren Abschluss kaum noch intakte Familien. Bevor die Deutschen das Warschauer Ghetto als Reaktion auf den bewaffneten jüdischen Widerstand dem Erdboden gleichmachten, hielt sich die jüdische Bevölkerung in Bunkern versteckt.⁷³⁴ Stella Fiedelseid erinnerte sich, dass in diesen Verstecken selbst rudimentäre soziale Praktiken zum Erliegen gekommen waren:

»Die Menschen schauten einander mit starrem Blick an. Nicht einmal etwas kochen wollte jemand. Wilde Furcht überstieg alle anderen Gefühle. Die Menschen hatten nicht einmal mehr Hunger. Es herrschte das Gefühl völliger Hilflosigkeit, wie bei einem Tier in der Falle.«⁷³⁵

Auch in Litzmannstadt verbargen sich viele Ghattobewohner vor den Deutschen, als diese im August 1944 das Ghetto auflösen wollten, weil sich die Rote Armee näherte. Sie mussten in den Kellern und auf Dachböden, wo sie Zuflucht gefunden hatten, still und regungslos verharren.⁷³⁶ Praktiken des Privaten gab es auch hier keine mehr.⁷³⁷

Die Praktiken des Privaten wurden an allen vier untersuchten Standorten transformiert. Die Mechanismen, die hierbei wirkten, waren überall ähnlich und unterschieden sich auch im Hinblick auf die vier Interpretamente Zeit, Raum, Distanz und Nähe prinzipiell nicht. Der erste Mechanismus war die Verlagerung von Praktiken in neue zeitliche und räumliche Bezugsrahmen. In vielen Fällen bedeutete dies, eine Praxis wie etwa das stille Lesen eines Buches aus dem Raum der eigenen Wohnung und aus der Zeit nach Arbeitsende an den Arbeitsplatz und folglich in die Arbeitszeit zu verlagern. Dies geschah um den Preis, nicht mehr ungestört und an einem längeren Stück lesen zu können. Der Kern der Praxis konnte jedoch auf diese Weise aufrechterhalten werden. Auch wenn es im ersten Moment paradox klingen mag, trug der Verzicht auf herkömmliche Voraussetzungen des Privaten zum Erhalt privater Praktiken bei. Auf der Textebene der Ego-Dokumente waren diese Verlagerungen wichtig, weil deren Schilderung den Autoren den Zusammenhang zwischen der allge-

734 Vgl. Engelking/Leociak, Guide, S. 749-800.

735 Fiedelseid, AŽIH 302/180.

736 Vgl. für Litzmannstadt das Tagebuch Jakub Hillers, AŽIH 302/10, hier Einträge vom 2. und 3. August 1944, außerdem Taflowicz, AŽIH 302/124, Bl. 50, sowie Bericht Słodowski, AŽIH 301/796, Bl. 2.

737 Löw, Juden, S. 455-491.

meinen Situation unter deutscher Besatzung und den Transformationsprozessen, vor Augen führte.

Der zweite Transformationsmechanismus verlief in umgekehrter Richtung. Die jüdische Bevölkerung verlagerte vormals öffentliche Praktiken in private Wohnungen. Dies betraf religiöse Praktiken wie Gottesdienste und Rituale an bestimmten Lebensabschnitten wie Beschneidung oder Bar Mitzva sowie Praktiken aus dem Bildungsbereich wie Schulunterricht oder allgemeine Kinderfürsorge. Die Deutschen hatten diese Praktiken in bestimmten Zeiträumen ausdrücklich untersagt. Deshalb waren die Ghettabewohner gezwungen, Räume umzudeuten und die verbotenen Praktiken im Schutzraum des Privaten auszuführen. Für viele Juden entstand auf diese Weise lokale Privatheit neu. Insbesondere die in einem traditionellen Sinn frommen Chassidim waren hiervon betroffen, bestand für sie vor dem Krieg doch keine Notwendigkeit, ihre Religion im Verborgenen auszuüben.

Um unter den Lebensbedingungen der Ghettos Distanz zum sozialen Nahbereich zu wahren und das Bedürfnis nach Alleinsein zu stillen, transformierten die Ghettabewohner Praktiken, die an das Alleinsein gekoppelt waren, ebenfalls in der beschriebenen Art und Weise. Sie verlagerten insbesondere Praktiken des Schreibens und Lesens an vormals öffentliche Orte bzw. entzogen sich der erzwungenen Nähe in der räumlichen Enge der Wohnung, sofern dies möglich war. Bereits diese Verlagerung wirkte sich auf die inhaltliche und formale Struktur der Texte aus. Ließen sich die genannten Transformationsmechanismen nicht anwenden, waren diese Auswirkungen freilich noch stärker spürbar. Der große Aufwand, den die Ghettabewohner betrieben, um das Schreiben und Lesen allein und ungestört realisieren zu können, verweist noch einmal auf die Funktion dieser Praktiken. Sie stellten in vielen Fällen die oftmals einzigen verbliebenen Möglichkeiten dar, sich Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu demonstrieren und so menschliche Autonomie zu bewahren. Außerdem deuteten die Autoren schreibend und lesend ihre Gegenwart und setzten sich mit Fragen nach Identität und Herkunft auseinander. Diese Fragen, die bereits im polnischen Judentum der Vorkriegszeit allgegenwärtig waren, stellten sich im Ghetto mit besonderer Dringlichkeit, denn sie waren mit der Frage nach dem Grund für die Verfolgung und Vernichtung durch die Deutschen verbunden. Der vor 1939 oftmals unhinterfragte Zusammenhang zwischen diesen Grundsatzen und der Ausgestaltung sozialer Praktiken trat in den Ghettos klarer zutage. Gleichzeitig ließ sich die Implementierung entsprechender Lebens- und Gesellschaftskonzepte in die verschiedenen Lebenswelten, die zuvor häufig als selbstverständlich angenommen im Bereich des Präreflexiven verblieb, immer weniger realisieren. Etliche Ghettabewohner schufen sich mit Schreiben und Lesen eine virtuelle Privatsphäre, in der sie an Praktiken der Vorkriegszeit an-

knüpfen, vor allem aber selbstbestimmt handeln konnten. Für viele Ghettobewohner entstand diese Form der Privatheit neu, weil sie erst im Ghetto begannen, dem Schreiben und Lesen eine so große Bedeutung zuzumessen.

Die beiden Transformationsmechanismen, die auch auf Lesen und Schreiben wirkten, veränderten zunächst vor allem die zeitlichen und räumlichen Komponenten privater Praktiken. Sie hatten jedoch auch große Auswirkungen auf das überkommene normative Gefüge. Das Beispiel des Paares, das vor den Augen seiner Mitbewohner kopulierte, war sicherlich ein Extremfall. Die Verschiebungen der Rollenbilder innerhalb der Familien vollzogen sich auf subtilere Art und Weise und über einen längeren Zeitraum hinweg. Das Zusammenleben in der Familie folgte Konjunkturen des Egoismus und der Solidarität, die zur Übertragung von Verantwortung und Autorität von Erwachsenen auf Kinder und Jugendliche bzw. innerhalb einer Generation von Männern auf Frauen führte. Alter und Geschlecht, zuvor mit innerfamiliären Machtpositionen verknüpft, hatten an Bedeutung verloren. Dieselben Normen, die sich in den Bereichen Liebe, Sexualität und Familie so stark veränderten, erwiesen sich innerhalb der Textdokumente als sehr beharrlich, die Autoren der Ego-Dokumente hielten häufig an normativen Konzepten der Vorkriegszeit fest. Einerseits legten sie an das Verhalten anderer Ghettobewohner überkommene Maßstäbe an und nutzten sie als Vehikel, um allgemeinere Kritik zu formulieren. Andererseits sparten sie mit Bezug auf sich selbst diese als zu privat empfundenen Themenbereiche in ihren Briefen und Tagebüchern häufig aus.

Über ein Norm- und Wertesystem deutlich hinaus gingen die unterschiedlichen Ausprägungen der jüdischen Religion, die ein auf Transzendenz ausgeichtetes Sinnstiftungssystem darstellten. Innerhalb der Ego-Dokumente diente dieses System als Deutungsressource und stellte eine Sprache für die Auseinandersetzung mit der Gegenwart bereit. Mit der zeitlichen Einordnung aktueller Geschehnisse in die jüdische Heils- und Katastrophengeschichte konstruierten die Autoren der Ego-Dokumente Sinn. Der Bezug auf Gott machte es möglich, Fragen und Zweifel in Worte zu fassen und der eigenen Verzweiflung eine Richtung zu geben. Auch das Sinnstiftungssystem Religion bewies in den Ego-Dokumenten also große Beharrungskraft, vor allem wenn Autoren ihre individuelle Situation und die Ängste und Hoffnungen, die sie umtrieben, damit verknüpfen konnten. Auf diese Weise gelang es ihnen, sich ihrer eigenen Identität zu vergewissern und eine selbstbestimmte Antwort auf die rassistische Fremdzuschreibung der Besatzer zu geben. Trugen religiöse Autoritäten diese Argumentation in ihre jeweilige Gemeinschaft hinein, gaben sie ihren Anhängern ein Mittel an die Hand, den kollektiven Zusammenhalt zu stärken. Sie entwickelten einen auf Identitätsstärkung zielenden Schutzmechanismus und stellten ein praktikables Instrument zum Schutz vor innerer Selbstaufgabe und Mutlosigkeit bereit.

Die Frage, ob sich das Private in den kleineren Ghettos in Petrikau und Tomaschow anders ausformte als in den Großghettos in Warschau und Litzmannstadt, durchzog begleitend die ganze Arbeit, stand aber nicht im Zentrum. Ausgangspunkt war die Feststellung, dass den Bewohnern der kleineren offenen Ghettos ein anderer räumlicher Erfahrungshorizont offenstand. Mit Blick auf Praktiken, in denen sich Nähe und Distanz manifestierten, hat sich jedoch gezeigt, dass die Unterschiede zwischen den vier Standorten nicht so groß waren wie ursprünglich angenommen. Selbstverständlich hatte die offene Struktur der kleineren Ghettos Auswirkungen auf das Zusammenleben in der Zwangsgemeinschaft, dem sich Ghattobewohner entziehen konnten. Allerdings unterlag diese größere Bewegungsfreiheit zeitlichen Einschränkungen, nur zu bestimmten Zeiten war es erlaubt, das Ghattogebiet zu verlassen. Weiterhin galten wie in Warschau und Litzmannstadt Ausgehsperrn, in denen es verboten war, die Wohnhäuser zu verlassen. In den Unterkünften herrschte ebensolche räumliche Enge wie in den beiden Großghettos. Bemerkbar machte sich freilich die bessere wirtschaftliche Lage, die sich durch die Möglichkeit ergab, in der zur Verfügung stehenden Zeit Handel mit nichtjüdischen Polen zu treiben. Zerrüttungserscheinungen in den Familien waren deshalb nicht immer so intensiv ausgeprägt wie in den hermetisch abgeriegelten Ghettos, in denen ein solcher Austausch nicht oder nur unter großen Schwierigkeiten möglich war. Wenngleich etwas später als in Warschau und Litzmannstadt, verschlechterte sich im Laufe der Zeit die Versorgungslage jedoch auch in Petrikau und Tomaschow. Lediglich zeitlich verzögert traten in den kleineren Ghettos dieselben Effekte auf wie in den großen.

Die zeitlichen Faktoren relativierten den räumlichen Vorteil eines offenen Ghettos, der sich deshalb für den individuellen Ghattobewohner nicht im vermuteten Ausmaß auswirkte. Einem Teil der Ghattobewohner in Petrikau und Tomaschow kam ihr Leben aber auch deshalb nicht besser als das ihrer Zeitgenossen in Warschau und Litzmannstadt vor, weil sie sich anderer Vergleichsmaßstäbe bedienten. Für sie war ihr Leben in der Vorkriegszeit der entscheidende Bezugspunkt, mit dessen Hilfe sie die Gegenwart deuteten. Je nachdem, welcher sozio-ökonomischen Schicht sie vor 1939 angehört hatten, empfanden sie die räumlichen Bedingungen der Ghettos mehr oder weniger stark als Verlust und Mangel. Ein anderer Teil der jüdischen Bevölkerung bediente sich durchaus des Raumes, um synchron zu vergleichen. Hierbei wurden die Verhältnisse in anderen Ghettos ebenso herangezogen wie die Bedingungen, unter denen Bewohner des eigenen Ghettos lebten, die über andere wirtschaftliche Ressourcen verfügten. Wie zu erwarten divergierte in den Ego-Dokumenten die individuelle Bewertung der jeweiligen Situation. Für die Frage nach den Unterschieden zwischen großen und kleineren Ghettos liefern diese Quellen

zwar wertvolle Hinweise, lassen aber keine abschließende Antwort zu. Hier stößt die Frage nach dem Privaten im Ghetto an eine Grenze. Wie jede Fragestellung ist auch sie nicht geeignet, alle Aspekte der Ghetto- und Holocaustgeschichte zu erschließen.

Allerdings führt die Frage jedoch zu weitaus mehr als der letztlich banalen Erkenntnis, dass sich individuelle Aussagen unterscheiden. Das Verständnis für die subjektive Erfahrungsdimension des Holocaust lässt sich vertiefen, indem die Re-Organisation von Raum und Zeit analysiert und die Art und Weise untersucht wird, in der Ghettabewohner Nähe und Distanz unter hochprekären Bedingungen (wieder-)herstellten. Fluide und flexibel konzipiert, ermöglicht es die analytische Perspektive des Privaten, den sich permanent verändernden Zustand der Bedrohung in den Ghettos nachzuvollziehen und gleichzeitig die Versuche der Ghettabewohner zu berücksichtigen, ein autonomes Selbst unter extremen Lebensbedingungen aufrechtzuerhalten. Da das Private im Ghetto eben nicht in fixen räumlichen und zeitlichen Rahmen existierte, musste es durch soziale Praktiken immer wieder neu geschaffen werden, die von der momentanen Situation abhängig waren. Deshalb ist die Frage nach dem Privaten geeignet, die Konturen der Opfer als Akteure präzise nachzuzeichnen. Das Private als analytische Perspektive ist somit eine Sonde hinein in die Mikroebene des Holocaust. Darüber hinaus kann die Frage nach Nähe und Distanz der Alltagsgeschichte eine Richtung geben, denn sie macht es möglich, in einem zweiten Schritt den Verständnisprozess zu bedenken, der sich im Verfassen von Briefen und Tagebüchern manifestierte.

Das Private repräsentiert eine bestimmte Art von Wissen, insofern es auf Erfahrungen aufbaut und sich in Normen und Praktiken manifestiert. Mit Hilfe dieses Wissens können bestimmte Aspekte der Realität strukturiert und gedeutet werden. Diese Deutungsressourcen funktionierten in den Ghettos lange Zeit erstaunlich gut. Es ist freilich fraglich, inwiefern die Opfer des Holocaust die Absichten und Handlungen der deutschen Besatzer zu verstehen, nach rationalen Kriterien zu deuten und entsprechend vernünftig darauf zu reagieren vermochten. Dies lag zu einem Teil sicher am Fehlen eines klaren Plans, der den Handlungen der Deutschen zunächst nicht zugrunde lag. Wie Dan Diner für die Judenräte gezeigt hat, war ein vollumfängliches Verstehen der Realitäten jedoch auch prinzipiell nur schwer möglich.⁷³⁸ Die deutschen Handlungen folgten einer »Gegenrationalität«, die Ausdruck des zivilisatorischen Bruchs war, den Nationalsozialismus und Holocaust darstellten. Die Ergebnisse dieser Arbeit widerlegen Diners These nicht grundsätzlich, bewegt diese sich doch letztlich auf einer philosophischen Metaebene. Sie zeigen aber eine andere

738 Diner, Perspektive.

Ebene auf und machen es auf diese Weise möglich, die These zu ergänzen.⁷³⁹ Vor allem in den ersten drei Kriegsjahren waren es die privaten Bereiche, deren Veränderungen die Ghattobewohner aufmerksam und bewusst registrierten und zum Anlass für Sorge und Angst nahmen. Die Ghattobewohner nahmen die Transformationen des privaten Lebens wahr und reflektierten sie. Schreibend verstanden sie den Zusammenhang zwischen der allgemeinen Situation unter deutscher Besatzung, der permanenten Veränderung der räumlichen und zeitlichen Rahmenbedingungen, und den individuellen Auswirkungen. Die Ghattobewohner setzten das Private diachron und synchron als Vergleichskriterium ein, benutzten es als Seismograf für ihre Möglichkeiten und Handlungsspielräume und als Instrument, um Stimmungen und Befindlichkeiten zu erfassen und auszudrücken. All das zusammen genommen führte zu einem tieferen Verständnis der Gegenwart. Auf der niedrigschwelligen Ebene des Privaten war es den Ghattobewohnern möglich, Dynamiken der Vernichtung nachzuvollziehen, mitunter zu verstehen.

Die Frage nach dem Privaten im Ghetto, nach Nähe und Distanz, vermag somit die Mikroperspektive der Alltagsgeschichte mit der Makroebene grundsätzlicher Fragen nach den Perzeptions- und Reflexionsmöglichkeiten zu verbinden, die den Opfern des Holocaust zeitgenössisch zur Verfügung standen. Die Analyse der Transformationsmechanismen, denen private Praktiken unterlagen, hat weiterhin gezeigt, wie nahe das Private im Ghetto der ursprünglichen Bedeutung des Wortes kam. Es war ein Bereich, den sich die Ghattobewohner erstreiten und verteidigen mussten. Allerdings war dieser Bereich nicht einer Partizipation einfordernden Öffentlichkeit »geraubt«, sondern einem von Vernichtungswillen getriebenen Feind.

739 Vgl. auch Garbarini, Days, S. 166f.

DANK

Dieses Buch ist die überarbeitete Fassung meiner Dissertationsschrift, die 2018 an der Ludwig-Maximilians-Universität München angenommen wurde. Ein besonderer Dank gilt meinem Doktorvater Andreas Wirsching, Direktor des Instituts für Zeitgeschichte München – Berlin (IfZ) und Inhaber des Lehrstuhls für Neueste Geschichte an der LMU München, der die Arbeit in allen Phasen konstruktiv-kritisch begleitet hat und mich in meinem wissenschaftlichen Werdegang großzügig fördert. Meinem Zweitbetreuer Frank Bajohr gilt ebenfalls mein Dank für viele wertvolle Anmerkungen.

Die Arbeit ist im Rahmen des Forschungsprojekts »Das Private im Nationalsozialismus« am IfZ entstanden. Teil dieser Forschergruppe sein zu dürfen war für mich von kaum zu überschätzendem Wert. Annemone Christians, Christian Packheiser und Sven Keller danke ich für die stets sehr angenehme, konstruktive und vertrauensvolle Zusammenarbeit. In hohem Maße dankbar bin ich insbesondere Johannes Hürter, der das Projekt mit eindrucksvoller fachlicher Kompetenz und großem Gespür für die Bedürfnisse und Sorgen der Mitarbeiter geleitet hat. Auch Elizabeth Harvey von der University of Nottingham hat als Kooperationspartnerin des Projekts maßgeblichen Anteil am Gelingen der Studie – vielen Dank.

Ohne die zahlreichen Gespräche mit Kolleginnen und Kollegen am IfZ, aber auch an anderen Einrichtungen wie dem Deutschen Historischen Institut Warschau, der University of Nottingham, dem United States Holocaust Memorial Museum oder der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem sowie in vielen weiteren Kontexten wäre dieses Buch nicht möglich gewesen. Stellvertretend danke ich Andrea Löw, Jürgen Zarusky (†), Ingo Loose, Günther Opitz, Ursula Kömen, Ute Daniel, Maiken Umbach, Miloš Řezník, Stephan Lehnstaedt, Maren Röger, Annalena Schmidt, Dan Michman, Havi Dreifuss, Michal Unger, Esther Farbstein, Eliot Nidam-Orvieto, Suzanne Brown-Fleming, Jürgen Matthäus, Martin Dean, Emil Kerenji, Krista Hegburg, Natalya Lazar, Steven Feldman, Jaime Monllor, Ewa Wiatr und Michał Trębacz. Für die Hilfsbereitschaft und Unterstützung, die ich seitens der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Archiven erfahren durfte, bin ich ebenfalls sehr dankbar. Namentlich danke ich besonders Witold Mędykowski (Yad Vashem) sowie Megan Lewis, Vincent Slatt und Ron Coleman (alle USHMM). Für ihre wertvolle Hilfe bei der Recherche gelten Dominik Krötz, Laura Tremel, Maike Sauerwein, Moritz Herzog-Stamm und Jakob Illner Worte des Dankes, ebenso Verena Zell für

die abschließende kritische Durchsicht des Manuskripts sowie Anna Herrera-Sołtysiak für Rat und Hilfe mit den polnischen Quellen.

Für Inspiration und Unterstützung außerhalb der akademischen Sphäre im engeren Sinne danke ich Johann und Christine Zöchling, Dina und Benjamin Feldman sowie Amy Schmidt. Innigen Dank spreche ich meinen Eltern Ronald und Reinhilde Haas aus.

Das Schwergewicht meines Dankes gebührt meiner Ehefrau Juliane sowie unseren Kindern Valentin Rafael und Cecilia Margarita. Deren Verständnis und Langmut haben das Entstehen dieser Arbeit letztendlich ermöglicht. Ihnen widme ich dieses Buch.

ANHANG

Abkürzungen

APŁ	Archiwum Państwowe w Łodzi (Polnisches Staatsarchiv in Łódź)
APPT	Archiwum Państwowe w Piotrkowie Trybunalskim (Polnisches Staatsarchiv in Piotrków Trybunalski)
AŻIH	Archiwum Żydowskiego Instytutu Historycznego (Archiv des Jüdischen Historischen Instituts)
Ring. I	Archiwum Ringelbluma (Ringelblum-Archiv), Teil I
Ring. II	Archiwum Ringelbluma (Ringelblum-Archiv), Teil II
SS	Schutzstaffel
USHMM	United States Holocaust Memorial Museum
YIVO	YIVO Institute for Jewish Research
YVA	Yad Vashem Archives

Quellen- und Literaturverzeichnis

1. Unveröffentlichte Quellen

a) Archiv des United States Holocaust Memorial Museum, Washington D.C. (USHMM)

1990.1699	Leo Arnfeld papers
1990.3302	Helena Zymler
1995.A.0362	Frank Shurman collection
1995.A.0963	Harry Fogel collection
2004.681.1	Saul Bell papers
2007.227	Roman Ryterband letters
2008.345.1	Israel Stein collection
2009.107.1	Tagebuch Yitzhak Diemantstein
1994.A.0063	Natek, child of the Holocaust
1991.A.0106	Charles Kotkowsky papers
2002.486.1	Szliferstejn and Mitelsbach family collection
1996.A.0070	Edith Brandon papers
1989.177	David Jakubowski Papers

b) Yad Vashem Archives, Jerusalem (YVA)

M.I.E	Testimonies. Collection of the Central Historical Commission in Munich
M.I.E/1761	Joshua Grinboym
M.I.E/2576	Feige Szklarska
O.3	Yad Vashem Collection of Testimonies
O.3/522	Yechiel Kotkowski
O.3/1176	Paulina Ulmer
O.3/3153	Ita Dimant
O.3/3228	Isaac Rosenblatt
O.3/3287	Ruth Doitzr

O.3/3964	Eleanor Lenson (Alter)
O.3/3989	Aron Gleit
O.3/6189	Simcha Desau
O.33	Various Testimonies, Diaries and Memoirs Collection
O.33/183	Dvora Klein
O.33/2911	Friedrich Hellmund
O.33/6656	Yisrael Hadasi
O.34	Nachman Zonabend Collection about the Lodz Ghetto (Original im Archiv des YIVO-Instituts New York)

c) *Archiwum Żydowskiego Instytutu Historycznego, Warszawa (AŻIH) (Archiv des Jüdischen Historischen Instituts Warschau)*

Syg. 301	Relacje
301/1	Ogen Alter
301/26	Stanisław Kon
301/69	NN
301/90	Judel Kleinman
301/159	Mendel Tron
301/207	Majer Rosental
301/208	Tauba Szmaragd
301/220	Estera Epsztejn
301/259	Jerzy Erner
301/274	Mietek Ejchel
301/316	Mejer Rokitowicz
301/318	Izak Krajtman
301/457	Wolf Fabiszewski
301/468	Estera Biezuner
301/474	Eugenia Truskier
301/529	Gerszon Strykowski
301/699	Leon Szykier
301/796	Lajb Słodowski

301/1311	Moniek Kaufman
301/1413	Moniek Kaufman
301/869	Mejer Rokitowicz
301/1244	Józef Barski-Gitler
301/1450	Maria Cymbalist
301/1565	Blanka Goldhust
301/1750	Julian Kudasiewicz
301/1889	Abraham M. Galbas
301/1891	Alina Brand
301/1907	Izrael Lajbisz
301/2050	Genek Granek
301/2088	Józef Malczyk
301/2099	Roland
301/2204	Jakub Glogowski
301/2494	Józef Zeliger
301/2543	Paulina Welner
301/2797	Abraham Feldman
301/3184	Samuel Talman
301/3305	Zelda Gotlib
301/3578	Berisz Szlamkowicz
301/3704	Leon Rosenblum
301/3802	Śmietana
301/4239	Rachela Honigman
301/4332	Leon Unger
301/4336	Mojesz Kornewicz, Ruben Hipszer, Jechel Frenkiel
301/4341	Maria Karczewer
301/4344	Ziuta Szarfsztajn
301/4513	Irena Filozof
301/4644	Rachela Galperson, Ala Erechner
301/4751	Regina Rubinsztajn
301/4768	Izydor Kamioner
301/4864	Szymon Lebenbojm
301/4937	Chaskiel Eisenberg, Chanania Korszec

301/4980	Elzbieta Nowacka, Leokadia Nowacka
301/5063	Jakub Ewinson
301/5262	E. Skornicki
301/5892	Zofia Marczak
301/5902	Ignacy Falk
301/6094	Zdzisław Libin
Signatur 302	Pamiętniki
302/3	Szlomo Frank
302/5	Alter Szymśynowicz
302/10	Jakub Hiller
302/11-13	Leon Hurwicz
302/28	Józef Pajkus
302/48	Karol Rotgeber
302/57	Estera Gesundheit
302/80	Markus Margulies
302/90	Henryk Bryskier
302/100	Israel Tabaksblatt
302/112	Leon Korman
302/115	Szmul Rozensztajn
302/121	Beniamin Horowitz
302/124	Liza Taflowicz
302/129	Józef Rode
302/132	Dawid Sierakowiak
302/133	Noemi Szac-Wajnkranc
302/156	Dwojra Altman
302/180	Stella Fidelseid
302/185	Sophie Lewiatan-Gerzel
302/195	Stefan Ernest
302/198	Stanisław Sznepman
302/218	Chaim Kaplan
302/222	Irena Libman
302/265	Helene Szereszewska
302/276	Helena Bachmajer

302/292	Henry Strick (Chaim Strykowski)
302/299	Irena Hauser
Ring. I, Ring. II	Archiwum Ringelbluma (Ringelblum-Archiv)
Ring. I/22	N.N., Bleib in Quarantäne
Ring. I/29	Jechiel Górný, Tägliche Notizen
Ring. I/40	N.N., Jugend in den Hauskomitees. Gurfinkiel Ewa, geboren 1921
Ring. I/48	Szymon Huberband, Studie über jüdische Frauen im Krieg (Fragment)
Ring. I/ 49	Cecylia Ślapakowa, Die jüdische Frau in Warschau von September 1939 bis zur Gegenwart
Ring. I/66	N.N., Die internen Strukturen der Hauskomitees
Ring. I/67	Celina Lewin, Das Hauskomitee in der Nalewkistraße 23 in Warschau, (Juli 1939 bis April 1942)
Ring. I/105	N.N., Tsvey un a halb yor milkhome
Ring. I/108	Szymon Huberband, Der khurbn fun shiln, bote-midroshim, und beys-hakhaims
Ring. I/120	Szymon Huberband, Kiddush Hashem
Ring. I/124	N.N., Entwurf über Bibliotheken, Buchgeschäfte und Lesen, Warschau 1939-1941
Ring. I/135	N.N., Straße
Ring. I/138	N.N., Arbeitsentwurf für die Hauskomitees im Warschauer Ghetto
Ring. I/144	N.N., Gehenna der polnischen Juden unter der Hitlerbesatzung
Ring. I/150	Szymon Huberband, Dos religyeze lebn beys der milkhome
Ring. I/151	Szymon Huberband, Yontoyvim beys der milkhome, Petrikau
Ring. I/154	N.N. [Stanisław Różycki], Straße
Ring. I/212	N.N., Verkleinerung des Warschauer Ghettos Anfang Oktober 1941
Ring. I/218	Kalman Huberband, Der »Marsh« in mikve arayn, onhoyb yor tsh'a
Ring. I/248	Nechemiasz Tytelman, Tagebuchfragment
Ring. I/263	Tagebuch David Fligelman

- Ring. I/297 Stefa Szereszewska, Studie über Aktivitäten des Hauskomitees Ul. Gęsia 19, Warschau
- Ring. I/337 Sammlung zu September 1939, Fall Warschau (1. bis 27. September 1939)
- Ring. I/340 Bekanntmachungen verschiedener jüdischer Institutionen aus Piotrków (Oktober bis Dezember 1939)
- Ring. I/361 N.N., Schließung des Ghettos
- Ring. I/426 N.N., Fun plitim shtetl
- Ring. I/429 Stanisław Różycki, Straßenbilder des Ghettos
- Ring. I/432 Dawid Graber, A por ayndrukn un erinerungen
- Ring. I/464 N.N., Fun a Togbukh
- Ring. I/503 Emanuel Ringelblum, Notizen 1942
- Ring. I/504 Emanuel Ringelblum, Notizen 1941
- Ring. I/505 Emanuel Ringelblum, Notizen 1941
- Ring. I/507, 4 Emanuel Ringelblum, Studie über die jüdische Frau
- Ring. I/519 Jerzy Jurandot, Liebe sucht eine Wohnung. Komödie in drei Akten
- Ring. I/659 Der Stadtkommissar Petrikau, [Hans] Drechsel, Brief vom 6.12.1939 an den Leiter der Jüdischen Gemeinde, Petrikau
- Ring. I/674,4 N.N., Nalewki-Straße
- Ring. I/763 Anordnungsblatt für Stadt und Landkreis Petrikau, Nr. 7, Nr. 8, Dezember 1939
- Ring. I/787,1 Ankündigungen Petrikau, November 1939 bis April 1940
- Ring. I/981 Perec Opoczyński, Warschauer Getto-Chronik Mai 1942
- Ring. I/988 Abraham Lewin, Tagebuch
- Ring. I/1009 N.N., A Bildl, Reportage über Haltung wohlhabender Einwohner geg. Flüchtlingen
- Ring. I/1010 N.N., Tagebuchfragment, 1. bis 8. Mai und 29. und 30. Juli 1941
- Ring. I/1011 N.N., Fun a Togbukh, 13. September 1939
- Ring. I/1012 N.N., Die gasn-bavegung
- Ring. I/1017 N.N., Moment bildlekh fun varshever geto, 20. April 1941
- Ring. I/1026 N.N., Fun a Togbukh, Oktober bis Dezember 1940
- Ring. I/1031 N.N., A Bildl, Reportage über Einquartierungen

Ring. II/173	Margalit Landau, Tagebuchfragment
Ring. II/174	Abraham Lewin, Tagebuchfragmente
Ring. II/202	Abraham Lewin, Tagebuch
Ring. II/208	Menachem Mendel Kohn, Togbukh
Ring. II/214	N.N., Di iberzidlung
Ring. II/370	Kalonymus Kalman Shapiro, Sabbat-Predigten
Ring. II/371	N.N. [Kalonymus Kalman Shapiro], Spezielles Gebet für die heutige Zeit
Ring. II/432	Kalonymus Kalman Shapiro, Hakhsharat ha-avrekhim
Ring. II/492	Klingelschild

d) Archiwum Państwowe w Łodzi (APŁ)

(Staatsarchiv Łódź)

Signatur 221	Stadtverwaltung Litzmannstadt, Ghettoverwaltung
Signatur 278	Der Älteste der Juden im Ghetto Litzmannstadt/Przełożony Starszeństwa Żydów w Getcie Łódzkim

e) Archiwum Państwowe w Piotrkowie Trybunalskim (APPT)

(Staatsarchiv Piotrków Trybunalski)

Stadtkommissar Petrikau
Akta m. Piotrkowa

2. Gedruckte Quellen

- Bańkowska, Aleksandra (Hrsg.): *Archiwum Ringelbluma. Generalne Gubernatorstwo. Relacje i dokumenty*, Warschau 2012.
- Baranowski, Julian/Radziszewska, Krystyna/Sitarek, Adam/Trębacz, Michał/Walicki, Jacek/ Wiatr, Ewa/Zawilski, Piotr (Hrsg.): *Kronika Getta Łódzkiego/Litzmannstadt Getto 1941-1944*, Łódź 2009.
- Berenstein, Tatiana/Jüdisches Historisches Institut Warschau (Hrsg.): *Faschismus, Getto, Massenmord*, Berlin 1962.
- Berg, Silke: *Wenn sich Vergangenes zunehmend mit Nacht bedeckt... Bilder vom Ghetto in Lodz 1940-1944. Bilder von Orten 1995. Portraits von Juden in Lodz 1995/Gdy przeszłość coraz bardziej oddala się w noc*, Frankfurt a. M. 2000.
- Berl, Mark: *Dokumentn un materialn wegn oifstand in warseer geto*, o.O. 1953.
- Bopp, Dominik/Feuchert, Sascha/Löw, Andrea/Riecke Jörg/Roth, Markus/Turvold, Elisabeth (Hrsg.), *Die Enzyklopädie des Gettos Lodz/Litzmannstadt*, Göttingen 2020.
- Cherezińska, Elżbieta/Daum, Etki: *Byłam sekretarka Rumkowskiego. Dzienniki Etki Daum*, Poznań 2008.
- Czerniaków, Adam: *Im Warschauer Getto 1939-1942*, München 1982.
- Dobroszycki, Lucjan (Hrsg.): *The chronicle of the Łódź ghetto 1941-1944*, New Haven 1984.
- Edelman, Marek/Sawicka, Paula: *Die Liebe im Ghetto*, Frankfurt a. M. 2013.
- Eichengreen, Lucille: *Rumkowski, der Judenälteste von Lodz. Autobiografischer Bericht*, Hamburg 2000.
- Eisenbach, Arthur: *Dokumenty i Materiały do Dziejów Okupacji Niemieckiejw Polsce*, Warschau 1946.
- Feuchert, Sascha/Leibfried, Erwin/Riecke, Jörg (Hrsg.): *Die Chronik des Gettos Lodz/Litzmannstadt*, Göttingen 2007.
- Garbarini, Alexandra, mit Kerenji, Emil/Lambertz, Jan/Patt, Avinoam: *Jewish Responses to Persecution, Volume 2, 1938-1940. Documenting Life and Destruction: Holocaust Sources in Context*, Lanham 2011.
- Goodfriend, Isaac: *By Fate or by Faith? The Saga of a Survivor*, 2001.
- Grynberg, Michał: *Pamiętniki z getta warszawskiego. Fragmenty i registry*, Warschau 1988.
- Hampe, Johann Christoph (Hrsg.): *Im Feuer vergangen. Tagebücher aus dem Ghetto*, München 1963.
- Hauser, Irene/Loewy, Hanno: »Nicht einmal zum Sterben habe ich Protektion ...«. *Tagebuch von Irene Hauser, geboren am 19.3.1901, von Wien ins Getto Lodz deportiert im Oktober 1941; die Einträge datieren vom 15. Juni bis zum 8. September 1942*, Frankfurt am Main 1992.
- Huberband, Szymon: *Kiddush Hashem*, Hoboken 1987.
- Kaplan, Chaim A.: *Buch der Agonie. Das Warschauer Tagebuch des Chaim A. Kaplan*, hrsg. von Abraham I. Katsh, Frankfurt am Main 1967.

- Kerenji, Emil: *Jewish Responses to Persecution, Volume 4, 1942-1943, Documenting Life and Destruction: Holocaust Sources in Context*, Lanham 2015.
- Kermish, Joseph: *To Live With Honor and Die With Honor!... Selected Documents from the Warsaw Ghetto Underground Archives O.S. («Oneg Shabbath»)*, Jerusalem 1986.
- Knoll, Renia: *Dziennik*, Warschau 2012.
- Korczak, Janusz/Kulawiec, E. P.: *The Warsaw Ghetto memoirs of Janusz Korczak*, Washington D.C 1979.
- Korczak, Janusz: *Tagebuch aus dem Warschauer Ghetto 1942*, Göttingen 1992.
- Lewin, Abraham: *A cup of tears. A diary of the Warsaw Ghetto*, hrsg. von Antony Polonsky Oxford 1988.
- Lipszyc, Rywka: *Das Tagebuch der Rywka Lipszyc*, Berlin 2015.
- Loewy, Hanno/Bodek, Andrzej (Hrsg.): *«Les vrais riches». Notizen am Rand. Ein Tagebuch aus dem Ghetto Łódź (Mai bis August 1944)*, Leipzig 1997.
- Polit, Monika/Radziszewska, Krystina/Walicki, Jacek/Wiatr, Ewa (Hrsg.): *Encyklopedia getta. Niedokończony projekt archiwistów z getta łódzkiego*, Łódź 2014.
- Poznański, Jakub/Loose, Ingo (Hrsg.): *Tagebuch aus dem Ghetto Litzmannstadt*, Berlin 2011.
- Präg, Werner/Jacobmeyer, Wolfgang: *Das Dienstagebuch des deutschen Generalgouverneurs in Polen 1939-1945*, Stuttgart 1975.
- Ringelblum, Emanuel: *Polish-Jewish relations during the Second World War*, Jerusalem 1974.
- Ringelblum, Emanuel: *Kronika getta warszawskiego. Wrzesień 1939-styczeń 1943*, Warschau 1983.
- Rosenfeld, Oskar/Loewy, Hanno: *Wozu noch Welt. Aufzeichnungen aus dem Getto Lodz*, Frankfurt a. M. 1994.
- Ross, Henryk/Weber, Thomas: *Łódź Ghetto Album*, London 2004.
- Sakowska, Ruta: *Dwa etapy. Hitlerowska polityka eksterminacji Żydów w oczach ofiar. Szkic historyczny i dokumenty*, Wrocław 1986.
- Sakowska, Ruta: *Die zweite Etappe ist der Tod. NS-Ausrottungspolitik gegen die polnischen Juden, gesehen mit den Augen der Opfer. Ein historischer Essay und ausgewählte Dokumente aus dem Ringelblum-Archiv 1941-1943*, Berlin 1993.
- Sierakowiak, Dawid: *Das Ghettotagebuch des Dawid Sierakowiak. Aufzeichnungen eines Siebzehnjährigen 1941/1942*, Leipzig 1993.
- Sierakowiak, Dawid, *The Diary of Dawid Sierakowiak. Five Notebooks from the Lodz Ghetto*, Hrsg. von Alan Adelson, Oxford 1996.
- Singer, Oskar: *«Im Eilschritt durch den Gettotag...».* Reportagen und Essays aus dem Getto Lodz, Berlin 2002.
- Szajn-Lewin, Eugenia: *Aufzeichnungen aus dem Warschauer Ghetto*, Leipzig 1994.
- Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland*, herausgegeben im Auftrag des Bundesarchivs, des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin und des Lehrstuhls für Neuere und Neueste Geschichte der Universität Freiburg, Band 4, Polen: September 1939-Juli 1941,

bearbeitet von Klaus-Peter Friedrich, unter Mitarbeit von Andrea Löw, München 2012.

Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland, herausgegeben im Auftrag des Bundesarchivs, des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin und des Lehrstuhls für Neuere und Neueste Geschichte der Universität Freiburg, Band 9, Polen: Generalgouvernement August 1941-1945, bearbeitet von Klaus-Peter Friedrich, München 2013.

Zweig, Arnold (Hrsg.): Im Feuer vergangen, Berlin 1958.

3. Literatur

Aaron, Frieda W.: Bearing the unbearable, Albany 1990.

Adam, Barbara: Time and Social Theory, Cambridge 1990.

Adam, Barbara: Timewatch. The Social Analysis of Time, Cambridge 1995.

Adam, Uwe Dietrich: Judenpolitik im Dritten Reich, Düsseldorf, 1972.

Adelson, Alan/Lapides, Robert/Web, Marek (Hrsg.): Łódź Ghetto. Inside a Community under Siege, New York 1989.

Adler, Hans Günther: Theresienstadt 1941-1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft, Göttingen 2012.

Adler, Hermann/Richter, Manfred: Gesänge aus der Stadt des Todes. Todeslagergedichte aus dem Wilnaer Ghetto 1941/42, Berlin 1994.

Ainsztein, Reuben/Paulsen, Jörg: Jüdischer Widerstand im deutschbesetzten Osteuropa während des Zweiten Weltkrieges, Oldenburg 1993.

Alberti, Michael: Die Verfolgung und Vernichtung der Juden im Reichsgau Wartheland 1939-1945, Wiesbaden 2006.

Aleksiu, Natalia: Philip Friedman and the Emergence of Holocaust Scholarship: A Reappraisal, in: Jahrbuch des Simon-Dubnow-Instituts 11 (2012), S. 333-346.

Alton, Ruth: Deportiert von den Nazis. Berlin, Lodz, Auschwitz, Stutthof, Dresden, Bielefeld 2009.

Aly, Götz/Roth, Karl Heinz: Die restlose Erfassung. Volkszählen, Identifizieren, Aussondern im Nationalsozialismus, Berlin 1984.

Aly, Götz: Vordenker der Vernichtung, Hamburg 1991.

Aly, Götz: Endlösung. Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden, Frankfurt a. M. 1995.

Aly, Götz: Rasse und Klasse. Nachforschungen zum deutschen Wesen, Frankfurt a. M. 2003.

Aly, Götz: Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus, Frankfurt a. M. 2005.

Angrss, Werner T.: Generation zwischen Furcht und Hoffnung. Jüdische Jugend im Dritten Reich, Hamburg 1985.

Angrick, Andrej/Klein, Peter: Die »Endlösung« in Riga. Ausbeutung und Vernichtung 1941-1944, Darmstadt 2006.

- Arad, Yitzhak: *Ghetto in Flames. The Struggle and Destruction of the Jews in Vilna in the Holocaust*, New York 1982.
- Arad, Yitzhak: *Belzec, Sobibor, Treblinka. The Operation Reinhard Death Camps*, Bloomington 1987.
- Arani, Miriam Y.: *Fotografische Selbst- und Fremdbilder von Deutschen und Polen im Reichsgau Wartheland 1939-45. Unter besonderer Berücksichtigung der Region Wielkopolska*, Hamburg 2008.
- Bachmann, Michael: *Der abwesende Zeuge. Autorisierungsstrategien in Darstellungen der Shoah*, Tübingen 2010.
- Bacon, Gershon: *Agudat Israel in Poland, 1916-1939. An Orthodox Response to the Challenge of Modernity* (diss. Columbia 1979).
- Bacon, Gershon: *The Politics of Tradition: Agudat Israel in Polish Politics, 1916-1939*, in: *Studies in Contemporary Jewry*, 2 (1986), S. 144-163.
- Bajohr, Frank/Wildt, Michael (Hrsg.): *Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus*, Frankfurt a. M. 2009.
- Bajohr, Frank/Löw, Andrea (Hrsg.): *Der Holocaust. Ergebnisse und neue Fragen der Forschung*, Frankfurt am Main 2015.
- Bajohr, Frank/Steinbacher, Sibylle (Hrsg.): *»... Zeugnis ablegen bis zum letzten«: Tagebücher und persönliche Zeugnisse aus der Zeit des Nationalsozialismus und des Holocaust*, Göttingen 2015.
- Baranowski, Julian: *Zigeunerlager in Litzmannstadt 1941-1942/The gypsy camp in Łódź 1941-1942/ Obóz cygański w Łodzi 1941-1942*, Łódź 2003.
- Baranowski, Julian: *The Łódź Ghetto 1940-1944. Vademecum/Łódzkie getto 1940-1944*, Łódź 2005.
- Baranowski, Julian: *Das Getto Litzmannstadt*, in: Ingo Loose/Thomas Lutz (Hrsg.): *Berliner Juden im Getto Litzmannstadt 1941-1944. Ein Gedenkbuch*, Berlin 2009, S. 32-43.
- Barkai, Avraham: *German-speaking Jews in Eastern European ghettos*, in: *The Leo Baeck Institute Year Book*, Volume 34/1 (January 1989), S. 247-266.
- Bartoszewski, Władysław: *Der Todesring um Warschau 1939-1944*, Warschau 1969.
- Bartoszewski, Władysław: *Ethnocentrism: Beliefs and Stereotypes. A Study of Polish-Jewish Relations in the Early 20th Century*, Cambridge 1984.
- Bartoszewski, Władysław: *Aus der Geschichte lernen? Aufsätze und Reden zur Kriegs- und Nachkriegsgeschichte Polens*, München 1986.
- Bartusevičius, Vincas/Tauber, Joachim/Wette, Wolfram: *Holocaust in Litauen. Krieg, Judenmorde und Kollaboration im Jahre 1941*, Köln 2003.
- Bathrick, David/Prager, Brad/Richardson/Michael David: *Visualizing the Holocaust. Documents, Aesthetics, Memory*, Rochester 2008.
- Bauer, Yehûdâ: *The Holocaust as Historical Experience*, New York u.a. 1981.
- Bauer, Yehûdâ: *A History of the Holocaust*, New York u.a. 1982.
- Bauer, Yehûdâ: *The death of the Shtetl*, New Haven u.a. 2009.
- Bauer, Yehûdâ: *Jüdische Reaktionen auf den Holocaust*, Berlin, Münster 2011.
- Baumel-Schwartz, Judith Tydor: *Double Jeopardy. Gender and the Holocaust*, London, Portland 1998.

- Bein, Alex: Die Judenfrage. Biographie eines Weltproblems, Stuttgart 1980.
- Beinfeld, Solon: Health Care in the Vilna Ghetto, in: *Holocaust and Genocide studies* 12/1 (1998), S. 66-98.
- Bender, Sarah: From Underground to Armed Struggle. The Resistance Movement in the Bialystok Ghetto, in: *Yad Vashem Studies* Bd. 23 (1993), S. 145-171.
- Ben-Sasson, Havi: Christians in the Ghetto: All Saints' Church, Birth of the Holy Virgin Mary Church, and the Jews of the Warsaw Ghetto, in: *Yad Vashem Studies* Bd. 31 (2003), S. 153-173.
- Bensoussan, Georges/Zaoui, Michel: Aktion Reinhardt. La destruction des Juifs de Pologne 1942-1943. Chronique et Témoignages, Paris 2012.
- Benz, Angelika/Vulesica, Marija: Bewachung und Ausführung. Alltag der Täter in nationalsozialistischen Lagern, Berlin 2011.
- Benz, Wolfgang/Distel, Barbara: Der Ort des Terrors: Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. 9 Bände, München 2005-2009.
- Benz, Wolfgang (Hrsg.): Nationalsozialistische Zwangslager, Dachau 2011.
- Benz, Wolfgang: Theresienstadt. Eine Geschichte von Täuschung und Vernichtung, München 2013.
- Berg, Nicolas: Der Holocaust und die westdeutschen Historiker. Erforschung und Erinnerung, Göttingen 2003.
- Berkovits, Eliezer: With God in Hell. Judaism in the Ghettos and Deathcamps, New York 1979.
- Berman, Elizabeth Kessin: From the Depths: Recovering Original Documentation from the Kovno Ghetto, in: *Holocaust and Genocide studies* 12/1 (1998), S. 99-118.
- Bernbaum, Israel: My Brother's Keeper. The Holocaust through the Eyes of an Artist, New York 1985.
- Berthold, Friedrich J.: Verratene Jugend. Szenen und Gespräche aus der Zeit des deutschen Widerstandes. Die Weiße Rose, der 20. Juli 1944, das Warschauer Ghetto, Roosevelt u. Stalin, Freiburg, Wien, Basel 1970.
- Besler, Hans-Ludwig: Das Geld des Terrors, Regensburg 2008.
- Bethke, Svenja: Tanz auf Messers Schneide. Kriminalität und Recht in den Ghettos Warschau, Litzmannstadt und Wilna, Hamburg 2015.
- Bettelheim, Bruno: Surviving the Holocaust, London 1986.
- Beyer, Mark: Emmanuel Ringelblum. Historian of the Warsaw Ghetto, New York 2001.
- Biale, David: Hasidism. A new history, Princeton, Oxford 2017.
- Bobbio, Norberto: Democracy and Dictatorship. The Nature and Limits of State Power, Minneapolis 1989.
- Braham, Randolph L.: Perspectives on the Holocaust, Boston, Hingham 1983.
- Braham, Randolph L.: The Psychological Perspectives of the Holocaust and of its Aftermath, New York 1988.
- Brakel, Alexander: Der Holocaust. Judenverfolgung und Völkermord, Dresden 2011.
- Brandeis, Louis Dembitz/Warren, Samuel: The Right to Privacy, in: *Harvard Law Review* 4 (1890), S. 193-220.

- Brauch, Julia/Nocke, Alexandra/Lipphardt, Anna: *Jewish Topographies: Visions of Space, Traditions of Place*, Aldershot 2012.
- Brechtken, Magnus: »Madagaskar für die Juden«. Antisemitische Idee und politische Praxis 1885-1945, München 1998.
- Brenner, Rachel Feldhay: *Voices from Destruction: Two Eyewitness Testimonies from the Stanislawow Ghetto*, in: *Holocaust and Genocide Studies* 22 (2008), H. 2, S. 320-339.
- Brenner-Wonschick, Hannelore: *Die Mädchen von Zimmer 28. Freundschaft, Hoffnung und Überleben in Theresienstadt*, München 2004.
- Broszat, Martin: *Der Staat Hitlers. Grundlegung und Entwicklung seiner inneren Verfassung*, München 1969.
- Browning, Christopher R.: *Nazi Ghettoization Policy in Poland, 1939-1941*, in: *Central European History* 19/4 (1986), S. 343-368.
- Browning, Christopher R.: *The Path to Genocide*, Cambridge u.a. 1992.
- Browning, Christopher R.: *Ordinary Men. Reserve Police Battalion 101 and the Final Solution in Poland*, New York 1993.
- Browning, Christopher R.: *Der Weg zur »Endlösung«. Entscheidungen und Täter*, Bonn 1998.
- Browning, Christopher R.: *Die Entfesselung der Endlösung. Nationalsozialistische Judenpolitik 1939-1942*, Berlin 2003.
- Browning, Christopher R.: *Ghettos 1939-1945*, Washington D.C. 2005.
- Brym, Robert J./Ryvkina, Rozalina Vladimirovna: *The Jews of Moscow, Kiev, and Minsk. Identity, Antisemitism, Emigration*, New York, London 1994.
- Buchheim, Hans: *Anatomie des SS-Staates*, Olten und Freiburg 1965.
- Budziarek, Marek: *Lodzer Judaica in Archiven und Museen. Aufsätze und Berichte aus Łódź, Jerusalem, Washington und Frankfurt am Main*, Bonn, Łódź 1996.
- Bugajer, Richard/Engel, Reinhard: *Mein Schattenleben. Eine Jugend im Ghetto und KZ*, Wien 2000.
- Burk, Kurt: *Handbuch zur Geschichte der Festungen des historischen deutschen Ostens*, Osnabrück 1995.
- Cała, Alina: *The Social Consciousness of Young Jews in Interwar Poland*, in: Antony Polonsky/Ezra Mendelsohn/Jerzy Tomaszewski (Hrsg.), *Jews in Independent Poland 1918-1939*, London, Washington 1994, S. 42-65.
- Cała, Alina: *The Image of the Jew in Polish Folk Culture*, Jerusalem 1995.
- Cargas, Harry J.: *The Holocaust*, Chicago u.a. 1985.
- Chary, Frederick B.: *The Bulgarian Jews and the Final Solution, 1940-1944*, Pittsburgh 1972.
- Chersztein, Mieczysław: *Geopfertes Volk*, Stuttgart 1946.
- Choko, Isabelle/Gödecke, Monika: *Meine Leben. Łódź – Auschwitz – Bergen-Belsen – Paris, Celle* 2008.
- Christians, Annemone: *Das Private vor Gericht. Verhandlungen des Eigenen in der nationalsozialistischen Rechtspraxis*, Göttingen 2020.
- Cole, Tim: *Holocaust City. The Making of a Jewish Ghetto*, New York 2003.
- Cole, Tim: *Traces of the Holocaust*, London u.a. 2011.

- Corni, Gustavo: *I ghetti di Hitler*, Bologna 2001.
- Corni, Gustavo: *Hitler's Ghettos*, London 2003.
- Corni, Gustavo: Ghettoisierung und Zwangsbewegungen der jüdischen Bevölkerung in Osteuropa, in: Ralph Melville/Jiri; Pesek/Claus Scharf (Hrsg.): *Zwangsmigrationen im mittleren und östlichen Europa, Völkerrecht – Konzeptionen – Praxis (1938-1950)*, Mainz 2007, S. 219-245.
- Dąbrowska, Danuta: Zagłada Skupisk Żydowskich w »Kraju Warty« w Okresie Okupacji Hitlerowskiej, in: *BŻIH* 13/14 (1955), S. 122-184.
- Dąbrowska, Danuta: O projektach poprawy sytuacji ludności w getcie łódzkim (Wnioski mies-zkańców getta z lat 1940-1942), in: *BŻIH* 38 (1961), S. 118-127.
- Dąbrowska, Danuta: Administracja żydowska w Łodzi i jej agendy w okresie od początku okupacji do zamknięcia getta (8 IX 1939r.-20.IV.1940r.), in: *BŻIH* 45-46 (1963), S. 110-137.
- Dąbrowska, Danuta: Struktura y funkcje administracji żydowskiej w getcie łódzkim (maj-grudzień 1940r.), in: *BŻIH* 51 (1964), S. 41-57 und *BŻIH* 52 (1964), S. 35-48.
- Dąbrowska, Danuta: Wsiedleni Żydzi zachodnieuropejczy w getcie łódzkim, in: *BŻIH* 65/68 (1968), S. 105-139.
- Dauzenroth, Erich: *Ein Leben für Kinder. Janusz Korczak – Leben und Werk*, Gütersloh 1981.
- Davies, Norman: *God's Playground. A History of Poland*, Oxford 1981.
- Dawidowicz, Lucy S.: *Der Krieg gegen die Juden*, München 1979.
- Dean, Martin: Ghettos im Generalkommissariat Weißruthenien, in: Sebastian Lehmann-Himmel/Uwe Danker/Robert Bohn (Hrsg.): *Reichskommissariat Ostland. Tatort und Erinnerungsobjekt*, Paderborn u.a. 2012, S. 89-100.
- Dembowski, Peter F.: *Christians in the Warsaw ghetto. An Epitaph for the Unremembered*, Notre Dame 2005.
- Denz, Rebekka/Jurewicz, Grazyna (Hrsg.): *Ghetto. Räume und Grenzen im Judentum*, Potsdam 2011.
- Deschner, Günther: *Menschen im Ghetto*, Gütersloh 1969.
- Devoto, Andrea: *L'oppressione nazista*, Firenze 1983.
- Diamant, Adolf: *Getto Litzmannstadt. Bilanz eines nationalsozialistischen Verbrechens; mit Deportations- u. Totenlisten der aus dem Altreich stammenden Juden*, Frankfurt a. M. 1986.
- Dieckmann, Christoph (Hrsg.): *Im Ghetto 1939-1945: Neue Forschungen zu Alltag und Umfeld*, Göttingen 2009.
- Dieckmann, Christoph: *Deutsche Besatzungspolitik in Litauen 1941-1944*, Göttingen 2011.
- Dierl, Florian/Linne, Karsten/Janjetovic, Zoran: *Pflicht, Zwang und Gewalt. Arbeitsverwaltungen und Arbeitskräftepolitik im deutsch besetzten Polen und Serbien 1939-1944*, Essen 2013.
- Diner, Dan: Die Perspektive des »Judenrats«. Zur universellen Bedeutung einer partikularen Erfahrung, in: Doron Kiesel (Hrsg.), »Wer zum Leben, wer zum Tod...« *Strategien jüdischen Überlebens im Getto*, Frankfurt am Main 1992, S. 11-36.

- Diner, Dan: *Gestaute Zeit. Jenseits des Vorstellbaren – Der »Judenrat« als Grenzsituation*, in: Ders., *Gedächtniszeiten. Über jüdische und andere Geschichten*, München 2003, S. 135-151.
- Dinur, Ben Zion: *The Origins of Hasidism and its Social and Messianic Foundations*, in: Gershon Hundert (Hrsg.), *Essential Papers on Hasidism: Origins to Present*, New York 1991, S. 86-207.
- Domagalska, Małgorzata/Podolska, Joanna/Zinn, Katja: *Berliner Juden im Getto Litzmannstadt in autobiografischen Aufzeichnungen*, in: Ingo Loose/Thomas Lutz (Hrsg.): *Berliner Juden im Getto Litzmannstadt 1941-1944. Ein Gedenkbuch*, Berlin 2009, S. 64-75.
- Dreifuss, Havi: *The Leadership Role of the Rabbinate in Eastern Europe during the Holocaust. A Reappraisal*, in: *Journal of the International School for Holocaust Studies*, Yad Vashem, Volume 2, 2010, S. 2-11.
- Drozdowski, Marian Marek/Mrożewski, Stefan: *Polska walcząca wobec Powstania w getcie Warszawskim. Antologia tekstów historycznych i literackich*, Warschau 2003.
- Eberhard, Pascale (Hrsg.): *Der Überlebenskampf jüdischer Deportierter aus Luxemburg und der Trierer Region im Getto Litzmannstadt. Briefe Mai 1942*, Saarbrücken 2012.
- Edelman, Marek: *Das Ghetto kämpft*, Berlin 1993.
- Ehrlich, Joseph: *Schabbat. Religion und Ritus einer polnischen Judenfamilie*, München 1982.
- Eichenbaum, Ray: *Romeks Odyssee. Jugend im Holocaust*, Wien 1996.
- Einhorn, Lena/Dahmann, Susanne: *Ninas Reise. Wie meine Mutter dem Warschauer Ghetto entkam*, München 2006.
- Eisen, George: *Children and play in the Holocaust*, Amherst 1988.
- Eliach, Yaffa: *Hasidic Tales of the Holocaust*, New York 1988.
- Emmelius, Caroline/Freise, Fridrun/von Mallinkroth, Rebekka/Sittig, Claudius/Toepfer, Regina (Hrsg.): *Offen und Verborgen. Vorstellungen und Praktiken des Öffentlichen und Privaten in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Göttingen 2004.
- Engelking, Barbara: *Czas przestał dla mnie istnieć: Analiza doświadczenia czasu w sytuacji ostatecznej*, Warschau 1996.
- Engelking-Boni, Barbara/Leociak, Jacek: *The Warsaw Ghetto. A Guide to the Perished City*, New Haven 2009.
- Epstein, Barbara Leslie: *The Minsk Ghetto, 1941-1943. Jewish Resistance and Soviet Internationalism*, Los Angeles 2008.
- Epsztein, Tadeusz/Shapiro, Robert Moses (Hrsg.): *The Warsaw Ghetto Oyneg Shabes – Ringelblum Archive. Catalog and Guide*, Bloomington 2009.
- Erlor, Hans/Paucker, Arnold/Ehrlich, Ernst Ludwig: *Gegen alle Vergeblichkeit. Jüdischer Widerstand gegen den Nationalsozialismus*, Frankfurt a. M., New York 2003.
- Ernest, Stefan/Młodkowska, Marta: *O wojnie wielkich Niemiec z Żydami Warszawy, 1939-1943*, Warschau 2003.
- Exeler, Bernhard: *Gewichtstücke aus dem Getto in Lodz/Litzmannstadt. Eine Hy-*

- pothese, in: Maß und Gewicht: Zeitschrift für Metrologie (2005), H. 73, S. 1759-1764.
- Farbstein, Esther: Hidden in Thunder: Perspectives on Faith, Halachah and Leadership during the Holocaust, Jerusalem 2007.
- Fass, Moshe: Theatrical Activities in the Polish Ghettos during the Years 1939-1942, in: Jewish Social Studies (1997), S. 54-72.
- Feldman, Dina/Rzędowska, Anna: Getto żydowskie w okupowanym Piotrkowie, Piotrków Trybunalski 2014.
- Felger, Andreas/Kohler, Oliver: Fremdling du. Ein Überlebender aus Warschau: Bilder, Gedichte, Musik, Tel Aviv, Hünfelden-Gnadenthal 1993.
- Feuchert, Sascha: Oskar Rosenfeld und Oskar Singer, Frankfurt a. M., Gießen 2004.
- Feuchert, Sascha: Verweigerte Erinnerung, dekretierte Archivierung. Die Chronik des Ghettos Lodz/Litzmannstadt und ihre (polnische) Überlieferungsgeschichte, in: Carsten Gansel (Hrsg.), Rhetorik der Erinnerung. Literatur und Gedächtnis in den »geschlossenen Gesellschaften« des Real-Sozialismus, Göttingen 2009, S. 183-192.
- Fings, Karola/Jakobs, Hildegard: Deportiert ins Ghetto. Die Deportation der Juden aus dem Rheinland im Herbst 1941 ins Ghetto Litzmannstadt (Łódź). Begleitband zur Ausstellung. Ein Projekt des Arbeitskreises der NS-Gedenkstätten und Erinnerungsorte in NRW, erarbeitet von der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf und dem NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln in Kooperation mit dem staatlichen Archiv Łódź, Köln 2012.
- Finkel, Jewgenija/Winkler, Markus: Juden aus Czernowitz: Ghetto, Deportation, Vernichtung 1941-1944. Überlebende berichten, Konstanz 2004.
- Fischer, Hubertus/ Wolschke-Bulmahn, Joachim (Hrsg.): Gärten und Parks im Leben der jüdischen Bevölkerung nach 1933, München 2008.
- Flam, Gila: Singing for Survival. Songs of the Lodz Ghetto, Los Angeles 1988.
- Föllmer, Moritz: Was Nazism Collectivistic? Redefining the Individual in Berlin, 1930-1945, in: The Journal of Modern History, Vol. 82/1 (März 2010), S. 61-100.
- Freise, Fridrun: Einleitung. Raumsemantik, Rezeptionssituation und imaginierte Instanz. Perspektiven auf vormoderne Öffentlichkeit und Privatheit, in: Caroline Emmelius/Fridrun Freise/Rebekka von Mallinkroth/Claudius Sittig/Regina Toepfer (Hrsg.): Offen und Verborgen. Vorstellungen und Praktiken des Öffentlichen und Privaten in Mittelalter und Früher Neuzeit, Göttingen 2004, S. 9-32.
- Freund, Florian/ Ruttner, Franz/Safrian, Hans: Ess firt kejn weg zurik. Geschichte und Lieder des Ghettos von Wilna 1941-1943, Wien 1992.
- Friedländer, Saul: Das Dritte Reich und die Juden. Verfolgung und Vernichtung: 1933-1945, Bonn 2007.
- Friedman, Jonathan C.: Speaking the Unspeakable. Essays on Sexuality, Gender, and Holocaust Survivor Memory, Lanham 2002.
- Friedman, Philip: Zagłada Żydów Lwowskich w okresie okupacji niemieckiej, München 1947.
- Friedman, Philip: Das Schicksal des jüdischen Kindes und der jüdischen Jugend unter dem Nazi-Regime, New York 1950.

- Friedman, Philip: The Jewish Ghettos of the Nazi Era, in: *Jewish Social Studies* 16 (1954), S. 61-88.
- Friedman, Philip: Problems of Research on the European Jewish Catastrophe, *Yad Vashem Studies* 3 (1959), S. 25-29.
- Friedman, Philip: *Roads to Extinction*, New York 1980.
- Friedrich, Klaus-Peter: Die Brombergerin Ruth Goldbarth im Warschauer Getto, 1940/41, in: *Jewish History Quarterly* 1, Nr. 225 (März 2008), S. 35-46.
- Gabriel, Ralph: *Lagersystem und Repräsentation. Interdisziplinäre Studien zur Geschichte der Konzentrationslager*, Tübingen 2004.
- Ganor, Solly: *Das andere Leben. Kindheit im Holocaust*, Frankfurt a. M. 2011.
- Gansel, Carsten (Hrsg.): *Rhetorik der Erinnerung. Literatur und Gedächtnis in den »geschlossenen Gesellschaften« des Real-Sozialismus*, Göttingen 2009.
- Garbarini, Alexandra: *Numbered Days. Diaries and the Holocaust*, New Haven 2006.
- Gebhardt-Herzberg, Sabine: »Das Lied ist geschrieben mit Blut und nicht mit Blei«. Mordechai Anielewicz und der Aufstand im Warschauer Ghetto, Bielefeld 2003.
- Gelhard, Dorothee/Lühe, Irmela von der: *Wer zeugt für den Zeugen? Positionen jüdischen Erinnerns im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2012.
- Genger, Angela/Jakobs, Hildegard (Hrsg.): *Düsseldorf – Getto Litzmannstadt. 1941, Essen 2010*.
- Geuss, Raymond: *Privatheit. Eine Genealogie*, Frankfurt a. M. 2002.
- Giladi, Ben: *A Tale of one city. Piotrków Trybunalski*, New York 1991.
- Gilbert, Martin: *Holocaust Journey*, New York u.a. 1997.
- Gitelman, Zvi Y.: *Jewish Nationality and Soviet Politics; The Jewish Sections of the CPSU, 1917-1930*, Princeton 1972.
- Glas-Wiener, Sheva: *Children of the Ghetto*, Fitzroy, Victoria 1983.
- Goldbaum Tarabini Fracapane, Silvia: »Wir erfuhren, was es heißt, hungrig zu sein«, in: Andrea Löw/Doris L. Bergen/Anna Hájková (Hrsg.): *Alltag im Holocaust*, Boston, Berlin 2013, S. 199-216.
- Goldberg, Amos: *The History of the Jews in the Ghettos. A Cultural Perspective*, in: Dan Stone (Hrsg.), *The Holocaust and Historical Methodology*, London 2012, S. 79-100.
- Goldberg, Amos: *Trauma in First Person. Diary Writing during the Holocaust*, Bloomington 2017.
- Gottwaldt, Alfred Bernd/Kampe, Norbert: *NS-Gewaltherrschaft. Beiträge zur historischen Forschung und juristischen Aufarbeitung*, Berlin 2005.
- Gottwaldt, Alfred Bernd/Schulle, Diana: *Die Judendeportationen aus dem Deutschen Reich, 1941-1945. Eine kommentierte Chronologie*, Wiesbaden 2005.
- Grabowski, Hans L./Haney, Wolfgang: *Das Geld des Terrors. Geld und Geldersatz in deutschen Konzentrationslagern und Gettos 1933 bis 1945: Dokumentation und Katalog basierend auf Belegen der zeitgeschichtlichen Sammlung Wolfgang Haney sowie aus weiteren Sammlungen und Archiven*, Regensburg 2008.
- Grabowski, Jan: *Rural Society and the Jews in Hiding*, in: *Yad Vashem Studies* 40/1, (2012), S. 49-74.

- Granatstein, Yechiel: One Jew's power, one Jew's glory. The Life of Rav Yitzchak Shmuel Eliyahu Finkler, the Rebbe of Radoschitz, in the Ghetto and Concentration Camps, Jerusalem, New York 1991.
- Gringauz, Samuel: The Ghetto as an Experiment of Jewish Social Organization, in: *Jewish Social Studies* 11 (1949), S. 3-20.
- Grüner, Frank/Heftrich, Urs/Löwe, Heinz-Dietrich (Hrsg.): »Zerstörer des Schweigens«. Formen künstlerischer Erinnerung an die nationalsozialistische Rassen- und Vernichtungspolitik in Osteuropa, Köln 2006.
- Gruner, Wolf/Osterloh, Jörg: Das »Grossdeutsche Reich« und die Juden. Nationalsozialistische Verfolgung in den »angegliederten« Gebieten, Frankfurt a. M., New York 2010.
- Grupińska, Anka/Kinsky, Esther: Im Kreis. Gespräche mit jüdischen Kämpfern, Frankfurt a. M. 1993.
- Grupińska, Anka/Jagielski, Jan/Szapiro, Paweł: Warsaw Ghetto/Getto warszawskie, Marki 2005.
- Grupińska, Anka: Ciagle po kole. Rozmowy z żołnierzami getta warszawskiego, Wołowiec 2013.
- Guesnet, François: Polnische Juden im 19. Jahrhundert. Lebensbedingungen, Rechtsnormen und Organisation im Wandel, Köln 1998.
- Guth, Klaus/Fichtl, Franz: Deutsche, Juden, Polen zwischen Aufklärung und Drittem Reich. Erinnerungsorte und Erinnerungsräume, Petersberg 2005.
- Gutman, Israel: The Jews of Warsaw. 1939-1943. Ghetto, Underground, Revolt, Bloomington 1982.
- Gutman, Israel: The Youth Movements in Eastern Europe as an Alternative Leadership, in: *Holocaust and Genocide Studies* (1988).
- Gutman, Israel: The Jews of Poland between Two World Wars, Hanover, NH 1989.
- Gutman, Israel: Youth and Resistance Movements in Historical Perspective, in: *Yad Vashem Studies* 23 (1993), S. 1-72.
- Habermas, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt a. M. 1982.
- Hájková, Anna: Mutmaßungen über deutsche Juden, in: Andrea Löw/Doris L. Bergen/Anna Hájková (Hrsg.): Alltag im Holocaust. Jüdisches Leben im Großdeutschen Reich 1941-1945, München 2013, S. 179-198.
- Haney, Wolfgang: Spuren aus dem Getto Łódź 1940-1944. Dokumente der Sammlung Wolfgang Haney, Berlin. Eine Ausstellung in der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz vom 28. März 1999 bis zum 30. Dezember 2000. Textheft zur Ausstellung (enthält alle Texte und ausgewählte Abbildungen sowie ergänzende Dokumente), Berlin 1999.
- Hansen, Imke/Steffen, Katrin/Tauber, Jochen (Hrsg.): Lebenswelt Ghetto. Alltag und soziales Umfeld während der nationalsozialistischen Verfolgung, Wiesbaden 2013.
- Harvey, Elizabeth/Hürter, Johannes/Umbach, Maiken/Wirsching, Andreas (Hrsg.): Private Life and Privacy in Nazi Germany, Cambridge 2019.
- Haumann, Heiko: Geschichte der Ostjuden, München 1998.
- Haumann, Heiko (Hrsg.): Luftmenschen und rebellische Töchter: Zum Wandel ostjüdischer Lebenswelten im 19. Jahrhundert 2003.

- Haumann, Heiko: Lebensweltlich orientierte Geschichtsschreibung in den jüdischen Studien. Das Basler Beispiel, in: Klaus Hödl (Hrsg.), *Jüdische Studien. Reflexionen zu Theorie und Praxis eines wissenschaftlichen Feldes*, Innsbruck 2003, S. 105-122.
- Haumann, Heiko (Hrsg.): *Erinnerung an Gewaltherrschaft. Selbstzeugnisse – Analysen – Methoden*, Frankfurt a. M. u.a. 2010.
- Haumann, Heiko: *Lebenswelten und Geschichte. Zur Theorie und Praxis der Forschung*, Wien, Köln, Weimar 2012.
- Hausleitner, Mariana/Katz, Monika: *Juden und Antisemitismus im östlichen Europa*, Wiesbaden 1995.
- Hausner, Gideon: *Die Vernichtung der Juden*, München 1979.
- Heller, Celia Stopnicka: *On the Edge of Destruction. Jews of Poland between the two World Wars*, Detroit 1994.
- Hensel, Jürgen (Hrsg.): *Polen, Deutsche und Juden in Lodz 1820-1939. Eine schwierige Nachbarschaft*, Osnabrück 1999.
- Hensel, Jürgen/Lehnstaedt, Stephan (Hrsg.): *Arbeit in den nationalsozialistischen Ghettos*, Osnabrück 2013.
- Hepp, Michael: *Denn ihrer ward die Hölle. Kinder und Jugendliche im »Polenverwahrlager Litzmannstadt«*, in: *Mitteilungen. Dokumentationsstelle zur NS-Sozialpolitik* 2 (1986), H. 11, S. 49-71.
- Hermant, Jost: *Geschichten aus dem Ghetto*, Frankfurt am Main 1990.
- Hilberg, Raul: *Die Vernichtung der europäischen Juden*, Frankfurt a. M. 1990.
- Hilberg, Raul: *Die Quellen des Holocaust. Entschlüsseln und interpretieren*, Frankfurt a. M. 2009.
- Hillel, Marc: *Le massacre des survivants. En Pologne après l'holocauste, 1945-1947*, Paris 1985.
- Hödl, Klaus (Hrsg.), *Jüdische Studien. Reflexionen zu Theorie und Praxis eines wissenschaftlichen Feldes*, Innsbruck 2003.
- Holler, Malte/Trębacz, Michael: *Die Rekonstruktion von Lebensgeschichten Berliner Juden im Getto Litzmannstadt*, in: Ingo Loose/Thomas Lutz (Hrsg.): *Berliner Juden im Getto Litzmannstadt 1941-1944. Ein Gedenkbuch*, Berlin 2009, S. 76-81.
- Horwitz, Gordon J.: *Ghettostadt. Łódź and the making of a Nazi City*, Cambridge 2008.
- Hürter, Johannes/Zarusky, Jürgen (Hrsg.): *Besatzung, Kollaboration, Holocaust. Neue Studien zur Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden*, München 2008.
- Hurwic-Nowakowska, Irena: *Żydzi polscy. 1947-1950: Analiza więzi społecznej ludności żydowskiej*, Warszawa 1996.
- Hyams, Helge-Ulrike: *Jüdische Kindheit in Deutschland*, München 1995.
- Jagielski, Jan/Lec, Tomasz/Siders, Michele M.: *Nie zatarte ślady getta warszawskiego*, Warschau 1997.
- Jahns, Joachim: *Der Warschauer Ghettokönig. Querfurt* 2009.
- Jakobs, Hildegard: *Religionsausübung im Getto. Juden und »nichtarische« Christen*

- des »Düsseldorfer Kollektivs«, in: Angela Genger/Hildegard Jakobs (Hrsg.): Düsseldorf – Getto Litzmannstadt. 1941, Essen 2010, S. 379-385.
- Jaudel, Etienne: La malédiction du pouvoir. L'histoire tragique de Modéchaï [!] Chaïm Rumkowski, président du conseil juif du ghetto de Lodz, Paris 2005.
- Jelich, Franz-Josef: Die Ausstellung »Oneg Schabbat – das Untergrundarchiv des Warschauer Ghettos«. Zur Erinnerungskultur in Polen und Deutschland, Essen 2006.
- John, Jürgen/Möller, Horst/Schaarschmidt, Thomas (Hrsg.): Die NS-Gaue. Regionale Mittelinstanzen im zentralistischen »Führerstaat«, München 2007.
- Kagedan, Allan L.: Soviet Zion. The Quest for a Russian Jewish Homeland, New York 1994.
- Kaplan, Marion A. (Hrsg.): Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland. Vom 17. Jahrhundert bis 1945, München 2003.
- Karsai, László: The »Jewish Policy« of the Szálasi Regime, in: Yad Vashem Studies 40/1 (2012), S. 119-156.
- Kassow, Samuel D.: Who Will Write Our History? Rediscovering a Hidden Archive from the Warsaw Ghetto, London 2009.
- Kassow, Samuel D.: Ringelblums Vermächtnis. Das geheime Archiv des Warschauer Ghettos, Reinbek bei Hamburg 2010.
- Katz, Steven T./Biderman, Shlomo/Greenberg, Gershon (Hrsg.): Wrestling with God. Jewish Theological Responses during and after the Holocaust, Oxford, New York 2007.
- Katzburg, Nathaniel: Hungary and the Jews. Policy and Legislation 1920-1943, Ramat-Gan 1981.
- Keller, Ulrich: Fotografien aus dem Warschauer Getto, Kreuzberg 1987.
- Kermish, Joseph: The Destruction of the Jewish Community of Piotrkow by the Nazis during World War II, in: Ben Giladi (Hrsg.), A Tale of One City: Piotrków Trybunalski, New York 1991, S. 323-353.
- Kiesel, Doron: »Wer zum Leben, wer zum Tod ...«. Strategien jüdischen Überlebens im Ghetto, Frankfurt, New York 1992.
- Kinzel, Tanja: Zwangsarbeit im Fokus. Drei fotografische Perspektiven aus dem Ghetto Litzmannstadt, in: Christoph Dieckmann (Hrsg.), Im Ghetto 1939-1945. Neue Forschungen zu Alltag und Umfeld, Göttingen 2009, S. 171-204.
- Kirschner, Robert: Rabbinic responsa of the Holocaust era, New York 1985.
- Klein, Dennis B.: Hidden History of the Kovno Ghetto, Boston 1997.
- Klein, Peter: Die »Gettoverwaltung Litzmannstadt« 1940 bis 1944. Eine Dienststelle im Spannungsfeld von Kommunalbürokratie und staatlicher Verfolgungspolitik, Hamburg 2009.
- Knolle-Tiesler, Uta: Ghetto, Frankfurt a. M. 2002.
- Kolpanitzky, Kopel: Sentenced to Life. The Story of a Survivor of the Lahwah Ghetto, London, Portland 2007.
- Kornbluth, William/Calendar, Carl/Kornbluth, Edith: Sentenced to remember. My Legacy of Life in pre-1939 Poland and Sixty-Eight Months of Nazi Occupation, Bethlehem 1994.

- Korzec, Paweł: Juifs en Pologne. La question juive pendant l'entre-deux-guerres, Paris 1980.
- Kos, Marta: Frauenschicksale in Konzentrationslagern, Wien 1998.
- Kosmala, Beate: Juden und Deutsche im polnischen Haus. Tomaszów Mazowiecki 1914-1939, Berlin 2001.
- Kosmala, Beate: Schwierigkeit des Gedenkens. Das Ghetto Litzmannstadt als Erinnerungsort in Polen und Deutschland, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (2007), H. 9, S. 743-763.
- Kosmala, Beate: Das Polenjugendverwahrlager der Sicherheitspolizei in Litzmannstadt/Łódź, in: Arbeitserziehungslager, Ghettos, Jugendschutzlager, Polizeihaftlager, Sonderlager, Zigeunerlager, Zwangsarbeiterlager (2009), S. 115-124.
- Kowalski, Isaac: A Secret Press in Nazi Europe, New York 1969.
- Koziół, Małgorzata/Olejniak, Izabela/Podolska, Joanna/Sitarek, Adam: Lernen half uns überleben. Jüdische Bildungstraditionen in Europa. Getto Litzmannstadt 1940 – 1944, Łódź 2007.
- Kozłowski, Nina/Stasiewski, Bernhard: Es geschah vor 40 Jahren. Zum Gedenken an den Aufstand im Warschauer Ghetto (1943) und den Tod Kardinal Bertrams (1945), Eichstätt 1985.
- Krakowski, Shmuel: The war of the doomed. Jewish armed resistance in Poland, 1942-1944, New York 1984.
- Krall, Hanna: Zdążyć przed Panem Bogiem, Krakau 2006.
- Kramer, Nicole/Nolzen, Armin (Hrsg.): Ungleichheiten im »Dritten Reich«. Semantiken, Praktiken, Erfahrungen, Göttingen 2012.
- Kranz, Alexander: Reichsstatthalter Arthur Greiser und die »Zivilverwaltung« im Wartheland 1939/40. Die Bevölkerungspolitik in der ersten Phase der deutschen Besatzungsherrschaft in Polen, Potsdam 2010.
- Kraus-Kolkowicz, Sara/Wieliczko, Mieczysław: Dziewczynka z ulicy Miłej, albo, Świadectwo czasu Holokaustu, Lublin 1995.
- Krause, Rolf D. (Hrsg.): Bücher und Bibliotheken in Ghettos und Lagern (1933-1945), Hannover 1991.
- Kubert, Joe: Yossel, 19. April 1943. Eine Geschichte des Aufstands im Warschauer Ghetto, Köln 2005.
- Kühn-Ludewig, Maria: Hunger nach dem gedruckten Wort: Bücher und Büchereien im Ghetto Lodz (1940 – 1944), in Rolf D. Krause (Hrsg.): Bücher und Bibliotheken in Ghettos und Lagern (1933-1945), Hannover 1991, S. 83-96.
- Kühne, Thomas/Lawson, Tom (Hrsg.): The Holocaust and Local History. Proceedings of the First International Graduate Students' Conference on Holocaust and Genocide Studies (Strassler Family Center for Holocaust and Genocide Studies, Clark University, 23.-26. April, 2009), London, Portland 2011.
- Kulka, Otto Dov/Zimmermann, Mosche: On Germans and Jews under the Nazi Regime. Essays by Three Generations of Historians: A Festschrift in Honor of Otto Dov Kulka, Jerusalem 2006.
- Kulka, Otto Dov: Landschaften der Metropole des Todes. Auschwitz und die Grenzen der Erinnerung und der Vorstellungskraft, München 2013.

- Kurzman, Dan: *Der Aufstand. Die letzten Tage des Warschauer Ghettos*, München 1979.
- Kwiat, Konrad: *Rehearsing for Murder: The Beginning of the Final Solution in Lithuania in June 1941*, in: *Holocaust and Genocide Studies* 12 (1998), H. 1, S. 3-26.
- Laffitte, Michel: *Les Conseils juifs dans l'Europe allemande*, Paris 2006.
- Lapidus, Serge: *Non omnis moriar. Je ne mourrai pas complètement. Médecine humaine du ghetto de Varsovie*, Paris 2012.
- Latała, Agnieszka/Gutenbaum, Jakub: *Dzieci holocaustu mówią*, Warschau 2001.
- Lehnstaedt, Stephan: *Jewish Labor in the Smaller Ghettos in the Warthegau Region*, in: *Yad Vashem Studies* 38/2 (2010), S. 47-84.
- Lehnstaedt, Stephan: *Ghetto Labour Pensions*, in: *Kwartalnik historii Żydów* 2/238 (2011), S. 191-210.
- Lehnstaedt, Stephan: *Die deutsche Arbeitsverwaltung im Generalgouvernement und die Juden*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 60/3 (2012), S. 409-440.
- Lehnstaedt, Stephan: *Kleine Ghettos. Plädoyer für eine Perspektiverweiterung*, in: *Zeitschrift für Genozidforschung* 13, 1/2 (2012), S. 12-28.
- Leociak, Jacek: *Text in the Face of Destruction. Accounts from the Warsaw Ghetto Reconsidered*, Warschau 2004.
- Leociak, Jacek: *Text und Holocaust: Die Erfahrung des Ghettos in Zeugnissen und literarischen Entwürfen*, Berlin 2018.
- Leßau, Hanne: *Entnazifizierungsgeschichten. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit in der frühen Nachkriegszeit*, Göttingen 2020.
- Levin, Itamar/Neiman, Rachel: *Walls around. The Plunder of Warsaw Jewry during World War II and its Aftermath*, Westport 2004.
- Levin, Nora: *The Jews in the Soviet Union since 1917. Paradox of Survival*, New York 1988.
- Lewin, Aleksander: *So war es wirklich. Die letzten Lebensjahre und das Vermächtnis Janusz Korczaks*, Gütersloh 1998.
- Lewin, Dov: *Fighting back*, New York u.a 1985.
- Linne, Karsten/Dierl, Florian (Hrsg.): *Arbeitskräfte als Kriegsbeute. Der Fall Ost- und Südosteuropa 1939-1945*, Berlin 2011.
- Loewy, Hanno/Schoenberger, Gerhard (Hrsg.): *»Unser einziger Weg ist Arbeit«. »Unzer aintziger weg iz – arbeit«: das Getto in Łódź 1940-1944; eine Ausstellung des Jüdischen Museums Frankfurt am Main, 30. März bis 10. Juni 1990*, Wien 1990.
- Longerich, Peter: *Die Ermordung der europäischen Juden. Eine umfassende Dokumentation des Holocaust 1941-1945*, München, Zürich 1989.
- Loose, Ingo/Lutz, Thomas (Hrsg.): *Berliner Juden im Getto Litzmannstadt 1941-1944. Ein Gedenkbuch*, Berlin 2009.
- Loose, Ingo: *Die Berliner Juden im Getto Litzmannstadt 1941-1944*, in: Ders./Thomas Lutz (Hrsg.): *Berliner Juden im Getto Litzmannstadt 1941-1944. Ein Gedenkbuch*, Berlin 2009, S. 44-63.
- Loose, Ingo/Lutz, Thomas: *Das Gesicht des Gettos. Bilder jüdischer Photographen*

- aus dem Getto Litzmannstadt 1940-1944 [Katalogband zur gleichnamigen Präsentation] / The face of the ghetto. Pictures taken by Jewish Photographers in the Litzmannstadt Ghetto 1940-1944, Berlin 2010.
- Loose, Ingo: Das Getto Litzmannstadt 1940-1944, in: Pascale Eberhard (Hrsg.), *Der Überlebenskampf jüdischer Deportierter aus Luxemburg und der Trierer Region im Getto Litzmannstadt. Briefe Mai 1942*, Saarbrücken 2012, S. 12-20.
- Löw, Andrea: »Die Gegenwart schien sich völlig aufzulösen«. Lucille Eichengreen und ihre Texte aus dem Getto Litzmannstadt/Łódź, in: Newsletter zur Geschichte und Wirkung des Holocaust: Informationen des Fritz-Bauer-Instituts 17 (2008), H. 32, S. 4-6.
- Löw, Andrea: Arbeit, Lohn, Essen. Überlebensbedingungen im Ghetto, in: Jürgen Zarusky (Hrsg.): *Ghettorenten. Entschädigungspolitik, Rechtsprechung und historische Forschung*, München 2010, S. 65-78.
- Löw, Andrea: *Juden im Getto Litzmannstadt. Lebensbedingungen, Selbstwahrnehmung, Verhalten*, Göttingen 2010.
- Löw, Andrea: *Kronikáři ghetta*, Prag 2010.
- Löw, Andrea/Roth, Markus: *Juden in Krakau unter deutscher Besatzung 1939-1945*, Göttingen 2011.
- Löw, Andrea: Die Erfahrungen der radikalen Ungleichheit. Vom sprachlichen Umgang mit dem Gedenkort in Litzmannstadt (Łódź), in: Nicole Kramer/Armin Nolzen (Hrsg.): *Ungleichheiten im »Dritten Reich«. Semantiken, Praktiken, Erfahrungen*, Göttingen 2012, S. 48-68.
- Löw, Andrea/Bergen, Doris L./Hájková, Anna (Hrsg.): *Alltag im Holocaust. Jüdisches Leben im Großdeutschen Reich 1941-1945*, München 2013.
- Löw, Andrea: *Getto łódzkie. Litzmannstadt Getto. Warunki życia i sposoby przetrwania*, Łódź 2012.
- Löw, Martina: *Raumsoziologie*, Frankfurt am Main 2012.
- Lowenstein, Steven: *Religion und Identität*, Paderborn 2012.
- Lüdtke, Alf: *Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozial-anthropologische Studien*, Göttingen 1991.
- Lukowski, Jerzy/Zawadzki, Hubert: *A Concise History of Poland*, Cambridge 2006.
- Lustiger, Arno: *Zum Kampf auf Leben und Tod! Das Buch vom Widerstand der Juden 1933-1945*, Köln 1994.
- Lustiger, Arno: *The Black Book of Polish Jewry*, Bodenheim 1995.
- MacQueen, M.: The Context of Mass Destruction: Agents and Prerequisites of the Holocaust in Lithuania, in: *Holocaust and genocide studies* 12 (1998), H. 1, S. 27-48.
- Maier, Klaus/Rohde, Horst/Stegemann, Bernd/Umbreit, Hans: *Die Errichtung der Hegemonie auf dem europäischen Kontinent (= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 2, hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt der Bundeswehr)*, Stuttgart 1979.
- Majewski, Jerzy Stanisław/Biański, Paula: *Warszawa nieodbudowana. Żydowski Muranów i okolice/Jewish Muranów and its Surroundings*, Warschau 2012.

- Marcus, Joseph: Social and Political History of the Jews in Poland, 1919-1939, Berlin, New York 1983.
- Mark, Bernard: L'insurrection du ghetto de Varsovie, Paris 1955.
- Marrus, Michael Robert: The Victims of the Holocaust. 2 Volumes, Westport 1989.
- Matwin-Buschmann, Roswitha: Kinder des Holocaust sprechen ..., Leipzig 1995.
- Matywiecki, Piotr: Kamień graniczny, Warschau 1994.
- Mausbach, Hans: Feinde des Lebens, Frankfurt a. M. 1979.
- Mausbach-Bromberger, Barbara: Feinde des Lebens, Köln 1987.
- Meckl, Markus: Helden und Märtyrer. Der Warschauer Ghettoaufstand in der Erinnerung, Berlin 2000.
- Megargee, Geoffrey P./United States Holocaust Memorial Museum (Hrsg.): Encyclopedia of Camps and Ghettos, 1933-1945, Bloomington u.a., 2009.
- Mendelsohn, Ezra: Zionism in Poland, New Haven, 1981.
- Mendelsohn, Ezra: The Jews of East Central Europe Between the World Wars, Bloomington 1984.
- Mieszkowska, Anna: Die Mutter der Holocaust-Kinder. Irena Sendler und die geretteten Kinder aus dem Warschauer Ghetto, München 2006.
- Mikhman, Dan: Die Angst vor den »Ostjuden«. Die Entstehung und Bedeutung der Ghettos während des Holocaust, Frankfurt a. M. 2011.
- Mikhman, Dan: The Emergence of Jewish Ghettos during the Holocaust, Cambridge u.a. 2011.
- Miller, Marek: Europa wg. Auschwitz – Litzmannstadt Ghetto, Oświęcim 2009.
- Miron, Guy/Shulhani, Shlomit (Hrsg.): The Yad Vashem Encyclopedia of the Ghettos during the Holocaust, Jerusalem, Yad Vashem 2009.
- Młynarczyk, Jacek Andrzej (Hrsg.): Polen unter deutscher und sowjetischer Besatzung 1939-1945, Osnabrück 2009.
- Młynarczyk, Jacek Andrzej/Böhler, Jochen (Hrsg.): Der Judenmord in den eingegliederten polnischen Gebieten 1939-1945, Osnabrück 2010.
- Moos, Peter von: »Öffentlich« und »privat« im Mittelalter. Zu einem Problem historischer Begriffsbildung, Heidelberg 2004.
- Mosel, Wilhelm: Wegweiser zu ehemaligen jüdischen Leidenstätten der Deportation von Hamburg nach Litzmannstadt (Łódź), Hamburg 1993.
- Mosse, George L.: Jews and non-Jews in Eastern Europe, 1918-1945, New York 1974.
- Musial, Bogdan: Deutsche Zivilverwaltung und Judenverfolgung im Generalgouvernement. Eine Fallstudie zum Distrikt Lublin 1939-1944, Wiesbaden 1999.
- Musial, Bogdan: »Aktion Reinhardt«. Der Völkermord an den Juden im Generalgouvernement 1941-1944, Osnabrück 2004.
- Muszyńska, Danuta/Muszyński, Lech: Cmentarz Żydowski w Łodzi, Łódź 1995.
- Nachama, Andreas (Hrsg.): Jüdische Lebenswelten, Frankfurt a. M. 1991.
- Nakath, Monika: Aktenkundig: »Jude!« Nationalsozialistische Judenverfolgung in Brandenburg 1933-1945. Vertreibung – Ermordung – Erinnerung, Berlin 2010.
- Nalewajko-Kulikov, Joanna: Strategie przetrwania. Żydzi po aryjskiej stronie Warszawy, Warschau 2004.
- Natkowska, Monika: Numerus clausus, getto ławkowe, numerus nullus, »para-

- graf aryjski«. Antysemitizm na Uniwersytecie Warszawskim 1931-1939, Warschau 1999.
- Neander, Eckhart (Hrsg.): Umgesiedelt – Vertrieben: Deutschbalten und Polen 1939-1945 im Warthegau, Marburg 2010.
- Nicosia, Francis R./Scrase, David (Hrsg.): Jewish Life in Nazi Germany. Dilemmas and Responses, New York 2010.
- Niezabitowska, Małgorzata/Tomaszewski, Tomasz: Die letzten Juden in Polen, Zürich 1987.
- Nissenbaum, Helen: Privacy in Context. Technology, Policy, and the Integrity of Social Life, Stanford CA 2010.
- Ofer, Dalia: Gender Issues in Diaries and Testimonies of the Ghetto. The Case of Warsaw, in: Dalia Ofer/Lenore J. Weitzman (Hrsg.), Women in the Holocaust, New Haven u.a. 1998, S. 143-167.
- Ofer, Dalia/Weitzman, Lenore J. (Hrsg.): Women in the Holocaust, New Haven 1998.
- Packheiser, Christian: Heimurlaub. Soldaten zwischen Front, Familie und NS-Regime, Göttingen 2020.
- Paucker, Arnold/Gilchrist, Sylvia/Suchy, Barbara (Hrsg.): Die Juden im nationalsozialistischen Deutschland. The Jews in Nazi Germany, 1933-1943, Tübingen 1986.
- Paul, Gerhard: Die Täter der Shoah. Fanatische Nationalsozialisten oder ganz normale Deutsche?, Göttingen 2002.
- Pelzer, Wolfgang: Janusz Korczak, Reinbek bei Hamburg 1992.
- Perechodnik, Cael: Bin ich ein Mörder? Das Testament eines jüdischen Ghetto-Polizisten, Lüneburg 1997.
- Pick, Albert: Das Lagergeld der Konzentrations- und DP-Lager 1933-1945, München 1976.
- Pilichowski, Czesław: Es gibt keine Verjährung, Warschau 1980.
- Pinchuk, Ben-Cion: Shtetl Jews under Soviet rule. Eastern Poland on the Eve of the Holocaust, Oxford (UK), Cambridge (MA) 1991.
- Platt, Kristin: Bezweifelte Erinnerung, verweigerte Glaubhaftigkeit, Paderborn u.a. 2012.
- Podolska, Aldona: Służba Porządkowa w getcie warszawskim w latach 1940-1943, Warschau 1996.
- Podolska, Joanna (Hrsg.): Traces of the Litzmannstadt-Getto. A Guide to the Past, Łódź 2004.
- Pohl, Dieter: Von der »Judenpolitik« zum Judenmord. Der Distrikt Lublin des Generalgouvernements 1939-1944, Frankfurt a. M., New York 1993.
- Pohl, Dieter: Holocaust. Die Ursachen, das Geschehen, die Folgen, Freiburg 2000.
- Pohl, Dieter: Ghettos, in: Wolfgang Benz/Barbara Distel (Hrsg.), Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 9. Arbeitserziehungslager, Ghettos, Jugendschuttlager, Polizeihäftlager, Sonderlager, Zigeunerlager, Zwangsarbeiterlager, München 2009, S. 161-191.
- Pohl, Dieter: Ghettos im Holocaust, in: Jürgen Zarusky (Hrsg.): Ghettoorten. Entschädigungspolitik, Rechtsprechung und historische Forschung, München 2010, S. 39-50.

- Polen, Nehemia: *The Holy Fire. The Teachings of Rabbi Kalonymus Kalman Shapira, the Rebbe of the Warsaw Ghetto*, Northvale 1994.
- Polit, Monika: *Mordechaj Chaim Rumkowski – prawda i zmyślenie. »Moja żydowska dusza nie obawia się dnia sądu«*, Warschau 2012.
- Poterański, Wacław: *The Warsaw Ghetto*, Warschau 1968.
- Radziszewska, Krystyna: »Flaschenpost« aus der Hölle. Texte aus dem Lodzer Getto, Frankfurt a. M. 2011.
- Raphael, Lutz: Diskurse, Lebenswelten und Felder. Implizite Vorannahmen über das soziale Handeln von Kulturproduzenten im 19. und 20. Jahrhundert, in: Wolfgang Hardtwig/Hans Ulrich Wehler (Hrsg.), *Kulturgeschichte heute*, Göttingen 1996, S. 165-181.
- Rebentisch, Dieter/Teppe, Karl (Hrsg.): *Verwaltung contra Menschenführung im Staat Hitlers. Studien zum politisch-administrativen System*, Göttingen 1986.
- Reich-Ranicki, Teofila/Krall, Hanna/Matwin-Buschmann, Roswitha (Hrsg.): *Es war der letzte Augenblick. Leben im Warschauer Getto*, Stuttgart, München 2000.
- Reiser, Daniel: Esh Kodesh. A New Evaluation in Light of a Philological Examination of the Manuscript, in: *Yad Vashem Studies* 44/1 (2016), S. 65-97.
- Reitlinger, Gerald: *Die Endlösung*, Berlin 1992.
- Ritter, Martina: *Die Dynamik von Privatheit und Öffentlichkeit in modernen Gesellschaften*, Wiesbaden 2008.
- Rohrlich, Ruby: *Resisting the Holocaust*, Oxford, New York 1998.
- Roland, Charles G.: *Courage under Siege. Starvation, Disease, and Death in the Warsaw Ghetto*, New York 1992.
- Rosenbaum, Irving J.: *The Holocaust and Halakhah*, New York 1976.
- Rosh, Lea/Jäckel, Eberhard: »Der Tod ist ein Meister aus Deutschland«. Deportation und Ermordung der Juden. Kollaboration und Verweigerung in Europa, Hamburg 1991.
- Ross, Corey/Swett, Pamela E./D'Almeida, Fabrice (Hrsg.): *Pleasure and Power in Nazi Germany*, Houndmills u.a. 2011.
- Rössler, Beate: *Der Wert des Privaten*, Frankfurt a. M. 2001.
- Roth, John K.: *Holocaust*, New York 1989.
- Roth, Markus/Löw Andrea: *Das Warschauer Getto*, München 2013.
- Rothkirchen, Livia: *The Jews of Bohemia and Moravia. Facing the Holocaust*, Lincoln, Jerusalem 2005.
- Rovit, Rebecca/Goldfarb, Alvin: *Theatrical Performance during the Holocaust. Texts, Documents, Memoirs*, Baltimore 1999.
- Rovit, Rebecca: Cultural Ghettoization and Theater during the Holocaust, in: *Holocaust and Genocide Studies* 19/3 (2005), S. 459-486.
- Rubin, Icchak H.: *Zydzi w Łodzi pod niemiecką okupacją, 1939-1945*, London 1988.
- Rüthers, Monica: *Tewjes Töchter. Lebensentwürfe ostjüdischer Frauen im 19. Jahrhundert*, Köln 1996.
- Rutkowski, Adam: La révolte des ghettos, in: *Le monde juif* 49 (1993), S. 170-175.
- Rymkiewicz, Jarosław Marek/Pollack, Martin: *Umschlagplatz*, Berlin 1993.

- Rzędowska, Anna/Hańczakiewicz, Beata: Historia piotrkowskich Żydów (do 1939 roku), Piotrków Trybunalski 2008.
- Sakowska, Ruta: Menschen im Ghetto. Die jüdische Bevölkerung im besetzten Warschau 1939-1943, Osnabrück 1999.
- Scheffler, Wolfgang: Judenverfolgung im Dritten Reich 1933-1945, Berlin 1960.
- Scheffler, Wolfgang/Grabitz, Helge (Hrsg.): Der Ghetto-Aufstand Warschau 1943. Aus der Sicht der Täter und Opfer in Aussagen vor deutschen Gerichten, München 1993.
- Schenk, Dieter: Hans Frank. Hitlers Kronjurist und Generalgouverneur, Frankfurt am Main 2006.
- Schindler, Pesach: Hasidic Responses to the Holocaust in the Light of Hasidic Thought, Hoboken, NJ, 1990.
- Schneider, Peter/Müller, Marianne: Die Vergangenheit mahnt! Zum 40. Jahrestag des Aufstandes im Warschauer Getto. Eine Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung in Zusammenarbeit mit der Ernst-Strassmann-Stiftung vom 27. bis 29. Mai 1983 in Bergneustadt. Dokumentation, Bonn 1983.
- Schrader, Ulrike: Reaktionen von Wuppertaler Juden auf die Aufforderung zur »Umsiedlung« ins Getto von Łódź vom Oktober 1941, in: Angela Genger/Hildegard Jakobs (Hrsg.): Düsseldorf – Getto Litzmannstadt. 1941, Essen 2010, S. 369-377.
- Schreiber, Bruno: Nur kurz im Lager. Eine Zeitgeschichte, Frankfurt, a. M. [u.a.] 2013.
- Schroeter, Gudrun: Worte aus einer zerstörten Welt. Das Ghetto in Wilna, St. Ingbert 2008.
- Schulte, Wolfgang: Die Polizei im NS-Staat. Beiträge eines internationalen Symposiums an der Deutschen Hochschule der Polizei in Münster, Frankfurt a. M. 2009.
- Schulze, Manfred/Petriuk, Stefan: Unsere Arbeit – unsere Hoffnung. Das Getto in Łódź 1940-1945. Eine zeitgeschichtliche Dokumentation des Post- und Geldwesens im Lager Litzmannstadt, Schwalmatal 1995.
- Schupetta, Ingrid: Litzmannstadt (Łódź). Arbeit und Vernichtung, in: Augenblick: Berichte, Informationen und Dokumente der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf 28/29 (2004), S. 1-5.
- Schuster, Frank M.: Die Lebenswelten osteuropäischer Juden während des Ersten Weltkrieges. Die Juden in den Gebieten Litauens, Kongresspolens, Galiziens und der Bukowina 1914 bis 1919, Köln 2004.
- Schwara, Desanka: »Ojfn weg schtejt a bojm«. Jüdische Kindheit und Jugend in Galizien, Kongresspolen, Litauen und Russland 1881-1939, Köln 1999.
- Schwara, Desanka: Humor und Toleranz. Ostjüdische Anekdoten als historische Quelle, Köln 2001.
- Schwarberg, Günther: Das Getto. Spaziergang in die Hölle, Frankfurt a. M. 1991.
- Seemann, Richard: Ghetto Litzmannstadt, 1941-1944. Dokumenty a výpovědi o životě českých židů v lodžském ghettu, Prag 2000.
- Segler-Messner, Silke (Hrsg.): Vom Zeugnis zur Fiktion. Repräsentation von Lager-

- wirklichkeit und Shoah in der französischen Literatur nach 1945, Frankfurt a. M. u.a. 2006.
- Sem-Sandberg, Steve/Kosubek, Gisela (Hrsg.): Die Elenden von Łódź, Stuttgart 2011.
- Seubert, Sandra (Hrsg.): Die Grenzen des Privaten, Baden-Baden 2010.
- Shapiro, Robert Moses (Hrsg.): Holocaust Chronicles. Individualizing the Holocaust through Diaries and other Contemporaneous Personal Accounts, Hoboken 1999.
- Shavit, David: Hunger for the printed word. Books and Libraries in the Jewish Ghettos of Nazi-Occupied Europe, New York 1997.
- Sieminski, Henryk: Stacja Radegast Litzmannstadt Getto. 1940-1944, Lodz 2005.
- Sitarek, Adam: Statistik der Transporte Berliner Juden in das Getto Litzmannstadt, in: Ingo Loose/Thomas Lutz (Hrsg.): Berliner Juden im Getto Litzmannstadt 1941-1944. Ein Gedenkbuch, Berlin 2009, S. 82-90.
- Skibińska, Alina/Janczewska, Marta: Źródła do badań nad zagładą Żydów na okupowanych ziemiach polskich. Przewodnik archiwalno-bibliograficzny, Warszawa 2007.
- Smith, Frank Dabba/Grossman, Mendel: My Secret Camera. Life in the Lodz Ghetto, London 2000.
- Soyer, Michaela: Beyond Warsaw and Lodz. The Importance of Social Ties for Coping with Nazi Oppression in Three Smaller Polish Ghettos, in: Thomas Kühne/Tom Lawson (Hrsg.), The Holocaust and Local History. Proceedings of the First International Graduate Students' Conference on Holocaust and Genocide Studies (Strassler Family Center for Holocaust and Genocide Studies, Clark University, 23.-26. April, 2009), London, Portland 2011.
- Stachura, Peter D. (Hrsg.): Poland between the Wars, 1918-1939, Handmills u.a. 1998.
- Stauber, Roni: Philip Friedman and the Beginning of Holocaust Studies, in: David Bankier; Dan Michman (Hrsg.), Holocaust. Historiography in Context. Emergence, Challenges, Polemics and Achievements, Jerusalem 2008, S. 83-102.
- Steinberg, Lucien: La révolte des justes, Paris 1970.
- Steinert, Hannelore/Genger, Angela: »Nach dieser Aktion hat es kein Kinderweinen mehr im Getto gegeben...«. Die »Große Sperre« und die Deportationen im September 1942, in: Angela Genger, Hildegard Jakobs (Hrsg.): Düsseldorf – Getto Litzmannstadt. 1941, Essen 2010, S. 201-211.
- Sterling, Eric: Life in the ghettos during the Holocaust, Syracuse 2005.
- Steuwer, Janosch: »Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse«. Politik, Gesellschaft und privates Leben in Tagebüchern 1933-1939, Göttingen 2017.
- Stier, Frank: Kriegsauftrag 160. Behelfsheimbau im Ghetto Litzmannstadt (Łódź) und im KZ-Außenlager Königs Wusterhausen durch das Deutsche Wohnungshilfswerk, Berlin 1999.
- Strauss, Herbert Arthur/Kampe, Norbert: Antisemitismus. Von der Judenfeindschaft zum Holocaust, Frankfurt, New York 1985.
- Strebel, Bernhard: »Terre maudite« – Verfluchte Erde, in: Dachauer Hefte (2008).

- Strzelecki, Andrzej: Deportacja Żydów z getta łódzkiego do KL Auschwitz i ich zagłada. Opracowanie i wybór źródeł, Oświęcim 2004.
- Strzelecki, Andrzej: The Deportation of Jews from the Łódź Ghetto to KL Auschwitz and their Extermination. A Description of the Events and the Presentation of Historical Sources, Oświęcim 2006.
- Talabardon, Susanne: Chassidismus, Tübingen 2016.
- Tausig, Franziska: Shanghai Passage. Emigration ins Ghetto, Wien 2007.
- Tec, Nechama: Resilience and Courage. Women, and Men, and the Holocaust, New Haven u.a. 2003.
- Ṭenenboim-Beker, Nina: A Man and Fighter, Jerusalem 1974.
- Tomaszewski, Jerzy: Zarys dziejów Żydów w Polsce w latach 1918-1939, Warschau 1990.
- Tomaszewski, Jerzy: Auftakt zur Vernichtung. Die Vertreibung der polnischen Juden aus Deutschland 1938, Osnabrück 2002.
- Trunk, Isaiah: Lodzsher Geto. A Historishe und sotsiologishe Shtudie mit Dokumentn, Tabeles und Mape, New York 1962.
- Trunk, Isaiah: Judenrat, New York 1972.
- Trunk, Isaiah: Jewish responses to Nazi persecution, New York 1979.
- Trunk, Isaiah/Shapiro, Robert Moses: Łódź Ghetto. A History, Bloomington 2006.
- Ueberschär, Gerd R.: Orte des Grauens, Darmstadt 2003.
- Umińska, Apolonia: Żydowski Instytut Historyczny w Polsce, Inwentarz zbioru »Pamiętniki Żydów« 1939-1945 Archiwum Żydowskiego Instytutu Historycznego, Warschau 1994.
- Unger, Menashe: Der gaisṭiker widerštand fun jidn in geṭos un lagern. The Spiritual Resistance of the Jews in the Ghettos and Concentration camps, Tel Aviv 1970.
- Unger, Michal: The Last Ghetto. Life in the Lodz Ghetto 1940-1944, Jerusalem 1995.
- Unger, Michal: The Status and Plight of Women in the Lodz Ghetto, in: Dalia Ofer/Lenore J. Weitzman (Hrsg.): Women in the Holocaust, New Haven 1998, S. 123-142.
- Unger, Michal: Reassessment of the Image of Mordechai Chaim Rumkowski, Jerusalem 2004.
- Wächter, Ludwig: Gemeinschaft und Einzelner im Judentum, Stuttgart 1961.
- Wagner, Birgitt: Jüdische Gesellschaft im Mittelpunkt. »Ghetto« und »Judenrat« als Themen der frühen englischsprachigen Holocaustforschung, in: Rebekka Denz/Grażyna Jurewicz (Hrsg): Ghetto: Räume und Grenzen im Judentum = PaRDeS. Zeitschrift der Vereinigung für Jüdische Studien e.V., Heft 17 (2011), S. 53-70.
- Walczak, Dariusz/Nalazek, Daniel/Maciejewski, Bartłomiej: Tramwajem przez piekło. Czyli komunikacja miejska na terenie Dzielnicy Żydowskiej w Warszawie (1940-1942), Rybnik 2013.
- Watt, Richard M.: Bitter Glory. Poland and Its Fate, 1918 to 1939, New York 1998.
- Web, Marek/Zonabend, Nachman: The Documents of the Lodz Ghetto. An Inventory of the Nachman Zonabend Collection (Record Group No. 241), New York 1988.
- Weinmann, Martin: Das nationalsozialistische Lagersystem, Frankfurt a. M. 1990.

- Weinstock, Nathan: *Chroniques du désastre*, Genève 1999.
- Weintraub, Jeff/Kumar Krishan (Hrsg.): *Public and Private in Thought and Practice. Perspectives on a Grand Dichotomy*, Chicago und London 1997.
- Weintraub, Mietek: *The Arrival. I sought God in Hell*, Jerusalem 2012.
- Wiehn, Erhard R.: *Ghetto Warschau. Aufstand und Vernichtung 1943 fünfzig Jahre danach zum Gedenken*, Konstanz 1993.
- Wodziński, Marcin: *Haskalah and Hasidism in the Kingdom of Poland: A History of Conflict*, Oxford 2005.
- Wojalski, Mirosław Zbigniew: *Cmentarz Żydowski w Łodzi*, Łódź 1999.
- Wojalski, Mirosław Zbigniew: *Der jüdische Friedhof in Lodz*, Lodz 5761.
- Wolff-Powęska, Anna/Forecki, Piotr (Hrsg.): *Der Holocaust in der polnischen Erinnerungskultur*, Frankfurt a. M., New York 2012.
- Wolschke-Bulmahn, Joachim: »Gärten« und »Gartenkultur« in Ghettos und Konzentrationslagern? Eine Einführung, in: Hubertus Fischer/Joachim Wolschke-Bulmahn (Hrsg.), *Gärten und Parks im Leben der jüdischen Bevölkerung nach 1933*, München 2008, S. 479-484.
- Wulf, Josef: *Lodz. Das letzte Ghetto auf polnischem Boden*, Bonn 1962.
- Wulf, Josef: *Vom Leben, Kampf und Tod im Ghetto Warschau. Eine Dokumentation*, Hamburg 1979.
- Wulf, Joseph: *Das Dritte Reich und seine Vollstrecker*, Wiesbaden 1989.
- Wuthenow, Ralph-Rainer: *Europäische Tagebücher. Eigenart, Formen, Entwicklung*, Darmstadt 1990.
- Yahil, Leni: *The Holocaust*, New York u.a. 1990.
- Zaidman-Mauer, Daniella: *Lectures*, Jerusalem 2011.
- Zarusky, Jürgen (Hrsg.): *Ghettorenten. Entschädigungspolitik, Rechtsprechung und historische Forschung*, München 2010.

Personenregister

- Adam, Barbara 46
 Akiba (Rabbi) 309
 Alberti, Michael 36, 89
 Arnfeld, Chaim 171
 Arnfeld, Leo 171
 Arnfeld, Sara 171
 Auerbach, Rachela 29
 Auerswald, Heinz 127 f., 195
- Bałaban, Majer 29, 63
 Baranowski, Julian 36
 Beethoven, Ludwig van 196 f.
 Belaney, Archibald 241
 Bergier, Lea 292-294
 Bergier, Oskar 292-294
 Bethke, Svenja 37
 Biebow, Hans 139, 203 f.
 Blau, Edith 21, 70 f., 114, 116-119, 126 f.,
 131, 135, 144-146, 152 f., 155, 159 f., 163,
 166-171, 193 f., 196, 209-213, 247, 260,
 282-287, 290
 Blau, Heinrich 282
 Blau, Meta 146
 Bobbio, Norberto 43 f.
 Bradtmüller, Frieda 144, 146
 Bradtmüller, Hermann 144-146
 Brandeis, Louis 323
 Browning, Christopher 79
 Bryskier, Henryk 165
- Cervantes, Miguel de 241
 Czerniaków, Adam 59 f., 93 f., 121, 127 f.,
 141-144, 147-149, 152, 191 f., 194 f.,
 198 f., 205, 240-245, 259-261
 Czerniaków, Felicja (Niunia) 242
 Czerniaków, Jaś 93 f., 242, 261
- Dąbrowska, Danuta 36
 Dąbrowski, Ignacy 248
 Dean, Martin 15
- Diamantstein, Yitzhak 95
 Dimant, Ita 165
 Diner, Dan 46, 333
 Dobroszycki, Lucjan 31
 Dreyfus, Lucien 312
- Edelman, Marek 254 f.
 Emmelius, Caroline 44
 Engelking, Barbara 37, 46
 Engliszer, Daniel 292 f.
 Epsztejn, Tadeusz 30
- Farbstein, Esther 39
 Feld, Szlomo 294-298
 Feldman, Dina 38
 Fidelseid, Stella 329
 Fischer, Ludwig 19
 Fogel, Harry 278
 Freise, Fridrun 44
 Friedländer, Saul 34
 Friedman, Philip 35
 Fritzsche, Peter 25
- Garbarini, Alexandra 24, 226, 312
 Glazer, Jakub 81 f., 87, 89
 Glehn, Karl 21
 Goldbarth, Dorothea 71, 116, 170
 Goldbarth, Gertrud 70, 117, 155, 170
 Goldbarth, Rudolf 70, 116, 160, 170,
 221, 264, 282
 Goldbarth, Ruth 70-72, 107, 116-119,
 121 f., 125-127, 131 f., 135 f., 144-146,
 151-157, 159, 163-171, 174, 192-198, 202,
 211, 221, 247, 250, 264, 282
 Goldberg, Amos 28
 Goldberg, Lilli 155, 163 f., 193 f.
 Goodfriend, Isaac 161-163, 182, 237
 Gringauz, Samuel 34
 Grossman, Mendel 56
 Gutman, Israel 37

- Hadasi, Yisrael 160
 Hadrian, römischer Kaiser 309
 Haman, biblische Figur 309
 Hapstein, Hannah 92
 Haumann, Heiko 41
 Heller, Celia S. 40f.
 Heydrich, Reinhard 18-20
 Hilberg, Raul 23
 Hitler, Adolf 109f., 126, 136, 191f., 276
 Huberband, Szymon 30, 32, 63f., 80-94, 96-99, 123, 161, 257
 Hurwicz, Leon 200

 Jurandot, Jerzy 253f.

 Kamlah, Ferdinand 194
 Kaplan, Chaim Aron 66f., 74, 102f., 108-111, 123-127, 129, 149f., 156-158, 174, 178-185, 192, 198f., 216, 224-226, 305f., 309, 312-321
 Kermish, Joseph 30, 38
 Klein, Peter 36
 Koniński, Nusen 183
 Korczak, Janusz 57-60, 62, 66, 74, 108, 136f., 148f., 186-188, 199, 226f.
 Kosmala, Beate 38

 Landau, Cecilie 69
 Lehnstaedt, Stephan 17
 Lejeune, Philippe 25
 Leociak, Jacek 26f., 37
 Leßau, Hanne 25
 Lewin, Abraham 106f., 111f., 133f., 136, 173, 185f.
 Lewin, Celina 173
 Linksman, Laja 291
 Lipszyc, Abram 230, 231, 233, 261
 Lipszyc, Chanusia (Hannah) 217, 219f., 223, 251
 Lipszyc, Cypora (Cipka) 218f., 230f., 235
 Lipszyc, Estusia (Ester) 217, 219, 221-223, 236
 Lipszyc, Minia (Mina) 217, 219-221, 223
 Lipszyc, Rywka 64, 216-224, 226-232, 234-237, 239f., 247-251, 261, 305, 320f., 328
 Lipszyc, Tamara (Tamnarcia) 222, 230, 233, 261
 Löw, Andrea 36, 107
 Löw, Martina 46

 Marcus, Joseph 40f.
 Marder, Karl 203
 Margulies, Marcus 139
 Mickiewicz, Adam 160
 Mohns, Otto 148
 Moos, Peter von 44f.
 Müller, Bruno 203f.

 Nałkowska, Zofia 243
 Nebukadnezar 305
 Nissenbaum, Helen 45

 Orenbach, Bela 283, 287, 289
 Orenbach, Lutek 21, 32, 70f., 113-116, 118f., 135f., 158-160, 171, 206, 207-213, 260f., 281-291, 301
 Orenbach, Mutter 289
 Orenbach, Vater 289

 Peretz, Isaac Leib 246
 Piłsudski, Józef 49, 191f.
 Polit, Monika 40
 Proust, Marcel 242

 Reich-Ranicki, Marcel 70f., 196f., 274
 Reiser, Daniel 305
 Ringelblum, Emanuel 29, 63, 66f., 174, 225
 Rode, Józef 178
 Rosenfeld, Oskar 68f., 175-178, 229, 231f., 234, 255-257, 259f., 300
 Rössler, Beate 44f.
 Rozenchwajg, Golda 298
 Rozenchwajg, Hersz 298
 Rubin, Henryk 36

- Rumkowski, Mordechai Chaim 30, 32, 36 f., 40, 69, 121, 139, 200, 256, 270, 274, 300, 321
- Rüthers, Monika 41
- Ryterband, Abram 171
- Ryterband, Golda 171
- Ryterband, Roman 171
- Ryterband, Stasiek 171
- Rzędowska, Anna 38
- Sakowska, Ruta 30, 37, 52, 133
- Schopenhauer, Arthur 245
- Schuster, Frank 41
- Schwara, Desanka 41
- Segal, Moshe Menachem 64
- Selbiger, Alfred 146
- Selbiger, Hanne 146
- Selver-Urbach, Sara (Surcia) 226-228, 230, 232, 234 f.
- Shapiro, Elimelekh 89, 261
- Shapiro, Gitl 92
- Shapiro, Kalonymus Kalman 61-63, 66, 74, 91-93, 96, 261, 303-312, 317, 319, 321
- Shapiro, Robert M. 30
- Sierakowiak, Dawid 68, 95-99, 103-106, 112-114, 116, 118, 120, 126, 128-130, 132-134, 137 f., 174, 188-190, 239 f., 244-247, 261, 264-282, 285 f., 290 f., 293, 298 f.
- Sierakowiak, Majlech 96 f., 103, 120, 128 f., 134, 189 f., 246, 264, 266 f., 270 f., 273 f., 277-279, 293, 298
- Sierakowiak, Natalia (Nadzia) 103, 138, 188, 190, 246, 264, 269, 272, 274, 278 f., 298
- Sierakowiak, Sura 103, 112 f., 128, 132 f., 265, 273-278
- Singer, Isaac B. 55, 73 f.
- Singer, Joshua 73
- Singer, Oskar 68 f., 200 f., 229, 231 f., 234
- Ślapakowa, Cecylia 29, 176, 257-259
- Steuer, Janosch 25
- Stobnicki, Jakob 291 f.
- Szac-Wajnkranz, Noemi 150, 153 f.
- Szajn-Lewin, Eugenia 11
- Szajnzyczt, Chaja 294-298
- Szajnzyczt, Chawa 295-297
- Szajnzyczt, Dawid 295 f.
- Szereszewska, Stefania 171-173
- Tolstoi, Leo 250
- Trunk, Isaiah 36
- Ventzki, Werner 203 f.
- Warren, Samuel 323
- Wattenberg, Mirjam 65, 67
- Wertheimer, Peter 261-263
- Wiernikówna, Fiela 99
- Wulf, Joseph 36
- Zajac, Jakub 314
- Zbyszewski, Karol 243